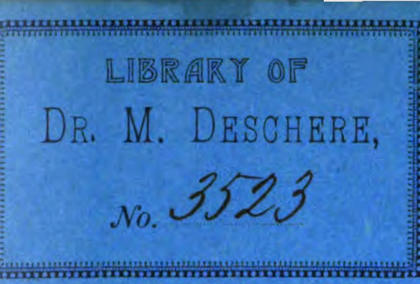
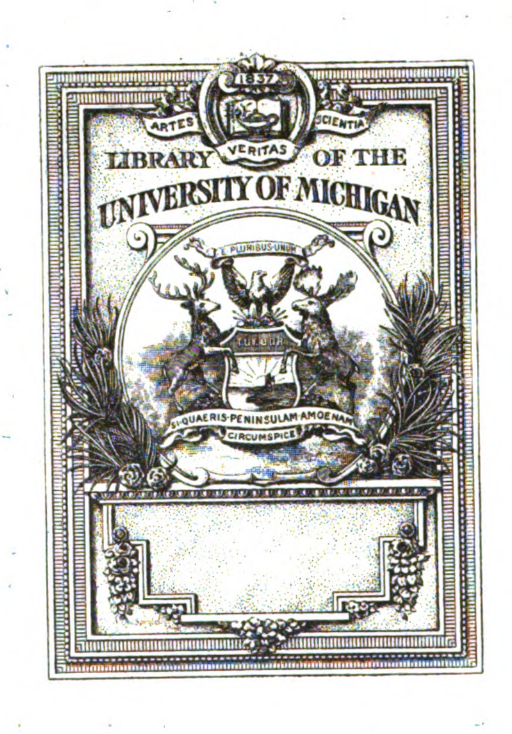
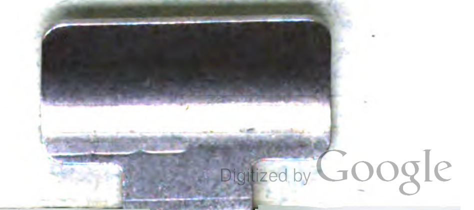








Zeitschrift

des

Berliner

Vereines homöopathischer Aerzte.

Herausgegeben

von

Dr. Windelband und **Dr. Sulzer,**

praktischen Aerzten etc. zu Berlin.

Dritter Band.

BERLIN.

VERLAG VON OTTO JANKE.

1884.

Inhaltsverzeichniss.

Erstes bis fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Namen- und Sachregister.

(Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahl.)



---

*) Die Hinweisungen auf Hahnemann sind nach Schlagworten geordnet.



ERSTER THEIL.

Die Entstehung der Homöopathie.

Hahnemann's Verdienste in der Chemie und Pharmacie.

Der Zustand der Chemischen Wissenschaft zur Zeit des Auftretens Hahnemann's war in kurzen Zügen folgender:

Bis zu Lavoisier's Entdeckungen hatten die Lehren von Joh. Joach. Becher (1635—1682) und G. E. Stahl (1660—1734), besonders in der Lehre vom Phlogiston, für die Chemisten eine grundlegende Bedeutung. Ein eifriger Anhänger von ihnen war Neumann, Professor der Chemie an der Berliner Akademie. In seinem Buche über medicinische Chemie 1756[1]) schreibt er: „Dass die Erde das erste Grundprincip sei, woraus alle Dinge entstanden und hervorgebracht worden, erhellet auch aus der Beschreibung der Schöpfung in der Bibel, da es heisst: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, und des Wassers gar nicht erwähnt wird.“ Das Wasser ist nichts als eine von der Wärme flüssig gemachte durchsichtige Erde, die man Eis nennet. Es besteht aus 4 Elementen. (ib. II. 399). 3 Erden giebt es, eine terra vitrescens, woraus (mit Wasser das principium salinum uud acidum universale entsteht) eine terra mercurialis und eine terra sulfurea oder inflammabilis. Becher ist der Erste, dem die Eigenschaften des principium inflammabile bekannt geworden. Stahl hat die Becher'sche Theorie erklärt und in grösseres Licht gesetzt; er nannte das brennbare Princip Phlogiston. Ohne Dieses kann nichts brennen in der Welt. (ib. II. 979 u. f). Schwefel bestand also aus Schwefelsäure und Phlogiston; Phosphor war zusammengesetzt aus Phlogiston und Phosphorsäure etc. Dieses

[1]) Züllichau 1756, als 2. Auflage, Bd. 2. Vorbericht; er selbst starb 1737.

Werk Neumann's genoss ein grosses Ansehen, wurde ins Englische übersetzt und in deutschen Auszügen einem grösseren Publikum zugänglich gemacht.

Obgleich Neumann zu Hahnemann's Zeiten[1]) noch oft als Autorität genannt wird, so hatte man doch einige Fortschritte gemacht, aber 1783 hielt es Dahlberg, Präsident der Akademie zu Erfurt, noch für nöthig, genaue Versuche darüber anzustellen, ob sich das Wasser in Erde verwandele.[2])

Selbst Alchymisten gab es noch. 1784[3]) wurde noch gesprochen von „der Hoffnung unserer Alchymisten, unter denen sich viele unglaublich unwissende Personen befinden."

Die grosse Schwierigkeit bei den chemischen Untersuchungen bestand darin, dass man noch wenig oder keine „einfachen" Körper kannte und annahm, auf welche die Bestandtheile zurückgeführt werden konnten. Heute fragt der Chemiker, aus welchen bekannten Elementen ist dieser oder jener Stoff zusammengesetzt, in jener Zeit suchte man noch nach dem „Grundwesen" der Körper, man frug, „welches unbekannte Etwas steckt darin?" Einige Beispiele werden die grosse chemische Verwirrung jener Zeit veranschaulichen.

Der berühmte Scheele, Apotheker zu Köping in Schweden,[4]) forschte 1787 nach dem Färbstoff im Berliner Blau; dieselben Bemühungen findet man noch 1796 (ib. I. 45.) Morveau spricht 1787 von der Lichtmaterie und dem „leuchtenden Stoff" im Phosphor.[5]) 1789 „entdeckt" der tüchtige Chemiker Westrumb (ib. 1789 Vorbericht) die Essigsäure als die Grundlage aller übrigen Pflanzensäuren; ebenso glaubt De la Metherie (ib. I. 276), dass man die vegetabilischen Säuren auf eine einzige zurückführen könne. 1790 sah Westrumb die Phophorsäure als das letzte Resultat der Zerlegung der Pflanzensäuren an und frug:[6]) „Sollte wohl Phosphorsäure in der Salpetersäure verborgen liegen?" 2 Jahre vorher[7]) hatte er dieselbe Säure im Berliner Blau gefunden. „Ich halte die brennbare Luft", schrieb

[1]) Z. B. im neuen Edinburger Dispensatorium übers. von Hahnemann 1797 und 1798.

[2]) Neue chemische Versuche, um die Aufgabe aufzulösen: Ob sich das Wasser in Erde verwandeln lasse. Erfurt 1783. 4.

[3]) Crell's chemische Annalen I. 236.

[4]) Crell's chem. Annalen I. 184.

[5]) ib. II. 243 und II. 460.

[6]) ib. I. 434.

[7]) ib. 1788 I. 148.

er 1791,[1]) „für sehr componirt und aus Phlogiston, Wärme, Wasser, Phosphorsäure etc. zusammengesetzt.“ „Dass die gemeine Salzsäure nach Herrn Kirwan's Theorie aus der eigenthümlichen Basis, Phlogiston, und der bestimmten Menge Luftsäure (Kohlensäure) bestehe, lässt sich wohl theoretisch erklären,“ schrieb ein Chemiker 1789. (ib. II. 136). Prof. Winterl machte in derselben Zeit Untersuchungen bekannt (ib. S. 221), wonach „Kupfer besteht aus Nickel, Reissbley, Kieselerde und einem durch das Sieden entgehenden Stoffe, der Reissbley, Kieselerde und Luftsäure in der alkalischen Lauge verbindet.“ Derselbe wandelte Salzsäure in Salpetersäure um. (ib. S. 319). Prof. Vogt kennt noch 1795[2]) einen erdigten, einen wässerigen, einen luftigen, einen sauren, einen alkalischen etc. Grundstoff. Lowiz, Oberapotheker und Lehrer der Chemie in Petersburg, entdeckte 1793[3]) „in der allerreinsten Essigsäure wahre Entzündbarkeit und schied durch zündendes Salzgas Phosphorsäure daraus.“

Folgendes Bruchstück aus einer ausführlichen Tabelle des Prof. Gren über chemische Verwandtschaften, vom Jahre 1791[4]), möge hier eine Stelle finden: (Man hatte Verwandtschaften auf nassem Wege und solche auf trocknem Wege).

	Feuer.	Luft.	Wasser.	. . .	Harz.	Gummi.	Weingeist.
Feuer.	An-häufung.	Phlogistisirte Luft.	Luftförmiger Dunst	. . .	Kohle.	Kohle.	Dampf.
Luft.	Verbrennung.	An-häufung.	Durchdringung. Dunst.	. . .	Asche.	Asche.	
Wasser	luftförmiger Dunst.	Wasser mit fixer Luft (Kohlensäure).	An-häufung.	. . .	—	Auflösung.	Branntwein.

[1]) ib. I. S. 146.

[2]) Trommsdorff's Journal der Pharmacie II. St. I. S. 187.

[3]) Crell's Annal. I. S. 220 und 223. — J. Fr. Gmelin, Gesch. d. Chemie Göttingen 1799 III. S. 391.

[4]) Monro's Arzneimittellehre, übers. von Hahnemann, am Schluss.

Demnach gab also Feuer mit Luft=Phlogistisirte Luft; Luft mit Wasser=Durchdringung, Feuer mit Gummi=Kohle etc.

Diesem Umherfahren war der grosse Lavoisier bestimmt, ein Ende zu machen, nicht ohne die heftigste Opposition und lange Gegenwehr der Phlogistiker.

Der Kampf um das Phlogiston fällt in die Zeit der chemischen Arbeiten Hahnemann's. 1770 zeigte Lavoisier, dass sich Wasser nicht in Erde verwandele, vielmehr aus Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt sei. 1774 bewies er, dass die Zunahme des Gewichts, welche die Metalle beim „Verkalken" (Oxydiren) erfahren, von dem „Einschlucken" von Luft herrühre. 1777, 1780 und 1783 veröffentlichte er seine, mit einer bis dahin ungekannten Exaktheit und vermittelst grossartiger Apparate ausgeführten Untersuchungen, welche darthaten, dass der Zuwachs an Gewicht beim Verbrennen des Phosphors und Schwefels so viel beträgt, als die Luft abgenommen hatte, worin das Verbrennen geschehen war. Er nahm an, dass der Bestandtheil der Luft, welcher an die verbrannten Stoffe überging, auch der gemeinschaftliche Bestandheil aller Säuren sei; daher nannte er ihn Oxygene, was die Deutschen mit Sauerstoff übersetzten, den Priestley und Scheele kurz vorher als eine besondere Luftart (dephlogistisirte Luft) entdeckt hatten.[1])

In Crell's Annalen kamen die Parteien für und wider die bisherigen Grundansichten in der Chemie zum Wort: 1784, also 14 Jahre später, las man (I. 95.): „Lavoisier und Landriani sollen die entzündbare (Wasserstoff) und die dephlogistisirte (Sauerstoff) Luft in Wasser verwandelt haben," was von Cavendish bestätigt wurde. (ib. I. 479).

1786 sieht man die berühmten Kirwan, Cavendish und Scheele gegen Lavoisier auftreten, welcher die Existenz des Phlogiston bestreitet.[2]) 1787: Preisfrage der Akademie zu Orleans: Ist das Wasser eine zusammengesetzte Substanz oder ist sie einfach und ein Element? (I. 288). — Prof. Hermbstädt in Berlin spricht gegen die Wasserzersetzung Lavoisier's und hält Sauerstoff für den uranfänglichen Stoff des Feuers (I. 296) — De la Metherie ist gegen Lavoisier's Versuche, „welche die ältere Ansicht nicht vernichten.[3])" — Kirwan (II. 156) in Dublin, und Dollfuss (II. 162) in London nehmen das Phlogiston in Schutz.

---

[1]) Vergl. Gmelin l. c. III. S. 279 und f.

[2]) ib. St. 4. S. 37.

[3]) I. 532 und II. 332.

Letzterer spricht von der „meisterhaften Vertheidigung des Phlogiston von Seiten Kirwan's gegen die bereits zur Mode gewordene Theorie des Herrn Lavoisier." — Die Chemiker Morveau, Bertholet, Fourcroy, Mongez, de la Place, Vandermonde, Cousin, le Gendre, Cadet und Hassenfratz versammeln sich drei Monate hindurch, 3 mal in der Woche bei Lavoisier in Paris, um die neuen Kunstwörter und neue chemische Zeichen festzusetzen, „durch welche, wie bei der Geometrie, sich die Gelehrten aller Nationen unter einander verstehen können." Die Resultate werden der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris vorgelegt. (ib. II. 58).

1788: Priestley (II. 49. 50) tritt für das Phlogiston und gegen die Wasserzerzetzung auf. — Lavoisier (II. 51) hat phlogistisirte (Stickstoff) und dephlogistisirte Luft durch den electrischen Strom in Salpetersäure verwandelt. — De la Metherie schreibt: (II. 139) „Das Phlogiston hat noch in Kirwan und Priestley und dem grössten Theil der Naturkündiger seine Freunde. Die neue Nomenclatur (Lavoisier's und seiner französ. Anhänger) verwirft man allgemein." — Lavoisier (II. 262) giebt ein Mittel an, die Wirkung des Feuers bei der chem. Arbeit zu verstärken, durch Sauerstoff. — Tabelle von demselben „über die Menge des Säurestoffs, der sich mit verschiedenen Metallen bey ihrer Auflösung in Säuren und bei ihrer Fällung durch einander vereinigt." (II. 464). — Vom Phlogiston rührt nach Ansicht des Hofapotheker Rückert in Ingelfingen das Grün der Pflanzen her. (II. 513). — Eine Preisfrage der Akademie zu Kopenhagen verlangt die Zerlegung der phlogistischen Luft (Stickstoff) und „ob die phlogistische Luft durch die Detonation das Phlogiston verliere." (II. 479).

1789: Prof. Klaproth: (I. 11) „Ich reducirte weissen Braunsteinkalk, welchen ich aus der Auflösung in phlogistisirter Salpetersäure durch Weinsteinalkali niedergeschlagen hatte, in einem Tiegel und erhielt einen König von feinkörnigem Gefüge. Kaum hatte ich ihn vom anhängenden Kohlenstaube befreyet und in einer offenen Tasse auf Papier gelegt, als ich einen deutlichen Geruch nach inflammabler Luft bemerkte . . . am 3. Tage noch bemerkte ich das aus ihm entweichende Phlogiston durch den Geruch." — Crell schreibt (ib. Vorbericht S. 2): Westrumb hat die Entdeckung gemacht, dass fast alle Metalle in dephlogistisirter salzsaurer Luft mit Funkensprühen sich entzünden und damit einen neuen sehr starken Beweis für das Phlogiston gegeben. — Die Phlogistiker bewiesen im weiteren Verlauf des Kampfes, dass nicht alle Säuren



Sauerstoffverbindungen seien und benutzten dies als Waffen gegen Lavoisier. Metalloxyde sahen sie mit Kohle, also mit „Brennbarem“ wieder zu Metall werden. Dieses hatte also aus der Kohle wieder Phlogiston aufgenommen, welches es als Oxyd verloren hatte.

Lavoisier: „Leute, die der Welt weiss zu machen suchen, dass alles, was neu ist, nicht wahr und alles was wahr ist, nicht neu ist, haben sich viel darauf zu Gut gethan, bei einem alten Schriftsteller den Keim meiner Entdeckung zu finden.“ (ib. II. 149)

1790: Hahnemann (II. 52) ladet zu Untersuchungen zur Entscheidung der Frage ein. — Störung der Arbeiten der französ. Chemiker durch die Revolution.

1791: Crell schreibt (ib. Vorbericht): Herr Lowiz hat die Zweifel gegen die dephlogistisirende Eigenschaft der Kohle gerettet, sowie Wiegleb in seiner Schutzschrift das Phlogiston, (worin dieser (II. 387—469) Lavoisier falsche Behauptungen in den Mund legt.) — Kirwan (ib. I. 425) meldet, dass er anjetzt das Stahl'sche System vom Phlogiston aufgegeben habe. — Prof. Gren (II. 56): „Ein Hauptgrund, der mich gegen das Lavoisier'sche System abgeneigt macht, ist der, dass er den Fortschritten der Naturwissenschaften Hindernisse entgegensetzt.“

1792: Crell (ib. Vorbericht) sagt: Die Lehre vom Phlogiston theilt die Chemisten in 2 Parteien; er hebt die Schwierigkeit hervor, die ganze chemische Denkungsart umzuändern. — Westrumb (I. 1) spricht vom System der Gasisten, um durch das Wort Phlogiston nicht zu reizen. — Hofrath Herrman schreibt (II. 44): „Mir ist die entzündliche Luft ein Compositum aus Phlogiston, Feuer, Luft, dem feinsten Wasserdunst und, wenn sie aus Metallen gezogen ist, aus etwas aufgelöstem Metall.“ — Hermbstädt (II. 210 u. f.) sagt: „Stahl, dieser scharfsinnige, philosophische Arzt würde, lebte er jetzt, vielleicht einer der ersten sein, welcher seinen Grundsätzen entsagte . . . nicht so denken ein Wiegleb, Westrumb, Gren, Gmelin, Crell . . . Wichtig ist der Uebergang eines Kirwan und Klaproth, die vordem eifrige, öffentliche Vertheidiger des Phlogiston waren“ Die Professoren Hermbstädt, Klaproth und Karsten stellen Versuche über das Oxygen an, die Lavoisier günstig sind. (II. 387). — Preisfrage der Akademie in Harlem über die Natur des Feuers. (II. 480).

1793: Preisfrage aus Göttingen „über die Zusammensetzung des Wassers“ (I. 287). Hermbstädt zeigt A. v. Humboldt in der

Berliner Hofapotheke Versuche, die für Lavoisier sprechen. (I. 303). Dieser eifrigste Vertheidiger Lavoisier's in Deutschland klagt: „Ich vertheidigte die neuen Lehrsätze nicht selten auf Kosten meiner Ehre und meines guten Namens, denn man hing mir mehr als einmal die Ehrentitel Sudler, Schwachkopf, Proselytenmacher, antiphogistischer Schreier an, man lese die Salzburger mediz. chir. Zeitschrift und mehrere periodische Schriften.“ (II. 480)

Prof. Gren (I. 31) erklärt, wenn man aus dem Quecksilberoxyde Sauerstoff erhielte, so wolle er keinen einzigen Versuch weiter machen und es für Wahrheit halten, dass er zum Scheidekünstler gänzlich verdorben sei. — Bald nahm derselbe trotzdem das neue System an.

Das Jahr 1794 sah bekanntlich den verdienstvollen Lavoisier elend zu Grunde gehn. Zur Herbeischaffung von Mitteln für seine ausgedehnten und kostspieligen Untersuchungen hatte er eine Generalpächterstelle angenommen; deshalb von dem blutdürstigen Robespierre zur Rechenschaft gezogen, musste er sein mächtiges Haupt am 8. Mai unter die Guillotine beugen Doch sein der Chemie eingehauchter Geist lebte und wirkte fort; die Reihen der Phlogistiker wurden von Jahr zu Jahr lichter, die Zahl der Lehrbücher der Chemie „nach antiphlogistischem System“ immer grösser, obgleich unter vielen Andern Priestley noch im Jahre 1796 gegen seine Theorie auftrat [1])

1799 constatirte Gmelin,[2]) dass das System Lavoisier's von dem grösseren Theil der Scheidekünstler angenommen sei.

Hahnemann trat als Chemiker auf, ohne dass er einen besonderen Unterricht gegenüber andern Aerzten genossen oder vorher Assistent in einem Laboratorium gewesen wäre. — Er war Autodidakt.

Im Jahre 1784 übersetzte er Demachy's

„Laborant im Grossen oder Kunst, die chemischen Produkte fabrikmässig zu verfertigen“. 2 Bände.

Demachy war einer der ersten Chemiker jener Zeit, Mitglied der Akademien zu Paris und Berlin. Die Akademie in Frankreich veranlasste die Herausgabe dieses Werkes, weil die besprochenen chemischen Fabrikationen zum grössten Theil von den einzelnen

[1]) Crell's Annal. 1798. II. 308 und 376 u. f.

[2]) Gesch. d. Chem. III. S. 278.

Fabrikanten, namentlich den Holländern, als Geheimnisse behandelt wurden; man wollte nun die fabrikmässige Darstellung in Frankreich einführen. Dies war ein dringendes Bedürfniss, ebensowohl für Frankreich als für Deutschland und eine verdienstvolle That Hahnemann's, dass er seinen Landsleuten die gegebenen Vorschriften nicht allein zugänglich machte, sondern durch zahlreiche, verbessernde und ergänzende Anmerkungen die Brauchbarkeit des Buches noch erhöhte. Nach Beendigung seiner Uebersetzung erschien bereits eine Uebertragung von dem Chemiker Dr. Struve in Bern, ebenfalls mit Zusätzen; Hahnemann fügte seiner Uebersetzung die Bemerkungen Struve's noch bei, nicht ohne auch diese einer Besprechung zu unterziehen.

Die Beschaffenheit der Chemikalien und die Begriffe von ihrer Zusammensetzung waren vielfach noch sehr dürftige, wie aus dem Werke hervorgeht. So wird, um nur wenige Beispiele zu nennen, (I. 54) von einem vortrefflichen blauen Scheidewasser gesprochen, das durch Destillation von Arsenik und Salpeter mit gleichen Theilen Wasser gewonnen wurde. Jede Salpetersäure „zog sich auf weiss", d. h. bei der Auflösung des Silbers darin entstand ein weisser Niederschlag von der beigemischten Salzsäure (I. 62). Nach der Dichtigkeit dieses Niederschlages wurde die Reinheit der Salpetersäure abgeschätzt. Areometer zum Messen der Stärke der Salzsäure hielt Demachy für unmöglich (I. 115). Solche unreine Salpetersäure musste freilich wie Königswasser wirken und so sieht noch (I. 55) der tüchtige Chemiker Struve Gold sich ausscheiden aus einer „Silberlösung". (Hahnemann nennt diese Ansicht „alchemistische Grillen".) Demachy theilte das Scheidewasser ein in solches, welches bloss mit Salzsäure gemischt ist, und in solches, welches ausserdem noch Vitriolsäure enthält (I. 66).

Zur Potasche setzte man Kalk, um ihr die „Fettigkeit" zu nehmen (II. 39 u. 40), machte sie also zum Theil kaustisch. Nach Demachy enthält die Potasche um so mehr vitriolisirten Weinstein (schwefelsaures Kali), je älter sie ist; so wäre also aus Kohlensäure Schwefelsäure geworden. Man verkaufte noch Wegebreitsalz, Wermuthsalz, Enziansalz, Tausendgüldenkrautsalz (II. 39 u. 40).

Glaubersalz wurde mittelst des theuren Alauns bereitet; Salzsäure war theurer, als selbst die theure Schwefelsäure (II. 32).

Man verkaufte verwittertes Ebsomsalz (Bittersalz) statt Seignettesalz (weinsaures Natron-Kali) (II. 47).

Milchzucker bestand nach Hermbstädt aus 1 Th. Kalkerde und 3 Th. Zuckersäure (II. 77).

Wiegleb hat bewiesen, sagt Struve, dass die schöne rothe Farbe des Zinnobers von der fetten Säure herrührt, die er aus dem Feuer zieht (II. 143).

Demachy glaubt, dass im rothen Präcipitat der „corrosive Theil“ der Salpetersäure zurückgehalten sei (II. 162).

Zu dieser Verwirrung trat hinzu eine weitgehende Verfälschung und engherzige Geheimnisskrämerei. Besonders die Holländer wurden dieserhalb angeklagt. Die ätherischen Oele wurden mit Terpenthinöl, Kopaivabalsam etc. verfälscht (I. 241. 242), man setzte Blei zum Zinnober (II. 143), Arsenik zum Sublimat (II. 146). Die Bereitung des weissen Präcipitates wurde geheim gehalten (II. 165). Die Bleibereitungen waren ebenso viele Geheimnisse als Fabriken existirten. Mennigesorten wurden mit Ziegelmehl und Kalkothar (auch Küchenroth oder Caput mortuum genannt = Eisenoxyd) verfälscht. Das holländische Bleiweiss war ein Gemisch von 1 Theil reinem Bleiweiss und 1—3 Theilen Kreide (II. 194). Aus der Grünspanbereitung machte man noch ein grosses Geheimniss (II. 200); auch ihre Art der Essigbrauerei hielten die Holländer geheim (II. 196).

„Von undenklichen Zeiten her,“ sagt Demachy, „ist es eine und dieselbe Familie, die den Borax verfeinert; eine andere, die den Sublimat bearbeitet und so ferner“ (II. 217).

Die Holländer haben seinem Beobachter nicht gestehen wollen, worin das Wesen der Boraxreinigung bestehe (II 97), er spricht ferner von Spiessglanzfabriken, die unzugänglich waren etc.

Hahnemann zeigt in seinen Anmerkungen eine erstaunliche Kenntniss in allen Fragen, die irgend wie mit dem Inhalt des Buches zusammenhängen. Erschöpfend ist seine Literaturkenntniss bei allen Gegenständen. Er bringt z. B. 10 Autoren über die Antimonialbereitung (II. 129), und fügt eine Reihe Schriftstellen hinzu über Blei (II. 175), Quecksilber (II. 172), Campher (I. 254), Bernsteinsäure (II. 82), Borax (II 91) etc.

Da Demachy bemerkt, dass ihm kein Werk über Verkohlung des Torfs bekannt ist, führt Hahnemann deren 6 an (I. 76); da Demachy von einem seltenen italienischen Buche spricht, theilt Hahnemann Näheres darüber mit (I. 6); da Demachy von einem französischen Scheidekünstler meldet (I. 233) ohne Namensnennung, fügt Hahnemann Namen und Schrift hinzu. Demachy erwähnt „einen berühmten deutschen Arzt“, Hahnemann weiss Namen, Schrift

und Stelle anzugeben und so an vielen Orten.[1]) Wo Demachy eine Erfindung berührt, erzählt Hahnemann die Geschichte derselben ausführlicher.[2]) An zahlreichen Orten giebt er nähere Auskunft zum besseren Verständniss des Vorgetragenen und erklärt die chemischen Vorgänge genauer.[3])

Gross ist auch die Zahl der Anmerkungen, in denen Hahnemann Irrthümer, Fehler verbessert.[4])

So sind denn seine Anmerkungen (auf beinahe jeder Seite) einem eigenen Werke gleich zu achten. Dass er ausser in der Botanik und Zoologie auch in der Physik und speciell in der zur Sprache kommenden Technik über alle wünschenswerthen Kenntnisse verfügte, sollen einige Beispiele zeigen.

Bei der Destillation beweist er (I. 200) durch Berechnung, dass die damals gebräuchlichen Schlangenröhren eine mangelhafte Abkühlung bewirkten, gegenüber dem Hut über der Blase. Jetzt sind die Schlangenröhren in den pharmaceutischen Laboratorien abgeschafft, nebenbei auch wegen des schwierigen Reinigens, welches schon Hahnemann betonte (I. 202). Ueber das Areometer[5]) spricht er mit grosser Sachkenntniss und Erfahrung, und zeigt hierin seine Ueberlegenheit über Demachy und Struve. Er bildet auch ein von ihm verbessertes Areometer ab.[6])

Demachy rieth bei schlechtem Luftzug unter Anderm auch tüchtiges Blasen mit dem Munde, um das Feuer zu verstärken. Hahnemann bemerkt dazu (I. 34): „Dem kann man überhoben seyn, wenn man entweder die in der Galere befindliche Ursache des verhinderten Zugs aus dem Wege zu räumen sucht, oder, wenn sich nichts weiter vorfindet, alle Oeffnungen des Laboratoriums, eine Thür oder ein Fenster ausgenommen, verschliesst, besonders aber über das Rauchloch der Galere eine blecherne 4 bis 6 Fuss hohe Röhre aufsetzt und mit Leim verklebt; denn nun kommt der eingehende und ausgehende Zug in verschiedene Höhen der Luftsäule, und der Zug wird mehr als durch Stroh, Blasebalg oder gar durch Blasen mit dem Munde befördert."

Hahnemann verbessert Demachy's Irrthum über die Scharlach-

---

[1]) cf. II. 41. 66. 186. 199. I. 249 u. a.
[2]) II. 44. I. 143. etc.
[3]) I. 16. 17. 22. 31. 62. 86. 130. 186. 237. 267. 279. etc.
[4]) I. 55. 101. II. 44. 48. 115. 121. 122. 145. 180. 181. 187. 192. 211. etc.
[5]) I. 281—282. 288—296.
[6]) I. Taf. 4. Fig. 6.

färberei (I. 69—70), desgleichen Struve's Irrthum bei der Kupferstecherei. Zahlreich sind seine Vorschriften für den Maurer[1]), für den Töpfer, z. B. (I. 11) zu besonderen Retorten, wozu Hahnemann die Masse angiebt, wie er auch die nöthigen Kitte für verschiedene Zwecke genau kennt.[2]) Ueber die Art, wie der Feuerheerd, wie die Roste zu bauen, ob aus Eisen oder Thon, in welcher Höhe etc., wie das Feuer zu reguliren, ob Retorten mit langen oder kurzen Hälsen, oder ob Vorlagen oder Vorstösse anzuwenden sind — über alles Dieses giebt Hahnemann genaue Anweisungen.

Er kennt genau das Vorkommen und die Fabrikation von Chemikalien in andern Ländern.[3]) So verbessert er (I. 21) Demachy betreffs der Alaune in Russland, Schweden, Deutschland, Italien, Sicilien und Smyrna. Sehr ausführlich (I. 25. 26) spricht er über die Steinkohlen und Coaks in England und im Saarbrückenschen. Wiederholt und lebhaft tritt er für den Gebrauch der Steinkohlen ein,[4]) gegen welche damals noch allgemeine Vorurtheile bestanden, und weist auf den zunehmenden Holzmangel hin. Später, 1787, veröffentlichte er eine besondere „Abhandlung über die Vorurtheile gegen die Steinkohlenfeuerung". 1787 berichteten Crell's Annalen als Neuigkeit (I. 288): „Zu Creusot in Bourgogne besorgt man das Schmelzen und Raffiniren des Eisens sehr im Grossen durch Steinkohlen, Charbon de terre, die man vorher brennt."

Auch manche Verbesserungen und Entdeckungen streut der Uebersetzer ein z. B.: Eine besondere Art (I. 49—53) Scheidewasser zu „brennen" in einem continuirlichen Ofen, dessen Retorten nicht zersprangen, während bei der gewöhnlichen, auch von Demachy erwähnten Einrichtung, gewöhnlich 5, 6 und mehr Retorten schadhaft wurden, und bei weit grösseren Kosten der Betrieb unterbrochen werden musste

Er schlägt eine Methode vor (I. 60), den Salpeter vor der Destillation zur Salpetersäureerzeugung vom Kochsalz zu reinigen, um die Verunreinigung mit Salzsäure zu verhüten.

Hahnemann führt ferner ein neues Reagens auf Salzsäure ein. Das schon bekannte Verfahren mit Höllenstein konnte ja auch auf Schwefelsäure zeigen, wenn diese in gewisser Concentration zugegen war, indem also schwefelsaures Silber niederfiel. Freilich konnte

[1]) I. 4. 30. 31. 39. 171. 174—176.
[2]) I. 81. 84. 99. 154.
[3]) II. 12. 29. 32. 81. 98. 176. 183. 184 etc.
[4]) I. 25. 27. 180 etc.

dem leicht abgeholfen werden durch Verdünnen der Flüssigkeit. Das Hahnemann'sche Reagens war eine Lösung von schwefelsaurem Blei; es fiel also nur Chlorblei, und die schwefelsauren Verbindungen blieben gelöst (I. 63). Die zu Grunde liegende Idee wird noch heute im Gipswasser bei der qualitativen Analyse angewendet, um Kalk von Baryt und Strontian zu unterscheiden. Zugleich giebt Hahnemann die Anleitung zur quantitativen Bestimmung des Niederschlages.

Dieselbe Idee benutzt Hahnemann zu einem neuen Reagens auf Schwefelsäure, nämlich Chlorbleilösung, da das bisherige („einige Tropfen Quecksilberauflösung") auch Salzsäure anzeigte, wenn diese in stärkerer Concentration zugegen war. Doch fügt er seinem Verfahren auch noch ein anderes neues, unlängst von Scheele entdecktes Erkennungsmittel bei, Baryt (I. 64).

Ferner macht Hahnemann auf die Menge der Magnesia in den Mutterlaugen der Salzsiedereien aufmerksam, und zeigt ein Mittel, sie auszuscheiden. Später[1]) kommt Hahnemann darauf zurück; in Crell's chem. Annalen[2]) sieht man, dass seine Idee die Aufmerksamkeit der Chemiker erregt hatte. Magnesia war damals noch wenig gekannt. Prof. Neumann's Werk über die medicinische Chemie[3]) erklärte 1756 die Entdeckung der Magnesia alba noch für einen „Schwindel", sie selbst für „ausgemergelten Kalk".

Eingehende Untersuchungen wurden von Hahnemann angestellt[4]) über die Krystallisation, über die Löslichkeit der Salze bei verschiedener Temperatur und über die Möglichkeit, dieselben durch Krystallisation zu trennen; dabei gibt er manchen nützlichen Wink zur Ermittelung der Verunreinigungen.

Besonders zahlreich[5]), anregend und verbessernd sind die Bemerkungen über die verschiedenen Quecksilberbereitungen, worüber er sorgfältige Ermittelungen angestellt hatte.

Wie eifrig Hahnemann Genauigkeit und Gewissheit zu schaffen suchte, zeigt auch seine musterhafte Ermittelung des Mengenverhältnisses von Alaun und Kochsalz zur Bildung von Glaubersalz (II. Vorrede). Prof. Gren hatte das Verhältniss von Alaun zum Kochsalz dabei angegeben als 7 : 12, Prof. Göttling als 2 : 1, ein

---

[1]) Kennzeichen der Güte etc. S. 174.
[2]) 1791 II. S. 30 Anmerk.
[3]) Züllichau 1756 II. S. 879.
[4]) II. 13. 31. 37.
[5]) II. 135. 139—141. 145. 149—150. 158. 161. 165. 166. 168. 171.

Anderer als 1 : 2; Hahnemann hatte gefunden 17 : 6. Er musste dabei umständlich verfahren. Zunächst bereitete er nach seiner Methode Soda aus Kochsalz. Mit diesem reinen kohlensauren Natron zersetzte er Alaun, und wog das durch Krystallisation gewonnene Glaubersalz. Um zu erfahren, wieviel Kochsalz diesem Glaubersalz entspreche, zersetzte er Glaubersalz durch Chlorcalcium (Kalköl) in Gips und Kochsalz. Wiegleb hatte das Verhältniss von 17 : 6 sogar als das unrichtigste hingestellt. Die Rechnung mit unsern heutigen Aequivalentzahlen ergiebt 17 : 6¼, also die Richtigkeit von von Hahnemunns Angabe.

Derselbe legt mit besonderer Betonung das grösste Gewicht auf die Reinheit der Präparate, da ein Theil der Unsicherheit in der Chemie durch die Unreinheit der chemischen Bereitungen bedingt war.

Dass unser Chemiker auch vielen Irrthümern unterworfen war, soll nicht unerwähnt bleiben, obgleich es selbstverständlich ist. So theilt er natürlich die Phlogistonverwirrung und die irrigen Ansichten über Entstehung und Zusammensetzung mancher Körper. Beim Borax z. B. glaubt er (II. 95), dass die Borsäure (Sedativsalz) gebildet sei aus Flussspat, Phosphorsäure und Kieselerde, er meint (II. 80), mit einer geringen Menge Sedativsalz kann man den Weinstein dem Sauerkleesalz sehr nahe bringen. In Folge der Angabe Gren's, dass Sedativsalz sich nur mit caustischer Soda verbinde, muthmasst Hahnemann (II. 95), dass zur Reinigung des Borax die Calcination sehr vortheilhaft sein würde. Im 2. Theile dieser Schrift kommen wir auf seinen Irrthum hinsichtlich dieses Körpers zurück.

Folgende Recension über die Uebersetzung las man in Crell's Annalen (1785 II. 77):

„Ist je eine Schrift der Uebersetzung werth gewesen, so ist es gewiss die gegenwärtige, welche zum Glück für alle ihre Leser in solche Hände gerathen ist, wodurch sie zu noch höherer Vollkommenheit gebracht worden. Demachy's französische Urschrift ist schon allezeit von allen, dieser Sprache kundigen Lesern geschätzt worden. Sie wurde bald darauf bei dem 2. Abdruck mit verschiedenen Anmerkungen von Hrn. Dr. Struve vermehrt. Mit solcher Bereicherung verfertigte Hr. Dr. Hahnemann die Uebersetzung, und setzte selbst noch sehr viele weitläufigte Zusätze bei, die theils zur Berichtigung, theils zur Erweiterung der beschriebenen Arbeiten dienen . . . Es kann also nun mit Grund behauptet werden, dass über die chemischen Fabrikprodukte bis jetzt keine

vollkommenere, bessere Schrift, als die gegenwärtige vorhanden sey . . . Verfasser (Hahnemann) hat eine besondere Destillationsanstalt zum Scheidewasser, die alle Aufmerksamkeit verdient, beschrieben . . . In dem Kapitel, die Bereitung des Salzgeistes betreffend, betragen die Anmerkungen mehr als der Text, sind auch an sich wichtiger."

In der Recension über den 2. Theil (ib. II. 277) wird noch erwähnt, dass Hahnemann eine eigene Methode der Bernsteinsalzbereitung (Bernsteinsäure) im reinsten Zustande zufügt.

1801 erschien eine „neue Auflage". 1786 gab er heraus:

Ueber die
Arsenikvergiftung,
ihre Hülfe
und
gerichtliche Ausmittelung.

Vor Hahnemann hatte Neumann, Professor der Chemie in Berlin, Versuche zur Ermittelung des Arsenik angestellt,[1]) ohne zu festen Resultaten zu gelangen. Er „trug Bedenken, sich weiter darauf einzulassen, um nicht Veranlassung zu nicht zu entdeckenden Vergiftungen zu geben." Der letzte Autor, in den Geschichtsbüchern der Chemie als solcher erwähnt, von Hahnemann als der Hauptschriftsteller über diesen Gegenstand bezeichnet, war Navier.[2]) Die Begriffe von der chemischen Beschaffenheit des Arseniks waren noch sehr unklare. Haller sah darin einen „sehr narkotischen Schwefel," Gmelin als Bestandtheil Salzsäure, Neumann Salzsäure und Vitriolsäure, Pörner Salzsäure, Vitriol- und Kieselsäure. Navier hielt es für erwiesen, dass „der Arsenik aus einer mit einer Salzsäure verbundnen flüchtigen, halbmetallischen Erde bestehe." „O! heilige Chemie erbarme Dich über uns!" setzt Hahnemann hinzu. Er brachte gegen alle diese Behauptungen Beweise bei. Ein Beispiel damaliger Arsenikermittelung findet sich u. A. in Crell's Annalen der Chemie.[3]) Durch den Geschmack war das Erkennen nicht möglich, weil anfangs kein Knoblauchsgeruch vorhanden war, Quecksilber war es nicht. Verfasser glaubt schliessen zu können, dass die Tropfen nichts als „ein so genannter fixer

---

[1]) l. c. II. S. 495—501.

[2]) P. T. Navier, Gegengifte des Arseniks, ätzenden Sublimats, Spangrüns und Bleies. Paris 1777. übers. von Weigel, Greifswald 1782.

[3]) 1784 II. S. 128—131.

Arsenik“ sind. Die Menge getraue er sich nicht zu bestimmen. „Crell's Annalen“ war die gediegenste chem. Zeitschrift.

Neue Gegenmittel bringt Hahnemann in dieser Schrift nicht, wohl aber unterwirft er die grosse Zahl der empfohlenen einer eingehenden Prüfung, auch durch physiologisches Versuchen am Hunde, stellt die besseren Mittel zusammen und giebt genaue Vorschriften über ihre Anwendung.

Der wichtigste Theil dieser Schrift ist das Kapitel von der chemischen Ausmittelung des Arseniks, weil die Chemie und besonders die gerichtliche Chemie hierdurch einen bedeutenden Fortschritt erfuhr. Nachdem er die gebräuchlichen Reactionen von Neumann, Morveau, Haller, Sprögel ausführlich als irrig erwiesen, giebt er 3 ihm nöthig erscheinende Reactionen an: Kalkwasser, — mit Schwefelleberluft gesättigtes Wasser, — und Kupfersalmiak. (Der Kupfervitriol, den Neumann empfohlen, gab keine Reaction.) Schwefelwasserstoffwasser wurde schon von Navier angewandt,[1]) aber — und darauf kommt es hier an — ohne Säurezusatz, wodurch die Reaction eine höchst unsichere blieb. Hahnemann war der Erste, welcher die Nothwendigkeit des Säurezusatzes erkannte und wiederholt[2]) betonte, eine sehr wichtige Entdeckung, auf die wir noch zurückkommen. Weiter findet er S. 246: „Zerflossenes Weinsteinsalz macht den Niederschlag auflöslich.“ Noch jetzt hat die chemische Analyse kein anderes Mittel, die Metalle der Arsen-Antimongruppe von der des Quecksilbers, Silbers, Kupfers etc. zu trennen, als die Schwefelmetalle der ersteren in alkalischem Schwefelwasserstoffwasser zu lösen, welches also Hahnemann durch seinen Zusatz ebenfalls erhielt.

Hahnemann blieb hierbei nicht stehen. Der Schwefelniederschlag eignete sich nicht zur quantitativen Bestimmung wegen seiner Veränderung beim Trocknen. Dagegen ist der Kupferniederschlag beständig, und nach seiner Berechnung und wiederholten Versuchen entsprechen 267 Theile desselben 165 Theilen Arsenik. Diese Probe schien ihm neben dem bekannten Knoblauchgeruch allein schon entscheidend. Die Grenze der Reaction mit Kupfersalmiak giebt er an bei einer Verdünnung von 1: 5000; der Arsen-Kalkniederschlag löst sich bereits in 2100 Theilen Kalkwasser, ist also ein weniger empfindliches Reagens.

---

[1]) l. c. I. S. 28.
[2]) S. 127. 136. 236. 239.

Charakteristisch ist, dass Hahnemann in seinen chemischen Schriften überall die Grenzen der Wirksamkeit der Agentien mit grosser Sorgfalt festzustellen sucht. So auch hier. Er findet die Auflösbarkeit des weissen Arseniks bei 96° F., also Bluttemperatur, binnen 10 Minuten 1: 816, des Fliegensteins (je nach dem längeren Kochen) 1: 400 — 1: 1100, des „Arsen-Königs“ 1: 5000, des natürlichen Operments (welcher sich beim Kochen wie die beiden Vorigen in Arsenik verwandelt) 1: 5000, und so verfährt er mit allen zur Sprache kommenden chemischen Körpern, nicht ohne Schlüsse daraus zu ziehen und diese für seine Zwecke zu verwerthen.

Mit Nachdruck tritt er auch gegen Pfuscher und Händler auf, welche den Arsenik als „Fieberpulver“ offen verkaufen durften, und macht ausführliche Vorschläge zu Giftverordnungen, wie sie jetzt ganz genau so ausgeführt sind. Es soll eine eigene verschlossene Giftkammer in Apotheken vorhanden sein, von der nur der Eigenthümer oder sein Stellvertreter den Schlüssel führt; dann verlangt er, dass ein besonderes Buch zur Eintragung des abgegebenen Giftes, besonders unterschriebene Empfangscheine darüber zusammengeheftet aufzubewahren seien, die mit Bürgschaft für den Empfänger versehen, und dem jährlich die Apotheke untersuchenden Arzte vorgelegt werden müssten.

Auf den medicinischen, mit gleicher Vorzüglichkeit ausgeführten Theil ist hier nicht der Ort, näher einzugehen. Das Werk ist ein Muster treuer Arbeit, umfassender Kenntnisse und hingebender Liebe zur Wissenschaft; das Studium desselben erweckt heute noch, nach 100 Jahren, lebhafte Befriedigung. Mit welch staunenswerthem Fleiss der Verfasser gearbeitet hat, mag man auch daran ersehen, dass er 389 verschiedene Schriftsteller und Schriften verschiedener Sprachen und Jahrhunderte in 861 genau nach Band und Seite specificirten Stellen anführt.

Er fand folgende Kritik in Crell's Annalen:[1]) „Da der Verfasser von chemischen Grundsätzen ausgeht und zu ihrer Feststellung auch eigene Erfahrungen angestellt hat, die hier erzählt sind, so verdient dieses mit ausnehmendem litterärischen Fleisse abgefasste Werk auch hier eine Anzeige.“ Nun werden die Hahnemann'schen Untersuchungen einfach angeführt. Ueber die Behauptung Hahnemann's, dass Arsen nicht Salzsäure etc. enthielte, wagt Rec. nicht

[1]) 1788 I. S. 182.

zu entscheiden, und zeigt damit, wie sehr ihm Hahnemann überlegen war.

In den „Neuen Litterarischen Nachrichten für Aerzte etc.“[1]) wird die Schrift ausführlicher besprochen und gesagt: „Diese letztern Abhandlungen (nämlich: gerichtliche Untersuchung — Pathologie — chemische Kennzeichen — Lethalitätsurtheil) geben der ganzen Schrift einen vorzüglichen Werth.“

Der besonders um die Pharmacie verdiente Arzt Bergrath Dr. Bucholtz in Weimar nennt dieselbe:[2]) „Das sehr schätzbare Buch meines verehrungswürdigen Freundes Dr. Samuel Hahnemann.“

Professor Henke rühmt später in Horn's Archiv für medicinische Erfahrungen[3]): „die für jene Zeit klassische Schrift Samuel Hahnemann's über den Arsenik, wodurch die damals besten Arsenikanalysen in die gerichtliche Medicin eingeführt wurden.“ Dem ist indess hinzuzufügen, dass Hahnemann nicht allein die damals besten Arsenikanalysen in die gerichtliche Medicin einführte, sondern dieselben auch verbesserte, und die Reaction mit Kupfersalmiak erst neu entdeckte, wie auch von dem Geschichtschreiber Wiegleb[4]) hervorgehoben wird.

Hahnemann's Arbeiten in Crell's chemischen Annalen.

Crell war „Professor der Arzneigelartheit und Weltweisheit“ an der Braunschweigischen Universität Helmstädt. Seine Annalen sind für die Geschichte der Chemie von hervorragendem Werth.[5]) Sie erschienen seit 1784 monatlich, und bildeten die erste periodische, regelmässig erscheinende chemische Zeitschrift, wenigstens in Deutschland, die bald Nachahmung in den Annales de Chimie in Frankreich fand. Crell deckte sein Unternehmen, wie

1) Halle in Sachsen 1787 S. 49 u. 51.

2) Hufeland's Journal 1798 Bd. 5 S. 377.

3) 1817 I. S. 181.

4) J. C. Wiegleb, Geschichte des Wachsthums und der Erfindungen in der Chemie. Berlin und Stettin 1791 II. S. 373.

5) Vorher erschien von ihm das „Chemische Journal“ in 6 Theilen seit 1778, dann seit 1781 die „Neuesten Entdeckungen“ in 12 Bänden.

damals üblich, durch Pränumeranten, deren Verzeichniss Fürsten, Akademien und Leser aus allen Ländern, besonders zahlreich aus dem Apothekerstande aufweist. Mitarbeiter waren die ersten Chemiker und Naturforscher wie Scheele, Bergmann, Gmelin, Gren, Hermbstädt, Karsten, Klaproth, Rose, A. von Humboldt; Letzterer von 1792 an, nach seiner Reise durch Belgien, Holland, England und Frankreich. Auch französische Chemiker schickten Arbeiten ein. Hahnemann hat eine Reihe interessanter, mit Beifall aufgenommener Untersuchungen und Entdeckungen in diesen Annalen veröffentlicht. 1787 (II. 387 — 396) schrieb er „Ueber die Schwierigkeit der Minerallaugensalzbereitung durch Potasche und Kochsalz.“ Heute würde man sich wundern, wenn Jemand Potasche, die viel theurer als Soda ist, zur Herstellung der Letzteren verwenden wollte. Damals gewann man die Potasche (Gewächslaugensalz) aus der Asche vieler Pflanzen, die Soda hingegen aus wenigen Strandgewächsen. Die Gewinnung aus den Natronseen war nicht von Bedeutung, weil man die Reinigung von den fremden Bestandtheilen noch nicht kannte. Die Chemiker hatten vielfache Vorschläge gemacht, die Soda aus salpetersaurem Natron oder aus salzsaurem Natron, wie Scheele mittelst Bleikalk, zu gewinnen. Es waren Methoden darunter, wonach das Pfund Soda 3 Thaler kosten musste. Hahnemann hielt die Bereitung aus Kochsalz für die einzige Möglichkeit zur Darstellung einer billigeren Soda. Schon 1784[1]) berichtete er, dass er durch Krystallisation in verschiedener Wärme und Flüssigkeitsmenge Soda aus Kochsalz mittelst Potasche bereitet habe; hier giebt er Wärme- und Wasserverhältniss genau an, unter denen die Soda anschiesst, betont aber die Schwierigkeit, die fremden Salze auf diese Weise zu trennen. Gmelin erwähnt in seiner Geschichte der Chemie (III 497) diese Bereitung Hahnemann's, und in Crell's Annalen fand er (1789 I. 416) eine Zustimmung zu dem ganzen, viel Anregendes enthaltenden Aufsatz.

1788 untersuchte Hahnemann, welche Luftart die Zerlegung des Weingeistes in Essig bewirke und beschrieb seine Untersuchungen in einem Aufsatz „Ueber den Einfluss einiger Luftarten auf die Gährung des Weines.“ (I. 141 — 142). Er liess 3 Luftarten auf Wein einwirken, 1. Dephlogistisirte Luft (Sauerstoff), 2. phlogistisirte Luft (Stickstoff), 3. Kreideluft (Kohlensäure), also die Stoffe, welche man schon als Bestandtheile der atmosphärischen

---

[1]) Uebers. von Demachy's Laborant II. Vorrede VII.

Luft erkannt hatte. Er leitete dieselben in Flaschen mit je 4 Unzen Wein, verschloss sie hermetisch, hielt sie 2 Monate in bestimmter Temperatur (Stubenwärme), und schüttelte jede Flasche 3 mal täglich mit 30 Schüttelschlägen. Das Resultat war, dass der Wein der Sauerstoffflasche „wie durch ein Wunder zu scharfem Weinessige" geworden war.

Die Schnellessigfabrikation durch wiederholtes Laufen des Weingeistes über Buchenspähne wurde bekanntlich 1833 erfunden. Hahnemann entdeckte schon 1788, dass der Sauerstoff der Luft es ist, welcher die Umsetzung bewirkt, und dass diese durch wiederholte Berührung mit derselben zu befördern sei.

Bald darauf veröffentlichte er Beobachtungen über die Wirkung des Höllensteins als fäulnisswidrigen Mittels.[1]) Er hatte gefunden, dass er in einer Verdünnung von 1: 1000 bei faulen Geschwüren gute Dienste thue und gab sogar an, noch in einer Verdünnung von 1: 100 000 fäulnisswidrige Eigenschaften bemerkt zu haben, was aber bei Nachversuchen[2]) durch Andere keine Bestätigung fand.

Bei vielen Gelegenheiten zeigt Hahnemann das Bestreben, die Chemie im Dienste der Medicin zu verwerthen; so auch in einem besonderen Artikel: „Etwas über die Galle und Gallensteine."[3]) Er nahm die frische Galle eines in bester Gesundheit erschossenen Mannes und liess verschiedene Salze darauf einwirken, um dieselben bei Lebererkrankungen und „Gallenstockungen" entsprechend zu benutzen.

Alle Arbeiten Hahnemann's zu besprechen, erlaubt nicht der Zweck dieser Schrift; späterhin werden noch zwei Aufsätze von ihm aus dieser Zeitschrift zur Sprache kommen.

Die Kennzeichen der Güte und Verfälschung der Arzneymittel.

Von J. B. van den Sande und Samuel Hahnemann 1787.

Van den Sande, Apotheker in Brüssel, gab 1784 daselbst die Schrift heraus „La falsification des médicaments devolée."

---

1) 1788 II. S. 485—486.
2) ib. 1792 I. 213.
3) 1788 II. 296—299.

Aus diesem Buche hat Hahnemann die correcte Beschreibung der Wurzeln, Rinden etc. benutzt. An zwei verschiedenen Stellen späterer Schriften erwähnt er, dass der grösste Theil dieser Arbeit der Seinige sei und in der Vorrede fordert er: „meine Rechte daran mag der prüfende Richter ventiliren.“ Dieser wird finden, dass der chemische Theil von Hahnemann ist, ebenso die genaue Angabe der Bestandtheile der einzelnen Droguen, dass also die wichtigsten Ausführungen aus Hahnemann's Feder stammen, wie schon die ihm eigenthümliche Genauigkeit, Kürze und die Richtung seines Forschens ergibt.

Die Kennzeichen der Aechtheit und Verfälschungen sind treffend gezeichnet.

Die Prüfungsmittel für die Droguen gibt Hahnemann in Kürze bisweilen so gedrängt, treffend und erschöpfend an, dass man an die heutigen Pharmacopöen erinnert wird, so z. B. S. 293, 295 und an andern Stellen. Hierunter sind auch die Mittel, welche Hahnemann schon in Demachy's Laborant[1]) zur genauen Prüfung auf Salzsäure und Schwefelsäure anwandte, und die er aus der verschiedenen Auflösbarkeit der im Allgemeinen für unlöslich gehaltenen Niederschläge fand. Vorzüglich ist der Artikel über den Salmiakgeist. Er untersucht (S. 290) denselben u. A. auf die angezogene Kohlensäure, fällt mit Kalk und findet, dass 240 Gran Präcipitat 103 Gran „fixer Luft“ (Kohlensäure) entsprechen — nach der Rechnung mit den heute festgestellten Zahlen genau richtig!

Auch in dieser Schrift, wie überall, zeigt Hahnemann das Bestreben, die Grenzen der Wirksamkeit der Stoffe und ihre Löslichkeit kennen zu lernen. So zeigte sich ihm (S. 243) die Löslichkeit des aus salpetersaurem Quecksilber und Kochsalz gefällten Präcipitates (beide dienten gegenseitig als Reagens) in einem Verhältniss von 1: 86 000 Wasser, bei Bleivitriol 1: 87 000 kaltem Wasser, bei Bleiweiss 1 Gran in 17 000 Gran Wasser von 12½° R. und so bei vielen andern Stoffen. (S. 251.)

Genauigkeit herrscht in allen Punkten, er gibt an die Schmelzpunkte der Metalle, die specifischen Gewichte derselben und ihrer Präparate, die Löslichkeit der Salze oft bei verschiedenen Wärmegraden, bei wichtigen, wie z. B. dem Salmiak, auch noch in Weingeist von verschiedener Temperatur. Besonders wichtig scheint ihm mit Recht die Bestimmung des specifischen Gewichtes bei den

---

[1]) I. S. 63 u. 64.

Säuren; er führte für die arzneiliche Verwendung verdünnte Säuren ein, wie es noch heute Gebrauch ist. Er setzt sogar die Verdünnungen nach dem specifischen Gewichte fest, wobei er den heutigen Vorschriften sehr nahe kommt. Beim Essig soll die Stärke durch Sättigung mit einem Alkali bestimmt werden, wie es noch jetzt geschieht.

An verschiedenen Stellen klagt Hahnemann über die Unzuverlässigkeit der pharmaceutischen Präparate z. B. S 317, „die nie ein Arzt mit Gewissen verschreiben kann“ oder S. 316 „worauf soll der Arzt sich verlassen?“

Bei der Exactheit in seinen Arbeiten hat Hahnemann manches Neue gefunden und hier veröffentlicht.

Bleiweiss war für eine Essigverbindung des Bleies gehalten worden, weil es mittelst Essig bereitet wird. Hahnemann fand darin die Kohlensäure als wesentlichen Bestandtheil und auch die Menge derselben in 100 Theilen. Noch 1784 in Demachy's Laborant (II. 198) deutete Hahnemann die durch Einwirkung von Kohlensäure auf Bleizuckerlösung entstehende Haut nicht richtig, aber sie war ihm nicht entgangen. In der Arsenikschrift (S. 288) kannte er die Einwirkung schon, gegen andere Chemiker, die eine Arsenikreaction fälschlich annahmen und sprach bereits aus, dass Bleizucker ein gutes Reagens auf Kohlensäure sei. Hier zeigt er, als der Erste, dass das längst bekannte Bleiweiss nichts als die Kohlensäure-Verbindung des Bleies ist. Spätere Chemiker wie Monro,[1]) Professor Gren[2]) wissen noch nichts von Kohlensäure im Bleiweiss.

Scheele hatte erklärt, die schwarze Farbe des Höllensteins, der allgemein damals schwarz in den Gebrauch kam, rühre von beigemengtem Kupfer her;[3]) Hahnemann zeigte, dass das Schwarzwerden des Höllensteins vom Mangel an Säure herrühre, welche bei der Hitze verfliegt.

Seite 274 lehrt Hahnemann eine zwar unvollkommene, aber damals nicht unwichtige Methode, das Glaubersalz im Bittersalz zu entdecken, eine Verunreinigung, welche damals ganz allgemein war. Er fällte sämmtliche Magnesia im Kochen durch Kalkwasser; Glaubersalz fiel nicht und zeigte die Schwefelsäure-Reaction. Man hatte eine eigene Kunstfertigkeit darin, das Glaubersalz möglichst

---

[1]) Uebersetzt von Hahnemann I. S. 214.

[2]) Handbuch der Pharmacologie. Halle 1792 II. S. 275.

[3]) Crell's Annalen 1784 II. S. 124.

ebenso klein krystallisiren zu lassen, als das Bittersalz. Einige hielten auch beide Salze noch für identisch z. B. Monro. Hahnemann's Ermittelungsart wurde in Crell's Annalen[1]) besonders hervorgehoben.

Weiter (S. 283) gab Hahnemann auf Grund der sehr verschiedenen Löslichkeit von Salpeter und Kochsalz in kaltem und heissem Wasser eine gute, genau angegebene Methode der Reinigung des Salpeters. Auch jetzt noch geschieht dieselbe auf Grundlage derselben Principien.

Zur Bereitung des Brechweinsteins trat er gegen das gebräuchliche Verfahren auf, und forderte die Darstellung desselben mittelst Krystallisation, wie freilich schon Bergmann und Lassone gethan. Die Darstellung des Brechweinsteins war damals sehr verschieden und dem entsprechend die Güte der Präparate. Die Bergmann'schen Vorschriften lagen bis auf Hahnemann versteckt unter einer grossen Zahl der verschiedensten Bereitungsarten. Monro (I. 310) klagte: „3 Gran des einen kommen oft 6 und 7 Gran des andern gleich an Kraft.“ Hufeland machte noch 1795 (also 8 Jahre nach dem Erscheinen unserer Schrift) in Trommsdorff's Journal der Pharmacie[2]) den Vorschlag, dass bei der Verschiedenheit des Brechweinsteins derselbe aus einer Quelle, aus der Hauptstadt bezogen werden möge, wie es ehedem beim Theriak und Mithridat Gebrauch gewesen.

Schon 1784[3]) sprach Hahnemann für das Krystallisiren des Brechweinsteins, „damit wir doch endlich einmal in der Heilkunst von den Kräften dieses Mittels eine zuverlässige Norm bekommen mögen.“ Hätte man 1784 nach seinem Drängen krystallisirt, so wären die späteren Klagen nicht erfolgt. Heute wird dies Mittel aus Algarothpulver und mittelst Krystallisirens hergestellt, wie es Hahnemann empfohlen. Auch an andern Stellen macht er auf die Wichtigkeit des Krystallisirens aufmerksam und mahnt die Apotheker, wo möglich nur krystallisirte, und nicht, wie so häufig, gepulverte Salze zu kaufen wegen der leichteren Entdeckung der Verfälschungen.

Für die Selbstbereitung tritt Hahnemann überall da ein, wo Verunreinigungen nicht leicht zu entdecken.

---

[1]) 1791 II. S. 30 Anm.

[2]) Bd. III. St. 2. S. 83.

[3]) Demachy's Laborant II. S. 118 und 119.

Die damalige Kritik urtheilte über dieses Werk: „Besondere Empfehlung braucht diese Schrift nicht; aus dem, was davon angeführt ist, wird jeder Arzt und Apotheker die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit derselben von selbst anerkennen.“[1])

Professor Baldinger empfahl das Werk dringend:[2]) „Dieses Buch ist äusserst wichtig und jedem praktischen Arzte schon unentbehrlich, noch mehr aber jedem Physico, dessen Pflicht es ist, Apotheken zu untersuchen . . . Viel Gutes ist in diesem wichtigen und unentbehrlichen Buche gelehrt worden, das ich nicht genug empfehlen kann.“

Nach 11 Jahren noch wurde in Trommsdorff's Journal der Pharmacie diese Schrift den Apothekern zur Aneignung von Kenntnissen der Apothekerwaaren empfohlen.[3])

In demselben Werke war es auch, dass Hahnemann zum ersten Male seine sogenannte **Weinprobe** lehrte; später beschrieb er den Gang seiner Entdeckung genauer in Crell's Annalen der Chemie.[4])

Der Wein wurde nicht selten durch Bleizucker versüsst, von dem man sich überzeugt hielt, dass er, in dieser Weise genossen, ausser Koliken und „Kontrakturen“ auch Abzehrung und langsamen Tod herbeiführe. Man war deshalb auf derartig verfälschende Weinhändler schlecht zu sprechen, und belegte sie mit den härtesten Strafen. Das gebräuchliche, in den meisten Staaten obrigkeitlich eingeführte Erkennungsmittel der Bleiverfälschung war die „württembergische Weinprobe,“ schon seit dem Jahre 1707 bekannt. Dieselbe wurde so hergestellt, dass man 2 Theile Operment (Schwefelarsen), 4 Theile ungelöschten Kalk und 12 Theile Wasser kochte oder digerirte. Man erhielt also eine „arsenikalische Schwefelleber“ und setzte sie dem Wein zu. Ein dunkler Niederschlag zeugte gegen den Weinhändler. Das vorhandene Blei ergab eine Trübung, aber auch andere Metalle z B. Eisen. War das Letztere im Wein enthalten vielleicht durch ein hereingefallenes eisernes Werkzeug, ein Stück beim Reinigen des Gefässes zurückgebliebene Kette, oder

---

1) Neue medicinische Litteratur von Schlegel und Arnemann, Leipzig 1788 Bd. I. St. 3. S. 34.

2) Medicinisches Journal 1789 St. 21. S. 33.

3) 1798 Bd. 5. St. 2. S. 272.

4) 1788 I. St. 4. S. 291—306.

die ins Innere des Fasses hineinragenden eisernen Nägel hatten sich zum Theil in der Säure des Weines gelöst, so wurde der Weinhändler ein Opfer dieser Untersuchungsmethode. So erzählt Hahnemann ein Beispiel, wonach ein gewisser Weinhändler Longo in schwere Untersuchung, Geldkosten und Verfall seiner Nahrung gebracht wurde, weil durch die württemberg'sche Weinprobe in seinem Weine ein Niederschlag entstand. Durch das fleissige Nachforschen zweier Apotheker gelang es endlich, in diesem Falle nachzuweisen, dass keine Spur von Blei, wohl aber etwas Eisen in dem Weine vorhanden sei. Solche Irrthümer kamen häufiger vor. **Es fehlte ein einfaches Reagens,** wodurch man im Stande war, **Eisen von Blei im gelösten Zustande zu unterscheiden, überhaupt die gelösten Metalle von einander in befriedigender Weise zu trennen.** Auf eine neuere Veranlassung hin, indem wieder eine grosse Anzahl Weinhändler vor die württemberg'sche Probe gestellt werden sollten, entschloss sich Hahnemann, Versuche anzustellen, um ein besseres Entdeckungsmittel ausfindig zu machen.

Mit grosser Sorgfalt unter Beobachtung der Temperaturgrade, der Mengen- und Löslichkeitsverhältnisse sieht man ihn eine Reihe von Untersuchungen mit den gewöhnlichen, in Bleilösungen einen Niederschlag hervorbringenden Mitteln anstellen und die Grenzen der Reaction suchen, um das empfindlichste von ihnen festzustellen. Zuletzt brachte er auch „das mit Schwefelleberluft gesättigte Wasser“ also Schwefelwasserstoffwasser zur Einwirkung, welches er schon in der „Arsenikvergiftung“ als das beste Reagens auf Metalle kennen gelernt hatte. Hahnemann nahm 2 Unzen Wein, worin $^1/_8$ Gran Bleizucker aufgelöst war und goss 2 Theelöffel Schwefelwasserstoffwasser hinzu; die Flüssigkeit wurde braungelb gefärbt. Vier Tropfen Schwefelsäure nahmen die Färbung nicht nur nicht weg, sondern vertieften noch die Farbe.

Dann machte er dieselbe Reaction mit entsprechender Eisenvitriollösung. Es stellte sich eine „olivengrüne, ins bläuliche schillernde“ Färbung ein, merklich dunkler als beim vorigen Versuch, aber hierbei zerstörte im Gegensatz dazu ein Tropfen Schwefelsäure augenblicklich alle Farbe, „der Wein bekommt seine natürliche Helle und sein voriges Ansehen wieder.“ Ferner versuchte er, wie stark die Eisenlösung sein könne, dass dennoch der entstehende Niederschlag von Schwefeleisen von der geringsten Menge Schwefelsäure gelöst würde. Mit gleichem Erfolge ersetzte er dann die Schwefelsäure durch andere Säuren, bei Eisenlösungen von 1 : 30 000

bis 1 : 100. Noch weitere Untersuchungen stellte Hahnemann an, deren Besprechung hier zu weit führen würde und kam zu folgender wichtigen Entdeckung:

Das saure Schwefelwasserstoffwasser schlägt in der zu untersuchenden Flüssigkeit vorhandenes Arsen, Blei, Spiessglanz, Silber, Quecksilber, Kupfer, Zinn und Wismuth nieder. (Für den heutigen Gang der Analyse fehlten von den häufiger vorkommenden Metallen also nur noch Platina, Gold und Kadmium.) Durch den Säurezusatz bewirkte er also, dass die Metalle der Eisengruppe in der zu untersuchenden Flüssigkeit gelöst blieben. Diese Eigenschaft war ihm zunächst freilich nur vom Eisen bekannt, während bekanntlich Nickel, Kobalt, Chrom, Thonerde, Uran, Mangan und Zink dieselbe theilen.

Dies ist eine grosse, weittragende Entdeckung Hahnemanns auf chemischem Gebiete, welche seinen Namen weit verbreitet hat. Zunächst brachte er sie in Bezug auf die Weinuntersuchung in folgende Fassung: „Die Bleyprobe,“ sagte er, „ist das angesäuerte, mit Schwefelleberluft gesättigte Wasser.“ Die Schwefelleberluft rieth er aus dem Schwefelkalk,(„Kalkleber“) herzustellen, um dieselbe ohne viel Umstände stets frisch bereiten zu können. „Die trockne Kalkleber bereitet man durch 12 Minuten langes Weissglühen eines Gemisches gleicher Theile Austerschalen und Schwefel, beides in Pulver: das erhaltene weissgraue Pulver ist unsere Leber, die man in einem wohlverstopften Glase Jahre lang unverändert aufbewahren kann, da sie nicht feucht wird. Ein Vorzug der sie brauchbarer, als alle übrigen Lebern, zu unserm Behufe macht.“ Hiervon nahm er 2 Quentchen und schüttelte sie in einer Flasche 10 Minuten lang mit einem Pfund Wasser und setzte pro Unze 10 Tropfen Salzsäure hinzu. Diese angesäuerte „Weinprobe“ wurde jedesmal frisch bereitet. Heute setzt man die Salzsäure der zu untersuchenden Flüssigkeit zu, was im Effect dasselbe ist. Auf diese Weise erreichte man nun, dass Eisen in der fraglichen Flüssigkeit gelöst blieb, während Blei schwärzlich niederfiel, und die Weinhändler zunächst waren erlöst.

Das ist die „Hahnemann'sche Weinprobe,“ eine Bezeichnung, welche zu eng ist und zu Missverständnissen Veranlassung geben muss. Die heutigen Gegner werden drum nicht müde, dem Publikum die Versicherung zu geben, dass dieselbe längst nicht mehr angewandt würde. Im Gegentheil! Tagtäglich wird sie noch benutzt, unentbehrlich ist sie in jedem Laboratorium, wenn sie auch nicht

mehr bei der Weinanalyse nöthig ist. Sie sollte nicht heissen „Hahnemann's Weinprobe", sondern „Hahnemann's Metallprobe," die Analyse mit Schwefelwasserstoffwasser bei saurer Lösung.

Nach Hahnemann oder, wie Crell[1]) hervorhebt, „höchstens gleichzeitig" mit ihm, wurde in Frankreich von dem berühmten Chemiker Fourcroy die Schwefelleberluft als „Weinprobe" bekannt gemacht. Im folgenden Jahre 1789[2]) wird in einem Auszug aus den Annales de Chimie erzählt, dass durch das neue Mittel Blei sogar in einem Verhältniss von 1 : 1000 entdeckt werden könnte. Hahnemann hatte dasselbe gefunden in einem Verhältniss von 1 : 30 000, also in 30mal stärkerer Verdünnung. Das bewirkte sein Säurezusatz, den die Franzosen nicht kannten. Die Vorzüge der Hahnemann'schen Entdeckung können kaum durch etwas Anderes in ein günstigeres Licht gestellt werden, als durch eine französische Bleiprobe, wie sie in Crell's Annalen[3]) beschrieben wird.

Drei der ersten Chemiker Frankreichs, Thouret, Lavoisier und Fourcroy schlagen eine arsenikalische Schwefelleber vor, wie sie sich in Deutschland längst als ganz unzureichend erwiesen. Die quantitative Ermittelung ist sehr umständlich. 40 – 60 Pfund Wein werden zur Trockene eingedampft; man will reguliniscbes Blei erhalten, dazu ist ein Schmelzfeuer erforderlich; ein Theil wird zu Asche gebrannt, verschiedene Salze sind nöthig etc. Schliesslich heisst es, „um noch gewisser zu werden", muss noch Dieses und Das geschehen. „Auch muss man diese verschiedenen Versuche wiederholen und Vergleiche anstellen mit guten Weinen, um zuverlässige Schlüsse daraus ziehen zu können." Hahnemann gebrauchte kaum ein halbes Weinglas voll Wein, und eine Minute beendete die sichere qualitative Untersuchung. Die quantitative Analyse machte er durch Einträufeln von Schwefelsäure in den zum 4.—8. Theile eingekochten Wein, wodurch sich also schwefelsaures Beioxyd niederschlug. „Man wiegt den getrockneten Niederschlag, addirt die in der Flüssigkeit aufgelöst gebliebene Menge Bleyvitrols hinzu und macht die Rechnung. 143 Gran solchen Niederschlags (Bleivitriols) beweisen 100 Gran metallisches Bley, nach Bergmann. In 20 Unzen Flüssigkeit bleibt ein, mit in Anschlag zu bringender Gran Bleyvitriol aufgelöst zurück." (Der

[1]) l. c. 1788 I. S. 301.
[2]) II. S. 549.
[3]) 1792 II. S. 455 – 461.

Schwefelniederschlag war hier so wenig brauchbar wie bei der Arsenikermittelung wegen seiner Veränderlichkeit beim Trocknen.)

Später nahm er statt Salzsäure den Weinstein mit einem Zusatz von Weinsteinsäure; er kehrte jedoch kurz nachher zu seiner ursprünglichen Vorschrift zurück.

1788 fand Hahnemann ebenfalls schon die Auflösbarkeit solcher Schwefelmetallniederschläge in kochender Salpetersäure. Jetzt benutzt die chemische Analyse gerade dieses Verhalten, um die durch alkalisches Schwefelwasserstoffwasser nicht gelösten Schwefelmetalle (Quecksilber, Silber, Wismuth, Kupfer, Kadmium) wieder zu unterscheiden, indem sich bekanntlich Schwefelquecksilber beim Erwärmen mit Salpetersäure nicht löst, die übrigen indess dabei eine Auflösung erfahren.

Hahnemann verwerthete sehr bald seine Entdeckung. Schon 1787 rieth er dieselbe zur Ausmittelung von Blei in verschiedenen zu untersuchenden Flüssigkeiten an.[1]) In Crell's Annalen[2]) spricht er es aus, dass der Scheidekünstler diese Analyse zur Untersuchung auf Mineralien unentbehrlich finden wird. Hierdurch beweist er, dass er die Tragweite und Bedeutung seiner Entdeckung wohl erfasst hatte.

Die Anerkennungen der Chemiker blieben nicht aus. 1789 schon berichtet Hofmedicus Scherf in Detmold, dass man beabsichtige, statt der bisherigen Weinprobe die Hahnemann'sche einzuführen.[3]) Prof. Eschenbach in Leipzig schreibt in demselben Jahre:[4]) „Unter den mancherlei neueren Bemerkungen und Versuchen im chemischen Fache hat mir die von Herrn Dr. Hahnemann angegebene Weinprobe besonders gefallen. Ich habe sie nachgemacht; sie hat meinen Erwartungen entsprochen“ etc.

Andere Schriftsteller urtheilten: „Hahnemann's vortreffliche Weinprobe“[5]) — Der Band von Crell's Annalen mit Hahnemann's Metallanalyse ins Englische übersetzt.[6]) — „Die so sichere Hahnemann'sche Weinprobe —“[7]) „Die mehrsten Leser werden Hahne-

---

[1]) Kennzeichen der Güte etc. S. 229. 252. 286.
[2]) 1794 I. St. 2 S. 111.
[3]) Crell's Annalen 1789 II. S. 222.
[4]) ib. 1789 II. S. 516.
[5]) ib. 1792 I. S. 185.
[6]) ib. 1793 I. S. 188.
[7]) ib. 1793 I. S. 246.

mann's vortreffliche Weinprobe kennen."[1]) — Untersuchungen auf Metalle nach der Hahnemann'schen Metallanalyse auch in gerichtlichen Fällen finden sich allmälig an zahlreichen Stellen.[2])

Wie allgemein verbreitet dieselbe war, erhellt wohl am Besten daraus, dass zum Beweise für die Unkenntniss mancher Apotheker in Trommsdorff's Journal der Pharmacie[3]) berichtet wurde, dass ein Apotheker die Hahnemann'sche Weinprobe nicht einmal gekannt habe. „Wahrlich eine Probe von ächten Kenntnissen!" bemerkt dazu ironisch der Erzähler.

Mercurius solubilis Hahnemanni.

Chemiker suchten seit längerer Zeit schon nach einem Quecksilberpräparat, welches weniger ätzend und „giftig" sei, als Sublimat, also salzsaures Quecksilber und Turpethum minerale, basisch schwefelsaures Quecksilber.[4]) Hahnemann betheiligte sich sehr eifrig an diesen Bestrebungen zum Auffinden eines milder wirkenden Quecksilberpräparates. Schon bei Demachy (II. S. 167) sprach er die Ansicht aus, dass eine Fällung von Quecksilber aus salpetersaurer Lösung mit flüchtigem Laugensalz (Ammoniak) das am wenigsten „fressende" sein möchte. Der Berliner Professor Neumann [5]) hatte bereits Quecksilber in Salpetersäure gelöst und den Niederschlag mit Ammoniak erhalten; doch hatte das Präparat andere Eigenschaften, war z. B. weiss, und das Hahnemann'sche Quecksilber war sammetschwarz. Ebenso hatte die Edinburger Pharmacopöe[6]) einen Mercurius praecip. cinereus, der aus salpetersaurer Lösung mit Salmiakgeist gewonnen wurde; auch dieser hatte

---

[1]) ib. 1793 II. S. 124.

[2]) ib. 1794 I. S. 567, ferner: Salzburger Medic.-chir. Zeitg. 1794 I. S. 103, ferner Trommsdorff's Journ. d. Pharmacie: 1795 II. St. 1. S. 39; III. St. 1. S. 115; III. St. 1. S. 312; 1797 V. St. 1. S. 82; 1798 V. St. 2. S. 129 und an vielen andern Orten. Bekannt gemacht wurde sie ausserdem in Scherf's Beiträgen zum Archiv der med. Polizei 1792 Bd. 3 und im Intelligenzblatt der Allg. Lit. Zeitg. 1793 No. 79.

[3]) 1795 II. St. 1 S. 176.

[4]) Vergl. Demachy Laborant im Grossen II. S. 168; ferner Gren, Handbuch der Pharmacologie Halle 1792 II. S. 224.

[5]) l. c. II. S. 840.

[6]) übers. von Hahnemann II. S. 246.

andere Eigenschaften, nebenbei war er grau. Hahnemann selbst erwähnt bei der ersten Veröffentlichung seiner Bereitungsweise,[1]) dass ausser dem Mercur. cinereus Black's schon Gervaise Ucay 1693 ein dem auflöslichen Quecksilber ähnliches Präcipitat angewendet habe.

Hahnemann löste zunächst Quecksilber mittelst Salpetersäure in der Kälte.[2]) Der Unterschied der Lösung des Quecksilbers in der Hitze oder Kälte war den Chemikern nicht bekannt. Professor Hildebrand schrieb sogar in seiner eingehenden Arbeit „Ueber die Auflösung des Quecksilbers in der Salpetersäure[3])": „Eine völlig gesättigte Lösung kann nur in der Hitze stattfinden."

Regulinisches Quecksilber suchte H. rein herzustellen aus Sublimatlösung mittelst reinen Eisens. Die blosse mechanische Reinigung beim Pressen durch Leder genügte ihm nicht. So gewonnenes Quecksilber löste er also in der Kälte durch Salpetersäure, liess das Salz krystallisiren, spülte die Krystalle mit sehr wenig Wasser ab und trocknete sie auf Fliesspapier.

Auf diese Weise erhielt unser Chemiker zuvörderst ein reines salpetersaures Quecksilberoxydul. Schon damit hat er ein Salz geschaffen, welches noch jetzt in der deutschen Pharmacopöe gebräuchlich ist Selbst das Hahnemann'sche Mengenverhältniss, der stete Ueberschuss an Quecksilber, das Lösen in der Kälte, das Abspülen der Krystalle mit nur wenig Wasser, das Trocknen auf Fliesspapier ohne Wärme ist beibehalten, weil alle diese Vorschriften als wesentlich erkannt sind.

Diese Krystalle behandelte er mit einer bestimmten Menge Wasser und schlug die Lösung durch eigens bereiteten kohlensäurefreien Salmiakgeist nieder, zu dem er noch besonders die Vorschrift gibt. Der Niederschlag bildet, nach 6 stündigem Stehen, einen schwarzen Teig, der auf einem Filtrum von weissem Fliesspapier ohne alle Hitze getrocknet wird.

Hahnemann hat es nicht unterlassen, die Menge des durch Eisenblech aus dem Sublimat erhaltenen Quecksilbers zu wiegen.

---

[1]) Unterricht für Wundärzte über die venerischen Krankheiten 1789. Vorrede.

[2]) Crell's Annalen 1790 II. S. 22—28; hier gibt er einige Abweichungen gegen früher in Bezug auf Reingewinnung des regulinischen Quecksilbers und das Fällungsmittel.

[3]) Crell's Annalen 1792 II. S. 299.

Sublimat enthält in 1 Theile 0,624 Quecksilber, Hahnemann fand 0,634, in Anbetracht der damaligen Untersuchungswerkzeuge gewiss ein Zeichen seines genauen Arbeitens.

Prof. Gren[1]) schrieb über dieses Präparat: „Durch Herrn Hahnemann's Mercurius solubilis wird das Problem des Herrn Macques, ein Quecksilbermittel zu erhalten, das zu gleicher Zeit sehr auflöslich ist (in den im Körper vorkommenden Säuren nach damaliger Ansicht und Absicht, hier in Essigsäure) und doch von aller Aetzbarkeit frei wäre, völlig gelöst.“

„Meiner Meinung nach verdient der Merc. solub. doch auch vor dem versüssten Quecksilber Vorzüge“ (ib. S. 267). Er wollte sogar dieses Präparat. zur Herstellung von Ugt. Neapolit. benutzt wissen (ib. S. 509). Und Gren war hier, wie schien, kein blinder Lobredner, wie aus einem Angriff gegen Hahnemann wegen dessen Metallprobe hervorgeht, ein Streit, den Prof. Göttling und Andre zu Gunsten Hahnemann's entschieden.[2])

Die Aerzte urtheilten: „Eines der allerwirksamsten gelinden Mercurialpräparate verdankt die Kunst dem bekannten und dadurch unsterblichen Hahnemann.“[3])

Kurt Sprengel, der Geschichtschreiber: „Hahnemann's Quecksilber, ein mildes vorzügliches Präparat, dessen ausgezeichneter Nutzen sich später bewährt hat.“[4])

Mit den Anerkennungen, die Hahnemann wegen seines Quecksilbers im Laufe der Jahre gezollt wurden von nichthomöopathischen Aerzten, könnte man viele Druckseiten füllen. Auch Chemiker, darunter die Ersten ihres Faches, haben viel über diesen Mercur gearbeitet und geschrieben, sind aber dabei zu der Ueberzeugung gekommen, dass er chemisch durchaus kein ideales Präparat ist.

---

[1]) l. c. II. 224.

[2]) Salzb. Medic. chir. Zeitg. 1794 I. S. 103 u. f. ferner Prof. A. N. Scherer in s. Journ. d. Chem. 1799 II. S. 402.

[3]) Recepte und Kurarten der besten Aerzte aller Zeiten. Leipzig 1814 2. Aufl. IV. 24.

[4]) Gesch. der Arzneik. Halle 1828 V. Abth. 2 S. 591.

Samuel Hahnemann's Apothekerlexikon.

Verfasst 1793—1799.

„Alle die einfachen Mittel," sagt er in der Vorerinnerung, „welche vom Anfange dieses bald zu Ende gehenden Jahrhunderts an bis auf die neuesten Zeiten offizinell, oder sonst gebräuchlich waren, auch die nur von einigen Aerzten angewendeten, sowie diejenigen, welche als Hausmittel einen ansehnlichen Ruf erhielten, suche ich hier aufzustellen."

Er will nicht nur die wirksamsten und bewährtesten Droguen anführen — das sei Sache eines guten Dispensatoriums — in einem Apothekerlexikon müssten auch die verlegenen, aus der Mode gekommenen, wenig gebräuchlichen, auch die unwirksamen, ekelhaften und abergläubischen Mittel zur Sprache kommen — weil auch daran oft viel gelegen sei. „Und wieviel Vorzügliches ist nicht noch in den sogenannten veralteten Mitteln, deren einige manchem neueren modischen Mittel den Vorrang streitig machen würden? Man zieht deshalb von Zeit zu Zeit ältere Arzeneien aus ihrer Dunkelheit wieder hervor; in solchen Fällen ist dem Arzte und Apotheker nicht wenig daran gelegen, zu wissen, was die Alten schon von dieser Drogue wussten. Dies muss das Apothekerwörterbuch sagen."

So viel über die Ausdehnung dieses grossen Werkes. Der Stoff ist alphabetisch geordnet und bespricht alle Gegenstände, welche den Apotheker bei seinen Arbeiten interessiren. Die Darstellung ist kurz, lebendig und anregend. Man findet eine genaue Beschreibung der zweckmässigsten Einrichtung einer Apotheke und deren Räume, z. B. unter den Wörtern „Apotheke", Keller, Trockenboden, Laboratorium etc. Ebenso sind die einzelnen erforderlichen Utensilien genau und mit grossem Sachverständniss beschrieben. Man braucht nur die Artikel „Abdampfschalen" oder „Gefässe" oder „Oehle" zu lesen, um an den reichlich eingeflochtenen Winken seine vielfachen practischen Erfahrungen zu erkennen. Jeder von diesen Artikeln zeigt, wie speciell Hahnemann mit den Arbeiten vertraut ist, und doch zeigt jeder andere Artikel es nicht minder. Häufig führt er neue, von ihm erfundene oder verbesserte Apparate an, nicht ohne das Verständniss durch Abbildungen zu unterstützen. Mit grosser Genauigkeit und fesselndem Unterricht werden die einzelnen Arbeiten des Apothekers bei der Receptur und im

Laboratorium besprochen. Man vergleiche die Ausführungen unter „Rezept“, wobei Hahnemann vielerlei Anweisungen ertheilt, die heute zur gesetzlichen Vorschrift geworden sind. Wie reichhaltig sind bearbeitet: Abdampfen, Abgiessen, Abklären, Auflösen, Auslaugen, Auspressen u. a. allein im Buchstaben A. Es ist in den einschlägigen Dingen ein eingehender Unterricht für Apotheker gegeben, man lese nur „Emulsion“, die verschiedenen Arten derselben aus Samen, Fetten, Harzen, Kampfer mittelst Gummi, Tragant, Ei etc., oder man schlage nach „Destillation“ oder „Krystallisirung“, um zu sehen, mit welchem Eifer Hahnemann praktisch gearbeitet haben muss, und wie er seine Erfahrungen geistig zu verarbeiten verstand.

Dass er durch und durch Sachkenner war, zeigt auch das Interesse, das er am scheinbar Unbedeutendsten nahm, das nur dem Selbstarbeitenden wichtig wird, so beim Beschlag der Oefen (I. 111), bei der Destillation, bei der Anleitung zum Selbstverfertigen nicht käuflicher Apparate, bei dem verschiedenen Feuerungsmaterial für verschiedene Zwecke (I. 294), beim Pulvern der verschiedenartigsten schwer zu behandelnden Stoffe (II 1. 246), bei den einzelnen Schmelztiegeln zu verschiedenen Arbeiten (II. 2. 161), bei den verschiedenen Oefen je nach dem Zweck (II. 1. 145—150) etc.

Eine Reihe von Hahnemann's Forderungen für die Apothekenverwaltung sind jetzt allgemein angenommen, so seine Vorschläge für ausführliche Giftverordnungen, die Destillation im Dampfbade, die Zinnkessel und zwar von reinem Zinn, das Eindampfen von Extracten im Wasserbade (I. 223), die Destillation von ätherischen Oelen im Dampfbade (II. 1. 152), die Aufbewahrung der riechenden Stoffe, auch der Vegetabilien, z. B Baldrian, Schierling etc. in verzinnten Büchsen (I. 338 u. 461), das Vorhandensein eines Herbarium in jeder Apotheke zum Unterricht und zum Zwecke des richtigen Sammelns (II. 2. 115).

Bei den Arzneimitteln aus dem Pflanzenreich ist, ausser der botanischen Beschreibung, auch Standort (II. 2. 115—119), Blüthezeit, Sammelzeit des arzneilichen Theils genau angegeben mit Hinweis auf Werke mit Abbildungen, letzteres auch bei den in Frage kommenden Thieren. Schon die hier allein angezogene Literatur zeugt von der gründlichen Arbeit des Verfassers. Es finden sich darunter die Werke von den ersten Botanikern und Zoologen wie Buffon, Pallas, Dryander, Regnault, Scopoli, Jussieu, Linné, Slaone, Gleditsch, Haller, Bauhin, Rumpf, Kämpf,

Tabernaemontanus, Tournefort etc. etc., im Ganzen weit über 100 Werke verschiedener Nationen, darunter auch die neuesten Reisewerke.

Durch seine Vorschrift, die Extracte der narkotischen Pflanzen nicht zu kochen, sondern sie im Wasserbade abzudampfen, erwarb er sich das Verdienst, zur Einführung dieser wichtigen Arzneien wesentlich beigetragen zu haben. Fast allgemein befolgte man noch allzu sehr den Rath Prof. Neumann's,[1]) „brav zu kochen beim Extrahiren, denn das starke Kochen mit vielem Wasser ist das beste Corrigens allzu heftig wirkender Medicamente." Prof. Hecker gestand: „Bei der Bereitung der narkotischen Pflanzen sind die von Hrn. Hahnemann gegebenen Vorschriften die besten, welche wir haben."[2])

Hier möchten wir zugleich an die Hahnemann'sche Bereitung der Tincturen aus der frischen Pflanze erinnern, welche besonders für jene Zeit mit Recht als eine Bereicherung des Heilapparates angesehen wurde.[3])

Der chemische Theil ist in demselben Geiste bearbeitet. Ueberall Gründlichkeit ohne Weitschweifigkeit; man vergleiche beispielsweise die Artikel „Quecksilber", Spiessglanz, Phosphor, Pottasche, Salmiakgeist, Schwefel etc. Bei vielen wichtigen Präparaten gibt er anregende geschichtliche Notizen, z. B. bei der Schwefelsäure, beim Brechweinstein, beim Phosphor, beim Salmiak etc., ohne deshalb die neuesten Errungenschaften der Chemie zu vernachlässigen.

Um den Arzneien eine bestimmte Beschaffenheit zu geben, verlangte er auch von Flüssigkeiten ein bestimmtes specifisches Gewicht, so vom Salmiakgeist, von den verdünnten Säuren (II. 2. 363), vom Weingeist.

Um gute Präparate liefern zu können, soll der Apotheker genau den Standort der Pflanzen berücksichtigen, wenn möglich selbst sammeln und die schwer zu controllirenden chemischen Präparate selbst anfertigen, da diese Mühe durch die Güte der Waare wieder aufgewogen wird.

Bei vielen Arzneien bespricht er kurz ihre medicinische Anwendung. Darüber schreibt er in der Vorrede: „Wenn ich den ein-

---

1) Medic. Chemie I. 661.

2) Hufel. Journ. 1800 Bd. 9 St. 2 S. 83.

3) Buchholz, Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker. 1815. S. 57. — J. R. Bischoff, Ansichten über das bisher. Heilverfahren etc. Prag 1819 S. 121.

fachen Mitteln ihren vorzüglichsten Nutzen und überhaupt ihre arzneiliche Bestimmung beifüge, so habe ich auch hierin einen andern Zweck als einige neuere Apothekerbücher, welche dies in der Meinung weglassen, als wäre dergleichen Nachricht dem Apotheker unnütz oder wohl gar schädlich, weil es die Pfuscherei vermehre. Eine kurze Anzeige des Nutzens einer Drogue kann aber gut gesinnte, ihrer edlen Bestimmung bewusste Apotheker wohl nie zur Schleichpraxis verleiten; sie können unverwelklichere Bürgerkronen von treuer Ausführung ihrer Pflicht einernten. Die hohe Würde eines guten Apothekers, aus dessen unbestechlich gewissenhaften Händen Leben und Gesundheit in lauterer Quelle fliesst, und unter dessen wachsamer Kenntniss die ächten Werkzeuge erschaffen werden, womit wir die zerrüttete Maschine des menschlichen Körpers zu bessern und in ihren harmonischen Gang wieder zu bringen suchen, wird sich nie mit der Niederträchtigkeit einer vernunftlosen Quacksalberei besudeln, welche sich zu ihr wie der stinkende Sumpf zu der wohlthätigen Sonne verhält."

„Eine so kurze Anzeige des Nutzens kann auch eine solche Halbgelehrsamkeit nicht einmal hervorbringen. Wenn man liest, dass Austerschalenpulver die krankhafte Säure des Magens wegnimmt, so weiss man deshalb immer noch nicht, unter welchen Umständen eine solche Magensäure zugegen sei, durch welche Krankheitsfälle sie sich verrathe."

„Wohl aber hat eine kurze Anzeige des Nutzens einer Drogue den Vortheil für den angehenden Apotheker, dass er der trockenen Beschreibung dieses Mittels desto eher Eingang in sein Gedächtniss verstattet, wenn sie ihm nun mehr als gleichgültig, wenn sie ihm der angegebenen arzneilichen Bestimmung wegen merkwürdig geworden ist, oder doch einigen Anspruch auf seine Aufmerksamkeit macht. Dinge, deren Nutzen uns gar nicht bekannt ist, sind uns Menschen gleichgültig, wir sind so kalt dabei, als bei den blossen Buchstaben eines Wortes, dessen Bedeutung verloren gegangen ist. Nur ein Fingerzeig auf ihre Nutzbarkeit, sie sei wirklich, scheinbar oder eingebildet, giebt uns Interesse dafür; die sonst nichtswürdige Kenntniss ihrer Geschichte bekömmt nun Körper, Leben und etwas Anziehendes, Wissenswürdiges." —

Das Apothekerlexikon erschien in Lieferungen und fand folgende Aufnahme von Seiten der Medicinisch-chirurgischen Zeitung[1]): „Der

---

[1]) 1793 III. S. 171.

Verfasser liefert hier ein Werk, das sehr brauchbar für den praktischen Apotheker und selbst für den Arzt ist. Es zeichnet sich von andern ähnlichen Schriften sehr vortheilhaft aus und macht das Fiedler'sche Apothekerlexikon nun ganz entbehrlich . . . Uebrigens ist dieses Buch nicht eine blosse Compilation, sondern man findet manchen neuen Gedanken, manchen Fingerzeig und manche nicht unerhebliche Verbesserung darin. Verschiedene Artikel sind vorzüglich gut bearbeitet (werden Beispiele angeführt). Möchten doch alle Apotheker beherzigen, was Verfasser von den Dicksäften (besonders der narkotischen Gewächse) sagt, dann würden viele Aerzte glücklich heilen und nicht mehr an der Wirksamkeit dieser Heilmittel zweifeln. — Die baldige Fortsetzung wünscht Rec. von Herzen.“ Hier wird auch unter Andern eines von Hahnemann erfundenen Destillirapparates erwähnt.

Bei der folgenden Lieferung wird getadelt[1]), dass Hahnemann manche „alte verlegene“ Mittel aufgenommen, und einzelne Artikel weniger gut seien. Diese Aussetzungen widerlegt Hahnemann in einer Antikritik vollständig.[2]) „Doch sind auch einzelne Artikel bisweilen sehr gut bearbeitet und Rec. würde das Werk vortrefflich nennen, wenn sie es alle wären . . . Gährung, Gährungsmittel, Gifte, Alles was der Verfasser hierüber sagt, ist sehr zweckmässig und überzeugend.“

Bei der weiteren Lieferung heisst es (1799 II. 411)): „Ein Werk dieser Art, welches von einem Manne, der sich als Scheidekünstler und als ausübender Arzt einen Nahmen in Deutschland erworben hat, abgefasst worden ist, . . . verdient die angelegentlichste Empfehlung . . . Ausgezeichnet gute und vortrefflich bearbeitete Artikel in dieser Abtheilung sind: Laboratorium, Niederschlag, Oefen, Oehle, Pillen, Präpariren. Im Artikel Phosphorsäure giebt der Verfasser eine neue, ihm eigene und vortheilhafte Methode an, diese Säure und aus dieser den Phosphor zu bereiten. Ueberhaupt ist jeder Artikel mit sichtbarem Fleisse gearbeitet.“

Trommsdorff, Professor der Universität Erfurt, gibt in seinem Journal der Pharmacie folgende Kritik:[3]) „Ein vortreffliches Werk, das sich jeder Apotheker anschaffen sollte. Kürze,

---

[1]) 1796 I. S. 393.
[2]) ib. IV. S. 15.
[3]) 1794 II. St. 1. S. 185.

höchste Deutlichkeit und Bestimmtheit und dennoch, so weit wir nach dieser ersten Abtheilung schliessen können, Vollständigkeit zeichnen es von allen andern ähnlichen Werken vortheilhaft aus. (Einzelne Artikel werden besprochen.) Schon aus diesem wenigen sieht man, dass die Schrift nicht eine Compilation von gewöhnlichem Schlage ist. Bey genauerer Durchsicht findet man äusserst viel Neues und Wichtiges und jede Seite bestätigt es, dass der mit Kenntnissen ausgerüstete Verfasser aus Erfahrung spricht. Wir verweisen unsere Leser auf die Artikel: Abdampfen, Abdampfschalen, Abklären, Absonderungsgläser, Absud, Apotheke, Auslaugen, Brechweinstein, Destillation, Dicksäfte. Möchte nur Alles, was der Verfasser in diesen wenigen Artikeln so richtig sagt, beherziget werden."

„Wir empfehlen unsern Lesern diese Schrift bestens, dem Verfasser aber wünschen wir von Herzen Musse und fortdauernde Gesundheit zur Vollendung dieser wichtigen Schrift, wodurch er sich so verdient um die Pharmacie macht."

Ueber die Fortsetzung urtheilte derselbe:[1]) „Mit innigem Vergnügen zeigen wir unsern Lesern die Fortsetzung dieser nützlichen Schrift an, die sich billig jeder Apotheker anschaffen sollte . . . Mehrere Artikel sind vorzüglich schön bearbeitet." Zum Beweise bringt Rec. den Artikel „Gifte" wörtlich . . . „Ebenso vortrefflich sind auch mehrere Artikel bearbeitet, daher zu vermuthen steht, dass durch diese Schrift viele nützliche Kenntnisse verbreitet werden."

Möge diese Besprechung einiger Werke Hahnemann's aus dem fraglichen Gebiete genügen, um einen wenigstens oberflächlichen Begriff von seinen Leistungen zu geben. Wer seinen Geist will kennen lernen, muss die damalige einschlägige Literatur sich aneignen und dann Hahnemann's Schriften lesen, studiren — Niemand wird dieselbe aus der Hand legen ohne Befriedigung, ohne Freude über diesen hervorragenden Kopf. Dass derselbe auch geirrt, theilt er mit allen Menschen. Kein Streben ohne Irren.

[1]) 1796 III. St. 2. S. 359.

Bei Beurtheilung seiner Beobachtungsgabe und seiner Leistungsfähigkeit vergesse man nicht, dass er als beschäftigter Arzt, als Privatmann den Wettlauf zu bestehen hatte mit den ersten Apothekern, deren Beruf ein Laboratorium und chemische Arbeiten verlangte, und mit den Professoren der Chemie, die sich einer fördernden Staatsunterstützung zu erfreuen hatten, und dass er diesen Fachleuten nicht allein gewachsen war, sondern die Meisten an einschlägigen Kenntnissen und Verdiensten noch übertraf.

Schliesslich theilen wir noch einige Recensionen einzelner Schriften und auch Anerkennungen von Fachleuten mit:

(Weiter unten finden sich sämmtliche Schriften Hahnemann's zusammengestellt.)

Seine Uebersetzung von Demachy's „Liqueurfabrikant" wurde von Westrumb gelegentlich besprochen[1]) in einem Aufsatze über Branntweinbrennerei: „Wenige Fabrikanten haben meinen Vorschlägen Gehör gegeben, ihre Brennblasen so einzurichten, wie von Demachy und Hahnemann beschrieben. Diese vermehrten die Höhe des Destillirkessels, gaben den Helmen die Form eines Zuckerhutes, versahen ihn mit einem Gerinne und umgaben ihn mit einem Mohrenkopfe. Dadurch sparten sie die Hälfte an Zeit, ein Dritttheil an Feuermaterialien und gewannen obendrein ein Beträchtliches an Branntwein" (Spiritus). „Alle Künstler, die Destilliranstalten bedürfen, sollten die alten Destillirapparate ganz verwerfen und sich der französischen, von Hahnemann deutlich beschriebenen Anstalt bedienen." Die Regierung sollte zum Gebrauch der Steinkohlen anhalten, gegen die man „allgemein ein altes, tief eingewurzeltes Vorurtheil" hätte.

Hahnemann übersetzte 1787 Demachy, Kunst des Essigfabrikanten. Darüber sagt die „Neue medicinische Litteratur"[2]): „Bey so manchen elenden Beschreibungen von der einzurichtenden Essigbrauerey verdient des Demachy Schrift mehreren Beyfall, und ist es werth, dass sie den Deutschen durch Uebersetzung bekannt gemacht worden, um so mehr, da Herr Dr. Hahnemann seinen Autor in vielen Punkten zurechtgewiesen hat . . . Desto mehr hat Herr Hahnemann Gelegenheit gefunden, durch belehrende Anmerkungen das Irrige zu berichtigen . . . Der Anhang des Herrn

---

[1]) Crell's Annalen 1792 I. 490 u. f.

[2]) von Schlegel und Arnemann Leipzig 1788. S. 56. 57. 59.

Dr. Hahnemanns über die Brauerey des Essigs, besonders des aus Getrayde, ist so gründlich als deutlich.“

Die ökonomische Gesellschaft zu Florenz hatte 1785 als Preisfrage gestellt die Auffindung der Theorie der Weingährung, sowie die Ausmittelung eines, den Fähigkeiten des Landmanns angepassten Verfahrens zur Untersuchung des Mostes, um diesen je nach dem Befunde vernunftgemäss zu behandeln. Fabbroni erhielt den Preis, und Hahnemann übersetzte die betreffende in Italien mit Beifall aufgenommene Schrift „Kunst nach vernünftigen Grundsätzen Wein zu verfertigen“ 1790 aus dem Italienischen. In Crell's Annalen (1790 I. 562) wird des „vorzüglichen, verdienten“ Beifalls erwähnt, den diese Schrift besonders wegen der aufklärenden Untersuchung über den Gährungsprocess gefunden . . . „eine Uebersetzung war um so wünschenswerther; eben diese verdanken wir anjetzt einem Manne, der sich theils durch eigene Schriften, theils durch viele treffliche Uebersetzungen wichtiger Werke den Naturkündigern sehr werth gemacht hat. Ausserdem dass diese Uebersetzung treu und wohlgerathen ist, hat Herr Hahnemann, wie er immer bey solchen Arbeiten thut, noch schätzbare Zusätze beygefügt, die theils Herrn Fabbroni's Grundsätze noch erweitern und bestätigen, theils genauer bestimmen; er hat also derselben noch einen Werth mehr gegeben.

Hahnemann's Uebersetung von De la Metherie „Ueber die reine Luft“ wurde von Prof. Crell[1]) folgender Maassen angekündigt „. . . Woher deutsche Naturkundige alle Ursache haben, mit Verlangen der Uebersetzung entgegen zu sehn, welche wir von so einem Scheidekünstler, als Herr Dr. Hahnemann und noch mit eigenen Anmerkungen bereichert, nächstens zu erwarten haben.“

Das Erscheinen der Uebersetzung wurde so begrüsst:[2]) „. . Dass dieser Wunsch erreicht sey, wird niemand zweifeln, sobald wir nur den Uebersetzer nennen, der, ob er sich gleich nicht genannt hat, doch es uns erlauben wird. Es ist Herr Dr. Hahnemann, ein Mann, der sich durch viele eigne, vorzüglich chemische Schriften und durch treffliche Uebersetzungen wichtiger Werke der Ausländer um die deutschen Naturkundigen sehr verdient

---

[1]) Chem. Annalen 1790 I. S. 85.
[2]) ib. 1792 I. S. 475.



gemacht hat, wie bereits anerkannt ist, aber noch mehr anerkannt zu werden verdiente.“ 1792.

Die Uebersetzung von Monro's Arzneimittellehre fand in Crell's chemischen Annalen dieses Urtheil (1792 II. 183): „Sehr wünschenswerth war die Uebersetzung dieses Werkes . . . Herr Hahnemann hat viele berichtigende, bestätigende und ergänzende Anmerkungen hinzugesetzt, welche der Uebersetzung grosse Vorzüge vor dem Orginal geben . . . Hahnemann's treffliche Weinprobe . . . sein treffliches auflösliches Quecksilber . . . sein Rath, den Brechweinstein durch Krystallisation zu gewinnen (etc. etc.) . . . Durch diese gründlichen Berichtigungen hat sich Herr Hahnemann bey der Klasse der Leser dieses Werkes neue Verdienste erworben.“

Nach dem Erscheinen der Uebertragung des Edinburger Dispensatorium schrieb die Medicin. chir. Zeitung (1799 I. 154) „Hahnemann hat das Werk mit vielem Fleiss bearbeitet und in unsere Sprache übersetzt. Seine Anmerkungen sind kurz, auch nicht zahlreich, dienen aber zur Erläuterung des Textes, bald in chem. pharmaceutischer, bald auch in praktischer Hinsicht.“

In Hufeland's Journal[1]) heisst es: „Die Nützlichkeit dieses Werkes ist schon anerkannt, und es hat hier durch die Anmerkungen des Herrn Uebersetzers noch mehr gewonnen.“

Das Berlinische Jahrbuch der Pharmacie (1799 S. 141) bemerkte: „Die gründliche pharmaceutische Kenntniss und der Fleiss des Herrn Dr. Hahnemann sind an dieser Uebersetzung unverkennbar.“ Trommsdorff's Journal der Pharmacie[2]) kritisirte: „Ob wohl Deutschland an Schriften dieser Art keinen Mangel hat, so kann doch gegenwärtige sehr gut dabei bestehn, zumal da die Uebersetzung durch die Anmerkungen des gelehrten Herrn Dr. Hahnemann's viele Vorzüge vor dem englischen Originale erhalten hat.“ . . .

1792 wird Hahnemann in Crell's Annalen (I. 200) genannt: „Dieser berühmte Scheidekünstler,“ — an einer andern Stelle 1793: (II. 124) „Dieser verdienstvolle Arzt“ — auch von seinen Verdiensten um den Arzneischatz wird hier gesprochen (1793 I. 93).

Prof. Göttling nennt in der medic. chir. Zeitung (1794 I. 111) Hahnemann und Gren 2 Männer, „denen die Scheidekunst schon so manche wichtige Entdeckung zu verdanken hat.“

---

[1]) 1798 Bd. 5 S. 469.

[2]) 1799 Bd. 5 St. 1 S. 227.

Prof. Scherer spricht in seinem Journal der Chemie (1799 II. S. 402) von dem „verdienstvollen Hahnemann.“

Prof. Gmelin erwähnt in einer Uebersicht über die Fortschritte der Chemie im 18. Jahrhundert[1]) ausser den genannten Leistungen Hahnemann's auch noch seiner Verdienste um die Verbesserungen der Geräthschaften und des Verfahrens bei der Branntweinbrennerei, sowie um die „Darstellung des Natrons.“

Bei Gelegenheit eines längeren Artikels von Hahnemann über die chemischen Untersuchungen des Weins nennt ihn Trommsdorff „den würdigen Verfasser.“[2])

An einer andern Stelle[3]) schreibt derselbe bei einer Besprechung des damaligen Zustandes der Pharmacie: „Wahr, unbezweifelt wahr ist es, dass die Pharmacie grosse Fortschritte gemacht hat; die Bemühungen eines Gren, Göttling, Hagen, Hahnemann, Hermbstädt, Heyer, Westrumb, Wiegleb und Andrer sind nicht fruchtlos gewesen . . . allein demohngeachtet sind die Fortschritte noch lange nicht allgemein, immer nur einzelne hie und da.“

Kraus sagte in seinem „medicinischen Lexicon“ 1826:[4]) Hahnemann ist ein anerkannt guter Pharmazeut und hatte sich als solcher durch Darstellung seines sogenannten Mercurius solubilis und zum Theil durch seine Abhandlung über Arsenikvergiftung, wenn gleich nach ihm diese Lehre um ein Bedeutendes vervollkommnet ist, unverwelkliche Lorbeeren erworben.“

So hat also Hahnemann's Forschergeist und eiserner Fleiss direct und indirect wichtige Beiträge geliefert zur Verbesserung der ärztlichen Heilwerkzeuge, Grundlagen der ärztlichen Kunst. Doch verschwindend sind diese Verdienste gegenüber den Lorbeeren, die er sich im engeren Rahmen der Heilkunde für alle Zeiten erwarb.

---

[1]) Crell's Annalen 1801 I. S. 16. 17.
[2]) Journ. d. Pharm. 1794 II. S. 48.
[3]) ib. 1795 II. St. 2 S. 25.
[4]) Göttingen 1826 2. Aufl. S. 404.

Hahnemann als Arzt.

Die Arzneikunde beim Auftreten Hahnemann's.

Um Hahnemann's ärztliche Thaten beurtheilen zu können, ist es unerlässlich, einen längeren Blick zu werfen auf den Zustand der Arzneikunde zur Zeit seines Auftretens, in welcher eine Forschungsmethode auf naturgesetzlicher Grundlage wie heute noch nicht existirte. Die Begriffe von den Erscheinungen im gesunden und kranken Menschen wurden in Systeme gezwängt, welche von einzelnen Köpfen auf Grund vereinzelter Beobachtungen ausgedacht und den jeweiligen Ansichten und neuen Entdeckungen angepasst waren.

So fand L. Hoffmann (1721—1807), dass die meisten Krankheiten durch faule und durch saure Säfte entstanden, welche aus dem Körper entfernt oder mit „antiseptischen" und „versüssenden" Mitteln verbessert wurden.

Stoll (1742—1788) lehrte, dass die Krankheiten unter dem Einfluss einer herrschenden Constitution ständen, welche bestimmt würde „durch die stehenden Witterungs- und epidemischen Fieber". Die grösste Rücksicht hatte der Arzt bei allen Krankheiten zu nehmen auf den Zustand der „ersten Wege"; von gastrischen Unreinigkeiten, besonders von Galle entstanden die meisten Krankheiten. Entfernung dieser Materie durch Einführung von Brech- und Abführmitteln war in erster Linie die Behandlungsart. Fehlten auffallende Merkmale der Galle in den Ausleerungen, im Aussehn, im Geschmack des Kranken, so war eine verborgene Galle, eine „bilis latens" vorhanden. Verabreichte Abführmittel und Brechmittel förderten den Beweis für diese Annahme zu Tage. Nebenbei wurde gegen die „verborgenen Entzündungen" angekämpft, worin bei vielen Krankheiten eine grosse Gefahr steckte. Nach dem Zeugnisse



A. F. Hecker's[1]) galt diese Lehre als eine der glänzendsten Verbesserungen der ärztlichen Kunst, und aus ganz Europa strömten die Aerzte nach Wien, um „die glückliche Stoll'sche Methode“ zu erlernen. Ein anderer Arzt schreibt:[2]) „Stoll ist der grösste itzt lebende Kliniker. Er steht, wie er es verdient, in grossem Ansehn, und ist ordentlicher Arzt aller derer in Wien, die nur einigermassen aufgeklärt denken.“

Kämpf (1726—1787) zeigte, dass die meisten Krankheiten ihren Sitz im Unterleibe hätten und durch „Infarkte“ veranlasst würden. „Unter Infarktus verstehe ich den widernatürlichen Zustand der Blutgefässe, besonders der Pfortadern und Muttergefässe, wenn solche hie und da von einem im Kreislauf zaudernden, endlich stockenden, übelgemischten, verschiedentlich verdorbenen, seiner Flüssigkeit beraubten, dicken, zähen, galligten, polypösen und verhärteten Geblüt angefüllt, vollgepfropft und ausgedehnt werden; oder wenn sich das verdickte Serum in denselben, in den Drüsen, in dem Zellgewebe, und nebst den eben erwähnten Bluthefen in den Verdauungswegen anhäuft, vermodert, vertrocknet und vielerlei Arten der Verderbniss annimmt . . .“

„Diese Infarktus verschonen keines Alters, Geschlechts und Temperaments . . . selbst die Säuglinge sind nicht frei davon . . . Ich weiss mich weniger Krankheiten und Zufälle zu erinnern, die nicht ursprünglich von den Infarktus abstammen,“ so Epilepsie, grauer und schwarzer Staar, Gehörkrankheiten, Lungensucht, „Unterleibskrankheiten“, Blasenleiden, „allerlei Ausschläge“, Krebs, Scorbut, „Fieber“, „Wind-, Wasser- und Gelbsucht“ etc.

Zur Beseitigung der Infarkte wurden Klystiere angewandt, welche aus taraxacum — rad. graminis — saponaria — card. bened. — fumaria — marrub. alb. — millefol. — chamomill. — verbasc. — Roggen- und Weizenkleie bestanden; ausserdem wurden noch „passende“ Kräuter zugesetzt, die alle mit Regen- oder Kalkwasser ausgezogen wurden.

„Ohne Nachtheil der Gesundheit können täglich 2—3 Klistiere ebenso viele Jahre lang gebraucht werden . . . Oft wird die Arbeit und Geduld eines Herkules dazu erfordert, um dergleichen zum Erstaunen angehäuften, verjährten, unbän-

---

[1]) Die Heilkunde auf ihren Wegen. Erfurt und Gotha 1819.

[2]) Medicin. Literat. für prakt. Aerzte von Schlegel. Leipzig 1787 XII S. 99.

digen Morast auszufegen und die versteinerten, gleichsam eingekeilten Ausartungen des Bluts zu überwältigen."[1])

Ein Arzt schrieb:[2]) „Ich habe manchen Kranken kurirt, der über fünf Tausend Visceralklistiere genommen, bevor er den Infarktus völlig los geworden."

„Auch zur Verlängerung des Lebens" empfahl Kämpf seine Methode.

Kämpf fand grossen Anhang unter den Aerzten, welche ihm Beifall und Dankbarkeit für diese Erfindung darbrachten. „Das ist einmal wieder ein Werk, darauf die Deutschen stolz sein können. . . Dank, warmer Dank sey auch von mir dem Hrn. Verf. geopfert."[3]) Ein Anderer[4]) urtheilte: „Die Kämpf'sche Methode hat zu viel allgemein anerkannt Vortheilhaftes, als dass sie jemals, wenigstens bei dem klügeren Theile, ihr verdientes Ansehn verlieren könnte . . . Dieses allgemein gelesene Buch." Zugleich wurde über die vielen „gesudelten" Nachdrücke und unechten Ausgaben geklagt[5])

Hecker l. c. bestätigt, dass viele Kranke Tausende von solchen Klystieren gebrauchten, und die Klystiermethode Jahre lang unter Aerzten, Kranken und Gesunden grassirte.

„Stasen, Anschoppungen und Verstopfungen" in allen möglichen Organen bildeten eine Hauptursache für viele Krankheiten, so dass ein Homöopath noch viele Jahre später, wenn auch mit grellen Farben, schreiben konnte:[6]) „Aus den Anschoppungen, Stasen, Verschlemmungen ist es nun zu erklären, warum wir unter zehn Recepten auf neunen Sennesblätter, Weingeist, Löwenzahn, Rhabarber, Salmiak, Quecken, Merkur und Spiessglanz finden; denn diese Mittel sind einmal in den Verdacht gekommen, dass sie gleich Bürste, Stössel, Besen und Ruthe das Röhr- und Schlauchwerk des menschlichen Körpers von seinem Unrathe befreien. Ob der Kranke roth oder blass, fett oder mager, schwind- oder wassersüchtig ist, ob er an Appetitlosigkeit oder an Wolfshunger, an Durchfall oder

---

[1]) Joh. Kämpf, Oberhofrath, erster Leibarzt etc., für Aerzte und Kranke bestimmte Abhandlung von einer neuen Methode, die hartnäckigsten Krankheiten etc. Zwote verm. u. verb. Aufl. Leipzig 1786. 576 S.

[2]) Bei G. W. C. Müller, Joh. Kämpf, Abhandlung etc. Leipzig 1788. S. 86.

[3]) Medicin. Literat. von Schlegel. Leipzig 1785. S. 34 u. 35.

[4]) Neue literar. Nachrichten für Aerzte etc. Halle 1787. S. 319.

[5]) Medic. Journ. von Baldinger. 1787. XI. S. 25.

[6]) „Die Allöopathie." 1834 No. 19.

Verstopfung leidet, das ist Alles Eins: er hat Stasen und Anschoppungen und muss schwitzen und laxiren, sich schneuzen und vomiren, bluten und saliviren. Siehst Du die Aerzte sinnend stehn, glaub' mir's, wenn sie nicht an „Entzündung" denken, so denken sie an Stasen". Zur Illustration wird ein hochgeachteter Schriftsteller, Scheidemantel, angeführt.[1]) Derselbe berichtet, dass ein Student dadurch von der Melancholie befreit wurde, dass er während einer Seefahrt durch den Zusammenstoss zweier Schiffe heftig erschrocken sei. Erklärung: „Der melancholische Student hatte vielleicht Verstopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes, die aufgelöst wurden, als das Schiff an ein anderes stiess und ihn dabei sehr erschütterte."

Ende der 90er Jahre begann ausserdem noch das System des Schotten John Brown (1736—1788) sich über Deutschland zu verbreiten. Brown trat mit grosser Sicherheit auf. Nach seiner eigenen Ansicht hatte er zuerst die Arzneikunst zu einer ächten Wissenschaft erhoben, welche bald den Namen „Lehre der Natur" erhalten werde. Nach derselben besitzt jeder Mensch einen mehr oder weniger hohen Grad von Erregbarkeit. Auf dem richtigen Maasse von Erregung beruht die Gesundheit. Krankheit entsteht entweder durch ein Uebermaass von Erregung (Sthenie) oder durch Mangel an Erregung (Asthenie) Die Aufgabe des Arztes bestand einfach darin, die zu starke Erregung zu mässigen oder die zu schwache Erregung zu stärken. So wurden alle Krankheiten in zwei entsprechende Klassen eingetheilt, und ebenso die Heilmittel; es gab „sthenische" und „asthenische." Bei den auf übermässiger Kraft beruhenden Affectionen wandte man „reizentziehende" Mittel an, welche nach der Reihenfolge ihrer Wirkung diese waren: Aderlass, Kälte, Brechen, Purgiren, Schwitzen. Bei den asthenischen Krankheitsformen wurden sthenische Mittel verordnet, der Reihenfolge ihrer Heilkraft nach: Fleisch, Wärme, Verhinderung des Brechens, Purgirens, Schwitzens durch Fleischkost, Gewürze, Wein, Bewegung; ferner im höheren Grade des Leidens flüchtige Reize: Moschus, flüchtiges Alkali, Kampfer, Aether, Opium.[2]) China wurde erst von den Anhängern Brown's hinzugefügt. Die Kenntniss des Baues und der Verrichtungen des Organismus war nur von untergeordneter

---

[1]) Die Leidenschaften als Heilmittel betrachtet. Hildburghausen 1787.

[2]) Vgl. B. Hirschel, Geschichte des Brown'schen Systems, Dresden und Leipzig 1846 S. 37.

Bedeutung, da Alles auf die Reize und den Grad der Erregbarkeit ankam. „So gross," sagte Brown, „ist die Einfachheit, auf welche die Arzneikunde zurückgebracht ist, dass ein Arzt, wenn er an's Krankenbett kommt, nur drei Dinge ins Reine zu bringen hat. Erstens ob die Krankheit allgemein oder örtlich sei, zweitens, wenn allgemein, ob sthenisch oder asthenisch, drittens von welchem Grade der Erregung sie sei. Hat er über diese drei Punkte sich Aufschluss verschafft, so bleibt ihm nichts übrig, als seine Heilanzeigen und seinen Kurplan festzusetzen und ihn durch die dienlichen Mittel auszuführen."[1]) Die Diagnose war Nebensache.

Zugleich mit Brown wuchs die von Schelling begründete[2]) Naturphilosophie empor und schritt hoch hinweg über alles niedere Denken. Sie erfasste und erklärte alle Erscheinungen aus dem Absoluten. Ueber ihren Einfluss auf die Medicin kann man sich einen Begriff machen, wenn man ihre folgenden Sätze betrachtet: „Der Mund kaut, der Magen verdaut, beide durch einerlei Wirksamkeit der Vegetation; die Differenz ihrer Erscheinungen ist der blosse Nachhall ihres verschiedenen Mechanismus." — „Die lebende Materie ist ein Abdruck oder Abbild der absoluten Natur; hinwiederum ist die absolute Natur selbst das absolute Leben und von dem Organismus das Urbild." — „Das Leben ist Ursache; Erscheinung und Existenz sind Urtheil derselben. Leben als Ursache ist unsterblich, denn unsterbliche Ursache ist Leben." — „Das Leben ist das Unendliche, die Krankheit das Endliche, und die Heilung als die Synthesis beider (die dritte Potenz) zu betrachten." — „Ansteckung ist der magnetische Moment des dynamischen Processes, herrschend im Organismus." Nach einer Auseinandersetzung, dass das Wesentliche im Begriff des Magnets liege, „der mit dem identischen Pole zusammenhängt," heisst es weiter: „Nur hierdurch erhalten wir die wahre Idee der Ansteckung und völligen Aufschluss über den so lange verkannten Prozess."[3])

Einer der hervorragendsten Naturphilosophen war Henrich Steffens, „ein tiefer, kenntnissvoller Denker."[4]) In Oken's Zeitschrift „Isis" (1822 S. 123) wurde er sogar mit Aristoteles, Humboldt, Goethe, Treviranus, Oken u. A. zusammengestellt.

---

[1]) K. Sprengel, Geschichte der Heilkunde. Halle 1828 V. 1. S 455.
[2]) Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. Jena u. Leipzig 1799.
[3]) cf. Hecker l. c.
[4]) Heckers Annalen Bd. II. S. 353.

Er schrieb ein Buch „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft, zum Behufe seiner Vorlesungen“ Berlin 1806. Dieses Werk war „eine Quelle, aus der eine Reihe naturphilosophischer Bücher geschöpft hat,“ und gab folgenden Unterricht S. 189 — 191: „Das Gefühl ist die Identität der äusseren Oscillation und des innern Seyns, also Identität des Nerven- und Muskelsystems. Einheit des innern Factors und Differenz des äussern giebt das Getaste; Differenz des innern und Einheit des äussern, Gefühl der Wärme.“

„Gehör ist Identität des relativ-Anorgischen der Organisation und ihres innern Seyns, also Identität des Nerven- und Knochensystems.“

„Hunger ist innere Spannung der Assimilation unter der Potenz der Masse, im Gegensatz gegen eine äussere, daher das Gefühl des Hungers im obern Magenmunde.“

So geht es weiter. S. 186: „Die Animalisation ist mit dem Objectivwerden des Innern Eins. Die Offenbarung des Innern ist Sensation. Keine Animalisation ohne Sensation. Sensation unter der Potenz der Universalität ist Gefühl; Sensation unter der Potenz der Individualität, Bewusstsein.“

Steffens legte seine Schrift nieder „im Delphischen Tempel der höheren Poesie.“ Und in der That bewegten sich viele dieser Leute fast beständig in den hohen Regionen der Wolken, und der Mensch, um dessen Untersuchung es sich handelte, blieb auf der Erde. Aber die dort oben erfreuten sich eines paradiesischen Daseins. Ueber jeden Streit waren sie erhaben. „Aechte Naturphilosophie,“ sagt Steffens, „hebt als solche jeden Gegensatz, jeden Streit der Meinungen und Hypothesen gegen andere Meinungen und Hypothesen auf, kann also keinen Gegner haben.“ „Ein wahres Wort“ bemerkt dazu ein Recensent.[1]) Aechte Naturphilosophie wusste alles, erklärte alles: „Die Naturphilosophie hat für das Erkennen die Priorität, denn sie ist das Erkennen des Erkennens, oder als das potenzirte Erkennen zu betrachten.“[2])

Bewunderungswürdig war die Bestimmtheit, mit welcher jede Erscheinung ohne Bedenken erklärt wurde. „Magnetismus ist Verwandlung des Sauerstoffs und Wasserstoffs in Kohlenstoff und Stick-

¹) Heckers Annalen Bd. II. S. 444.
²) Steffens l. c. S. 16.

stoff," sagt Steffens S. 91, und Schelling wusste[1]): Sauerstoff ist Princip der Electricität.

Der Wirbel der Naturphilosophie erfasste die Köpfe der grössten Anzahl deutscher Gelehrten und der hervorragendsten Aerzte. Nur wenige entgingen demselben, wie Hufeland, A. v. Humboldt, Blumenbach, Treviranus, Sömmering, Wedekind.

Allgemein fehlte der Plan, nach welchem gearbeitet werden sollte. Es gab wol Männer, welche den Weg erkannten, den die medicinischen Hülfswissenschaften einzuschlagen hatten, aber sie wussten sich keine Geltung zu verschaffen, weil sie selbst am Zeitgeist kränkelten.

Reil hob in seiner Fieberlehre und in seinem Archiv für Physiologie wiederholt hervor, dass Krankheit nicht als ein fremdartiges Wesen aufzufassen sei, sondern auf veränderter Form und Mischung der thierischen Materie beruhe, wie auch gewisse Regeln der Form und Mischung die Gesundheit bedingen. Krankheit war Abweichung von der normalen Form und Mischung, also anatomische und chemische Veränderung.

In welchem Zustande befand sich indess damals die physiologische Chemie? Zu welchen Schlüssen gelangte man bei ihrer Verwerthung? Hierfür nur ein Beispiel aus dem vorgeschrittenen Jahre 1810. Um diese Zeit wurde in Hecker's Annalen[2]) ein jüngst erschienenes Buch besprochen, welches sich betitelte „Ausführliche Darstellung und Untersuchung der Selbstverbrennung." Diese Krankheit äusserte sich — so erzählte man — darin, dass der menschliche Organismus sich plötzlich entzünde und mit Flammenerscheinung brenne, sodass nur mehr Asche oder Kohle, in einem Falle sogar nur ein Fettflecken vom ganzen Körper übrig blieb.[3]) Uns interessirt hier nur die chemische Erklärung für diese Erscheinung, wie sie sich am angeführten Orte findet: 1. „Der ganze Körper der Verbrannten war in allen Zellen mit Wasserstoffgas durchdrungen, wenigstens in der Menge, dass es zur ersten Entzündung und Unterhaltung des Feuers zureichte."

2. „Gleichzeitig war ein Uebergewicht anderer brennbarer Stoffe, besonders des Schwefels und des Phosphors vorhanden."

---

[1]) l. c. S. 248.

[2]) II. S. 547 u. f.

[3]) Vergl. Justus Liebig zur Beurtheilung der Selbstverbrennungen des menschl. Körpers. Heidelberg 1850. 31 S. Durch diese Schrift erst wurde den noch herumspukenden 48 Selbstverbrennungen der Garaus gemacht.

3. „Der auf diese Weise in einem hohen Grade brennbar gewordene Körper war nicht durch äusseres Feuer, sondern durch eine in seinem Innern erfolgte electrische Explosion entzündet worden; — der electrische Funke durchdrang den mit entzündlicher Materie angefüllten Körper mit grosser Schnelligkeit."

Hecker sagt dazu: „Diese Theorie der Selbstverbrennungen ist gewiss so befriedigend, als sie nach unsern Kenntnissen und nach den vorhandenen, unvollkommen beobachteten Thatsachen nur gegeben werden kann."

A. von Humboldt trat mit Andern gegen die „Krankheitsstoffe" auf. „Krankheitsstoff ist eigentlich die ganze belebte Materie selbst, insofern ihre Form und Mischung verändert, und das Gleichgewicht der Elemente gestört ist."[1]) Bei der Nutzanwendung dieser Lehren war man zu ungeduldig, man wollte schon ernten und hatte kaum gesäet. Der mächtige Aufschwung, den die Chemie durch Lavoisier genommen, besonders die eben erlangte Kenntniss von der Bedeutung des Sauerstoffs bestimmte die Forscher, diese Fortschritte auch für die Medicin zu verwerthen. So konnte nach Humboldt (l. c) Mangel und Ueberfluss an Sauerstoff die nächste Krankheitsursache sein, „weil sich Sauerstoff mit Phosphor, Schwefel, Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff verbindet und Säuren erzeugt, welche die Energie der Nerven herabstimmt, und dadurch mittelbar die Verrichtungen der Secretionsorgane stöhrt." In demselben berühmten, auf der Höhe des damaligen Wissens stehenden Werke Humboldt's liest man auch, dass im Graphit Wasserstoff enthalten sei und ähnliche Ansichten. Obgleich Humboldt gegen die „Krankheitsstoffe" und „sauren Schärfen" auftrat, so hielt er doch dafür, „dass bei den Scropheln eine Säure im Spiel ist", und warf mit Haller die Frage auf, „ob bei Convulsionen alkalische oder saure Schärfen das Nervenmark reizen."[2])

Im hohen Grade verführerisch war es freilich, die neueren grossartigen Entdeckungen am Krankenbette zu verwerthen. Um die Mitte des 18. Jahrhundertes beschrieb Haller das Blut so: „Das Blut besteht obenhin betrachtet aus gleichen Theilen, ist gerinnbar, um so röther, je besser genährt das Thier ist; in einem schwächlichen, hungrigen Thiere ist es gelblicht. Die zuweilen beigemischte Weisse kommt meistens vom Chylus."

---

[1]) Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser nebst Vermuthungen über den chem. Process des Lebens Posen und Berlin 1797 II. S. 359.

[2]) ib. II. S. 360 und 379.

1789, circa 30 Jahre später lehrt J. Fr. Blumenbach, der berühmte Göttinger Professor[1]): „Das Blut ist eine Flüssigkeit seiner Art, von bekannter, bald stärkerer, bald schwächerer Farbe, welche beim Befühlen klebricht, warm, und da es durch die Kunst nicht nachgeahmt werden kann, unter die Geheimnisse der Natur zu rechnen ist.“ Hier war also in der langen Zeit kein Fortschritt zu erkennen. 1803 lehrte man schon[2]): „Das Blut ist aus 9 Theilen gemischt: dem riechbaren Stoff, dem fadenartigen Theile, Eiweissstoff, Schwefel, Gallerte, Eisen, Laugensalz, Natrum uud endlich aus Wasser . . . Die Grundstoffe des Blutes sind: Wasserstoff, Kohlenstoff, Salpeterstoff, Grundstoff der Salzsäure, Phosphor, Schwefel, Oxygene, Kalkerde und Eisen.“

Die physiologische Chemie hatte also grosse Fortschritte gemacht, von denen man überrascht war, und die Ansicht hatte, sie practisch verwerthen zu können. Garnett empfahl in der Lungensucht das geschwefelte Laugensalz, Schwefelkalk und Holzkohle. Denn Kal. sulfurat. erzeugt geschwefeltes Wasserstoffgas; davon verbindet sich der Wasserstoff mit dem Sauerstoff des Blutes, und die entzündungserregende Wirkung des Letzteren ist gelähmt. J. J. Busch lobte den Schwefel und die Kalkschwefelleber in der geschwürigen Lungensucht; dadurch entstand „ein mephitisches Gas“ auf der geschwürigen Lunge, und die vernichtende Sauerstoffwirkung war aufgehoben. Girtanner in Göttingen liess nach dem Vorgange des Engländers Beddoes und nach derselben Theorie verschiedene Gasarten, Stickstoff, Wasserstoff etc. gegen Phthisis einathmen vermittelst eines besonderen Inhalationsapparates, (eine Verbesserung des Menzies'schen) den er in Hufeland's Journal[3]) ausführlich beschreibt und abbildet. Andere verordneten Kali chloricum bei Scorbut, Lustseuche und Nervenfieber, damit der Sauerstoff dieses Salzes sich im thierischen Körper entwickele. Alkalien wurden bei der Ruhr empfohlen, um die „septischen Säuren“ zu binden; „kohlensaure Pottasche“ war beim Puerperalfieber angezeigt, um die Ursache dieser Krankheit, „die vorwaltende Säure“ zu neutralisiren. Bei Diabetes war der Sauerstoff vorherrschend, „alle Flüssigkeiten des Körpers sind bei demselben mit Sauerstoff übersättigt;“

---

[1]) Anfangsgründe der Physiologie, Wien 1789. § 6.

[2]) F. Kapp, Systematische Darstellung der durch die neuere Chemie in der Heilkunde bewirkten Veränderungen und Verbesserungen. Hof 1805 S. 31 u. f.

[3]) 1795 Bd. I. S. 199.

daher die guten Wirkungen einer thierischen Diät, der Milch, des Fleisches, des Schwefelwasserstoffs, des Kalkwassers.

Reich hielt den Sauerstoff für das einzig sichere Mittel gegen Fieber, welches in der übermässigen Entwicklung und Anhäufung von Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Schwefel und Phosphor bestand. Er war Professor der medicinischen Fakultät in Erlangen und Berlin, und pries in öffentlichen Blättern und einer besonderen Schrift[1]) ein Geheimmittel gegen Fieber an, welches er nur gegen pecuniäre Vergütung bekannt geben wollte. Das Mittel sollte in kurzer Zeit, oft plötzlich das Fieber abschneiden. Eine Kommission von vier Aerzten stellte Versuche in der Berliner Charité damit an, und fand es probat in einer Anzahl von Fällen. Auf das Gutachten dieser Kommission hin wurde dem Professor für Veröffentlichung seines Geheimnisses vom Könige von Preussen bewilligt „eine jährliche Pension von 500 Thaler mit Befreyung von Tax- und Stempelgebühren;“ im Falle seines Todes ging die Hälfte davon auf seine Wittwe über.[2]) Dieses war bekannt, bevor die Veröffentlichung des grossen Fiebermittels erschien, worauf man nun mit grosser Spannung wartete. Endlich wurde die Wissbegierde befriedigt, im Herbst 1800. Das merkwürdige Fiebermittel bestand in Schwefelsäure und Salzsäure; Salpetersäure war unter Verhältnissen auch gut.[3])

Baumes und mit ihm Girtanner u. A. bauten ein System auf. Die meisten Krankheiten wurden auf chemischem Wege erklärt und geheilt. Sie entstanden aus Ueberschuss oder Mangel an Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Phosphor. Es gab demnach „sauerstoffige“ Mittel: Antimon — Mercur — Eisen — Blei — Gold — Silber — China — Säuren — Kampfer — Aether — Alkohol — Narkotica; „wasserstoffige“ Mittel; Oeligte Dinge — sitzende Lebensweise — fettes Fleisch — Fische; „stickstoffige“ Mittel: Fleisch und „desoxygenisirende“ Mittel, endlich „phosphorische“ Mittel: Fische — phosphorsaurer Kalk — phosphorsaures Natron — Phosphorsäure.

In ähnlicher Weise wurde die Electricität behandelt. Nach Schelling war, wie gesagt, Sauerstoff „das Princip der Electricität,“ Juch erklärte sich ebenfalls ganz bestimmt dahin, dass Sauerstoff eine Hauptrolle dabei spiele, während Erxleben fand, dass dieselbe

---

[1]) G. Ch. Reich, Beschreibung der mit seinen neuen Mitteln behandelten Krankheitsfälle. Nürnberg 1800.

[2]) Medic. chirurg. Zeitg. Salzburg 1800 III. 315.

[3]) ib. 1799. IV. 189, 1800 I. 25 u. 1800. IV. 292.

aus Sauerstoff, Wasserstoff und Wärme bestände. Leiner glaubte, dass Electricität aus Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt sei etc.[1])

Diese verschiedenen genannten Ansichten und Systeme und noch weitere herrschten zu Ende des vorigen und in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts fast gleichzeitig in Deutschland. Und wenn auch das eine vom andern verdrängt wurde, so haftete doch in den Köpfen von jedem etwas. Jeder suchte sich heraus, was seinen Begriffen am Meisten zusagte. Viele mochten auch von einem System zum andern übergehen. Wedekind,[2]) früher klin. Professor in Mainz, schildert einen Arzt aus damaliger Zeit: „Ich kenne einen Arzt, der es ehedem mit der erhitzenden und schweisstreibenden Methode hielt. Wie viel Essentia Alexipharmaca, und wie viel Mixtura simplex und composita Stahlii wurde nicht täglich von ihm verschrieben! Dabei war er ein grosser Freund vom Aderlassen, und ich will nicht in Abrede stellen, dass er durch dieses Mittel oft den Nachtheil, den seine hitzigen Arzneien angerichtet hatten, verbessert und ebenfalls durch diese den Schaden des Blutvergiessens gemildert habe. Aber das Triumvirat von Boerhaave, Stahl und Fr. Hoffmann neigte sich seinem Ende; Tissot war der Führer der Aerzte geworden. Unser Praktikus übertrieb nun die kühlende Methode. Tamarinden, Weinsteinrahm, Salpeter, Essighonig und Gerstenptisane wurden seine Lieblingsmittel. Den Gesunden widerrieth er das Tabacksrauchen, weil Tissot versichert hatte, dass alle Tabacksraucher in der Blüte ihrer Jahre am Schlagflusse sterben müssten.“

„Als Stoll sich der Autorität unter den Aerzten bemeistert hatte, so fand man auf seinen meisten Recepten Brechweinstein und Ipecacuanha. Es versteht sich, dass er auch einige Jahre der Kämpfischen Klystirerei ergeben war. C. L. Hoffmann wurde an den Ort berufen, wo dieser betreffende Arzt seine Kunst ausübte. Gewohnt, dem Genius der Zeit nachzueilen, übertrieb er nun auch dasjenige, was dieser grosse Denker von den antiseptischen Mitteln gelehrt hatte. Wie kann ein modischer Mann in den Geist eines Schriftstellers eindringen? Genug, unser Arzt sah nicht auf die Art des Vonstattengehens der Verrichtungen bei seinen Kranken, um zu beurtheilen, in wie weit diese der Erhaltung des Körpers

---

[1]) cf. Kapp l. c.

[2]) Ueber den Werth der Heilkunde. Darmstadt 1812 S. 212 u. f.

nachtheilig oder vortheilhaft wären, sondern er wollte ohne alle Umschweife jede Krankheit durch ein Antisepticum heilen. Einige Jahre später gelangte Brown zur Dictatur in der Medicin, und der Methodismus wurde zur herrschenden Mode. Unser Praktikus schalt nun die Aerzte Mörder, welche sich damit abgaben, Fehler in den flüssigen Theilen zu verbessern oder die Ausleerung verdorbener Säfte befördern zu wollen; denn solche Fehler anzunehmen, zeuge von der grössten Ignoranz. Seine Praxis wurde auf 4 Kunstwörter: Sthenie, Asthenie, sthenische Potenzen, asthenische Schädlichkeiten gegründet. Man sahe wenig Recepte von seiner Hand, auf denen kein Naphta, kein Laudanum, kein ätherisches Oehl, kein Moschus oder kein Ammoniak verschrieben gewesen "

„So sehr er einst, als Tissot noch vergöttert wurde, gegen Wein, Brandwein, Fleischspeisen eingenommen war, ebenso sehr pries er nun die Heilsamkeit dieser Dinge. Gegenwärtig lenkt er wieder ein, verordnet wieder Abführungen, um Lokalübel zu verbessern und bemüht sich, alle diese verschiedenen Heilarten zu vereinigen. Darum will er kein Brownianer mehr heissen, sondern auf den Titel eines Eklektikers Anspruch machen."

Die „für Studirende und Aerzte" geschriebenen Lehrbücher der Therapie waren so buntscheckig wie die Landkarten. Die Ontologie, die Idee, dass Krankheit ein fremdartiges, im Körper sein Unwesen treibendes Ding ist, war von Galen her noch in grossen Ehren. Deshalb stand die „ausleerende Methode" obenan. Weiter gab es eine excitirende Methode, eine stärkende, eine schwächende Methode, eine besänftigende — antagonistische — restaurirende (nicht zu verwechseln mit der stärkenden) — eine adstringirende Methode, welche die Cohäsion vermehrte — eine relaxirende, welche die Cohäsion verminderte — eine derivirende, deobstruirende, resolvirende Methode, ferner eine specifische, antimiasmatische, antiseptische und antigastrische Methode.[1])

Die Arzneimittel wurden diesen Methoden angepasst; so gab es versüssende, verdünnende, auflösende, verdickende, blutreinigende, kühlende, ausleerende, schleimeinschneidende etc. Arzneien. Ein Simplex zu verordnen, war nicht Gebrauch. Man findet noch die Ansicht, dass ein Recept bestehen müsse aus einer Basis, einem Constituens, einem Adjuvans, einem Corrigens und einem Dirigens. Compositionen von 8, 10 und mehr Mitteln waren an der Tages-

[1]) cf. Hufeland, System der prakt. Heilkunde. Jena 1818 u. Andere.

ordnung. Es gab sogenannte „Magistralformeln," complicirte Mischungen, gegen gewisse Krankheiten von „Autoritäten" zusammengesetzt, durch die „Erfahrung" geheiligt. Solche wurden in den Apotheken vorräthig gehalten, und man wagte nicht daran zu modeln.

Die Recepte wurden bei acuten Krankheiten häufig alle Tage, bei chronischen alle 2 — 3 Tage gewechselt, wie die erzählten Krankengeschichten in den Journalen ausweisen. Und welche unglaublichen Mengen von Arzneien wurden dem kranken Körper eingeflösst! Darin übertrafen sich die verschiedenen Systeme gegenseitig.

Den Typhuskranken gaben die Brownianer z. B., neben andern Mitteln, alle ¼ Stunde 10—12 Tropfen Opium, bis sich Schlaf einstellte, dann sollte die Gabe verdoppelt und immer damit gestiegen werden, „bis die Gesundheit endlich durch minder heftige Reize unterhalten werden könnte." In der „indirecten Schwäche" sollte man sogleich 150 Tropfen Opium geben, welche 0,70 Gramm reinen Opiums entsprachen, und in der Folge die nöthigen Gaben immer vermindern, bis der Zweck erreicht war. Bei schweren Geburten, als deren gewöhnlichste Ursache „Schwäche" angesehen wurde, sollte man nach Brown die Gebärende mit Wein, und wenn die Geburt beschwerlicher und langwieriger wurde mit Opium unterstützen. Opium (später auch China) war dieser Schule das beste Reizmittel bei allen auf Schwäche beruhenden Krankheiten. Es gab Aerzte, welche nach ihrer eigenen Angabe jährlich mehrere Pfunde reinen Opiums verschrieben. „Tausende von Kranken, und unter diesen die hoffnungsvollsten jungen Leute, wurden ein Opfer der Opiatwuth," sagte später Hufeland.[1])

Gleiche Resultate hatte die „antiphlogistische Methode," welche von vielen Aerzten bei „Entzündungen" und „entzündlichen Fiebern" in Bewegung gesetzt wurde. Blutlassen, Salpeter, Calomel in grossen Gaben bis zum Lockerwerden der Zähne und „energischen" Speichelfluss waren die Matadoren der Antiphlogistik, unterstützt sehr häufig von der ausleerenden Methode, den Brech- und Purgirmitteln. Ebenso wenig kümmerten sich viele Aerzte um die Lokalaffection bei „Schwächezuständen;" hier verschrieb man einfach Eisen, China und eine Reihe anderer bitterer Mittel. Es gibt nicht

¹) Huf. Journal Bd. 32. St. 2. S. 16.



viele Krankheiten, von denen man sagen kann, hier haben jene Aerzte nicht geschadet.

Die pathologische Anatomie wurde in Deutschland wenig gepflegt. Die Brownianer verwertheten die Resultate derselben nicht für ihre Therapie. Diejenigen von den Uebrigen, welche sich auf die Sectionsbefunde stützten, liessen sich von rohen Begriffen leiten. Fand man in den Organen „Blutstauungen“ oder gar „Brand,“ so war die Indication für Blutentziehungen und für den weiteren antiphlogistischen Apparat gesichert. „Anhäufungen“ von Galle und „verdorbenen“ Säften und Schleim zeigten den Gebrauch der evacuirenden Methode an. Exsudate forderten Ableitungen etc.

Fühlten sich die Aerzte bei solchem Zustande der Heilkunde wohl? Die Masse derselben scheint mit sich zufrieden gewesen zu sein. Es standen indess auch energische Kritiker auf, welche aber drum die Praxis nicht besser handhabten, als die andern. So Marcus Herz 1795 (in Hufeland's Journal), Girtanner 1798[1]) Wedekind 1812 (l. c.), Kieser 1819[2]) und Andere. Girtanner, welcher durch Verbreitung des Brownismus und der chemischen Theorien die Confusion vollenden half, ruft aus (l. c.): „Da die Heilkunde gar keine festen Principien hat, da nichts in derselben ausgemacht ist, da es nur wenig sichere, zuverlässige Erfahrung in derselben giebt, so hat ein jeder Arzt das Recht, bloss seiner eigenen Meinung zu folgen. Wo von keinem Wissen die Rede ist, wo alle nur meinen, da ist die eine Meinung so viel werth als die andere. In der dicken ägyptischen Finsterniss der Unwissenheit, in welcher die Aerzte herumtappen, ist auch nicht der mindeste Strahl des Lichtes vorhanden, vermöge welches sie sich orientiren könnten. Ich besorge nicht, dass irgend Jemand durch das, was ich gesagt habe, sich für beleidigt halten könne. Meine Absicht ist nicht zu beleidigen, sondern die Wahrheit zu behaupten. Sollte irgend ein practischer Arzt mit meinen Behauptungen unzufrieden sein, so greife er in seinen Busen, und untersuche, wie viele medicinische Wahrheiten er gewiss weiss. Derjenige, der im Stande ist, mir Gewissheit in der Medicin zu zeigen, der werfe dann den ersten Stein auf mich!“

Die tiefer liegenden Gründe für diesen Wirrwarr sahen aber diese Kritiker selbst nicht ein. Die Aerzte verstanden

---

[1]) Ausfürliche Darstellung des Brown'schen Systems. Göttingen 1798. Bd. II. S. 608. 609 und 610.

[2]) System der Medicin 1819.

nicht zu beobachten. Statt Thatsachen zu sammeln und nur Thatsachen zu sammeln, und keine weiteren Schlüsse daraus zu ziehen, als soweit diese Thatsachen reichten, knüpften sie an einzelne Beobachtungen an, machten Vergleichungen, schufen Theorien, und ordneten die Dinge diesen Theorien unter. Zum Ueberfluss verlieh die Naturphilosophie diesen Speculationen Flügel, und man hob sich vollends aus der Wirklichkeit in den blauen Aether.

Dazu kam, dass das Streben nach Erkenntniss bei einem grossen Theile der Aerzte sehr darnieder lag. Darüber wurde häufig Klage geführt. Prof. Baldinger bedauerte, dass nicht allein viele Aerzte, sondern auch viele Professoren wenig Studieneifer zeigten. „Ich kenne einen Professor der Medicin, der nicht mehr als 19 Bücher in seiner Bibliothek duldet. Wird ihm das 20ste dedicirt und in Marmorband, franco zugeschickt, flugs verkauft er's der Bibliothek seiner Universität.“[1]) An Universitäten war freilich kein Mangel; man zählte Ende des vorigen und im ersten Dezennium dieses Jahrhunderts über 40 Universitäten mit deutscher Sprache, von denen indess nur ein Theil den medicinischen Unterricht durch klinische Lehranstalten zu unterstützen in der Lage war.

Die ärztliche Collegialität entsprach dem Grade des Wissens. „Ein wüthiger Parteigeist,“ schrieb Prof. Roose 1803[2]), „hat sich vieler Gemüther bemächtigt und droht sich immer allgemeiner zu verbreiten. Die Aerzte spalten sich in Secten, deren jede sich durch den heftigen, zum Theil ungegründeten Widerspruch der andern noch inniger erbittert und unzugänglich gemacht wird für alles Gute derselben. Eine Meinungswuth und eine Verfolgungssucht wird immer gewöhnlicher unter den Aerzten, die mit der Meinungswuth und Verfolgungssucht der enragirten Religionssecten ehemaliger Zeit sich nur dadurch unterscheidet, dass sie glücklicherweise zu ohnmächtig ist, um den weltlichen Arm mit Feuer und Schwerdt gegen ihre Widersacher zu bewaffnen. Verstattete es der Zeitgeist unter uns, wie unter den Asiaten eine geoffenbarte Heilkunde geltend zu machen, so gäbe es ohne Zweifel auch da eine katholische und eine protestantische Confession, und es würde weder an einem Papste für die eine, noch an einem Hauptpastor für die andere fehlen.“

---

[1]) Medic. Journal von Baldinger, 1790, St. 23 S. 16.

[2]) Horn's Archiv für med. Erf. III. S. 1 u. f.

Je unsicherer sich der Arzt in seiner Kunst fühlt, um so lauter der Ruf nach Staatshilfe gegen die Kurpfuscher und Quacksalber. So auch zu jener Zeit. Es liess unter Andern Wedekind (l. c. S. 38) in einer geschilderten Disputation zwischen Aerzten, welche die damals herrschenden Ansichten vertraten, den Einen von ihnen ausrufen: „Der wissenschaftliche Arzt geht zu Grunde, wenn die Regierung ihn nicht auf alle Art begünstigt.“

Ein trauriger Zustand jener „Wissenschaft“, der uns aber die folgenden erbitterten Kämpfe erklärt.

Hahnemann's Leistungen in der Arzneikunde.

Welchen Unterricht genoss Hahnemann in der Heilkunst? Es ist nicht nachzuweisen, dass ein Arzt einen besonderen Einfluss auf ihn ausgeübt, ihm Richtung gegeben habe; er selbst spricht freilich mit grosser Verehrung von Quarin. „Ihm verdanke ich,“ schrieb er 1791, „was Arzt in mir genannt werden kann.“ Es scheint indess, dass das Gefühl schuldiger Dankbarkeit für seine grosse Bevorzugung durch Quarin (s. unten) nicht ohne Einfluss auf diese Erklärung gewesen ist. Freiherr von Quarin, geb 1733, war Leibarzt von Maria Theresia und Kaiser Josef; sechs Mal bekleidete er das Rectorat der Wiener Universität. Er starb 1812 an „Entkräftung“. Unter den Aerzten scheinen seine ärztlichen Fähigkeiten nicht überall Beifall gefunden zu haben.[1]) Es existiren von ihm verschiedene Schriften[2]), welche genauer zu studiren wohl der Mühe werth wäre

---

[1]) „Bei anderer Direction würde das allgemeine Krankenhaus in Wien mehr gewinnen,“ las man mit Bezug auf Quarin in der „Medic. Litteratur für prakt. Aerzte“ von Schlegel, Leipzig, 1787. XII. S. 99.

[2]) Heilmethode der Entzündungen. Aus d. Lat. von J. Zadig de Metza. 8. Copenhagen 1776 (Schubathe).

Heilmethode der Fieber. Aus dem Lat. von dem Vorigen. Copenhagen 1777 (Wienbrack in Leipzig).

Animadversiones practicae in diversos morbos. II Vol. Ed. auct. 8. maj. Viennae 1786 (1814), Schaumburg et soc.

Practische Bemerkungen über versch. Krankheiten. Aus d. Lat. mit Zusätzen über d. Wirkg. des Astragalus. 8. Wien, Blumauer.

zur Entscheidung der interessanten Frage, wie weit der Einfluss Quarin's auf Hahnemann sich erstreckt haben kann. Dass Quarin bis zu seinem Tode (1812) ein Anhänger des Aderlasses war, scheint gewiss.

Die erste, grössere medicinische Schrift von Hahnemann erschien 1784, „Anleitung alte Schäden und faule Geschwüre gründlich zu heilen etc.“ Es sind hier besonders alte Fussgeschwüre und Fisteln gemeint. „Der grösste Theil der Aerzte,“ sagt Hahnemann in der Vorrede, „macht sich damit nichts zu schaffen und überlässt sie dem Bader, dem Schäfer und dem Scharfrichter, gewiss mehr aus Unwissenheit, als aus Ekel. Der Ruhm, dergleichen Heldenkur verrichtet zu haben, überriecht den faulen Eiter bey weitem.“ Das Verfahren der alltäglichen Aerzte und Wundärzte bestand zunächst in „Reinigung des Blutes,“ Aderlassen, Schröpfen, Schwitzen, Purgiren. Aeusserlich waren die Bleipräparate, besonders Bleisalben und -pflaster die Hauptmittel. Vom Autoritätsglauben der damaligen Zeit scheint Hahnemann auch als junger Arzt unberührt geblieben zu sein. „Das gewöhnliche Ende solcher Kurarten machen alte Weiber, der Scharfrichter, der Vieharzt, der Schäfer und der Tod. Bei dem allen hindert mich Ehrgeiz nicht, zu gestehen, dass Viehärzte grösstentheils glücklicher, dass ist geschickter in Heilung alter Wunden sind, als oft der schulgerechteste Professor und Mitglied aller Akademien. Man schreie nicht, dies sei blosse Empirie, ich wünsche mir ihre handwerksmässigen Kunstgriffe zu besitzen, die sich auf Erfahrungen gründen, welche ihnen freilich oft nur die Behandlung der Thiere an die Hand gegeben hat, die ich aber gerne gegen verschiedene medicinische Folianten eintauschen möchte, wenn sie ihnen dafür feil wären. Ferne aber sei es auf der andern Seite von mir, hieraus allgemeine Verhaltungsregeln für mich zu ziehen, und geläuterte Theorie der Arzneikunde auf Versuche und Erfahrungen berühmter und rechtschaffener Männer gestützt, unvernünftiger Pfuscherey unterzuordnen. Ich kenne beider Gränzen.“ Den Mangel an einem Princip zur Auffindung von Heilkräften be-

---

De curandis febribus et inflammationibus. 8. maj. Viennae 1786 (Kummer in Leipzig).

„Ueber den Nutzen und Schaden der Insecten“

„Ueber die Verschiedenheit der Salze u. ihren Gebrauch“

„Versuche über die Cicuta virosa.“

klagt er schon damals. „So viel aber ist wahr und dies könnte uns bescheiden machen, dass fast alle unsre Kenntniss von den Heilkräften der einfachen, natürlichen, sowie der künstlichen Produkte grösstentheils von der rohen und automatischen Handanlegung des gemeinen Mannes herzuleiten ist, und dass der gründliche Arzt oft noch Folgen aus der Wirkung der sogenannten Hausmittel zieht, die ihm unschätzbar sind, und deren Wichtigkeit ihn immermehr zur einfachen Natur unter Frohlocken seiner Kranken herabzieht. Ich erspare mir die Beweise hiervon.“ Seite 143 und 180 erzählt er Maassnahmen von Schäfern und Quacksalbern, die durchaus vernünftig waren und gute Resultate hatten.

Beim Studium dieser Schrift ersieht man Hahnemann's Selbstständigkeit im ärztlichen Denken an vielen Orten. Natürlich stack er noch im Alten. Bei Frauen in den klimakterischen Jahren räth er zum Aderlassen, ebenso bei Fieber, unter Umständen und mit Vorsicht (S. 79), tadelt aber das gebräuchliche Uebermass der Blutentziehungen, und lobt die Wirkung der China bei Fieber, „selbst bei heftigen Fällen.“ (S. 69). Dem Kaffee zeigt er sich als grosser Feind (S. 78), desto eifriger spricht er für Bewegung und ausgedehnten Genuss der frischen Luft, ebenso von den heilsamen Folgen des Klimawechsels und des Seeaufenthalts, lauter Dinge, welche man in den damaligen ärztlichen Schriften nur sehr selten und spärlich antrifft.

„Bewegung ist nächst der Nahrung das nothwendigste Bedürfniss der thierischen Maschine, durch sie wird das Uhrwerk aufgezogen. Man sollte diese zarten Geschöpfe nicht an das Nähpult anheften oder zum Putztisch, zur Karte, zu langweiligen Besuchen und zum müssigen Bücherlesen verbannen, und dadurch zur vergelbenden Pflanze des Kellers umschaffen. Bewegung und gesunde Luft treibt nur allein jeden Saft unsres Körpers zu dem ihm bestimmten Ort, zwingt allein alle Abscheidungswerkzeuge desselben, die ihnen beschiedenen Feuchtigkeiten abzusondern, gibt Kraft den Muskeln, färbt allein das Blut zur höchsten Röthe, verfeinert (nach damaligen physiologischen Begriffen) die Säfte, in die subtilsten Haarröhrchen mit Leichtigkeit zu dringen, verstärkt die Schläge des Herzens, bringt allein gehörige, gesunde Verdauung zuwege und ladet am besten zur Ruhe, zum Schlafe ein, der Zeit der Erquickung und Erschaffung neuer Lebensgeister.“ (S. 76).

... „Kräftige Diät, gesunde Luft und Bewegung nebst der Aufheiterung des Gemüths sind Vordersäzze, deren Anwendung und

Kraft jedermann einzusehn im Stande ist. Eine dem Körper angemessne Nahrung, in blos zulänglicher Menge, verstattet allein gesunde Verdauung, und führt besser als alle Ausleerungsmittel den Ueberflus unartiger Feuchtigkeiten durch die Oefnungen des Körpers, jedes bewegte Glied trägt zum stärkern Umlaufe des Bluts, und zur Vervollkommnung der Aneignung der fertigen Nahrungssäfte bei, keine Gesundheit ohne Bewegung."

„Wo ist das Mittel, welches das in unsern Blutgefässen stets zur Zerstörung unsrer Maschine aufgelegte Fäulnissferment angenehmer und gewisser hinwegnimmt als die reine Luft. Mit jedem Odemzuge ziehn wir eine Menge davon in unsre Lungen, ihr reinster ätherischer Theil, der Grund der Wärme unsres Körpers, tritt durch die Aushauchungsgefässe der unzähligen Adern dieses Eingeweides in die Blutmasse über und scheidet die verderbliche, verdorbene Luft heraus, die Luft, die wir ausathmen. Nur in reiner freier Luft fühlen wir Erquickung durch Odemholen, in Kerkern und dumpfen, mit lebendigen Geschöpfen angefüllten Wohnungen ermatten wir, werden ohnmächtig und sterben, wenn die Luft durch vieles Odemholen sehr verdorben ist, auch wohl in wenig Stunden. Dieser Unterschied der Einathmungsluft zwingt uns gleich beim ersten Anblicke zum Geständniss, dass Leben und Gesundheit ohne reine Luft nicht zu erwarten sei etc. etc." (S. 94 u. f.)

Weiter spricht er von der Lebensweise, von der Beschäftigung, Tageseintheilung, von den Wohnungsverhältnissen in kurzer, kerniger überzeugender Weise. Wie selten war damals in einer therapeutischen Schrift die Berücksichtigung der Hygiene! Wie viele Therapieen wurden geschrieben, die mit keinem Worte von der Hygiene sprachen! Das Wort Hygiene in der jetzigen Bedeutung trifft man noch nicht an. Es gab noch keine Gesundheitspflege. Man schlage Hufeland's Journal auf, welches 11 Jahre später gegründet wurde, und worin die gefeiertsten Practiker schrieben, und man wird bis zum Jahre 1830 die Jahrgänge von Decennien aus dieser viel späteren Zeit excerpiren müssen, um so Treffendes über Hygiene zusammenzubringen, wie hier Hahnemann allein in seiner Schrift über eine äussere Krankheit auf 192 kl. Octavseiten eingestreut hat. Noch im Jahre 1828 wird von einem Gegner Hahnemann's den Allopathen der Vorwurf gemacht, dass sie im Gegensatz zu ihm so wenig und so selten um diese wichtigen Dinge sich kümmerten. Sehr spärliche Ausnahmen gab es, so z. B. Hufeland, wie seine 12 Jahre später, 1796, erschienene Makrobiotik zeigt, obgleich aus der Vernachlässigung

von Diät und Gesundheitspflege in seinem Journale hervorgeht, dass er die Wichtigkeit dieses Gegenstandes nicht völlig erfasst hatte. Die Diät schreibt Hahnemann ganz genau vor, (S. 98 u. f.), ebenso die Temperatur, Beschaffenheit und Lage des Wohn- und Schlafzimmers, Erneuerung der frischen Luft in denselben etc.

„Erheiterung ist nöthig, einsiedlerische, gezwungene Arbeiten und Bewegungen gestatte ich nicht. Ich suche deshalb meine Kranken womöglich in eine sorgenfreie, kummerlose Gemüthsverfassung zu setzen, wodurch allein, wie mich däucht, die zernagende Frikzion gehoben wird, die in unserer Maschine Geist und Körper auf einander ausüben."

„Eine abwechselnde, angenehme Gesellschaft, zuweilen mit Musik verbunden ist wohl das zweckmässigste Mittel, eine Menschenseele zu erheitern, die nicht schon zum gefühllosen Klumpen zusammengesunken ist, und fänden sich selbst solche unter unsern Kranken, so müssen sie dazu genöthigt werden wie ein Kind zum Heiltranke. Selbst mit Aufopferung andrer Vortheile gewöhne er sich dazu, bis er Geschmack daran erhält, besonders wenn Moralität, Mässigkeit und Bewegung damit verbunden werden kann. Auf welche andre Art schwindet sonst Kummer oder erhebt sich unser Geist zur Hoffnung des Lebens, als unter dem frohen Gewühle weiser Gleichgestimmten, die die Bürden des Lebens zuweilen abwerfen, um sich wechselweise mit Blumen zu bestreuen."

„Von der Bewegung, der freien Luft und der Aufheiterung kann die strengste Reinlichkeit im Anzuge und der übrigen Lebensart nicht getrennt werden. Sie ist das Gewürz aller Lebensordnung und ohne sie befindet man sich auch bei Leckerbissen und in Seide mit Ekel."

Ueber die Anwendung des kalten Wassers, welche damals trotz der Bemühungen von Hahn (gest. 1773) sehr im Argen lag, und für dessen methodische Verwerthung man sich nicht begeistern konnte, schreibt Hahnemann S. 108—126 ausführlich und gibt genaue Vorschriften.

„Wenn man irgend eine allgemein hülfreiche Arznei hätte, so würde es Wasser seyn." Der Wärmegrad, die Dauer, die Tageszeit der Anwendung wird ausführlich angegeben.

„Ich habe noch nie aufhören können mich zu verwundern, wie unsere grössten Aerzte bei Verschreibung der stärkenden Kur so nachlässig in Bestimmung des kalten Bades haben seyn können. Man brauche halbe oder auch ganze Bäder früh oder auch Abends,

das ist der Inbegriff ihrer Vorschriften. Von den Graden der Kälte, der genauen Dauer des Bades und den übrigen unentbehrlichen Bestimmungen kein Wort. Alle Verwunderung über den so häufigen durch kalte Bäder angerichteten Nachtheil auf die Gesundheit hört sogleich auf, wenn man bedenkt, wie viel zweckwidrige Anwendungen des kalten Wassers durch so verstümmelt hingeworfene, dreisilbigte Vorschriften haben können hervorgebracht werden."

„Der entkräftete Siechling warf sich stundenlang in Schneewasser, um durch heroische Befolgung unbestimmter Vorschriften jenen grossen Männern Ehre zu machen, und man zog ihn ohnmächtig, durch Krampf erstarrt, vom Schlage gelähmt, oder bis zum Faulfieber verkältet wieder heraus, oft auch wohl tod. Kann mans dem wohlthätigen Eisen beimessen, dass sich das unmündige Kind die Adern öffnete, oder ist vielmehr die Nachlässigkeit seiner Aufseher und Gesetzgeber anzuklagen. Man kann bei Aufzeichnung der Gebrauchsregeln kräftiger Heilmittel nicht pünktlich und umständlich genug zu Werke gehen, an nachlässiger Befolgung wirds demungeachtet nie fehlen."

„Diese Unbestimmtheit hat dem kalten Wasser so viel Feinde zugezogen, dass man eine ungeheure Anzahl Menschen antrifft, die kalte Bäder, als den äussersten Grad arzneilicher Karnifizin, ärger als den Tod scheuen. Aber die Hefe nachbetender Aerzte hatte auch durch sinnlose Anwendung dieser unbestimmten Vorschriften unsrer Hippokraten die Schmach des kalten Bades auf's äusserste gebracht." Es wird nun beschrieben, wie unverständige Vorschriften die Aerzte gaben. Hahnemann gibt genaue Anweisungen über das Verhalten im Bade, Frottiren etc. und nach dem Bade.

Wenn Hahnemann sich von einer Sache überzeugt hielt, so trat er mit der grössten Bestimmtheit auf und liess sich so leicht nicht davon abbringen. „Ich habe," sagt er am Schluss dieses Kapitels, „die ausgesuchtesten und zahlreichsten Erfahrungen vor mir und verlange unumschränkten Glauben in diesem Stücke."

Die arzneiliche Behandlung der Geschwüre war diese. Innerlich gab er in geeignet scheinenden Fällen Holztränke, also Gemische (S. 86), reichte die Arzneien indess auch einzeln, aber in starken Dosen. Die gebräuchlichen Bleipflaster und Bleisalben verbannte er vollständig. Als Verbandmittel wandte er Alkohol (S. 44), Sublimatwasser (S. 40. 44. 153. 171), Höllenstein (S. 148),

Arsenikwasser, dieses in einer Verdünnung von 1:30 000[1] (S. 147. 181) und Perubalsam (S. 149)[2], jedes Mittel natürlich einzeln und in bestimmt bezeichneten Fällen an.

Wo es nöthig war, rieth er energisch einzugreifen. S. 44 erzählt er von einer Caries des Mittelfussknochens der grossen Zehe mit unterminirenden Fisteln und jauchigem Eiter. „Ich wurde gerufen. Ich erweitere die Wunde, verbinde sie etliche Tage mit Digestiv (eine Abreibung von Perubalsam oder Kopaivabalsam mit 2—3 Theilen Eidotter), den Knochen schabe ich reine aus und sondre das Verdorbene ab, verbinde ihn mit Alkohol und sehe dem Erfolge zu.“ Später legte er abwechselnd Verbände von Sublimatwasser und Digestiv an. Innerlich gab er stärkende Arzneien und allmälig trat die Heilung ein. Das Ausschaben des cariösen Knochens wird heute als eine Errungenschaft der neueren Zeit hingestellt. Jedenfalls zeigt Hahnemann durch seine Wund- und Geschwürsbehandlung, dass er auch als Chirurg Vorzügliches geleistet hat und die Masse seiner Zeitgenossen überragte, und er hatte nicht Unrecht am Schluss zu sagen:

„Man wird mir nicht verargen, dass ich auf eine so allgemein anwendbare Heilung der alten bösartigen Geschwüre dringe, und sie allen übrigen, doch mit Einschränkung, vorziehe; die ausgesuchtesten, gehäuftesten Erfahrungen sind auf meiner Seite. Wer so viel Beobachtungen in diesem Falle anzustellen Gelegenheit gehabt hat, als ich, wer sich so von dem Wohlsein seiner Nebenmenschen dahinziehn und bestimmen lässt, wie ich von mir fühle, wer so sehr die Vorurtheile und die Vorliebe für das Alte und Neuere, oder überhaupt für das Ansehn irgend eines grossen Namens hasset und sich so eifrig bestrebt, selbst zu denken und zu handeln, wie ich dies Zeugnis bei mir fühle, der kann, wie mich deucht, nicht leicht auf eine andere oder bessere Behandlung alter Geschwüre kommen, kann folglich mit mir auch vorzügliche Erfolge seines Fleisses sehn, die grösste unter den Belohnungen, die ein rechtschaffner Arzt erwarten darf, Erfolge, die mir fast nie trügten, da sie vor Andern hingegen bei andrer Behandlung fast stets verschwanden.“

Baldinger, Professor in Jena, Göttingen und Marburg, der Lehrer von Blumenbach, Meckel dem Jüngeren, Reil etc. gibt folgende Kritik über Hahnemann's Buch[3]): „Der Herr Verf. hat seinen

[1]) Vergl. Kennzeichen der Güte etc. S. 223.

[2]) Denselben empfiehlt er wiederholt 1791. Uebers. von Monro II. S. 123.

[3]) Medic. Journal von Baldinger, Göttingen 1785. S. 23.

Gegenstand sehr gründlich und richtig abgehandelt. Er zeigt, wie verkehrt die bisherige, meist gewöhnliche Behandlung gewesen — und lehrt dafür eine bessere. Das Buch ist so gründlich, so praktisch geschrieben, dass man nicht genug wünschen kann, es möge häufig gelesen werden."

Nicht minder günstige Aufnahme fand die Schrift: „Unterricht für Wundärzte über die venerischen Krankheiten", welche 1789 erschien. Die damaligen Aerzte urtheilen:

Baldinger[1]): „Der Vortrag ist gründlich und deutlich . . ." Unmittelbar darauf wird eine Schrift gleichen Inhalts, verfasst von Prof. Fritze in Berlin, recensirt: „Auch dieses Buch enthält sehr viel Gutes, sowie das Vorhergehende. Beyde Verfasser haben selbst gedacht und nicht nur gründlich, sondern auch fasslich und deutlich geschrieben."

Kurt Sprengel gibt folgende Kritik[2]): „Hunter's Ideen lagen dem theoretischen Theile eines sehr guten Buches von Samuel Hahnemann zu Grunde. Hier empfahl er sein auflösliches Quecksilber, ein mildes, vorzügliches Präparat, dessen ausgezeichneter Nutzen sich später bewährt hat. Der erste bedeutende Schriftsteller, der dieses Mittel als ganz vorzüglich anpries, war Joh. Fr. Fritze, Prof. in Berlin, in einer guten, aber wenig Neues enthaltenden Schrift[3]), welche indessen im Auslande durch Uebersetzungen Beifall gefunden."

Ein anderer Recensent schreibt[4]): „Unsere Leser sehen aus diesem Auszuge, dass diese Schrift keineswegs zu den alltäglichen gehört, sondern mit ungemein viel Sachkenntniss, Ueberlegung und eigenem Nachdenken geschrieben ist Die besonderen, darin vorgenommenen Kurmethoden und geäusserten Grundsätze verdienen Prüfung und Aufmerksamkeit."

In der „Medic. chir Zeitung"[5]) las man: „. . . Das Buch ist aber nicht nur die Arbeit eines Mannes von Kopf und Gelehrsamkeit, sondern auch in einer aphoristischen Kürze geschrieben, wozu nur der gelehrte Arzt in Hunter, Schwediaur, André etc. den Commentar findet. — Es ist ein Buch für akademische Vorlesungen, obgleich der Verfasser es nicht dafür bestimmt hat", etc.

---

1) Med. u. phys. Journal 1790 St. 14 S. 76.

2) Geschichte der Arzneik. Halle 1828 V. Abtheil. 2 S. 591.

3) Handb. über die vener. Krankheiten. Berlin 1790.

4) Neue Litterar. Nachrichten f. Aerzte etc. Halle 1789 S. 785.

5) Red. v. Prof. Hartenkeil Salzburg 1790 III. S. 345.

Bald erschien das Buch über Syphilis von A. R. Vetter: „Neue Curart aller venerischen Krankheiten nach Hunter, Girtanner und Hahnemann."[1])

Ueber seine Uebersetzung von Cullen's Materia medica schreibt die „Medic. chir. Zeit."[2]): „Herr Hahnemann hat diese Uebersetzung, der Dunkelheit des Vortrages im Original ungeachtet, mit besonderem Fleiss verfertigt . . . Die Anmerkungen des Herrn Uebersetzers sind grösstentheils sehr lehrreich, und auch durch seine hin und wieder angebrachten Berichtigungen hat er den Werth dieses wichtigen Werkes erhöhet."

Die Art und Weise, wie früher (wir brauchen nicht einmal bis auf Hahnemann's Zeit zurückzugehen) die Geisteskranken behandelt wurden, kennt jeder Arzt. Aufgeregten und widerspenstigen Kranken dieser Art begegneten die Aerzte wie wilden Thieren; man wollte Angst, Schrecken, Entsetzen in ihnen erzeugen. Körperliche Züchtigungen, Ekelkuren waren etwas Alltägliches. Tobsüchtige wurden auf ein horizontales Brett geschnallt, das mit grosser Schnelligkeit um eine vertikale Axe gedreht wurde, in den sog. Drehstuhl gesetzt etc. „Eine als gut eingerichtet geltende Irrenanstalt erschien daher in gewisser Beziehung einer Folterkammer nicht ganz unähnlich," sagt Westphal[3]). Diese Behandlung wurde auch von Ernst Horn in der ihm 1806 übertragenen Irrenabtheilung der Berliner Charité, damals die grösste Irrenanstalt Preussens, eingeführt. Ausserdem erfand er noch den „geschlossenen Sack", worin die Maniakalischen zugebunden wurden, und in welchem sie, nach Westphal, da liegen bleiben mussten, wo sie eben hingelegt waren. „Man scheut sich zu gestehen," sagt Westphal 1880, „ein wie kurzer Zeitraum dazwischen liegt, dass Geisteskranke Sonntagsbesuchern von Hospitälern und Arbeitshäusern als eine Art Sport gezeigt und zum Vergnügen der Besucher gereizt wurden."

Da die Behandlung der Irren mit dem Zustande der Cultur eng zusammenhängt, so sollen zur Illustration der damaligen humanen Entwicklungsstufe der Aerzte einige Bemerkungen aus der „Medicinischen Bibliothek" des berühmten Göttinger Professor J. Fr. Blumenbach hier ihren Platz finden. Es wird ein medicinisch gerichtliches Werk besprochen, worin erzählt ist, dass in Baden ein Vatermörder

---

[1]) Wien 1793. 488 S.

[2]) 1791 I. S. 117 u. 231.

[3]) Psychiatrie und psychiatrischer Unterricht, Berlin 1880.

nicht zum Geständniss gebracht werden konnte wegen Abschaffung der Folter. Dann sagt der Recensent[1] (im Jahre 1789): „Die unschuldigste und zugleich doch wirksamste Art von Tortur, die wohl ohne Bedenken beybehalten werden könnte, wäre nach unserer Ueberzeugung die, dass man einen Inquisiten nur so weit angreifen liesse, dass davon ein kleines Wundfieber erregt würde, und nun müsste er nachher bey Eintritt desselben noch einmahl, wenigstens terrirt werden. Der Kleinmuth, die Fassungslosigkeit worin sich die Seele beym Wundfieber befindet, wird leicht auch den verstocktesten Bösewicht zum Geständniss bringen. Wir haben das mehrmahls in Criminalacten gefunden, dass Menschen, die beym erstenmahl harte Grade der Tortur muthig ausgehalten hatten, wenn sie nach ein paar Tagen, da sie nun im Wundfieber lagen, wieder torquirt werden sollten, verzagt und muthlos alles rein weg gestanden."

Hahnemann's psychiatrischer Standpunkt war dieser: „Nie lasse ich einen Wahnsinnigen je mit Schlägen oder andern schmerzhaften körperlichen Züchtigungen bestrafen, weil es für Unvorsetzlichkeit keine Strafe gibt, und weil diese Kranken bloss Mitleid verdienen und durch solche rauhe Behandlung immer verschlimmert, wohl nie gebessert werden."[2]) So behandelte und heilte er 1792 den wahnsinnig gewordenen, als Schriftsteller bekannten Geh. Kanzleisecretair Klockenbring aus Hannover. Nach seiner vollkommenen Wiederherstellung vom Wahnsinn zeigte dieser Unglückliche seinem Retter „oft mit Thränen die Reste der Schwielen von Stricken, deren sich seine vorigen Wärter bedient hatten, ihn in Schranken zu halten."

Hahnemann marschirte also auch hier an der Spitze. Dass er anfangs den Aderlass anwandte, ist natürlich; aber wir finden ihn stets sehr vorsichtig dabei zu Werke gehen und schon 1784, wie gesagt, gegen die übermässigen Blutentziehungen ankämpfen. 1832 schreibt Hahnemann in einem Briefe an M. Müller[3]), dass er seit etlichen und dreissig Jahren die Aderlass-, Brech- und Purgirmittel verschmähe. 1797 hat er indess noch Blutentziehungen angewandt, wie aus einer Abhandlung in Hufeland's Journal hervorgeht, und 1800 war er wenigstens noch kein absoluter Gegner derselben. „In sthenischen acuten Uebeln thun Aderlass und möglichste

[1]) Bd. 3. St. 2. S. 282.
[2]) Deutsche Monatsschrift Februarheft 1796 — Stapf II. S. 245.
[3]) M. Müller „Zur Geschichte der Homöopathie," Leipzig 1837 S. 31.

Entfernung aller Art von Reizen weit mehr als die wässerigen Tränke."[1])

Ueber die Typhus- resp. Nervenfieberbehandlung jener Zeit sind bereits oben einige Andeutungen gegeben. Hören wir speciell darüber einen der grössten damaligen Aerzte, J. P. Frank in seinem Werke „de curandis hominum morbis," welches 1821 vollendet wurde.[2]) In Blutentziehungen soll man dabei vorsichtig sein, aber ein „entzündliches Nervenfieber" ist etwas anderes. „Ist es gelungen, die Krankheit durch Venaesectionen etc. auf ein einfaches Nervenfieber zu reduciren etc. . . . " „Beim gastrischen Nervenfieber sind Brechmittel zu verordnen, weil sonst leicht zu Ende der Krankheit hartnäckige Diarrhoe entsteht." . . . „Ja' zuweilen hilft noch ein später angewandtes Emeticum." Dann kommt ein Kapitel: „Behandlung der Symptome." Gegen jedes einzelne Symptom ein anderes Mittel! Gegen Durchfall: „China, Rothwein, Zimmt, Colombo, Contreperna, Catechu, Alaun, frische Milch, Theriak (ein aus 40—60 Mitteln bestehendes Gebräu, welches auf 30,0 Flüssigkeit auch 0,25 Opium enthielt) und Diascordium, per os oder per anum beigebracht." „Gegen die heftigen Unterleibsschmerzen als Folgen wahrer Entzündung allgemeine und örtliche, wenngleich spät angestellte Blutentziehungen," ferner Vesicatore, Halbbäder, erweichende „Fomentationen, schmerzstillende Mittel, wiederholte Klystiere." Bei „putrescirenden Cruditäten" im Darm: Tamarinde, Rhabarber, China. Gegen „spastische" Gehirnaffectionen: Wein und Opium, gegen „congestive" aber „Blutigel und Schröpfköpfe an den Schläfen, an's Hinterhaupt oder hinter die Ohren." „Gegen profuse, rein symptomatische Hämorrhagien: China und Alaun, äusserlich und innerlich, Mineralsäuren mit kaltem Wasser, Fomentationen aus Schnee oder Eis, aber auch zuweilen Wein und Opium." Nun denke man sich einen Arzt vor dem Buche dieser ersten Autorität sitzen, welches 1832 mit empfehlendem Vorwort von Hufeland als etwas Vorzügliches übersetzt wurde. Welche Verordnungen kamen da heraus!

Ueber Hahnemann's Behandlung der typhösen Fieber erfahren wir aus dem Jahre 1790, also 30 und 40 Jahre früher, Folgendes:[3]) „Bei Nervenfiebern (dessen Erscheinungen Hahnemann

[1]) Arzneischatz, aus dem Engl. übers. von Hahnemann. Leipzig 1800 S. 171.

[2]) Uebers. 1832 von Sobernheim mit empfehlendem Vorwort von Hufeland.

[3]) Uebers. von Cullen II. S. 125, ferner S. 267.

genau beschreibt) sind antiphlogistische Mittel, — kühlende, laxirende Salze, wässerichte Tränke, Aderlassen — Gift. Brechmittel und Blasenpflaster schaden. Rinde und starker Wein in grösster Menge haben mir fast nie fehlgeschlagen, wenn ich zeitig genug gerufen ward."

Ausser Ruhe des Körpers und Geistes empfiehlt er hierbei noch besonders erneuerte Luft. Seite 126 wiederholt er, dass bei Nervenfieber China und Wein die „einzigen Hauptmittel sind" und auf Seite 267 spricht er noch einmal von der schnellen Heilsamkeit der Rinde in grossen Gaben mit Wein und gegen das unter Andern dabei empfohlene und gebräuchliche Opium.

Brown und seine Behandlung, welche an die Hahnemann's erinnert, waren damals in Deutschland noch nicht bekannt. Hufeland erwähnt,[1]) dass im Jahre 1792 „weder er, noch vielleicht irgend ein Mensch in Deutschland etwas von Brown's Schriften gesehen."

In Bezug auf die Krätze nahm Hahnemann einen sehr „vorgeschrittenen" Standpunkt ein, den er indess einige 30 Jahre später vollständig änderte. Abgesehen von blossen Andeutungen älterer Schriftsteller hat Bonomo in Livorno schon 1683 die Krätzmilbe richtig abgebildet, weshalb ihn Wichmann[2]) mit Recht den Begründer der Krätztheorie nennt. Bonomo gestand ein, dass er durch arme Weiber und Sklaven in Livorno darauf gebracht sei, welche sich die Milben mit Nadeln gegenseitig herausgesucht hätten. Die Parasitenlehre wurde indess wenig oder gar nicht beachtet, bis Linné 1757 (Exanthemata viva) und der obengenannte Wichmann 1786 dieselbe in Erinnerung brachten. Wichmann stand in seiner Schrift bereits vollständig auf dem heutigen Standpunkte. In England wurde die Krätze bereits allgemein als „lebender Ausschlag" behandelt, in Frankreich warnte die medicinische Facultät noch vor den äusseren Mitteln, mit denen man dort im Volke gegen dieses Leiden vorging.[3])

Nicht viel anders war es in Deutschland. Wichmann wurde überhört. Es herrschte die Ansicht vor, die Milbe sei das Product, nicht die Ursache der Krätze. So nahm Joh. Jak. Bernhard[4]) die

[1]) Hufel. Journ. Bd. 5. Intelligenzblatt Nr. 1. S. I.

[2]) Aetiologie der Krätze von J. E. Wichmann, Kgl. Grossbritt. Hofmedikus zu Hannover. Hannover 1786 mit 4 Abbildungen von Krätzmilben, Copie nach Bonomo. 2. Aufl. 1791.

[3]) Wichmann l. c. S. 118.

[4]) Handbuch der allgem. und besondern Contagienlehre. Erfurt bei

Milbe in der Krätze und „die mikroskopischen Thierchen in andern contagiösen Krankheiten“ nicht für das Contagium selbst an. Er hielt sie aber für wesentliche Bestandtheile der Ansteckungsstoffe, „wie die Thierchen im Samen und in der Vaccinalymphe.“ Auch zufällig könnten sich wohl dergleichen Thierchen erzeugen ohne ansteckend zu sein wie z. B. die Läusesucht bewiese.

Friedrich Jahn bestreitet 1817 energisch die Parasitentheorie der Krätze.[1]) Er hält die „unleugbaren Krätzmetastasen“ und vieles Andere entgegen und urtheilt zuletzt: „Wir können also diese ganze Theorie als ungegründet annehmen.“

J. P. Frank tritt in seinem 1821 vollendeten Buche „De curandis hominum morbis“ als einer der entschiedensten Vertreter der causa viva auf, will die Krätzmilbe im Anfang tödten, aber bei länger dauernder Krätze hält er „unvorsichtige Unterdrückung“ für sehr gefährlich. Er unterscheidet 13 Arten von „symptomatischer Krätze,“ so eine scorbutische, eine hypochondrische, critische, plethorische etc.; auch eine „P. neogamorum,“ eine Krätze der Neuvermählten ist darunter.

Ferdinand Jahn, ein talentvoller Schüler Heusinger's und Schönlein's, ein Anhänger der naturhistorischen Schule, hat 1828 folgende Ansicht:[2]) „Die chronischen Ausschläge sind in den meisten Fällen die äussern Erscheinungen von Dyskrasien, die mit fester, starker Wurzel im Innern des Organismus haften . . . Krätze, der die Hautblüthen genommen wurden, entwickelt ihre im Innern des Organismus ruhende Wurzel stärker, sodass jene Erscheinungen, die unter dem Namen der Krätzmetastasen berüchtigt sind, sich einstellen.“ Solchen Ansichten gegenüber vergesse man nicht, dass damals Krätzausschläge mit dichten Eiterpusteln über den Körper und ausgedehnten Hautverschwärungen keine Seltenheit waren.

Autenrieth, bekanntlich ein Schüler J. P. Frank's, schreibt unter dem Titel: „Nachkrankheiten, welche auf vertriebene Krätze folgen“ im Jahre 1808:[3])

Henning 1815. 608 S.; auch unter dem Titel: „Ueber die Natur etc. des Spitaltyphus und der ansteckenden Krankheiten überhaupt.“

[1]) Klinik der chron. Krankheiten, Erfurt 1817, Bd. II. S. 614 u. f.

[2]) Ahnungen einer allgem. Naturgeschichte der Krankheiten. Eisenach 1828 S. 201.

[3]) Versuche für die prakt. Heilkunde aus den klin. Annalen von Tübingen 1808 — Griesselich, Kleine Frescogemälde. Carlsruhe 1836 I. S. 88.

„Die furchtbarste und in unsern Gegenden häufigste Quelle chronischer Krankheiten der Erwachsenen sind die mit Schwefelsalbe oder überhaupt mit fettigen äussern Mitteln schlecht behandelten Rauden- oder Krätzausschläge. Ich habe das Unglück, das bei Rauden der untern Stände, und denen, die eine sitzende Lebensweise haben, dadurch entsteht, so häufig hier gesehn, und ich sehe es täglich in so mannigfaltiger, trauriger Gestalt, dass ich keinen Augenblick anstehe, es für einen der Aufmerksamkeit jedes Arztes, selbst jeder Obrigkeit, der irgend auch das Gesundheitswohl ihrer Untergebenen am Herzen liegt, würdigen Gegenstand laut zu erklären."

Nachkrankheiten von „verschmierter Krätze" sind nach Autenrieth l. c: „Fussgeschwüre — Lungenschwindsucht — eine Art hysterischer Chlorosis — weisse Kniegeschwulst — Gelenkwassersucht — Amaurose mit Verdunkelung der Hornhaut — Glaukom mit Amaurose — Geistesverwirrung — Lähmung — Schlagfluss — gekrümmter Hals" etc.

Trotz alledem vertrat Autenrieth die Parasitentheorie in einer für seine Zeit ungewöhnlichen Ausdehnung. Man hielt eben dafür, dass die Milbe zugleich Trägerin eines Giftes sei, welches von der Oberfläche nicht in das Innere des Körpers „verschmiert" werden dürfe, und dass andererseits die Krätze das auf die Haut geworfene Product innerer Krankheiten sein könne.

Hufeland wird es bestätigen:[1]) „Aber die Krätze kann auch als Product und Symptom innerer Krankheiten erscheinen — Scabies spuria. Hier ist sie zwar nur Form einer andern Krankheit, aber auch hier kann sich zuletzt ein Contagium entwickeln und so ansteckend werden. Dahin gehört die syphilitische, die scrophulöse, die arthritische und scorbutische Krätze, auch die critische, ein krätzartiger Ausschlag, mit und durch welchen die critische Lösung sowohl acuter, als chronischer Krankheiten erfolgt . . . Die in Pusteln gefundenen Milben sind nicht Ursache, sondern Wirkung, Parasiten der Krätze . . . Aber hierbei (bei der Behandlung) treten manche Schwierigkeiten und wichtige Rücksichten ein. Man kann nämlich durch eine bloss örtliche Anwendung des Specificums auf die Haut zwar die krankhafte Thätigkeit der Haut supprimiren, aber das Contagium selbst, was schon tiefer eingedrungen ist, wird dadurch nicht zerstört, und die Folge ist,

---

[1]) Enchiridion medic., Vermächtniss einer 50jähr. Praxis. St. Gallen 1839 2. Aufl. S. 293 u. f.

entweder dass die Krätze immer wieder erscheint, oder, was noch schlimmer ist, sich auf innere Theile wirft und oft sehr gefährliche und hartnäckige Metastasen erzeugt So kann Lungensucht — Lungenkrätze — Wassersucht, Magenkrampf — Magenkrätze — Epilepsie und alle Arten von Nervenkrankheiten die Folge sein. Noch bedenklicher wird dies, wenn die Krätze complicirt mit einer andern Krankheit oder gar ein Product oder Crise einer andern Krankheit ist."

Im Jahre 1835 konnte der belesene Rau[1]) noch schreiben: „Die Behauptung, welche ein bekannter Schriftsteller (Krüger-Hansen?) unlängst aufgestellt hat, dass gar keine nachtheiligen Folgen von schnell unterdrückter Krätze zu befürchten seyen, wird durch so zahlreiche Beobachtungen widerlegt, dass es nutzlos seyn würde, mit einem Widerspruche hervorzutreten." Nebenbei sei daran erinnert, dass man zu jenen Zeiten noch eine sehr mangelhafte Diagnostik der Hautkrankheiten hatte, dass Scabies, Eczem, Impetigo, Prurigo etc. noch nicht von einander unterschieden wurden, und für verschiedene Intensitätsgrade einer und derselben Krankheit galten.

Hat Hahnemann die Krätzmilbe gekannt? und in welcher Zeit hat er Kenntniss von ihr gehabt? Bei der Uebersetzung von Monro's Arzneimittellehre, 1791, schreibt Hahnemann in einer Anmerkung (II. 49): „Lässt man einen kürzlich angesteckten Krätzigen mit wohlgesättigtem, Schwefelleberlufthaltigem Wasser täglich etliche Male waschen, auch wohl das leinene Zeug hineintauchen, so ist das Uebel binnen etlichen Tagen verschwunden, und kommt ohne eine neue Ansteckung nicht wieder. Müsste sie aber nicht wieder kommen, wenn eine Schärfe der Säfte zum Grunde läge? Diese Erfahrung habe ich sehr oft gemacht und vermuthe nebst Andern einen lebendigen Stoff als Krankheitsursache. Alle Insecten (wozu bekanntlich damals die Krätzmilbe gezählt wurde) und Würmer werden durch Schwefelleberluft getödtet." Später betont er in demselben Werke in einer Anmerkung nochmals (II. 441), dass Krätze ein „lebendiger Ausschlag" sei.

Im Jahre 1795 las man von Hahnemann eine Abhandlung „Ueber den Ansprung, crusta lactea" in J. Fr. Blumenbach's medicinischer Bibliothek.[2]) Dieses Werk erschien nicht in bestimmter

---

[1]) Ueber den Werth des hom. Heilverfahrens, 2. Ausgabe. Heidelberg und Leipzig S. 33.

[2]) Bd. 3. St. 4. Göttingen 1795.

Zeitfolge. Es finden sich in diesem Bande Arbeiten, welche bereits 1793 verfasst sind. Hahnemann hat seinem Aufsatz kein Datum zugesetzt, sodass die Zeit des Niederschreibens sich nicht genau bestimmen lässt. Er erzählt aber darin, dass er sich zur Zeit der beschriebenen Maassnahmen auf dem Lande befunden habe. 1794 bis 1796 hielt er sich in Pyrmont und Braunschweig auf; 1792 bis 1794 bei Gotha. In diese letztgenannte Zeit fällt also die folgende Beobachtung. In dem Dorfe, (wahrscheinlich Molschleben) „wo meine Kinder vollkommene Gesundheit genossen", waren viele Kinder mit der sogenannten Milchkruste behaftet und zwar in ungewöhnlichem Grade. Da Hahnemann glaubte, eine Uebertragung dieser Affection bemerkt zu haben, so suchte er eine Berührung seiner Kinder mit den inficirten Dorfkindern zu verhüten. Einem derart kranken Knaben gelang es indess, zu ihnen zu kommen, „und ich ward ihn gewahr, wie er vertraulich mit ihnen spielte. Ich entfernte ihn; aber die Ansteckung war geschehn." Der Knabe hatte Hahnemann's Kinder geküsst. Es bildete sich das Uebel zuerst bei dem einen, dann bei seinen 3 andern Kindern aus. „Ich übergoss trockene Schwefelleber — Austerschalenpulver mit gleichen Theilen Schwefel gemischt und 10 Minuten in Weissglühe erhalten — mit warmem Wasser. Es entsteht eine gelinde schwache Auflösung. Hiemit bepinselte ich das Gesicht der zwey, welche den Ausschlag am stärksten hatten, alle Stunden, zwey Tage nach einander. Schon nach dem ersten Befeuchten merkte ich, dass das Uebel still stand, und allmählig heilte." Dasselbe Verfahren wandte er bei den andern Kindern mit Erfolg an.

„Das Mittel zersetzt sich auf der Haut durch die freye Luft allmälig, und es entwickelt sich unter üblem Geruche die Schwefelleberluft, welche, wie bekannt, die meisten Insecten plötzlich tödtet."

„Ist der Ansprung nicht ein Hautübel blos von Ansteckung? Hat die Ansteckung nicht etwa gar kleine Thierchen zum Miasm?"

„Ich getraue mir in der Praxis keine Gelegenheit wieder zu finden, die mir die Bejahung dieser Frage so positiv an die Hand gäbe, als diese, die ich so ganz in meiner Gewalt hatte."

„Meine Kinder bekamen keine Abführungsmittel, noch sonst etwas, da sie übrigens gesund waren und gesund blieben."

In einer Anmerkung heisst es dann: „Der Aehnlichkeit wegen setze ich folgenden Fall her. Eine Magd war (angesteckt von einer neu angezogenen Nebenmagd) seit 6 Tagen mit der Krätze befallen

worden: der eine Arm und dieselbe Hand war damit überzogen, und an der zweiten Hand fing zwischen den Fingern ebenfalls der Ausschlag schon an. Ich liess sie zwey Tage lang dreymal täglich beide Arme mit der gedachten Auflösung waschen; sie ward heil, ohne Folgen, und die Ansteckerin genas auf gleiche Art, brachte aber 8 Tage mit der Kur zu. Sind es Hautinsecten, die dieses Uebel zuwege bringen, was kann es schaden, wenn man sie tödtet? vorausgesetzt mit Arzneyen, die keine Kraft haben, dem Körper vor sich zu schaden. Man hat wohl allzu freygebig der angeblichen Zurücktreibung gewisser Hautübel Erfolge zugeschrieben, welche Wirkungen der zugleich gegenwärtigen, ungeheilt gebliebenen Kachexie etc. waren!"

Aus dem dann Folgenden erhellt, dass er nicht frei war von der Ansicht, dass mit der Milbe ein den ganzen Organismus beeinflussendes Virus in den Körper eindringe. „Ein alter Beinschaden nahm schnelle Heilung an, als ich gewahr ward, dass Krätze damit complicirt sey. Die Wunde verband ich wie sonst, aber den ganzen Leib liess ich mit obigem Wasser waschen."

1791 erzählt er (Monro I. 76), dass er Krätze durch bloss innerliche Arznei geheilt habe, was dadurch zu erklären, dass man mit dem Namen „Krätze" einen viel weiteren Begriff verband, als heutzutage.

Für die therapeutische Anwendung der Electricität trat er mit Klarheit und Verständniss ein, und fand es unbegreiflich, wie die Akademie zu Rouen einer Schrift von Marat, welche fast alle Heilkräfte der Electricität verwarf, den Preis ertheilen konnte. (Arsenikvergiftung S. 163.)

Viele Arzneien, deren Arzneikräfte nur wenig und unvollkommen bekannt waren, lehrte er am richtigen Orte anwenden, und bezeichnete ihren Wirkungskreis genauer, was ihm bei seinem einfachen Verfahren am Krankenbette und der sorgfältigen Beobachtung eher als Andern möglich war. Wir nennen hier nur: Aconit, Belladonna, Hyoscyamus, Stramonium, Conium maculatum, Ipecacuanha, Balsam. peruvian, Arsen. Seine zahlreichen Arbeiten in Hufeland's Journal, seine ausführlichen und häufigen Anmerkungen zu den Uebersetzungen von Cullen, Monro, Edinburger Dispensatorium und Arzneischatz, sowie eingestreute Bemerkungen im Apotheker-Lexikon geben Zeugniss davon.

Ueber Hahnemann's Ruf als ausübender Arzt in damaliger

Zeit mögen uns Zeitgenossen berichten. Brunnow erzählt[1]): „In der That gelangen ihm schon im Anfange seiner ärztlichen Thätigkeit vermöge seines einfachen Heilverfahrens viele ausgezeichnete Kuren, und es wurde ihm überall, wo er auftrat, der Ruf eines ebenso umsichtsvollen als glücklichen Praktikers zu Theil."

Die Medic. chir. Zeitung (1799 II. 411) schreibt: „Hahnemann hat sich als ausübender Arzt einen Nahmen in Deutschland erworben."

In derselben Zeitschrift[2]) wird er als ein Arzt geschildert, „dem wir schon so manchen schönen Beytrag zur Vervollkommnung unserer Wissenschaft schuldig sind."

In den Allgemeinen medic. Annalen des 19. Jahrh. wird im Novemberheft 1810 Hahnemann ein Mann genannt, „welcher seit länger als 20 Jahren als denkender Arzt und guter Beobachter bekannt ist . . . und dabei seinen Ruf als geschickter und glücklicher Practiker fortdauernd erhalten hat."

Hufeland nennt ihn 1798[3]) einen Mann, „dessen Verdienste um unsere Kunst entschieden genug sind," und ferner[4]) „einen der vorzüglichsten Aerzte Teutschlands," . . . „einen in Erfahrung und Nachdenken gereiften Arzt."

1800 sprach Daniels[5]) von dem „durch seine Schriften berühmten Hahnemann."

In demselben Jahre schrieb Bernstein im „pract. Handbuch für Wundärzte": „Samuel Hahnemann, ein sehr verdienter Arzt, ist bekannt durch sein vortreffliches Quecksilberpräparat, nemlich den Merc. solub., ferner durch seine Weinprobe und überhaupt durch seine chemischen und pharmaceutischen Schriften, und hat sich auch um Wundärzte verdient gemacht. Er gab für solche heraus: Anleitung alte Schäden und Geschwüre zu heilen 1784, und: Unterricht für Wundärzte über die venerischen Krankheiten. Leipzig 1786."

Im Jahre 1791 erwählte ihn die Leipziger ökonomische Gesellschaft, dann die Kurfürstlich-Mainzische Akademie der Wissenschaften, später die physical. medic. Gesellschaft zu Erlangen zu ihrem Mitgliede.

---

[1]) Ein Blick auf Hahnemann. Leipzig 1844. S. 6.
[2]) Ergänzungsheft VII S. 307.
[3]) Huf. Journ. Bd. 6, St. 2 Anm.
[4]) Ib. Bd. 5, St. 2 S. 52.
[5]) Ib. Bd. 9, St. 4 S. 153.

1798 las man in der Medic. chirurg. Zeitung (IV. 192) diese Notiz: „Mietau. Hier soll eine provisorische Universität errichtet werden. Man sagt, für die medicin. Fakultät seyen Herr Dr. Samuel Hahnemann zu Königslutter, Herr Dr. Samuel Naumburg in Erfurt und Herr Dr. Frank in Mühlhausen bestimmt.“

Gehen wir nun, nach diesen Einblicken in Hahnemann's ärztliche Fähigkeiten und Kenntnisse zu seiner reformirenden Thätigkeit über.

Er war nicht aus weichem Holz geschnitzt, drum klingen seine Worte oft hart und barsch, selbst gehässig. Wir werden sehen, wie er mit durchdringendem Blick bei reichen Kenntnissen den ganzen Unwerth der damaligen Therapie und das verderbenbringende Treiben der Aerzte mehr und mehr durchschaute, und in dem Gewirr von Hypothesen und Speculationen fand eine schwache Stimme kein Gehör. Er hatte einen kräftigen, untersetzten, gesunden Körper und ein lebhaftes Temperament. Solche Naturen pflegen nicht in Filzpantoffeln einherzuschleichen, wenn es gilt, gegen die allgemein verbreiteten Thorheiten ihrer Zeit anzukämpfen; die Frage, ob Hahnemann klüger gehandelt, wenn er in versöhnlicherem Tone aufgetreten wäre, gehört nicht hierher.

Schon 1784 spricht er verächtlich von den „Modeärzten“, wie wir sahen. 1786 eifert er in seinem Buche über den Arsenik gegen den damaligen elenden Zustand der Arzneikunde, gegen die „Pfuscherärzte, der fruchtbarsten Quelle des Todes“, welche unter andern den Arsenik in Substanz auf Geschwüre aufpulverten, dadurch oft den Tod der Kranken herbeiführten, und welche dieses Mittel in leicht tödtlichen Gaben gegen Intermittens gäben etc. 1791 hatte er bei Monro zu übersetzen, dass Canthariden die krankhaften Säfte auflöseten. Hahnemann bemerkt dazu (II. 248): „Dies ist der gewöhnliche Wahn, dass die Geschwüre von blasenziehenden Mitteln nur die bösen Säfte ausziehn. Wenn die Säftemasse während ihres Kreislaufs, im Ganzen genommen, von gleicher Mischung durchaus ist, wenn die aushauchenden Oeffnungen der Blutgefässe eine nicht sehr abweichende Ausdünstungsmaterie, bei sonst gleichen Umständen, verdampfen, so begreift kein vernünftiger Physiolog, wie ein blasenziehendes Mittel electiv auf den Ort seiner Anwendung nur die schädlichen Theile der Säfte ver-

sammeln und herausziehen sollte. In der That strotzt die Blase unter dem Pflaster blos von einem Theile des gemeinsamen Blutwassers, wie es sich auf dem aus der Ader gelassenen Blute sammeln würde. Doch auch Aderlasse sollen nach dem Wahne dieser Kurzsichtigen nur das böse Blut abziehn und fortgesetzte Laxanzen nur die bösen Säfte ausleeren! Ich entsetze mich vor dem Schaden, den so allgemein eingeführte Thorheiten anrichten."

An einer andern Stelle (Monro I. 265) spricht Monro von Sublimat als einem „Alterans". Hahnemann sagt dazu: „Was der Verf. hier sagen will, verstehe ich nicht, ungeachtet es die Sprache seiner und meiner Zeitgenossen ist. Ist ein alterirendes Mittel ein Ding, das da hilft, warum sagt er dies nicht gerade heraus? Doch nein! ein alterirendes soll nur ein halb und halb heilendes Mittel sein. Ein solches Ding brauchen wir in der ganzen Arzneikunde nicht." Ferner (ib. I. 246): „Alterans ist ein Schulausdruck; es ist unverzeihlich für einen schriftstellerischen Arzt, sich solcher unbestimmter Ausdrücke zu bedienen."

In ähnlicher Weise nimmt Hahnemann an zahlreichen Stellen jede Gelegenheit wahr, seine Amtsbrüder auf die immer mehr von ihm erkannten Thorheiten aufmerksam zu machen, von denen er selbst sich allmälig loszumachen das redlichste Bestreben zeigte.

1790 tritt er kräftig gegen die damaligen Arzneimittellehrer auf (Cullen I. 58): „Die alten Arzneimittellehrer sind mit ihren Seichtheiten, Unbestimmtheiten, Weibermährchen und Unwahrheiten bis in die neueste Zeit nachgebetet worden — einige wenige Ausnahmen abgerechnet — und weder die Erzväter noch ihre schwachen Jünger verdienten Schonung. Wir müssen uns mit Gewalt von diesen vergötterten Gewährsmännern losreissen, wenn wir in einem der wichtigsten Theile der practischen Arzneikunst das Joch der Unwissenheit und des Aberglaubens losschütteln wollen. Nun ist es hohe Zeit."

Aus dem Gewirr von „Beobachtungen" und „Erfahrungen" die Wahrheit herauszufinden, schlug er schon sehr bald den Weg ein, den alle grossen Aerzte gingen; er vermied das geschäftige Handeln am Krankenbette, wie es seine Zeitgenossen übten, und drang seinen vielmischenden Collegen gegenüber auf:

Einfache Verordnungen.

Um dieses gebührend zu würdigen, erinnere man sich daran, dass damals noch gelehrt wurde, ein regelrechtes Recept müsse aus verschiedenen Theilen bestehen. Darin war natürlich auch unser Hahnemann unterrichtet, und er gestand später ein, dass die Mischerei „seinem Gebeine hartnäckiger angehangen habe, als das Miasma irgend einer andern Krankheit.“ Wenn man ihn drum in den ersten Jahren seiner Praxis noch hie und da Gemische, meistens von 2 Mitteln, geben sieht, so gewahrt man andererseits, dass er diesen Unfug immer weiter von sich streift Schon 1784[1]) redet er der einfachen Behandlungsweise das Wort „statt des Mischmasches von widersprechenden Verordnungen.“ 1791 fragt er, als Monro ein complicirtes Verfahren gegen Leberverhärtung vorschlägt (Monro II. 288): „Was half denn nun eigentlich? . . . So lange wir nicht einzelne Mittel fortgesetzt anzuwenden uns bequemen, und die begleitenden Umstände, Lebensordnung u s. w. sorgfältig zu jedem Falle abwägen, wird unsre Arzneikunde noch lange ein Gemisch von Muthmassung, Wahrheit und wahrscheinlicher Dichtung bleiben.“

Im Jahre 1796 schreibt Hahnemann in Hufeland's Journal[2]) „Das Wunderbarste bei dieser Specification der Tugenden einzelner Droguen bleibt für mich immer der Umstand, dass man die noch jetzt die Arzneikunst diffamirende Methode, mehrere Arzneien zugleich in Ein Recept kunstmässig zu verflechten, zu den Zeiten erwähnter Männer (einzelne Arzneimittellehrer) so weit trieb, dass es selbst einem Oedipus unmöglich war, etwas von der Wirkung einem einzelnen Ingredienz des Mischmasches ausschliesslich zuzueignen, und dass man damals, fast noch seltner als jetzt, eine einzelne Drogue als Arznei allein verordnete. Wie können nun aus einer so verwickelten Praxis die Kräfte der einzelnen Arzneien unterscheidbar hervorgehn?“

In seinem Aufsatz „Sind die Hindernisse der Gewissheit und Einfachheit in der practischen Arzneikunde unübersteiglich?“ vom Jahre 1797[3]) nennt Hahnemann „Einfachheit das oberste Gesetz des Arztes“ und weiter: „Wie nahe war dieser grosse Mann

---

[1]) Anleitung alte Schäden etc. S. 165 und 179.

[2]) Versuch über ein neues Princip etc. Bd. 2. St. 3. Stapf I. S. 152. Anmerk.

[3]) Hufeland's Journal IV. St. 4. Stapf, Hahnemann's ges. med. Schriften, Dresden und Leipzig 1829.

(Hippokrates) am Ziele des Steines der weisen Aerzte — der Einfachheit! und nach mehr als 2000 Jahren nach ihm wären wir diesem Ziele nicht einen einzigen Schritt näher zu kommen vermögend gewesen! wären noch etwas weiter davon!"

„Hat er blos Bücher geschrieben, oder hat er weit weniger geschrieben als wirklich geheilt? That er dieses durch solche Umschweife wie wir?"

„Blos bei dieser Einfachheit seines Benehmens in Krankheiten konnte er das alles sehn, was er sahe, und worüber wir staunen."

. . . „Hier entsteht die Frage: Ist es gut, vielerlei Arzneien in Ein Recept zu mischen, Bäder, Klistiere, Aderlässe, Blasenzüge, Umschläge und Einreibungen zu gleicher Zeit, oder dicht auf einander zu verordnen, wenn man die Arzneikunde zu ihrem Gipfel heben, wirksam heilen, und in jedem Falle gewiss erfahren will, was die Heilmittel gewirkt haben, um sie in ähnlichen Fällen mit desto grösserem oder gleichem Glücke wieder anwenden zu können?"

„Der menschliche Geist fasst nie mehr als einen einzigen Gegenstand auf einmal, kann fast nie das Resultat zweier zugleich auf Ein Object wirkenden Kräfte auf die Ursachen proportionell repartiren; wie kann er die Arzneikunde zu einer grösseren Gewissheit bringen, wenn er sich, wie es scheint, recht absichtlich bemüht, eine Menge verschiedenartiger Kräfte, auf einmal gegen eine krankhafte Körperveränderung spielen zu lassen, wovon er oft weder letztere deutlich kennt, noch die ersteren einzeln, geschweige in Verbindung."

„Wer sagt uns, ob nicht das Adjuvans oder Corrigens in dem vieltheiligen Recepte als Basis wirke, ob das Constituens der ganzen Zusammensetzung nicht eine andere Richtung gebe? Braucht das Hauptmittel, wenn es das Rechte ist, ein Beförderungsmittel? Sieht es mit seiner Passlichkeit nicht schwierig aus, wenn es noch ein Besserungsmittel bedarf? Oder sollte nicht noch ein Dirigens nöthig sein? Ich dächte! Die bunte Reihe zu vollenden und der Schule Genüge zu thun."

„Ich getraue mir, zu behaupten, dass je zwei und zwei Arzneien zusammengesetzt fast nie, jedes seine eigne Wirkung in dem menschlichen Körper äussern, sondern fast stets eine von der Wirkung der beiden einzelnen verschiedene, — eine Mittelwirkung, eine Neutralwirkung, — wenn ich den Ausdruck von chemischen Verbindungen entlehnen darf."

„Je zusammengesetzter unsre Recepte sind, desto finstrer wird es in der Arzneikunde."

„Dass unsre Recepte aus weniger Stücken zusammengesetzt sind, als die des Portugiesen Amatus, hilft uns eben so wenig, als es diesem half, dass Andromachus noch buntere Zusammensetzungen gemacht hat. Weil beider letztern Recepte noch verwickelter als unsre sind, werden die unsrigen dadurch einfach?“

„Wie wollen wir uns beklagen, dass unsre Kunst dunkel und verwickelt ist, da wir sie selbst verdunkeln und verwickeln? Auch ich siechte einstmals an diesem Fieber; die Schule hatte mich angesteckt. Hartnäckiger hing dies Miasma, eh' es zur kritischen Ausscheidung kam, meinem Gebein an, als das Miasma irgend einer andern Geisteskrankheit.“

„Meinen wir es ernstlich mit unsrer Kunst? Nun dann! Was lässt sich mehr mit Columbus' Eye vergleichen, als wenn wir uns sämmtlich brüderlich verbinden, in jeder einzelnen Krankheit nur ein einziges einfaches Mittel auf einmal zu geben, ohne sonst eine beträchtliche Veränderung mit den Kranken zu machen, — und dann lasst uns mit unsern Augen sehen, was das Mittel thut, wie es hilft, wie es nicht hilft? —“

„Sollte es wirklich gelehrter sein, mehrere, vielfach gemischte Arzneien in einer Krankheit (oft in einem Tage) zur Apotheke zu fördern, als mit Hippokrates im ganzen Verlaufe eines Kausos ein oder zwei Klystiere und etwa reinen Essighonig (und sonst nichts!) zu geben? Ich dächte, das Rechte geben, wäre das Meisterstück, nicht das Vielgemischte!“

„Hippokrates suchte sich aus einem Genus von Krankheiten die einfachsten heraus; diese beobachtete er genau, diese beschrieb er genau. In diesen einfachsten Krankheiten gab er einzelne, einfache Mittel aus dem kleinen, damals möglichen Vorrathe. So war es möglich zu sehen, was er sahe, zu thun, was er that.“

„Es wird doch (hoff' ich) nicht wider den guten Ton sein, so simpel mit Krankheiten umzugehen, als dieser wahrhaft grosse Mann that?“

„Wer mich heute eine andre Arznei geben sieht, als ich gestern gab, und morgen wieder eine andre, der merke, dass ich im Heilverfahren wanke (denn auch ich bin ein schwacher Mensch); — sieht man mich aber zwei bis drei Dinge in Einem und Demselben Recepte zusammen mischen, (es ist wohl auch bisweilen ehedem geschehen) – der sage dreist: „der Mann ist in Noth, er weiss nicht recht, was er will“ — „er strauchelt“ — „wüsste er, dass das eine das

rechte sei, so würde er ja nicht das andre, und noch weniger das dritte hinzusetzen!“ —

„Was wollte ich dagegen einwenden? Die Hand auf den Mund!“

„Fragt man mich, welches die Wirkungsarten der Rinde in allen uns bekannten Krankheiten sei, so gestehe ich, dass ich wenig davon weiss, so oft und viel ich sie auch vor sich und unvermischt gab. Fragt man mich aber, was die China thun würde, wenn man sie mit Salpeter, oder gar noch mit einem dritten Körper zusammengesetzt gäbe, so bekenne ich meine blinde Unwissenheit, und falle dem als einen Gott zu Füssen, der mir dieses erräth. —“

„Darf ich's gestehen, dass ich seit mehreren Jahren nie etwas anderes, ausser ein einziges Mittel auf einmal verordnet und nie wiederholt habe, als bis die Wirkung der vorigen Gabe exspirirt war; — ein Aderlass allein, — ein Ausleerungsmittel allein, — und immer nur ein einfaches, nie ein gemischtes Mittel — und nie ein anderes, als bis ich mit der Verrichtung des erstern aufs Reine war? Darf ich's gestehen, dass ich auf diese Art glücklich und zur Zufriedenheit meiner Kranken geheilt und Dinge gesehen habe, die ich sonst nie gesehen hätte?“

„Wüsste ich nicht, dass neben mir noch einige der würdigsten Männer in den Schranken der Einfachheit nach dem einzig erhabenen Ziele liefen, die durch ihre ähnliche Handlungsweise meine Maxime rechtfertigten, wahrhaftig, ich wagte es nicht, diese Ketzerei zu beichten. Wer weiss nicht gar, ob ich nicht in Galilei's Falle den Umlauf der Erde um die Sonne abschwüre. — Doch, es fängt an, Tag zu werden!“ —

Im Jahre 1798, bei Gelegenheit der Uebersetzung des Edinburger Dispensatoriums wendet er sich ebenfalls gegen „die in vielgemischte Recepte verliebten Aerzte.“ (II. 340). „Welcher Gott kann es beurtheilen, was für Gutes die Zusammensetzung von 3 so äusserst stark wirkenden ungleichartigen Dingen (Ricinus-, Blei- und Quecksilberpräparate äusserlich gegen Krebs) hervorbringen werden . . . Der Gipfel der Empirie ist Anwendung zusammengesetzter starkwirkender Mittel.“ (II. 605). Und weiter (S. 606), da wieder Kompositionen empfohlen werden, gibt er zu bedenken: „Von den Kräften eines komponirten Arzneimittels lässt sich nichts a priori schliessen. Jedes Mittel hat seine eigne Tendenz. Mehrere in verschiedenen Richtungen mit verschiedener Kraft gegen einander stossende Kugeln von ungleichartiger Masse und Grösse, welchen Weg werden diese nehmen? Wer sieht das voraus?“

Je weniger er bei seinen Zeitgenossen mit seiner Mahnung zu einem einfachen ärztlichen Handeln ausrichtete, um so kräftiger liess er seine Stimme vernehmen. Er übersetzte 1800 den „Arzneischatz oder Sammlung gewählter Recepte“ aus dem Englischen. Die Uebersetzung von ihm erschien anonym, seine Anmerkungen unter dem Buchstaben Y. Er wollte durch seine Kritik zeigen, wie die bunten Receptformeln dem Heilzweck und der Belehrung schnurstracks zuwiderlaufen. In der Vorrede schon begegnet man kräftigen Worten: „Auch die besten Arzneiformeln (wollte ich meinen Landsleuten zeigen) hinken, sind unnatürlich und widersprechen sich selbst und der Absicht. Eine Wahrheit, die man unsern receptsüchtigen Zeiten von den Dächern predigen möchte. Wann soll ich erleben, dass diese Thorheit ausgerottet werde? Wann wird man einsehn lernen, dass die Heilung der Krankheiten weniger, ganz einfacher, aber der rechten, der völlig angemessenen Mittel bedarf? Will man ewig der Spott der Arkesilasse bleiben? Will man nie aufhören eine Menge Mittel in Ein Recept zusammen zu mischen, deren jedes dem grössten Arzte oft ein nur halb gekanntes, oft völlig unbekanntes Ding bleibt? Wenn Jones bei London in jedem Jahre 300 Pfund Chinarinde verbraucht, was wissen wir denn nun Genaues, Vollständiges von der individuellen Wirkungsart dieses starken Mittels? Wenig! Was wissen wir von der reinen, besondern Wirkungsart des mächtigen Quecksilbers, dessen ungeheurer Verbrauch in der Arzneikunst eine anschauliche Kenntniss seines Verhaltens gegen unsern Körper vorauszusetzen scheinen sollte?“ . . . „Herrscht nun über die einzelnen Droguen noch eine so merkwürdige Finsterniss, wie in Nichts müssen dann die Phänomene schwinden, welche aus dem gewöhnlich tumultuarischen Gebrauche mehrerer solcher ungekannten, zusammengesetzten Droguen in Krankheiten resultirten“ . . . „Das heisse ich eine Handvoll verschiedentlich gerundeter Kugeln mit verbundenen Augen auf einem ungekannten Billard mit vieleckigen Banden hinwerfen und im Voraus bestimmen wollen, welchen Effekt sie zusammen thun, welche Richtung jede erhalten und welchen Stand sie endlich einnehmen müssen nach den vielfachen Abprallungen und unvorhersehbaren Gegenstössen unter einander!“ Ferner schildert er in sarkastischer Weise die Vorstellungen, welche sich der damalige Receptschreiber machte von den Leistungen seiner „Basis“, seines „Adjuvans“, seines Constituens, Dirigens und Korrigens. Leider verbietet es sich, alle hervorragend characteristischen Stellen aus Hahnemann's Schriften wiederzugeben.

Dann heisst es weiter: „Die Natur wirkt nach ewigen Gesetzen, ohne Dich zu fragen, ob sie dürfe; sie liebt die Einfachheit und wirkt mit einem Mittel viel, Du mit vielen Mitteln wenig Ahme die Natur nach! Vielfach zusammengesetzte Recepte zu verschreiben, wohl mehrere täglich, ist der Gipfel des Parempirismus; ganz einfache Mittel zu geben, und nicht eher ein Anderes, bis die Wirkung des ersteren exspirirt ist — diess, nur diess führt den geraden Weg in das innere Heiligthum der Kunst.“

Im Texte selbst zeigt er in diesem 412 Seiten starken Werke an zahlreichen Beispielen die Unvernunft des Komponirens. Hier einige Belege: S. 33 „Dann wäre das Mittel bis zu 5 Ingredienzen, jedes von nicht geringer Kraft, angewachsen, warum nicht gar die ganze Materia bechica zusammengemischt! Das müsste dann wohl noch besser helfen. O, wie wenig sind diese Ingredienzen einzeln nach ihrer wahren Wirkung bekannt! welche Mittelwirkung wollen wir uns von ihnen versprechen, wenn sie vereint aufeinander und in dem Körper wirken? Wie wollen wir zur Kenntniss einzelner Droguen gelangen, wenn wir nur zusammensetzen. Mich deucht wir schämen uns der genauen Kenntniss der Natur jedes einzelnen Mittels, und wir setzen deshalb mehrere zusammen, um in diesem Wirrwarr den geliebten Nebel vor unsern Augen zu behalten.“

S. 39: „Einem promovirten Doktor steht frei, allerlei zu geben, das muss sich aus Respekt vor seinem Stande die Natur wohl gefallen lassen.“

S. 66: „Da steckt eine grosse Weisheit dahinter, eine Substanz wie die Aloë, die erst binnen 12 und 16 Stunden ihre Wirkung thut, und nur zur Hervorbringung eines einzigen weichen Stuhls geschaffen ist (in grossen Gaben zum Purgirmittel aber gegeben, wenig Stühle, aber sehr beschwerliches Leibkneipen hervorbringt) — mit einer andern Substanz zugleich einzugeben, die, wie die Koloquinten binnen ein Paar Stunden ihre Wirkung thut! Wie schnell das Skammonium purgirt und mit welchen Eigenheiten ist gänzlich unbekannt. Aber desto besser! je unbekannter die Droguen sind, desto gelehrter ist das Gemisch.“

S. 74: „Eine an unheilbarem Vielgemisch laborirende Formel! Erhitzende und kühlende und purgirende und andere Dinge unter einander. Nun werden wol die Kräfte des Zeitlosenoxymels klarer zu Tage kommen, die bei unvermischtem Gebrauche seit Dioskorides so schwankend, so problematisch blieben! Vae!

S. 81: „In wahren Ruhren meide man dergleichen, (Senna mit Rhabarber und Tamarinden durcheinandergekocht) und in andern Fällen wird man leicht weniger ekelhafte Gemische finden können, wenn nun einmal der böse Geist des Mischens uns keinen Frieden lässt.“

S. 86: „Ich erinnere über alle diese Tinkturen — alles schulgerechte Formeln — dass die Verfasser sehr neidisch uns die weisen Absichten verschwiegen haben, warum sie Rhabarber mit Safran, Enzian, Schlangenwurzel und Aloe, warum sie Sennesblätter mit Jalapawurzel paarten? Wussten sie, dass alle diese Dinge jedes eine andere Tendenz haben? Dass ihre Verbindung ein Mittelprodukt aus Kräften zusammensetzte, die wir einzeln nur höchst unvollkommen kennen, geschweige in der dunklen Verbindung? Oder lösen sich alle ihre weisen Absichten in dem pruritus componendi auf, einer auch bei uns grassirenden Seuche in den Fingern unserer Praktiker? Fast aber möchte ich höhere Gründe vermuthen, die sie bei diesen Kompositionen leiteten, denn sie versetzen Rhabarber und Aloe mit Süssholz. Ein herrlicher Gedanke! Dadurch werden wohl erstere süss gemacht und ihnen der bittere Geschmack benommen? Difficile est, satyram non scribere. —“

S. 91: „Man glaube den Receptschreibern ja nicht, dass, je mehrerlei z. B. Diuretika unter einander, desto harntreibender die Mischung sei. Die Thoren! Gewöhnlich gerade das Gegentheil. Eins hindert oft das andere. Warum mischen sie aber so viel untereinander? Weil sie Kuren wie einen Einsatz im Lotto betrachten. Setze ich auf recht viele Nummern, denkt der Schwache, so muss ich doch gewinnen! Zu theuer lieber Freund, um einen Auszug zu ertappen. Hätten Sie recht, so müsste Zakutus Lusitanus mit seinen 50 Ingredienzen in einem Recept der Matador unter den Aerzten gewesen seyn.“

S. 97: „Leberverstopfungen werden leichter vermuthet als erkannt, und es giebt Gelbsuchten, die in wenig Tagen von selbst verschwinden. Dies erklärt, wie man in diesen Uebeln eine so magenverderbliche Brühe hat rühmen können. Was soll der Vitriolweinstein, wenn der Löwenzahn schon hilft? Oder hilft ersterer allein? Beide? Warum beide? Ist es bloss Erfahrungssache, dass sie nur beide helfen, so lege man uns die detaillirten Erfahrungen vor, in denen weder über die Natur des Uebels noch die gewisse Hülfe des Gemisches Zweifel bleibt. Der vernünftige Mann muss Gründe zu allen Schritten seines Verfahrens haben.“

S. 100: „Dass doch den Praktikern eine einfache Formel wie ein Dorn im Auge ist! Hippokrates mit seinen bloss einfachen Mitteln wird dann wohl ein Stümper seyn, der sich billig eine moderne Receptschreibekunst kaufen sollte.“

S. 106: „In diesen sieben auf einander folgenden Formeln sehen wir die Squille mit 8 verschiedenen Nebenmitteln gepaart. War die Squille allein nicht hinreichend? Welche Unterstützung bekam sie von den Zusätzen? Waren die Zusätze alle gleich hülfreich, wozu denn so viele Veränderung? Waren sie es nicht, warum belehrt man uns nicht, welche unwirksamer, welche hülfreicher waren und in welchen Fällen? Man thue es, wenn wir nicht glauben sollen, dass die Abwechselung bloss der Abwechselung wegen vorgenommen sei, oder doch coeco instinctu. Doch nein! Wir finden von sehr berühmten Aerzten ungeheure zusammengesetzte Recepte wider die Wassersucht in Schutz genommen, mit der Entschuldigung: dass eben in einer gewissen Zusammensetzung mancher Substanzen die ganze Kraft manches Mittels liege. — Welche ganze Kraft liegt denn darin? Dass es zuweilen das Wasser abführt! Aber in welchen Fällen? Das können sie uns nicht sagen, so wenig als wo die verschiedenen Zubereitungen aus Weinstein, wo die Laugensalze, die Zubereitungen von Squille, Zeitlosen, Wacholder, Hollunder, Petersilie, . . . Fingerhut . . . besonders angezeigt sind. Können sie aber nicht einmal für die einfachen Mittel, die auch allesammt in einigen Fällen einzeln hülfreich waren und das Wasser abführten, den rechten Ort anweisen, wie wollen sie Zusammensetzungen, viel gemischte Zusammensetzungen anpreisen, die wenn je die einfachen Mittel jedes seinen eigenen Krankheitsfall verlangt, gewiss einen noch beschränkteren Wirkungskreis haben und einen noch individuelleren Krankheitsfall verlangen, eben dieser vielfachen Zusammensetzung wegen, worin jedes einzelne Ingredienz eine neue Bestimmung und Einschränkung hinzufügt . . . Der Arzt, der mit Arzneien genau bekannt ist, weiss, wie schwer es ist, für seine Praxis nur 50 einfache Mittel immerdar von gleicher Güte und mit sich selbst übereinstimmend zu bekommen, wie sehr Standort der Pflanze, Einsammlungszeit, Vollkommenheit des Wachsthums, Absonderung des Verdorbenen, Trocknung binnen wenigen Stunden oder mehrern Wochen, und sorgfältige oder nachlässige Abhaltung von Luft, Wärme oder Feuchtigkeit beim Aufbewahren, schon auf die rohen Blätter, Wurzeln, Rinden influiren. Welchen Unterschied bewirken nicht vollends die Zubereitungen, die Aufgüsse in heisserm, kälterm

Wasser, in stärkerm, schwächerm Weingeiste, binnen wenigen Minuten bis zu mehreren Wochen.“ Weiter wird auf die schlechte Bereitung der Extracte (durch Kochen) und ihre nachlässige Aufbewahrung in den Apotheken hingewiesen. „Wenn wir nun so äusserste Mühe haben, rohe, einfache Droguen und einfache Zubereitungen aus ihnen, immer von zuverlässiger, sich gleichbleibender Güte zu erhalten, wenn es mit einem Worte sehr ungewöhnlich ist, immer mit gleichartigen einfachen Mitteln zu heilen, welcher Wahnsinn gehört dazu, das Unwahrscheinlichste unter allem Denkbaren — eine sich immer gleichbleibende Arznei aus vielen Ingredienzen zu erhalten, deren mehrere vor sich schon künstliche (Mängeln und Verunglückungen unterworfene) Bearbeitungen ausgestanden haben!“

„Wer will ein so prekäres, so ewig verschiedenes Gemengsel aus 7, 8, 10, 15 Ingredienzen als eine zuverlässige Arznei anpreisen? Blos der Unkenner. Man versuche ein solches Recept in 10 verschiedene, nicht schlechte Apotheken zu schicken. Die gefertigte Arznei wird in allen zehnen zum Theil schon an Geruch, Ansehn und Geschmack (geschweige denn an arzneilichen Eigenschaften!) verschieden seyn . . . Hast Du aber ein einfaches Mittel, so kannst Du seine Güte beurtheilen und die Gabe verstärken, wenn das Mittel schwach ist. Was willst Du machen, wenn in der vielgemischten Zusammensetzung, ohne dass man es errathen kann, das eine Ingredienz 100 Mal stärker, das andere 10 Mal schwächer ist, als Du es anzuwenden gewohnt warst?“

S. 112: „So widerspricht immer Einer dem Andern, und keiner weiss, wiefern er Recht und der Andere Unrecht habe. Sie unterscheiden die Fälle nicht genau und suchen ihr Heil im Zusammenmischen, damit ihnen das Bischen Licht vollends zur dicken Nacht werde. Ist diess die königliche Strasse zum Tempel der Wahrheit?“

S. 118: „Kaum wird sich diese Mixtur vereinigen lassen, ohne dass sich ein Theil Salpeters daraus zu Boden schlüge — doch was kümmert den Held im Zusammensetzen die Chemie? Wenn nur recht groteske Dinge über einander gehäuft werden, dass es gelehrt aussieht; der Magen des Kranken mag sehn, wie er damit fertig wird.“

S. 142: „In welchen Arten von Wechselfiebern? wodurch unterscheiden sie sich von dem durch Rinde heilbaren? Was trug der Spiessglanzkalk, was das Laugensalz, was die Kamillen-

blumen dazu bei? Siehe! ‚Finsterniss bedeckt das Erdreich und Dunkel die Tiefe'."

S. 352: „Das heisse ich eine Sauce au dernier gout aus 13 pikanten Ingredienzen zusammengesetzt! Ingredienzen, die zum Theil einander in der Wirkung aufheben. Dies ist jetzt (unter Verbannung des gesunden Menschenverstandes) die superfeinste Mode! Armer Hippokrates, mit Deinen blos einfachen Mitteln, wie stümperhaft figurirst Du dagegen. Nur wir sind im Besitze des ächten Savoir faire, der geschliffensten Kultur; Gott nehme sich übrigens der aus ihren methodisch kurirten Leibern entfliehenden armen Seelen in Gnaden an!"

Mit solchen und ähnlichen Bemerkungen begleitet Hahnemann den Verfasser auf jeder Seite durch das ganze Buch, beredtes Zeugniss dafür ablegend, wie ernst sein Streben nach Wahrheit, wie sehnlich sein Bemühen um Verbesserung der Arzneikunde, wie weit er seinen vielmischenden Collegen an Beobachtungs- und Untersuchungssinn überlegen war.

Ein Jahr darauf 1801 schreibt er in „Heilung des Scharlachfiebers" S. 12: „Hier sieht man das Non plus ultra der crassesten Empirie: für jedes einzelne Symptom ein eigenes Mittel in den buntgemischten, gehäuften Arzneiformeln; — dem nüchternen Beobachter ein Anblick voll Wehmuth und Indignation."

Zu derselben Zeit trat er in Hufeland's Journal[1]) in dieser Frage gegen Brown auf. Dieser empfahl, immer mehrere Mittel zugleich, nie ein Mittel allein solle man anwenden. Hahnemann bemerkt dazu: „Diess ist das ächte Zeichen der Aftermedicin. Quacksalberei geht immer mit Vielmischerei Hand in Hand, und wer so etwas einschärfen (nicht bloss erlauben) kann, ist von dem einfachen Wege der Natur und ihrem Gesetze himmelweit entfernt."

Auch in den folgenden Jahren wurde er nicht müde, immer und immer wieder auf „das oberste Gesetz des Arztes", die Einfachheit im Handeln, seine vielmischenden Amtsbrüder hinzuweisen:

1805 mahnt er wieder in „Heilkunde der Erfahrung"[2]): „Die wohlthätigsten Wirkungen hervorzubringen, ist stets ein einziges, einfaches Mittel geeignet, ganz ohne Zusatz; wenn es nur das bestgewählte, das passendste, in der rechten Gabe, ist. Nie ist es

[1]) Bd. 11 St. 4 S. 3 u. f.

[2]) Stapf II. S. 43.

nöthig, ihrer 2 zusammenzusetzen" .... „Wenn wir klar sehen wollen, was das Heilmittel in einer Krankheit wirkt und was noch zu thun sei, so können wir nur ein einziges, einfaches Mittel auf einmal geben. Jeder Zusatz eines zweiten oder dritten verrückt uns den Gesichtspunkt."

In demselben Jahre schreibt er im „Aesculap auf der Wagschale"[1]):

„Diess ist das allgemeine, nie zu entschuldigende Verfahren unserer Aerzte: nichts allein zu verordnen — nein allemal mit mehreren andern Dingen gemischt, oder scientifischer gesprochen, versetzt in einem künstlichen Recept. ‚Keine Verordnung kann Recept genannt werden,' spricht Hofrath Gruner in seiner Receptirkunst, ‚was nicht mehrere Ingredienzien zugleich enthält' — so stich Dir lieber die Augen aus, um desto heller sehn zu können."

1808 lesen wir in „Werth der speculativen Arzneisysteme"[2]):

„Schlimmer noch erscheint der Fall und noch sträflicher dies Beginnen (Vielgemische zu Recepten zu verschreiben), wenn man bedenkt, dass oft alle die vielen, oder doch die meisten dieser zusammengemischten Dinge einzeln schon von grosser, aber ungekannter Wirkung sind."

„Nun, eine Menge solcher starken, Körper verändernden Substanzen, deren Wirkung einzeln nicht bekannt ist, und oft bloss vermuthet und willkürlich angenommen wird, zusammen in eine Formel mischen, und dieses Gemisch, auch wohl mehrere andere, dicht hinter einander (ohne die Wirkung des einen oder des andern Gemisches abzuwarten) dem Kranken sofort, auf gut Glück einzugeben, — dem Kranken, dessen Leiden und abnormer Körperzustand bloss nach täuschenden theoretischen Ideen und durch die Brille fingirter Systeme beurtheilt worden, — wenn das eine Heilkunst, wenn das nicht schädliche Inconsequenz ist, so weiss ich nicht, was ich unter Heilkunst verstehen, nicht, was ich schädlich, was ich inconsequent nennen soll" . . . „Diese Vielmischerei ist bloss ein Nothbehelf dessen, der von den Wirkungen jeder einzelnen Substanz nur sehr wenig Kenntniss hat, und sich damit tröstet, dass, da er einmal keine einfache, für den Krankheitsfall passende Arzneisubstanz zu finden weiss, sich doch unter dieser Menge zusammen ge-

---

[1]) Stapf. l. c. II. S. 267 Anmerkung.

[2]) Stapf. l. c. I. S. 71.

schriebener und unter einander gegebener Mittel eins befinden könne, was aus Glückszufall den rechten Punkt treffen werde."

Gegen Ende genannter Schrift hebt er noch einmal hervor: „Noch mehr; man bedenke, wie ganz precär, und ich möchte sagen, blind, erst diejenige Arzneiverordnung wird, wo durch das gefärbte Glas idealischer Systeme verkannte Krankheitszustände mit vielen solchen, fast ungekannten Arzneien auf einmal, in eine oder mehrere solche Formeln zusammengemischt, bestritten werden!"

Niemand, kein Arzt hat mit solcher Energie und Ueberzeugungstreue diese wichtige Wahrheit gepredigt, wie Hahnemann. Keiner der Aerzte hat so consequent sich einfacher Verordnungen beflissen als er, und mit Recht konnte er 1805 behaupten: „Kein einziger Arzt auf diesem Erdenrund, weder die Erbauer der Systeme noch ihre Jünger, braucht einen einzelnen einfachen Arzneistoff in Krankheiten, und wartet erst seine völlige Wirkung ab, ehe er einen neuen gäbe."

Das Organon erschien 1810 und wie er darin, und später mit ihm seine Anhänger in zahlreichen periodischen und andern Schriften für die Einfachheit des ärztlichen Handelns eingetreten, bedarf gewiss keiner Erwähnung.

Hahnemann's Angriffe auf die gesammte Arzneikunde seiner Zeit.

Wie Hahnemann gegen den Autoritätsglauben in den Arzneimittellehren schon 1786 und 1790 auftrat, wurde bereits oben gezeigt.

Ueber das Aderlassen beim Nervenfieber sprach sich Hahnemann schon aus. In derselben Schrift (Cullen II. 18) 1790 beklagt er: „Aderlassen, Temperirmittel, laue Bäder, verdünnende Getränke, ermattende Diät, Blutreinigungen und ewige Laxanzen und Klystire sind der Zirkel, worin sich der Mittelschlag der deutschen Aerzte unablässig herumdreht" Hiervon gibts nach Hahnemann nur wenig Ausnahmen. Er nahm sogar Gelegenheit, seine blutdürstigen Collegen in einem, grosses Aufsehn erregenden Falle öffentlich anzugreifen.

Zwei Jahre später starb unerwartet der Kaiser Leopold II. von Oesterreich, anfangs des Jahres 1792.[1] Die Section[2] ergab unter andern ein „semipurulentes" Exsudat in der linken Brusthöhle, ungefähr ein Pfund. In Nr. 78 (l. c. 31. März 1792) kritisirt Hahnemann das Verfahren der Aerzte: „Die Berichte sagen: ‚sein Arzt Lagusius habe den 28. Februar früh ein heftiges Fieber und den Unterleib angeschwollen gefunden' — er setzte dem Uebel einen Aderlass entgegen, und da dieser keine Erleichterung bewirkte, noch 3 Aderlässe ohne Erleichterung. Die Kunst fragt, nach welchen Grundsätzen man mit Fuge einen zweiten Aderlass verordnen könne, wenn ein ersterer keine Erleichterung verschaffte? wie man ein drittes? Himmel! und wie man ein viertes Mal Blut lassen dürfe, wenn bei keinem vorigen Male Erleichterung entstanden? — einem abgemagerten, durch Anstrengung des Geistes und langwierigen Durchlauf entkräfteten Manne 4 mal binnen 24 Stunden den Lebenssaft abzapfen dürfe, immer, immer ohne Erleichterung. Die Kunst erblasst —" Lagusius (alias Hasenöhrl) hatte noch als Consultationsärzte Prof. Störck und Schreibers zugezogen. . . . „Der Krankheitsbericht des Leibarztes Lagusius sagt: „„Der Monarch wurde am 28. Februar von einem rheumatischen Fieber (welche Symptome hatte dies, um erkennen zu können, dass es rheumatischer Natur sei?) und einer Brustkrankheit (und welche von den vielen Brustkrankheiten, deren die wenigsten Aderlass ertragen? man bemerke, dass er nicht Pleuresie sagt, wie er doch zur Entschuldigung des vielen Blutlassens gesagt haben müsste,

---

[1]) Es war die Zeit der politischen Gährung. Voll Besorgniss schaute man nach Frankreich hinüber, welches Deutschland zur Bestrafung der Emigrirten mit einer Invasion bedrohte. Leopold hatte in der kurzen Zeit seiner Regierung von 1790 an als Deutscher Kaiser durch seine Klugheit und Friedensliebe unvermeidlich scheinende Kriege abgewendet. Aller Hoffnungen waren jetzt auf ihn gerichtet. Wie ein Donnerschlag traf deshalb die Nachricht von seinem schnellen, gänzlich unerwarteten Tode, und erfüllte die Gemüther mit banger Sorge. Hahnemann hielt sich damals bei Gotha auf, wo „Der Anzeiger", ein zu Debatten unter Aerzten und zu Mittheilungen von Aerzten an Aerzte (s. unter „Bekämpfung") nicht selten benutztes Blatt, der spätere „Allgemeine Anzeiger der Deutschen", erschien. Hahnemann wurde mit dem Redacteur Dr. Becker befreundet, hatte jedenfalls diesem gegenüber mit seiner Ansicht nicht zurückgehalten, und wurde von ihm vielleicht direkt zu diesem Schritte aufgefordert, damit man endlich Aufklärung erhielte. Die plötzliche Todesnachricht hatte bereits zu allerlei abenteuerlichen Gerüchten Veranlassung gegeben.

[2]) „Der Anzeiger" 1792 Nr. 137 u. 138.

wenn er überzeugt gewesen wäre, dass es dieselbe Krankheit sei) überfallen, und sogleich suchte man die Heftigkeit des Uebels durch Aderlassen und andere nöthige Mittel (Deutschland — Europa — hat ein Recht zu fragen welche?) zu hemmen. Am 29. vermehrte sich das Fieber (nach dem Aderlass! und dennoch —) man liess dem erhabnen Kranken (noch) 3 mal eine Ader öffnen, worauf einige (andere Berichte sagen deutlich: keine) Erleichterung folgte; aber die folgende Nacht war äusserst unruhig und schwächte sehr die Kraft des Monarchen (man denke! die Nacht und nicht der 4 malige Aderlass schwächte den Monarchen so sehr, und dies konnte Herr Lagusius so deutlich sehen —), der am 1. März anfing, sich mit der schrecklichsten Erschütterung zu erbrechen und alles von sich zu geben, was er einnahm (und doch verliessen ihn seine Aerzte, so dass kein Einziger bei seinem Tode zugegen war, und einer ihn noch nachdem ausser Gefahr angab?). Um halb 4 Uhr Nachmittags verschied er unter dem Erbrechen in Gegenwart der Kaiserin.""

Hahnemann fordert die Aerzte auf, sich zu rechtfertigen. Dieses Auftreten Hahnemann's war gewiss ein schroffes. Auf der andern Seite stelle man sich vor, es ereignete sich heute ein solcher Krankheitsfall mit so tief eingreifenden Folgen; wie würde man gegen diese Aerzte vorgehn? Und Hahnemann durschaute die Schädlichkeit des ärztlichen Treibens klar. Weshalb sollte ihm versagt sein, was heute Viele thäten? Furcht war ihm unbekannt und an Kenntnissen auf allen Gebieten des Wissens gebrach es ihm nicht. Ausserdem gab er hier der allgemeinen Stimmung Ausdruck.

Bevor die Leibärzte der Aufforderung Hahnemann's nachkamen, entstand unter andern Aerzten in demselben Blatte eine Debatte. Der Fürstl. Sächs. Leibarzt Dr. Stöller[1]) verurtheilt das Auftreten Hahnemann's als ungeschickt, unbillig und unnütz, vielleicht aus dem Beweggrund entstanden, sich bekannt zu machen, und erzählt, dass er sich kürzlich durch genauen Augenschein bei einem Aufenthalt des Kaisers in Pillnitz, von dessen Schwäche und Kränklichkeit überzeugt und dieses schon damals geäussert hat, ruft aber aus: „Guter Herr Hahneman, eben darum wiederholte man das Aderlassen, weil das erste und zweite der Absicht nicht entsprachen!" Er constatirt, dass die Aerzte auf Geheiss der Kaiserin den Kranken verlassen hätten, wodurch ihre Abwesenheit beim Tode zu erklären.

---

[1]) l. c. Nr. 103. 30. April.

Schliesslich versichert er seine Unparteilichkeit, da er Herrn Lagusius „aus seinen unter dem Namen Hasenöhrl bekannten Schriften“ und Herrn Hahnemann „gleichfalls nur aus seinen guten Schriften, sonderlich von der Arsenikvergiftung und aus den Nachrichten von ihm, die ich in Dresden hörte“ kenne.

Hierauf gibt[1]) ein Arzt sein Urtheil ab, der „in einer länger als 30 jährigen Praxis mit keinem einzigen Collegen ausser und vor dem Krankenbett Verdruss gehabt hat.“ Er bedauert diese Debatte zwischen zwei Aerzten, „die beide wegen ihres literarischen Rufes sehr zu verehren sind“ ... „Ob Herr Hahnemann die Absicht gehabt, sich berühmter zu machen, als er wirklich ist, dieses ist schwerlich zu muthmassen oder zu glauben Herr Hahnemann ist ein so angesehener und durch wirkliche Verdienste so berühmter Arzt, dass er gewiss nicht nöthig hat, durch Reibung an Herrn Lagusius, der nicht berühmter ist, als er, sich ein Ansehen im deutschen Publikum zu verschaffen.“ Er tadelt das Persönliche des Hahnemann'schen Angriffes, nicht aber die Publicität, welche nur dazu diene, die Wahrheit zu fördern. „Dass Leibärzte auch fehlen können, davon gab der Bayrische und die Leibärzte Ludwigs XIV., die seine halbe Familie bei einer Influenza durch Aderlassen schlachteten, hinlängliche Beweise.“ Die Aderlässe nimmt er in Schutz, hätte sie aber lieber auf 2 beschränkt gesehn. Ausserdem sei zu bedenken, dass die Aerzte der ältern Wiener Schule „Fieber für höchst entzündlich halten, die nur gastrisch sein mögten, wie es bei dem Kaiser offenbar der Fall war —“ obgleich viele Kranke auch ohne Aderlass wieder gesund würden. Verfasser erwähnt eine bezügliche Schrift von einem Dr. Lenhardt, die kurz zuvor im „Anzeiger“[2]) besprochen war, und zu deren therapeutischen Ansichten er hinneigt. Diese bestehen darin, dass der Kaiser „zündbare Stoffe,“ „faulartige, in Gährung befindliche Materie,“ „Schärfe“ und „verdorbene Galle“ in den ersten Wegen gehabt habe, welche Substanzen hätten kräftig evacuirt werden müssen, wodurch das Leben erhalten wäre. Im Unterlassungsfalle nähme jedesmal die Entzündung so schnell überhand, dass sie in Brand ausarte. Aus dieser Schrift erfahren wir auch, dass 2½ Stunde vor dem Tode die Aerzte die beruhigendste Vorhersagung gemacht hatten, so dass selbst der Sohn, Franz II., sich vom Krankenbette

---

[1]) Nr. 119. 18. Mai.
[2]) Nr. 112. 10. Mai.

entfernt hatte. Lagusius sass, nach Lenhardt, ruhig an der Mittagstafel eines Cavaliers, von dem er eingeladen war, als die Todesnachricht kam, die ihn in eine nicht geringe Bestürzung versetzt haben mag.

Verfasser geht nun wieder zu Hahnemann's Artikel über und sagt: „Unterdessen möchte ich mit Herrn Dr. Stöller nicht behaupten, dass Herrn Hahnemann's Aufruf unbillig, unschicklich und unnütz sei."

„Nicht unbillig, weil im Reiche der Gelehrsamkeit ein jeder denkender Mann Recht hat, ungescheut über Gegenstände seiner Wissenschaft öffentlich zu urtheilen. Herr Hahnemann ist Doctor, und was noch mehr ist, ein gelehrter Mann, und kann in dieser Eigenschaft das kaiserliche Leibarztamt ebenso zu Rede setzen, als weiland Dr. Luther mit ausdrücklicher Berufung auf sein Doctor-Diplom die römische Curie."

„Nicht unschicklich. Ueber jeden Gegenstand des menschlichen Wissens kann ein jeder Sachverständiger seine Meinung sagen, wenn er aus Politik nicht lieber schweigen will. Das wird aber die Nachwelt nicht thun, und wenn alle jetzigen Aerzte schweigen, so wird sie gewiss fragen, warum starb Kaiser Leopold so schnell? was war die Ursach seines Todes? wie wurde seine Krankheit behandelt? Warum sollte ein Gelehrter, der in dem Verhältniss steht, reden zu dürfen, nicht dasselbe thun! ist nicht ein jeder einsichtiger, vorurtheilsfreier, kalter und unparteiischer Beobachter ein Repräsentant, oder wenn man lieber will, ein Vorläufer der Nachwelt, das, was der Morgenstern für die Sonne ist?"

„Nicht unnütz, wenn die Behauptung

1. dass ein zu rasches Verfahren der Aerzte die gewöhnliche Ursache schneller und bedenklicher Metastasen sei, sowie
2. hingegen das höchste Criterium von praktischer Kunst und Klugheit, Metastasen vorher zu sehn und abzuwenden, mehr als bisher in die Gemüther der Aerzte Eingang dadurch gewinnen kann. Nicht unnütz,
3. Wenn bei dieser Gelegenheit der Unterschied der wahren, und der Entzündungs-ähnlichen Fieber mehr auseinander gesetzet, und letztere mehr mit Beabsichtigung der ersten Wege, als durch Blutlassen, und eigentliche Resolventia behandelt, und dadurch manches kostbare Leben gerettet werden kann. . " „Beabsichtigung der ersten Wege" war der Kunstausdruck für Brechen und Purgiren.

Mittlerweile, am 11. Juni[1]) liessen auch die Leibärzte erklären: Dass der Krankheitszustand ganz anders gewesen wäre, als ihn Hahnemann „auf den Bericht unverständiger Zeitungsschreiber dargestellt“ hätte. (Hahnemann hatte den Bericht des behandelnden Dr. Lagusius seinen Angriffen zu Grunde gelegt) Ferner setze es die medicinischen Kenntnisse Hahnemann's sehr herab, „wenn er behaupte, der zweite Aderlass dürfe niemals unternommen werden, wenn der erste nicht erleichtert.“ „Sr. Majestät, als dieselbe erkrankten, waren keineswegs erschöpft“ (Stöller behauptet das Gegentheil und auch Lenhardt), „sondern vielmehr bei guten Kräften und gaben dadurch Gelegenheit zu einer heftigen Entzündung, sowohl in der Brust- als Bauchhöhle, die vorzüglich durch Aderlässse bestritten wurde. Auf eine Pleuresie dachte man nicht, weil gar kein Husten zugegen war; wohl aber auf ein rheumatisches Entzündungsfieber, das damals in Wien herrschte. Das Erbrechen kam erst zuletzt hinzu, da aus dem aufgetriebenen Bauche weder Winde noch irgend sonst etwas durch Klystire abgingen.“ Und dabei fügen sie folgendes Sectionsprotokoll bei . . . „Nec thoracis cavitates vitio immunes erant, quippe pulmo dexter nimis flaccidus erat, et cavum pectoris sinistrum continuit serum extravasatum, semipurulentum ad Pfd. 1. Superior pulmonis lobus inflammatus. Pleura eo in loco, ubi dolor acutissimus sentiebatur, spondae membrana obtecta erat. Cor transversim sectum sanum erat attamen nimis flaccidum . . . Ex quibus . . . descriptis . . . pronum est concludere, acutissimam inflammationem optimum Monarcham inter paucos dies e medio sustulisse.“

Also an einer Brustfellentzündung mit serös-eitrigem Exsudat war der Kaiser zu Grunde gegangen und die ersten Aerzte Wiens stellten die Diagnose auf „rheumatisches Entzündungsfieber“. Selbst die Section brachte sie noch nicht auf den richtigen Weg, die Diagnose blieb „eine sehr heftige Entzündung“ in der Brust- und Bauchhöhle. Die „Entzündungserscheinungen“, die sie in den Eingeweiden des Bauches fanden, sind der Kürze halber weggelassen. Der Darm scheint nicht geöffnet zu sein, von dem Zustande der Darmschleimhaut erfahren wir gar nichts trotz der bestandenen chron. Diarrhoe. Zum Schluss wird gesagt: „Die Arzneien, die der auffordernde Herr Doctor zu wissen verlangt, bestanden in antiphlogistischen, nitrosen Mitteln und Klystiren. Alles zielte dahin,

[1]) l. c. Nr. 137.

der heftigen Entzündung zu steuern, welche sich hernach bei Eröffnung des Körpers klar zeigte, wie aus dem Sectionsbericht zu ersehen ist."

Endlich wird ein ganz genauer Bericht des Leibarztes Lagusius in Aussicht gestellt. Hahnemann liess den Leibärzten am 14. Juni (No. 140) erklären:

1) Dass ihre mit weniger Geistesruhe, als bei einer guten Sache nöthig ist, aufgesetzte vorläufige Antwort wenig beantworte.
2) Dass Herr von Lagusius recht bald den ausführlichen, seit 10 Wochen, erwarteten Bericht „dieser merkwürdigen Krankheit" erstatten solle. — „Er wird hierbei unsern Bitten nicht widerstehen und seinen unwissenden Zeitgenossen jene wichtigen Autoritäten nennen, nach denen man einen zweiten, dritten und vierten Aderlass unternehmen kann, wenn jeder vorhergehende nicht erleichterte. Er wird uns eine Krankengeschichte schenken, welche in pragmatischer Genauigkeit, anschaulicher Darstellung und treuer Wahrheit den Geist des Asklepiaden von Cos athmet."

Kurt Sprengel[1]) nennt dieses Auftreten Hahnemann's ein „schwärmerisches", ohne es weiter zu tadeln. Die Vertheidigung der Leibärzte nennt er „sehr unbefriedigend", und constatirt, dass die versprochene ausführliche Krankengeschichte nicht erschien.

Dass es Hahnemann's Absicht nicht war, seine Gegner zu verkleinern, geht daraus hervor, dass er Störck 1791 gegen andere Aerzte in Schutz nahm[2]), und ihn als einen der grössten Aerzte hinstellt; man müsse nur das Wahre vom Falschen seiner Behauptungen zu sondern wissen; ebenso in Hufeland's Journal (1806. 3 St. 49), wo er ihn einer Ehrensäule für würdig erklärt.

Im Jahre 1805 macht Hahnemann folgenden Ausfall[3]):

„Wenn ich ausnehme, was einige wenige ausgezeichnete Männer, Conrad Gesner, Störck, Cullen, Alexander, Coste

[1]) Kritische Uebersicht des Zustandes der Arzneykunde im letzten Jahrzehend. Halle 1801 S. 139.

[2]) Uebers. von Monro II. S. 324.

[3]) Aesculap auf der Wagschale, Stapf l. c. II. S. 267.

und Willemet gethan, indem sie einfache Arzneien allein und ohne Vermischung in bestimmten Krankheiten oder im gesunden Körper anwendeten, so ist das Uebrige, was von Aerzten herrührt, lauter, lauter Meinung, Wahn, Trug."

Treffend und scharf kritisirt er 1808 den Zustand der damaligen Arzneikunst[1]), indem er die von älteren und jüngeren Praktikern angewandten Curarten bespricht:

„Die Curart der meisten Krankheiten durch Ausfegen des Magens und Darmkanals —; die Curart, die ihre Arzneipfeile gegen angebliche Schärfen und Unreinigkeiten in dem Blute und den übrigen Säften, gegen krebsartige, rhachitische, gegen Scrophelschärfe, Gichtschärfe, Flechtenschärfe, gegen scorbutische Schärfe richtet —; die Curart, welche bei den meisten Krankheiten irgend eine Art von Grundübel, entweder Zahnarbeit, oder Fehler im Gallensystem, oder Hämorrhoiden, oder Infarctus, oder Verstopfungen in den Gekrösdrüsen, oder Würmer annimmt und so draufhin curirt —; die Curart, welche in Krankheiten nichts als Schwäche vor sich zu haben, nichts als reizen und abermals reizen zu müssen wähnt (was sie auch stärken nennen) —; die Curart, welche den kranken Körper bloss für eine chemisch zersetzte Masse ansieht, die durch chemische (stickstoffhaltige, oxygenhaltige, wasserstoffhaltige) Gegenmittel wieder in die rechte Mischung gesetzt werden müsse, — eine andere Curart, die in Krankheiten nichts als Schleim zur Grundursache annimmt; eine andere, die nur Verdickung der Säfte; eine andere, die nur Säure, eine andere, die nur Fäulniss bekämpfen zu müssen glaubt u. s. w."

„Man denke sich nun, in welche Verlegenheit ein Arzt am Krankenbette kommen muss, ob er diese oder jene Methode zu befolgen habe, in welches Gedränge er kommen muss, wenn weder die eine noch die andere Curart anschlägt, wie er da bald von dieser, bald von jener Absicht verleitet, bald diese, bald jene Arzneiformel zu verschreiben, bald wieder wegzusetzen und wieder eine andere zu verschreiben genöthigt wird, auch, weil gewöhnlich keins auf den Krankheitsfall passen will, durch die Stärke der Gaben der kräftigsten, theuersten Arzneien erzwingen zu müssen glaubt, was er durch kleine, seltne Gaben einfacher, aber treffender Arznei nicht mit Gelindigkeit zu heilen weiss."

[1]) Ueber den jetzigen Mangel aussereuropäischer Arzneien. Allgem. Anzeiger d. D. N. 207 Stapf I. 49 u. f.



In demselben Jahre 1808 sagt er in seiner Abhandlung „Ueber den Werth der speculativen Arzneisysteme“[1]): „. . . Ich gehe zur Pathologie über, in der eben jene Systemsucht, welche den metaphysischen Physiologen die Köpfe verdrehte, eine gleiche Ausartung hervorgebracht hat, um das innere Wesen der Krankheiten, das, wodurch Krankheiten des Organismus zu Krankheiten werden, zu ergrübeln. Sie nannten es die nächste innere Ursache.“

„. . . Nachdem unter den Zwischenspielen mehrerer kleinerer und grösserer Systeme — der mechanischen Entstehung der Krankheiten, ihrer Entstehung aus der innern Form der Theile, aus Krampf und Lähmung, der Solidar- und Nervenpathologie[2]), des Chemismus etc. — die Humuralpathologie — jener vorzüglich dem Pöbel gefallende Wahn, den kranken Körper als ein Gefäss voll Unreinigkeiten mancherlei Art und voll Schärfen mit griechischen Namen anzusehn, die bald Stockungen und Entartungen der flüssigen und festen Theile, bald Fäulniss, bald Fieber, kurz alles, worüber sich der Kranke beschwerte, hervorbringen sollten, und die man durch versüssende, verdünnende, blutreinigende, auflösende, verdickende, kühlende und ausleerende Mittel bestreiten zu können sich einbildete — ihr Wesen bald plumper, bald feiner viele Jahrhunderte hindurch getrieben hatte, erschien der Seher (Brown), welcher, gleich als hätte er das Innere der Natur durchschaut, mit einer bewundernswürdigen Dreistigkeit auftrat, bloss eine einzige Grundkraft des Lebens (Erregbarkeit) annahm und sie in Krankheiten bloss quantitativ sich erhöhen und erniedrigen, anhäufen und erschöpfen liess, jede andere Ursache der Krankheiten ignorirte und bloss aus dem Gesichtspunkte der Schwäche oder des Uebermaasses an Kräften die Körperleiden zu beurtheilen vorschrieb. Er riss den Beifall der ganzen deutschen Arztwelt an sich, zum Zeichen, dass ihre vorigen ärztlichen Begriffe ihnen nie Ueberzeugung oder Genugthuung gewähret, dass sie nur so dunkel und schwankend vor ihrer Seele geschwebt hatten. Mit Begierde griffen sie nach dieser Einseitigkeit, die sie sich für Simplicität aufreden liessen.“ . . . . „Und was war denn nun seine einseitige Erregbarkeit? Konnte er ihr einen festen, einsehbaren Begriff unterlegen? Täuschte er uns nicht mit einer

---

[1]) Allgem. Anz. d. Deutschen. Stapf l. c. I. 64.

[2]) Unter Nervenpathologie verstand man bekanntlich damals die Lehre, wonach Krankheit eine Reaction des Nervensystems gegen ungewöhnliche Reize war.

Menge Worte, die keinen klaren Sinn darboten? Zog er uns nicht in eine Behandlung der Kranken hinein, die, weil sie nur in wenigen Fällen und auch hier nur zum Theil, passte, in der überwiegenden Zahl der übrigen, Verschlimmerung oder schleunigen Tod zum Erfolge haben musste?"

Doch nicht blind war Hahnemann gegenüber den Verdiensten Anderer. Dies beweist er bei Brown in seiner vortrefflichen Arbeit „Monita über die 3 gangbaren Kurarten." (Hufeland's Journ.): „Indessen sei gerecht! während Du siehst, dass der Nimbus verschwindet, der diesen originellen Kopf apotheosiren sollte, während der Gigant, der zwecklos den Pelion auf den Ossa wälzen wollte, ganz in der Stille aus der Reihe der Heroen herabsteigt, während Du siehst, dass sein colossaler Plan, im Reiche des Aesculaps das Unterste oben zu kehren, scheiterte, und die Myriaden individueller Krankheiten von ihm weder von 2–3 Ursachen hergeleitet, oder, was gleichviel ist, von ihm nicht in 2 bis 3 sich gleiche, blos dem Grade nach verschiedene Krankheiten umdekretirt, noch ihre unendliche Mannigfaltigkeit mit 2, 3 Reizmitteln oder Unreizmitteln gehoben werden können; — während Du alle jenen arabesken Excentricitäten in das Reich der Fabeln zurückweisest, so vergiss nicht, ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dass er mit starker Faust die Rotte der Blut- Schärfe- und Saburralärzte aufhob, welche mit der Lancette, den lauwarmen Tränken, der elenden Diät, den Brech- Purgier- und den namenlosen Auflösungsmitteln unsere Generation zu vertilgen, wenigstens von Grunde aus zu deterioriren und aufs Küchenleben zu setzen drohten, — dass er die antiphlogistisch zu behandelnden Krankheiten auf 3 im Hundert herabsetzte, dass er den Einfluss der sogenannten 6 nicht natürlichen Dinge auf unsere Gesundheit genauer bestimmte, den geträumten Vorzug der Gewächskost vor Fleischspeisen zum Wohlsein des Menschen degradirte; — dass er einem zweckmässigen Regimen die Würde der Heilmittel wiedergab, und dass er den alten Unterschied zwischen Krankheiten aus Reizmangel und denen aus Ueberreizung aufs Neue zur Sprache gebracht, und die Verschiedenheit ihrer Behandlung im Allgemeinen nicht uneben gelehrt hat."

„Dies mag uns mit seinen Manen aussöhnen."

So klar wie Hahnemann sahen damals nur wenige Aerzte, vielleicht kein Einziger; erst seiner starken Faust gelang es, „die Rotte der Blut- und Saburralärzte" aufzuheben.

In seiner Kritik fährt unser Verfasser fort: „Die transscen-

dentale Schule verwarf es jetzt, eine einzelne Grundkraft des Lebens anzunehmen. Es erschien der Dualismus. Nun äfften uns die Naturphilosophen. — Denn solcher Seher gab es viele, jeder war in eine neue Ansicht der Dinge gerathen, jeder spann ein anderes System; nur in der besonderen Geisteskrankheit kamen sie überein, durch innere Selbstanschauung über das apriorische Wesen und die ganze Natur der Dinge nicht nur klare Rechenschaft geben zu wollen, sondern sich sogar selber für Schöpfer des Ganzen anzusehen, und es nach ihrer Art aus sich selbst aufzubauen. Alles was sie über Leben an sich, und über das Wesen des Menschen sich verlauten liessen, war, wie ihre ganze Dichtung so unverständlich, so bauchrednerisch, dass kein reiner Sinn daraus hervorging. Die menschliche Sprache, welche nur geeignet, sich über sinnliche Wahrnehmungen und unmittelbar aus ihnen abgeleitete Begriffe auszudrücken, ... verweigerte, ihre Schwärmerei, ihre ἄρρητα und poetischen Gesichter auszudrücken; und daher radebrechten sie sie mit neugeschaffenen, hochtönenden Worten, hyperlunarischen Wortfügungen und unerhörten, excentrischen Phrasen ohne Sinn und verwickelten sich so in excentrischen Spitzfindigkeiten, dass man in Verlegenheit geräth, ob man eine Satyre auf diesen Missbrauch der Geistesanstrengung oder eine Elegie über ihre Verunglückung schreiben soll. Man hat der Naturphilosophie eine Verschraubung und Desorganisation einer Menge von Köpfen junger Aerzte zu danken. Ausserdem war ihr Eigendünkel bisher noch zu überspannt, als dass sie sich viel mit Ansicht der Krankheiten und ihrer Heilung hätte abgeben sollen, ausser was sie von ihrem Dualismus, von ihrem Dualisiren und Repräsentiren, von ihrem Reflex, von Differenzirung und Indifferenzirung, von Potenzirung und Depotenzirung hie und da darüber anbrachte. Sie selbst lebt und webt noch in forcirter Begeistung der Materie, und in der Erschaffung und Ordnung des Weltalls und seines Miniaturmodells des Menschen, nach ekstatischen Phantasieen."

Nachdem er noch die aus der Naturphilosophie hervorgegangene Lehre von der Sensibilität, Irritabilität und Reproduction geschildert und als ein Spiel mit leeren Worten gekennzeichnet, fährt er fort: „Wie unmöglich ist es, durch alle diese unfruchtbaren Aprioritäten eine richtige Ansicht der Krankheiten im individuellen Falle zu gewinnen, um so ein passendes Heilmittel für jede derselben zu finden, — welches der einzige Zweck der heilbringenden Kunst sein soll! Wie kann man es vor dem gesunden Menschenverstande verantworten, dass man diese theoretischen Grübeleien, die sich in

keinem Falle concret und anwendbar machen lassen, dem practischen Arzte zu einem Hauptstücke seiner Kunst machen will?"

In der ersterwähnten Abhandlung beurtheilt er auch die Arzneimittellehren seiner Zeit: — „Und woher haben denn die Arzneimittel-Lehren diese Angaben? Doch wohl nicht von einer unmittelbaren Offenbarung? Wahrlich! fast sollte man glauben, sie müssten sie von einer unmittelbaren Eingebung von oben her haben, denn aus der Praxis der Aerzte können sie nicht herrühren, die, wie bekannt, es unter ihrer Würde halten, eine einzelne einfache Arzneisubstanz, und nichts weiter, in einer Krankheit zu verordnen, und lieber die Kranken sterben, lieber die Arzneikunst ewig Unkunst sein liessen, ehe sie sich ihres gelehrten Vorrechts begäben, kunstmässig zusammengesetzte Formeln zu verordnen."

„Die meisten angeblichen Tugenden der einfachen Arzneien sind ursprünglich blos in der Hausmittelpraxis aufgekommen und von gemeinen Leuten und Laien auf die Bahn gebracht worden . . . . Diese nackten Nachrichten sammelten sehr kürzlich, oberflächlich und tumultuarisch, mit Aberglauben und Vermuthungen durchwebt, die alten Kräuterbüchermacher Matthioli, Tabernämontan, Gesner, Fuchs, Lonicer, Ray, Tournefort, Bock, Lobel, Thurneisser, Clusius, Bauhin etc. mit dem, was der quellenlose Dioscorides davon in gleichem Tone gesammelt hatte, untermischt, und mit diesem uncritischen Verzeichnisse ward dann unsere gelehrt scheinende Materia medica angefüllt; eine schrieb der andern nach, bis auf unsere Zeiten. Dies ist ihr (eben nicht zuverlässiger) Ursprung."

„Die wenigen Bücher, welche Ausnahmen hiervon machen (Bergius und Cullen) sind desto magerer in Angabe der Kräfte der Arzneien; da lernt man, da sie meistens, — besonders letzterer — das Schwankende und Unbestimmte wegliessen, wenig Positives."

Solche Urtheile über die allopathische Arzneimittellehre findet man später in der Literatur zahlreich vor; man könnte einen ganzen Band damit füllen. Zu Hahnemann's Zeiten aber war solches Auftreten etwas Unerhörtes, „Freches" wie die Allopathen versicherten. Kein Arzt seit Paracelsus hatte es gewagt, mit solcher Offenheit und solchem Muth die ganze Erbärmlichkeit des damaligen ärztlichen Treibens darzulegen.

„Es muss doch einmal laut und öffentlich gesagt werden";

so schrieb er in einem anonym erschienenen Aufsatz,[1]) im Jahre 1808, nachdem er bereits durch 20 Jahre seine Mitärzte auf die Schäden der Heilwissenschaft aufmerksam gemacht, „und so sei es denn vor aller Welt laut und unverholen gesagt: unsre Arzneikunst braucht vom Haupte bis zum Fusse eine völlige Reformation. Was nicht sein sollte, geschieht, und was das Wesentlichste ist, wird völlig übersehn. Das Uebel ist so schlimm geworden, dass nicht die gutgemeinte Gelindigkeit eines Johann Huss mehr hilft, sondern dass der Feuereifer eines felsenfesten Martin Luther den ungeheuren Sauerteig ausfegen muss."

„Keine Wissenschaft, keine Kunst, ja selbst kein Handwerk ist so wenig mit dem Gange der Zeit fortgeschritten, keine Kunst ist so sehr in ihrer ursprünglichen Unvollkommenheit zurückgeblieben, als die Arzneikunst."

„Bald folgte man dieser Mode, bald einer andern, bald diesem Lehrgebäude, bald jenem, und wenn das neuere nicht zu taugen schien, suchte man das alte, (schon damals untauglich befundene) wieder hervor. Immer curirte man, nicht nach Ueberzeugungen, sondern nach Meinungen, wovon jede um so künstlicher und gelehrter war, je weniger sie taugte, so dass wir nun dahingekommen sind, dass wir zwar die unselige Wahl haben, eine von den vielen Methoden, die fast alle gleich lahm sind, uns trostlos auszusuchen, aber gar keine feste Norm zum Handeln, keine festen Grundsätze zum Heilen, die anerkannt die besten wären. Jeder verfährt nach dem, was ihn seine Schule lehrte, und was ihn seine Einbildung heisst, und jeder findet in dem unermesslichen Magazine von Meinungen Vertreter, auf die er sich berufen kann."

Am Schluss seiner Abhandlung „Ueber den Werth der speculativen Arzneisysteme" ruft er aus: „Dies ist der wahre, aber schaudervolle Zustand der bisherigen Arzneikunst, welche unter der täuschenden Verheissung von Heil und Gesundheit an dem Leben so vieler Erdenbürger nagt. O! dass mirs glückte, den bessern Theil der Aerzte, den, welcher die Leiden unsrer Brüder mitfühlt, und sich sehnt, ihnen helfen zu können, auf reinere, gerade zum Ziele führende Grundsätze hinzuweisen!"

---

[1]) Allg. Anz. d. Deutschen Nr. 207.

Prüfung der Arzneien an gesunden Organismen.

Es liegt nahe, dass zu jeder Zeit Arzneien geprüft worden sind, auch am gesunden Körper. „Aber," sagt Hahnemann[1]) „vom Dioscorides an steht in allen materiis medicis bis auf die neueren Bücher dieser Art fast nichts von den einzelnen Arzneien angemerkt, was ihre specielle, eigentliche Wirkung sei, sondern, ausser den Angaben von ihrem vermeintlichen Nutzen gegen diesen oder jenen Krankheitsnamen der Pathologie blos: ob sie Harn, Schweiss, Brustauswurf oder Monatreinigung befördern und vorzüglich ob sie Ausleerung aus dem Speise- und Darmkanale von oben oder unten bewirke, weil alles Dichten und Trachten der praktischen Aerzte von jeher vorzüglich auf Ausleerung eines materiellen Krankheitsstoffes und mehrerer, den Krankheiten zu Grunde liegen sollender Schärfen gerichtet war."

Hiervon gab's, wie Hahnemann hervorhebt, nur wenig Ausnahmen, wie Conrad Gesner, Störck, Cullen, Alexander, Coste und Willemet; auch Haller wird rühmend von Hahnemann erwähnt wegen seines Vorschlages, durch Prüfungen am menschlichen Organismus die Kräfte der Arzneien kennen zu lernen.

Aber auch diese Männer prüften nur vereinzelt, kein Einziger ging systematisch dabei zu Werke.

Hahnemann war der Erste, welcher diese Prüfung zur Methode machte.

Schon im Jahre 1790 sehen wir Hahnemann an seinem eigenen Körper Arzneiversuche anstellen. 1796 schreibt er in Hufeland's Journal[2]), dass das Erforschen specifischer Mittel[3]) das wünschenswertheste, löblichste Beginnen sei, beklagt aber den völligen Mangel an jedem Anhaltspunkt für ihre Auffindung, wozu bisher

---

[1]) Organon 1833 S. 18.

[2]) II. St. 3 S. 465 f.

[3]) An dieser Stelle wollen wir von vornherein bemerken, dass das Wort specifisch in der Homöopathie eine andere Bedeutung hat, als bei den allopathischen Therapeuten. Letztere verstehen unter specif. Mitteln solche, welche gegen eine bestimmte Krankheit gerichtet sind; so ist ihnen Chinin ein Specificum gegen Wechselfieber, Mercur gegen Syphilis etc. Der Arzt, welcher nach einem Mittel für eine Krankheitsform sucht, verfällt dem Schlendrian. Die Homöopathen verstehen unter specifischen Mitteln solche, welche bestimmte Organe und Gewebe, und eben nur diese und nicht andere, unter bestimmten Umständen zu beeinflussen im Stande sind. A.

nur die Erfahrung der unsichere Wegweiser gewesen sei. „Es bleibt uns nichts übrig, als die zu erforschenden Arzneien an unserm Körper selbst zu versuchen. Diese Nothwendigkeit sah man zu allen Zeiten ein, aber man betrat gewöhnlich den falschen Weg, indem man sie bloss, wie oben gedacht, empirisch und auf das Gerathewohl gleich in Krankheiten anwendete.“ Auf diese Weise, führt er weiter aus, konnten zumal bei den Vielgemischen keine sicheren Erfahrungen gesammelt werden.

„Der wahre Arzt, dem die Vervollkommnung seiner Kunst am Herzen liegt, kann keine anderen Nachrichten von Arzneien gebrauchen als

> Erstens, welche reine Wirkung bringt eine jede vor sich in dieser und jener Gabe im gesunden menschlichen Körper hervor.
>
> Zweitens, was lehren die Beobachtungen ihrer Wirkung in dieser und jener einfachen und verwickelten Krankheit.“

Zur Erforschung der Arzneiwirkungen am gesunden Körper empfiehlt er die Selbstprüfung und das Studium der Vergiftungsgeschichten. „Eine vollständige Sammlung dieser Art Nachrichten mit Bemerkung der Grade der Glaubwürdigkeit ihrer Erzähler würde, wenn ich mich nicht sehr irre, der Grundcodex der Arzneimittelkunde, das heilige Buch ihrer Offenbarung sein . . . .“

Eifrig war er bemüht, Arzneien an sich und Anderen, die sich dazu hergaben, zu prüfen, Vergiftungsgeschichten zu sammeln und die erlangten Resultate zusammenzustellen zu einer Arzneimittellehre, welche frei sein sollte von allen Vermuthungen und sich allein stützen sollte auf das Experiment.

Sein Bestreben ging dahin, eine physiologische Arzneimittellehre zu gründen.

Der erste Versuch dieser Art war betitelt: Fragmenta de viribus medicamentorum positivis, Lipsiae 1805, worin er die Ergebnisse seiner Prüfungen und seiner Studien systematisch ordnete. Er selbst sagt von denselben in der Vorrede: „Nemo me melius novit, quam manca sint et tenuia.“ Ein nur oberflächlicher Blick in diese Sammlung zeigt indess, mit welch hingebendem Fleiss und mit welcher Ueberzeugungstreue er daran gearbeitet hat. Das Buch besteht aus 2 Theilen, von denen der erste 269, der 2te Theil, der das Repertorium des ersten Theiles enthält, 470 Seiten stark ist.



Die hier bearbeiteten Arzneien, deren Wirkungen er theilweise an sich selbst geprüft, theilweise aus anderen toxicologischen Beobachtungen zusammengestellt hat, sind der Reihe nach folgende: Aconitum Napellus, Tinctura acris (Hahnemann's causticum), arnica — belladonna — camphora — lytta vesicatoria (canthariaes) — capsicum annuum — chamomilla — china — cocculus — cuprum vitriolatum-digitalis — hyoscyamus — ignatia — ipecacuanha — ledum palustre — helleborus niger — mezereum — nux vomica — opium — pulsatilla — rheum — stramonium — valeriana — veratrum album. —

In demselben Jahre 1805 sagt er in seiner „Heilkunde der Erfahrung": „Jene Substanzen, die man Arzneien nennt, sind widernatürliche Reize, blos geeignet, unsern gesunden Körper umzuändern, das Leben und die Verrichtung der Organe zu stören, und widrige Gefühle zu erregen, mit einem Worte, den Gesunden krank zu machen."

„Es giebt keine Arznei, welche diese Tendenz nicht hätte, und welche sie nicht hat, ist kein Arzneimittel, ohne Ausnahme."

Deshalb fordert er die genaueste Prüfung derselben am gesunden menschlichen Körper, um ihre Kräfte kennen zu lernen.

Im folgenden Jahre 1806 tritt Hahnemann mit einer längeren Auseinandersetzung wieder in Hufeland's Journal für Arzneiprüfungen und genaues Individualisiren ein[1]).

Zwei Jahre später 1808 räth er[2]) in dem Aufsatze „Ueber die Surrogate ausländischer Arzneien und über die jüngst von der medic. Fakultät in Wien angegebenen Ueberflüssigkeitsgrade der letzteren" Folgendes: „Man lehre nur die Aerzte allgemein gültige Grundsätze, nach denen die Kräfte der Arzneien mit Gewissheit erkannt und geprüft werden können, wozu eine jede unwidersprechlich tauglich und passend sei, für welche Krankheitsfälle jedes ausschliesslich quadrire und in welcher Gabe . . . Doch so weit sind wir noch lange nicht, noch sind keine Grundsätze allgemein anerkannt, nach denen die Heilkräfte der (auch noch nicht zu Heilabsichten am Krankenbette gebrauchten) Arzneien feststandig im Voraus bestimmt werden könnten, ohne sie erst den ewig langen, fast nie beweisenden, gemeinschädlichen Weg passiren zu lassen, ‚sie am Krankenbette auf gut Glück zu probiren'. Dieser dunkle, wenig oder nichts beweisende

[1]) Ueber Chinasurrogate St. 4 S. 27.

[2]) Im „Allgem. A. d. D." No. 237 Stapf. l. c. I. 52.

Weg ab effectu in morbis hat noch die grausame, nicht zu entschuldigende Seite, dass der in Krankheiten ohnehin so reizbare Mensch leicht unter so vielen blinden Proben verschlimmert, auch wohl ein Raub des Todes werden kann, zumal bei der neuern Sitte, recht grosse Gaben starker Arzneien zu verordnen."

„So lange nicht jener bessere Weg, sondern bloss der letzte, seit Anbeginn für untüchtig und unzulänglich erkannte Weg im Staate etablirt ist, — so lange wird der Widerspruch der Aerzte über die Heilkräfte der Arzneien nicht aufhören." Einer von den vielen derartigen Widersprüchen seitens der Aerzte lag nämlich hier auch vor: Die Wiener medic. Fakultät hatte die Cascarille für ganz überflüssig erklärt,[1]) während der bekannte Professor Hecker, Berlin, in No. 221 des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen behauptet hatte: „die Cascarille sei der Chinarinde bei Wechselfieber nicht nur an Heilkräften gleich zu setzen, sondern ihr sogar vorzuziehn." Hahnemann machte klar, dass dies eine unerwiesene Behauptung sei, weil Hecker die Cascarille nie unvermischt angewandt, noch weniger angegeben hätte, in welcher Art von Wechselfieber sie gebraucht worden.

„Similia Similibus."

Jenen „besseren Weg" kennen zu lernen, ist es nöthig auf frühere Jahre zurückzugreifen. Im „Unterricht für Wundärzte über die venerischen Krankheiten", 1789, spricht Hahnemann über die Wirkungsweise des Quecksilbers, welche er zurückführt auf die dem Quecksilber eigenthümlichen, einen Gegenreiz im Körper bewirkenden Erscheinungen, die er im ausgebildetsten Stadium

[1]) In Folge der Continentalsperre trat ein empfindlicher Mangel an aussereuropäischen Arzneien ein, zumal bei jenen unmässigen Arzneigaben. Am Fühlbarsten wurde den Aerzten der Mangel an Chinarinde, für welche eine grosse Zahl von Surrogaten, meistens complicirte Gemische aus bittern Mitteln, vorgeschlagen wurden. (Hahnemann erklärte wiederholt, dass es Surrogate in dem Sinne seiner Collegen nicht geben könne, und rieth (1808) als das beste Aushülfmittel, genau darauf zu achten, wo die Arznei am Platze sei, man brauche dann nicht so grosse Gaben). Auch durch das Fehlen anderer Droguen kam man in Verlegenheit, welcher die Wiener medic. Fakultät dadurch abzuhelfen sich bestrebte, dass sie im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" 1808 No. 305 eine Anzahl ausländischer Arzneien einfach für „ganz überflüssig" erklärte so Perubalsam, Copaivabalsam, Cina, Colocynthen, Sassaparilla, Senega, Tamarinden etc.

schildert und mit der Bezeichnung „Merkurialfieber“ belegt. Hierdurch schon zweigte er sich von der breiten Heerstrasse ab, auf der man die Heilkraft des Merkur durch Ausführung des „Miasma“ vermittelst Speichelfluss, Schweiss, Durchfall oder vermehrter Harnsecretion erklärte. Hahnemann hielt die Erzeugung dieses seines „Merkurialfiebers“ zur Tilgung der Syphilis für nothwendig.

Im folgenden Jahre, 1790, übersetzte Hahnemann Cullen's Materia medica. Cullen erklärte (II. 108) die Heilsamkeit der China bei Wechselfieber durch ihre „auf den Magen ausgeübte stärkende Kraft“, und setzte hinzu, dass er „nichts in irgend einer Schrift angetroffen, was ihn in Rücksicht der Wahrheit seines Satzes zweifelhaft mache.“ Hahnemann verwarf diese Erklärung in einer Anmerkung und setzte hinzu: „Man bedenke jedoch Folgendes. Substanzen, welche eine Art Fieber erregen (sehr starker Kaffee, Pfeffer, Wolferlei, Ignazbohne, Arsenik) löschen die Typen des Wechselfiebers aus. — Ich nahm des Versuchs halber etliche Tage zweimal täglich jedesmal 4 Quentchen (also 15 Gramm A.) gute China ein; die Füsse, die Fingerspitzen etc. wurden mir erst kalt, ich ward matt und schläfrig, dann fing mir das Herz an zu klopfen, mein Puls ward hart und geschwind; eine unleidliche Aengstlichkeit, ein Zittern (aber ohne Schauder), eine Abgeschlagenheit durch alle Glieder; dann Klopfen im Kopfe, Röthe der Wangen, Durst, kurz alle mir sonst beim Wechselfieber gewöhnlichen Symptome (Hahnemann hatte in Erlangen am Wechselfieber gelitten. Monro II. 396) erschienen nach einander, doch ohne eigentlichen Fieberschauder. Mit kurzem: auch die mir bei Wechselfiebern gewöhnlichen besonders characteristischen Symptome, die Stumpfheit der Sinne, die Art von Steifigkeit in allen Gelenken, besonders aber die taube widrige Empfindung, welche in dem Periostium über allen Knochen des ganzen Körpers ihren Sitz zu haben scheint — alle erschienen. Dieser Paroxismus dauerte 2—3 Stunden jedesmal, und erneuerte sich, wenn ich diese Gabe wiederholte, sonst nicht. Ich hörte auf und ich war gesund.“

Seite 115 erwähnt er, dass man eine Art künstlichen Fiebers mit Ipecacuanha erregen müsse, um gewisse Formen von Intermittens zu heilen.

1791 erschien die Uebersetzung von Monro. (1794 als 2te unveränderte Auflage) Auch hier zeigte er die Ansicht (II. 333), dass man „in schleichenden Fiebern von unbekannter Ursache, wo

die Lebenskraft vor sich allzu unthätig ist, ein neues, stärkendes, hülfreiches Fieber“ erregen müsse.

Beim Kapitel Chinarinde wendete er sich wieder gegen die „Stärkungskräfte“ derselben als Ursache ihrer fieberwidrigen Eigenschaft. (II. 378) „Nimmt man aber meine in der Anmerkung zu Cullen's Mater. medica weitläufiger ausgeführte Meinung an, dass die Rinde neben ihrer Stärkungskraft vorzüglich durch Erregung eines eigenen kurzdauernden Fiebers das Wechselfieber überstimme und zum Schweigen bringe, so wird es nicht schwer, dieses Paradoxon zu enträthseln. Alle andern, Gegenreiz und künstliches Fieber erregenden Substanzen hemmen, kurz vor dem Anfall gegeben, ebenso specifisch das Wechselfieber, nur dass sie auf der andern Seite nicht allemal so sicher zu gebrauchen sind.“

„Similia Similibus“ wird noch nicht ausgesprochen, ja er spricht sogar (II. 181) davon, dass die Uebel vom Quecksilber Aehnlichkeit mit den venerischen haben, ohne eine Nutzanwendung daraus zu ziehn. Er ging von dem Gedanken aus, durch einen, direct auf die erkrankten Theile ausgeübten Arzneireiz das ihnen inwohnende Heilbestreben zu unterstützen, während seine Amtsbrüder Stockungen lösen, Schärfen und schlechte Säfte austreiben, die Organe vom „krankhaft überproducirten, angehäuften entzündlichen Blut“ entlasten, Blutarmuth heben, auf gesunde Theile ableiten, alteriren, roboriren, adstringiren, tonisiren etc. wollten.

Als Heilgrundsatz und überhaupt zum ersten Male erwähnt er das Simile im Jahre 1796 in dem bekannten Aufsatz aus Hufeland's Journal „Versuch über ein neues Princip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen.“

Er spricht zuvörderst von den verschiedenen Wegen, welche die praktische Heilkunde eingeschlagen, den pathologischen Veränderungen des Körpers entgegenzutreten. „Der erste Weg, die Grundursachen der Uebel hinwegzunehmen oder zu zerstören, war der erhabenste, den sie betreten konnte. Alles Dichten und Trachten der besten Aerzte in allen Jahrhunderten ging auf diesen, der Würde der Kunst angemessensten Zweck.“ Im Weiteren nennt er dieses Verfahren über alle Kritik erhaben, obgleich die Mittel dazu nicht immer die zweckmässigsten gewesen seien. „Ich lasse diese königliche Strasse diesmal zur Seite liegen, da mich jetzt die beiden übrigen Wege, Arzneien anzuwenden, beschäftigen.“

Der Verfasser bespricht dann die Arzneien, welche nach contraria contrariis wirken, z. B. Abführmittel bei Verstopfung,

Aderlass, Kälte und Salpeter bei Entzündungen, Alkalien bei Magensäure, Opium bei Neuralgien. „In acuten Krankheiten, welche, wenn wir die Hindernisse der Genesung auch nur auf einige Tage entfernt halten, die Natur grösstentheils selbst besiegt, . . . sind diese Arzneianwendungen richtig, zweckmässig, hinreichend, (Später im Organe verwarf er derartige Arzneianwendungen bis auf wenige Ausnahmen gänzlich, auch bei acuten Krankheiten) so lange wir den oben erwähnten Stein der Weisen (die Kenntniss der Grundursache jeder Krankheit und ihrer Abhülfe) noch nicht besitzen, oder so lange wir kein schnell wirkendes Specificum haben."

Bei chronischen Krankheiten ist nach Hahnemann die Heilart nach contraria contrariis verwerflich, Verstopfung durch Abführmittel, Blutwallungen hysterischer, kachectischer, hypochondrischer Personen durch Aderlässe, das saure Aufstossen mit Alkalien, chronische Schmerzen mit Opium zu behandeln, ist misslich. „Und wenn der grössere Theil meiner ärztlichen Zeitgenossen noch dieser Methode anhinge, ich fürchte mich doch nicht, sie palliativ, schädlich, verderblich zu nennen."

„Ich bitte meine Mitbrüder, diesen Weg (contraria contrariis) bei chronischen, auch schon den eben ins Chronische ausartenden acuten Krankheiten zu verlassen; er ist der unrichtige, ein Holzweg im dunkeln Haine, der sich an Abgründen verliert. Ihn hält der stolze Empiriker für die gebahnte Heerstrasse, und brüstet sich mit der elenden Macht, etliche Stunden lindern zu können, unbekümmert, ob das Uebel unter dieser Tünche tiefere Wurzel fasst."

„Doch ich brauche als Warner hier nicht allein zu stehen. Die besseren, einsichtsvolleren und gewissenhafteren Aerzte haben in chronischen Krankheiten von Zeit zu Zeit (auf einem dritten Wege) nach Mitteln gegriffen, die nicht die Symptome bemänteln sollten, sondern die das Uebel aus dem Grunde höben, mit einem Worte, nach specifischen Mitteln."

. . . „Aber welcher Führer leitete sie, welche Gründe bestimmten sie, solche Mittel zu versuchen? Leider! nur Vorgang vom empirischen Hazardspiele, von Hausmittelpraxis, Fallen des Zufalls, wo man diese Substanzen von ungefähr bei dieser oder jener Krankheit hülfreich fand, oft nur in besondern, unbemerkten Kombinationen, die vielleicht wohl nie wieder vorkommen, zuweilen in reinen, einfachen Krankheiten."

„Gewiss es wäre Schade, wenn nur Zufall und empirisches Apropos uns bei der Auffindung und Anwendung der eigentlichen

wahren Heilmittel chronischer Krankheiten, die gewiss die grössere Zahl menschlicher Beschwerden ausmachen, leiten müsste."

„Die Wirkungen der Heilmittel zu erforschen, um sie den Körperbeschwerden anzupassen, sollte man so wenig wie möglich sich auf den Zufall verlassen, sondern so rationell und geflissentlich zu Werke gehn, als nur möglich." Im Folgenden fordert er, wie bereits erwähnt, die Prüfungen der Arzneien am gesunden Organismus. Dadurch allein „lässt sich die wahre Natur, die ächte Wirkung der Arzneisubstanzen geflissentlich entdecken, aus ihnen allein lässt sich errathen, welchen Krankheitsfällen sie mit Erfolg und Sicherheit anzupassen sind."

„Weil es aber dann doch wohl noch an einem Schlüssel fehlen möchte, so bin ich hier vielleicht so glücklich, das Princip darzulegen, nach welchem man zu Werke gehen könnte, um zur Ausfüllung der Lücken in der Heilkunde und zu ihrer Vervollkommnung allmälig für jedes, vorzüglich chronisches Uebel ein passendes, specifisches[1]) Heilmittel aus dem bisher bekannten (und dem noch unbekannten) Arzneivorrathe nach Gründen heraus zu finden und nach Gründen anzupassen. Es beruht ungefähr auf Folgendem:"

„Jedes wirksame Arzneimittel erregt im menschlichen Körper eine Art von eigner Krankheit, eine desto eigenthümlichere, ausgezeichnetere und heftigere Krankheit, je wirksamer die Arznei ist.[2])

„Man ahme der Natur nach, welche zuweilen eine chronische Krankheit durch eine andere hinzukommende heilt, und wende in der zu heilenden (vorzüglich chronischen) Krankheit dasjenige Arzneimittel an, welches eine andre, möglichst ähnliche, künstliche Krankheit zu erregen im Stande ist, und jene wird geheilet werden; Similia Similibus."

„Man darf nur die Krankheiten des menschlichen Körpers genau nach ihrem wesentlichen Charakter und ihren Zufälligkeiten auf der einen, und auf der andern Seite die reinen Wirkungen der

---

[1]) „Ich habe es in dieser Abhandlung grösstentheils mit Auffindung der permanent wirkenden specifischen Heilmittel für (vorzüglich) chronische Krankheiten zu thun. Die, die Grundursache hebenden, und die temporell wirkenden Heilmittel für acute Krankheiten, welche in einigen Fällen den Namen Palliativmittel erhalten, lasse ich hier zur Seite liegen." Anmerkung Hahnemann's.

[2]) Die wirksamsten, specifische Krankheit erregenden, folglich hülfreichsten Arzneien nennt der Laie Gifte. Anmerkg. H's.



Arzneimittel, das ist, den wesentlichen Character der von ihnen gewöhnlich erregten, specifischen künstlichen Krankheit, nebst den zufälligen Symptomen kennen, die von der Verschiedenheit der Gabe, der Form etc. herrühren und man wird, wenn man für die natürlich gegebene Krankheit ein Mittel auswählt, was eine möglichst ähnliche, künstliche Krankheit hervorbringt, die schwierigsten Krankheiten heilen können."

„Dieser Satz hat, ich gestehe es, so sehr das Ansehn einer unfruchtbaren, analytischen Formel, dass ich eilen muss, ihn synthetisch zu erläutern."

Bevor er hierauf eingeht macht er noch einige Bemerkungen über die Wirkungsart der Arzneien: „Die meisten Arzneien haben mehr als einerlei Wirkung; eine directe anfängliche, welche allmälig in die zweite (ich nenne sie indirecte Nachwirkung) übergeht. Letztere ist gewöhnlich ein der ersteren gerade entgegengesetzter Zustand. So wirken die meisten Vegetabilien."

„Nur wenige Arzneien machen hiervon eine Ausnahme, und setzen ihre gleich anfängliche Wirkung ununterbrochen, aber gleichartig, fort, doch in immer geringerm und geringerm Grade, bis nach einiger Zeit nichts mehr davon zu spüren, und die natürliche Körperbeschaffenheit wieder hergestellt ist. Von dieser Art sind die metallischen (und andre mineralische?) Arzneien z. B. Arsenik, Quecksilber, Blei."

„Man passe einer chronischen Krankheit ein ihr in seiner directen anfänglichen Hauptwirkung sehr gleichendes Heilmittel an, die directe Nachwirkung ist dann zuweilen gerade die Körperstimmung, die man zu erzielen sucht."

„Die Palliativmittel schaden wahrscheinlich deshalb so sehr in chronischen Krankheiten, und machen sie hartnäckiger, indem sie nach ihrer ersten, den Symptomen entgegengesetzten Wirkung, eine Nachwirkung zurücklassen, die dem Hauptübel ähnlich ist."

Die „Erläuterung" seines Heilgrundsatzes „durch Beispiele" wird geführt durch eine Menge Arzneimittel. Dabei begeht Hahnemann einen grossen Fehler, den grössten, den er dabei machen konnte. Er verlässt den Weg der Induction zu früh, und nimmt bei vielen Arzneiwirkungen als wahr an, was er erst beweisen soll. Vielfach werden Hypothesen statt Belege angeführt, während andere Beispiele wiederum sehr unzulänglich sind. Hätte er nur unanfechtbare Beweise gebracht, wie er es that mit Belladonna, Mercur, Arsenik, Aconit, Veratrum album, Ipecacuanha, Rhus und

all das zweifelhafte Material weggelassen — er hätte seiner Sache besser gedient.

Einige von Hahnemann's Belegen sollen hier in nuce angeführt werden. Es darf auch hier nicht vergessen werden, dass er ein Kind seiner Zeit war, und unsere heutigen Kenntnisse nicht haben konnte.

Belladonna erregt Wuth und Convulsionen, sie ist unter Umständen wirksam in der Raserei und Fallsucht. „Die grosse Neigung derselben, die Sehnerven zu lähmen, macht sie als ähnlich wirkendes Mittel wichtig in der Amaurosis, wovon mir selbst sehr gute Wirkungen bekannt sind.“

Sie bringt eine Art Schlaflosigkeit hervor und heilt sie. Die Tollkirsche ist in serösem Schlagfluss dienlich befunden worden, und sie bringt ähnliche Zustände hervor.

Hyoscyamus bewirkt und heilt eine gewisse Art Wahnsinn.

Er erzeugt Convulsionen und ist eben deshalb in Epilepsie heilsam.

Aus ähnlichem Grunde heilt er unter Umständen chron. Schlaflosigkeit.

Mercur erzeugt um sich fressende Geschwüre und Beinfrass; „Die Erfahrung hat dies Specificum gekrönt.“

Arsenik ist nach eigner Erfahrung Hahnemann's sehr geneigt, Fieberschauer und einen täglich wiederkehrenden, immer schwächer werdenden Paroxysmus zu erregen. Deshalb eine heilkräftige Arznei gegen Wechselfieber. Hufeland sagt dazu in einer Anmerkung: „Ich muss, bei aller Achtung gegen den Herrn Verfasser, hier das Bekenntniss ablegen, dass ich mich zu dem innerlichen Gebrauch des Arseniks, besonders in Wechselfiebern, noch nicht verstehen kann.“

Arsenik bringt häufig zu Wege chron. Hautausschläge und heilt sie unter Umständen.

Rhus erzeugt rosenartige Hautentzündungen und kann solche heilen.

Rheum erzeugt Durchfall und heilt ihn in gewissen Fällen.

Ein jeder Arzt, der ohne Parteisucht an das Studium der Hahnemann'schen Schriften herangeht, muss zu der Einsicht kommen, dass derselbe bei allerdings grossen Fehlern, redlich bemüht gewesen ist, in dem ungeheuren Chaos von Vermuthungen, Meinungen, theoretischen Speculationen, bei der verwirrenden Mannigfaltigkeit

der Erfahrungen, der Medicin eine feste Grundlage auf naturwissenschaftlichem Boden zu geben.

An einzelnen Bemerkungen Hahnemann's in den jetzt folgenden Jahren ersieht man, dass er im Stillen auf dem beschrittenen Wege weiterforschte, und ihn der Aufbau einer Therapie nach seinen Grundsätzen unausgesetzt beschäftigte. 1799 erwähnt er in seinem Apothekerlexicon, (worin er Bemerkungen über die Wirksamkeit einzelner Arzneien einstreute), bei Sabina, dass die Blätter und das Oel dieser Pflanze Blutflüsse, besonders aus dem Uterus, erregen könnten, und gegen solche Affectionen unter gewissen Umständen mit Erfolg angewandt würde. Auch bei Hyoscyamus führt er an, dass die Vergiftungserscheinungen desselben grosse Aehnlichkeit mit den Krankheiten haben, die dadurch geheilt werden können. Im folgenden Jahre empfiehlt er auf Grund seines Heilprincips Belladonna gegen Scharlachfieber.

1805 erschien die „Heilkunde der Erfahrung." Darin entwickelt Hahnemann folgenden Gedankengang:

„Jede Krankheit hat einen, die Verrichtung und das Wohlbefinden unserer Organe störenden, widernatürlichen Reiz eigener Art zum Grunde."

Diesem Hauptsatze stellt er zwei „Erfahrungssätze" unter:

„Erster Erfahrungssatz"

„Wenn 2 widernatürliche Reize zu gleicher Zeit auf den Körper wirken, so wird, wenn beide ungleichartig sind, die Wirkung des einen schwächeren Reizes von der des andern, stärkern auf einige Zeit zum Schweigen gebracht und suspendirt."

„Zweiter Erfahrungssatz"

„Wenn beide Reize grosse Aehnlichkeit mit einander haben, so wird der eine (schwächere) Reiz, sammt seiner Wirkung, von der analogen Kraft des andern (stärkern) gänzlich ausgelöscht und vernichtet."

Durch Beispiele aus der täglichen Praxis sucht er diese beiden Sätze zu stützen, um dann als Schlusssatz den folgenden aufzustellen:

„Um also heilen zu können, werden wir nöthig haben, dem vorhandenen widernatürlichen Reize der Krankheit eine passende Arznei, das ist, eine andere krankhafte Potenz von sehr ähnlicher Wirkung, als die Krankheit äussert, entgegenzusetzen."

Weiterhin heisst es: „Blos jene Eigenschaft der Arzneien, eine

Reihe specifischer Krankheitssymptome im gesunden Körper zu erzeugen, ist es, wodurch sie Krankheiten heilen, das ist, den Krankheitsreiz durch einen angemessenen Gegenreiz aufheben und verlöschen können."

„Den specifischen Krankheitsmiasmen nicht unähnlich, bewirkt jedes einfache Arzneimittel eine eigene specifische Krankheit — eine Reihe bestimmter Symptome, welche genau auf dieselbe Weise an keiner andern Arznei in der Welt vorkömmt."

. . . . . Um nun die Arzneiwirkung kennen zu lernen „wendet man diese starken, sowie die minder starken Arzneimittel versuchsweise, jedes einzeln und unvermischt, in gesunden Körpern bedächtlich an, und zeichnet unter sorgfältiger Entfernung aller influirenden Nebenumstände, die davon sich ereignenden Zufälle, in der Ordnung, wie sie vorkommen, genau auf und erhält so das reine Resultat der Krankheitsform, die jede dieser Arzneisubstanzen absolut und für sich im menschlichen Körper zu erregen im Stande ist."

„So muss man sich die Kenntniss eines hinlänglichen Vorrathes künstlicher krankhafter Potenzen (Arzneien) zu Heilwerkzeugen verschaffen, um die Auswahl unter ihnen zu haben. Etwas von der Art sind meine: Fragmenta de viribus medicamentorum."

Von dieser Art, die Arzeneien anzuwenden unterscheidet er die palliative Heilart, wonach Abführmittel bei Verstopfung, Opium bei Schmerz, Kälte bei Entzündungen etc. angewandt werden.

Wir können uns nicht versagen, die dann folgenden Lehren Hahnemann's hieherzusetzen, wenn uns auch der Vorwurf der Wiederholung bereits früher Gesagten dadurch werden wird:

„Wenn wir aufmerken, so werden wir gewahr, dass die weise Natur mit einfachen, oft kleinen Hülfsmitteln die grössten Werke zu Stande bringt. Ihr hierin nachzuahmen, muss das höchste Bestreben des denkenden Menschen sein. Je eine grössere Menge von Mitteln und Veranstaltungen wir aber zusammen häufen, um einen einzigen Zweck zu erreichen, desto mehr entfernen wir uns von jener grossen Lehrmeisterin, desto elender wird unser Werk."

„Mit einigen wenigen, einzeln hinter einander gebrauchten, öfterer aber mit einem einzigen, einfachen Mittel, können wir die grössten Unordnungen des kranken Körpers wieder in naturgemässer Harmonie auflösen, können wir die langwierigsten, unheilbar scheinenden Krankheiten in Gesundheit verwandeln — während wir die kleinsten Uebel von einem Haufen gewählter und vielgemischter

Mittel in grössere, in die grössten, beschwerlichsten, unheilbarsten Krankheiten ausarten sehen."

„Welchen von beiden Wegen will der nach Vervollkommnung strebende Heilkünstler wählen?"

„Die wohlthätigsten Wirkungen hervorzubringen, ist stets ein einziges einfaches Mittel geeignet, ganz ohne Zusatz; wenn es nur das best gewählte, das passendste, in der rechten Gabe ist. Nie ist es nöthig, ihrer zwei zusammenzusetzen."

„Wir geben eine Arznei, um wo möglich durch dieses einzelne Mittel die ganze Krankheit zu heben, oder, wenn dies nicht völlig möglich ist, aus dem Erfolge der Arznei zu sehen, was noch an Hülfe gebricht. Eine, zwei, höchstens drei einfache Arzneien sind zur Hebung der grössten Krankheit hinreichend, und wenn dies nicht geschieht, so ist es unsere Schuld; nicht die Natur, nicht die Krankheit ist daran Schuld."

. . . „Da nun jedesmal nur ein einziges einfaches Arzneimittel nöthig ist, so wird es einem wahren Heilkünstler nicht einfallen, durch ein Gemisch von Arzneien sich und seine Kunst herabzuwürdigen und seinem eigenen Zwecke entgegen zu arbeiten. Es wird vielmehr ein Zeichen sein, dass er seiner Sache gewiss ist, wenn man ihn blos eine einzige Arzneisubstanz verordnen sieht."

Durch Ausspruch älterer Aerzte sucht er in der vorliegenden Arbeit sein Heilprincip zu stützen.

„Zuweilen ahnten jedoch die Aerzte, dass jene Fähigkeit der Arzneien, mittelst ihrer anerschaffenen Neigung, der Krankheit analoge, positive Symptome zu erregen, es sei, wodurch sie ächte Heilung bewirken. Aber selten freilich ist dieser Strahl der Wahrheit in den mit Systemen umnebelten Geist unsrer Schule gedrungen."

„So sagt Hippokrates, oder der Verfasser des Buchs περὶ τόπων τῶν κατ᾽ ἄνθρωπον (Basil. 1538. frob. pag. 72. lin. 35) die merkwürdigen Worte: διὰ τὰ ὅμοια νοῦσος γίνεται, κὰι διὰ τὰ ὅμοια προσφερόμενα ἐκ νοσεύντων ὑγιαίνονται etc." Dem reiht er noch an: Detharding, Major, Brendelius, Dankwerts, denen er im Organon noch Bertholon, Thoury, Störck und den Dänen Stahl zugesellt. In Hufeland's Journal[1]) 1807 sagt er: „Und wenn es auch hie und da ein Weiser wagte, mit einigen leisen Worten zu widersprechen und ein: „Similia Similibus" vorzuschlagen, so ward dieser Einspruch doch nie geachtet."

---

[1]) Bd. 26. St. 2. S. 5 u. 6.

Im Organon setzt Hahnemann später hinzu: „Diese Stellen aus den die Homöopathie ehrenden Schriftstellern führe ich nicht als Erweise der Gegründetheit dieser Lehre an, die wohl durch sich selbst feststeht, sondern um dem Vorwurfe zu entgehen, als hätte ich diese Ahnungen verschwiegen, um mir die Priorität der Idee zu sichern.“ Er durfte aber wohl sagen:[1]) „Diesen homöopathischen Heilweg lehrte bisher Niemand“; den Ton hat er durch gesperrten Druck auf das Wort „lehrte“ gelegt.

Im Jahre 1807 suchte er in Hufeland's Journal seinen Heilgrundsatz durch eine sehr reichhaltige Casuistik aus den Beobachtungen früherer Aerzte zu stützen,[2]) und brachte so zu den früheren noch neue Belege hinzu. Aber auch hier liess er sich von seinem Eifer hinreissen; die Auswahl seiner Beweise war nicht sorgfältig genug, sodass die Gegner mit leichter Mühe in manchen Fällen ihm Voreiligkeit nachweisen konnten.

Hahnemann's Krankheitsauffassung und Krankenuntersuchung.

Schon 1786 tadelt Hahnemann das Behandeln einzelner Krankheitserscheinungen statt der Krankheit selbst, das „Symptomenübertünchen“ wie er es nannte (Arsenikvergiftung. Vorrede); in gleicher Weise tritt er an verschiedenen andern Stellen auf, so z. B. 1800 in der Vorrede zum „Arzneischatz“: . . . „Und so wird denn, gleich als selbsständigen Wesen mit freiem Willen, einem jeden Ingredienz in einem vollstimmigen Recepte sein Pensum vel invitissima Minerva Hygeiaque aufgegeben, auch in andern Rücksichten Denn es gehören gar viele gelehrten Rücksichten zu einem schulgerechten Recepte Da muss der und jener Indikation Genüge geleistet, 3, 4 und mehr Symptomen muss durch eben so viel verschiedene Mittel abgeholfen werden. Bedenke, Arkesilas! wie viel Mittel man da kunstmässig aufhäufen muss, um auf einmal den Angriff auf allen Punkten zu machen. Gegen den Reiz zum Erbrechen etwas anderes, für den Durchlauf etwas anderes, für das Abendfieber und den Nachtschweiss etwas anderes, und, wie schwach ist der Kranke!

[1]) Organon 1. Aufl. S. V.

[2]) Fingerzeige auf den homöopathischen Gebrauch der Arzneien in der bisherigen Praxis Bd. 26. St. 2. S. 5—43.

auch Stärkungsmittel müssen dabei seyn, und zwar mehrere, damit, was das eine (uns unwissend) nicht vermag, das andre leiste. —"

„Wie wäre es aber, wenn alle Symptome von Einer Ursache herrührten, wie fast immer, und eine einzige Drogue vorhanden wäre, die allen diesen Symptomen Genüge leistete?"

Um aber das treffende Krankheitsbild zu gewinnen, wollte er den Kranken und alle Erscheinungen genau untersucht wissen. So 1805 in „Heilkunde der Erfahrung." (Stapf II 11—16). „Das innere Wesen jeder Krankheit, jedes einzelnen Krankheitsfalles, soweit es uns zum Behufe der Heilung nöthig ist, spricht sich durch die vorhandenen Zeichen aus, wie sie sich in ihrem ganzen Umfange, Verbindung und Succession dem ächten Beobachter darbieten."

„Nach dieser Auffindung aller vorhandenen, bemerkbaren Zeichen der Krankheit hat der Arzt die Krankheit selbst gefunden, hat er den völligen, zu ihrer Heilung nöthigen Begriff von ihr."

„Zur Begründung der Heilung gehört ein treues Bild der Krankheit in ihren Zeichen, und nächstdem, wo sie aufzufinden ist, die Kenntniss ihrer Veranlassung und Entstehungsursache, um, nächst der Heilung durch Arzneien, auch diese hinwegräumen zu können — durch verbesserte Einrichtung der Lebensordnung — zur Verhütung eines Rückfalls."

. . . „Der Kranke klagt den Vorgang seiner Beschwerden, die Angehörigen erzählen sein Benehmen, der Arzt sieht, hört, fühlt etc., was verändert und ungewöhnlich an ihm ist, und zeichnet sich alles in der Ordnung auf, um sich das Bild der Krankheit darzustellen."

Auf den folgenden Seiten gibt er noch lange Anweisungen darüber, welche Fragen und Untersuchungen man an dem Kranken vornehmen soll. Er selbst führte ein sehr ausführliches Krankenjournal. Von jedem einzelnen Patienten notirte er sich genau Krankengeschichte und Verlauf der Krankheit bis in die kleinsten Erscheinungen und Abweichungen vom Gesunden. Deshalb examinirte er die Kranken sehr lange, oft stundenlang. Ausserdem erkundigte er sich nach dem hygienischen Zustande der Wohnung, der Lebensweise, Zubereitung der Speisen, Zeiteintheilung etc.[1]), und das Alles zu einer Zeit, als mit wenigen Ausnahmen die Aerzte in

[1]) cf. Hahnemann's Leben von Albrecht, Leipzig 1875 S. 90. ferner Elias, hom. Gurkenmonate. Halle 1827 S. 29.

der inneren Medicin ihre Thätigkeit auf das Receptschreiben beschränkten.

Diese Krankheitsuntersuchungen wurden immer sorgfältiger von ihm ausgeführt, weil er im Laufe der Zeit immer mehr der Ansicht wurde, dass jede Krankheit einen individuell eigenthümlichen Character trage. Schon sehr früh sehen wir ihn als einen Feind allen Schematisirens und Generalisirens, wie der Leser aus Hahnemann's eigenen Worten, die wir ihn haben sprechen lassen, bereits gehört hat.[1]) Hier mögen nur noch einige wenige characteristische Bemerkungen Hahnemann's aus dem „Arzneischatz“ vom Jahre 1800 eine Stelle finden, worin er auf genaue Diagnose und Untersuchung individueller Krankheitsunterschiede dringt: „Auch bedaure ich, dass man die vielen Arten von Wassersucht nicht unterscheidet und nur immer von Einer Wassersucht redet. Die Eintheilung in leukophlegmatische und inflammatorische ist bei weitem noch nicht hinreichend, so wenig als die Unterscheidung des Wahnsinns in Manie und Melancholie. Was wollten wir von einem Botaniker denken, der keine andere Abtheilung der Gewächse als in Bäume und Kräuter kennte?“ (S. 71).

Es wird Pareirawurzel empfohlen. Hahnemann: „Also bei den namenlosen Nieren- und Blasensteinbeschwerden allesammt? Das muss ein herrliches Mittelchen seyn, das dem allen abhelfen kann!“ (S. 227).

Es wird die Anwendung der China-Rinde in einem bestimmt und genau beschriebenen Falle erwähnt. Hahnemann: „Eine einzige solche nähere Bestimmung des Anwendungsfalles eines Arzneimittels wiegt ein ganzes dickes Buch voll empirisch hingeworfener, obgleich kunstmässig zusammengedrechselter Recepte auf.“ (S. 202.)

Die Anwendungszeit und Wirkungsdauer der China wird besprochen, und dabei die Ansicht der besten Aerzte, Cullen, Werlhof, Morton, Talbor etc. angeführt, die sich widersprechen. Hahnemann: „Wie genau müssen die Beobachtungen der Aerzte gewesen sein, dass sie von einem der allergewöhnlichst gebräuchlichen Mittel, der Rinde, in einer durch characteristische Zeichen mit den deutlichsten Gränzlinien bezeichneten Krankheit, dem

[1]) Man vergl. ausserdem noch Apotherlexicon II. S. 88, dann II. Abth. 2 S. 62. 99. 101. 123. 151. 152: „Der Arzt, der bei jedem Schmerz, jedem Husten oder Durchfall nach Opium greift, gehört in die oberste Klasse der Quacksalber.“ S. 206. 244. 282. 327. 330. 350. 356. 358. 364. 393. 399. 432. 450. 469.

Wechselfieber, nach 160 jähriger Anwendung noch nicht einmal wissen, weder zu welcher Zeit sie am besten zu geben sei, noch überhaupt, wie lange die Dauer ihrer Wirkung anhalte! (Ich fand, dass ihre Kraft zu Ende der 20sten Stunde exspirirt.) Wie wollen sie uns nun über die Wirkung weit seltner gebrauchter Mittel in weit unbestimmter characterisirten Krankheiten zuverlässige Lehren zu ertheilen, sich erkühnen!" (S. 245.)

Kamillen, Myrrhen und Pottasche zusammengemischt gegen Wechselfieber. Hahnemann: „Diese Einseitigkeiten führen uns nicht zur Wahrheit. In obigem empirischen Pulver waren die Kamillenblumen bei weitem das stärkste Ingredienz, welches weit ausgezeichnetere antifebrilische Kräfte als die Myrrhe besitzt, vorzüglich in solchen Wechselfieberarten, wo neben äusserer oder innerer Hitze zugleich Frostschauder vorhanden sind. Beim Mangel genauer semiotischer Unterscheidungen bleiben unsere Aerzte gelehrtscheinende Quacksalber." (S. 258.)

Ein „Bissen" aus Eisensalmiakblumen und Salmiak, je 8 Gran, Eisenrost 3 Gran, Enzianextrakt 10 Gran. Solch einen Bissen 2 mal täglich zu nehmen gegen Wechselfieber. Hahnemann: „Man sollte uns die Art des Wechselfiebers genau beschreiben, gegen welche dieses sonderbare Gemisch geholfen hätte. Warum gerade so und so viel Gran von jedem? Ertheilte das pythische Orakel diese Proportionen, die wir nun als Offenbahrung anzusehn haben? Ereignet sich ein widriger Umstand bei dem Gebrauche bei dieser oder jener Person, welchem abzuändernden Ingredienz wird er zuzuschreiben seyn? Warum noch besonders Eisensalmiakblumen, da sich der Salmiak und der Eisenrost schon selbst im Magen zu Eisensalmiak — zu salzsaurem Eisen und Salmiakgeiste — zersetzt? Auf diese Fragen — keine Auskunft —! Wir sollen es so, wie es ist, in unbestimmten Wechselfiebern geben. Sic bene placitum. Selig sind die da glauben, ohne zu raisonniren." (S. 265.)

Die Vorschrift zu einer „leichten, angenehmen und wohlfeilen Magenarznei" wird gegeben. Hahnemann: „Man kann sich nichts empirischeres denken, als ein Mittel unbedingt in allen Fällen für eine Magenarznei auszugeben. Allgemeiner und empirischer waren die Lobsprüche nicht, die Nikander, Dioskorides, Largus, Macer, oder die Salernitanische Schule, elenden Angedenkens, den Arzneien beilegten. Sollte es wohl bald tagen? Ich zweifle." (S 278.)

In der Vorrede (IV. Anmerkung) schreibt Hahnemann: „Die bequeme Ignoranz suchte von jeher Specifika, das ist, eine ganze

Klasse von Krankheiten, z. B. Wechselfieber allgemein und ohne Rücksicht des besonderen Falles heilende Mittel. Solche Mittel kann es aber schon der Natur der Sache wegen nicht geben, so wenig es ein einzelnes, durchgängig geltendes Verfahren geben kann, um Kupfer auf den Hütten auf das vollkommenste aus den so verschiedenen Erzen aufzubringen, das Metall möchte in irgend einer der verschiedenartigen Verbindungen seyn, in welchen es nur in der Natur vorkomme. Solche allgemeine Mittel kann es nicht geben. Aber für jeden individuellen Krankheitsfall giebt es ein eigenthümliches, so zu sagen, dafür geschaffenes Mittel in der Natur, welches wohl eher den Namen eines specifischen führen könnte."[1])

1805 in „Heilkunde der Erfahrung" (Stapf II 10) behauptet Hahnemann Folgendes: „Daher kommt es, dass, mit Ausnahme jener wenigen eigenartigen Krankheiten, alle übrigen ungleichartig und unzählbar sind und so verschieden, dass jede derselben fast nur ein einziges Mal in der Welt vorkommt, und jeder vorkommende Krankheitsfall als eine individuelle Krankheit angesehen (und behandelt) werden muss, die sich noch nie so ereignete als heute, in dieser Person und unter diesen Umständen, und genau ebenso nie wieder in der Welt vorkommen wird." Diese Auffassung geht offenbar zu weit und ist von Hahnemann selbst nicht so rigoros durchgeführt. Selbst die Krankheitsnamen wollte er abgeschafft wissen, sagt aber Folgendes: „Wir bemerken einige wenige Krankheiten, die immer von einer und derselben Ursache entstehen, z. B. die miasmatischen (zwischen Contagium und Miasma unterschied man damals noch nicht), die Hundswuth, die venerische Krankheit, die levantische Pest, die gelbe Pest, die Menschenpocken, die Masern und einige andere, welche die Auszeichnung an sich tragen, dass sie eigenartige Krankheiten bleiben, und, weil sie aus einem, sich immer gleich bleibenden Ansteckungsgrunde entspringen, auch immer denselben Character und Verlauf behalten — einige Zufälligkeiten von Nebenumständen abgerechnet, welche aber die Hauptsache nicht ändern." Diese Ausführung mit der vorigen zusammengehalten ergibt eine Inconsequenz, in die er verfiel durch den mangelhaften Zustand der damaligen Diagnostik.

Hiervon abgesehen hat Hahnemann das weitere Verdienst, das strengste Individualisiren als eine nothwendige Aufgabe des Arztes betont, und dieses so überzeugungsvoll

---

[1]) Vergl. noch ib. 184. 241. 253. 268. 275. 291. 293. 302.

wie kein Anderer den Aerzten eingeschärft zu haben. Das Schematisiren ist so bequem und verführerisch, dass die meisten Aerzte dazu neigen. Hahnemann wies immer von Neuem auf das Individualisiren hin, und lehrte es in seinen zahlreichen Werken systematisch.

Hahnemann's Arzneibereitung.

Den grössten Gegensatz zwischen Hahnemann und sämmtlichen Aerzten, soweit die Geschichte reicht, bildete seine homöopathische Arzneibereitung. Wir verfolgen auch hier seinen Entwicklungsgang.

Im Beginn seiner Praxis wandte er, wie natürlich, die damals gebräuchlichen Arzneigaben an. 1784[1]) räth er z. B. zur Blutreinigung 5—50 Gran (0,25—2,5 Gramm) rohen gepulverten Spiessglanz täglich zu nehmen, freilich „nur wenn der Körper noch hinreichende, fast möchte ich sagen, überflüssige Kraft hat;" in diesem Falle lässt er, „wenn nöthig, auch wohl, doch selten, wöchentlich einmal eine Abführung von 20—70 Gran (1,0—3,5 Gramm) Jalapwurzel nehmen."

Von Conium maculatum lehrt er 1787, dass sichere Wirkung nur dann zu erwarten sei, wenn sie in solchen Gaben gereicht wird, die Schwindel, eine Empfindung in den Augen, als ob sie herausgetrieben würden, eine leichte Uebelkeit und eine zitternde Bewegung des Körpers, auch einen oder einige Durchfälle verursachen, „alles Zeichen einer vollen Gabe." „Diese weicht nach der Verschiedenheit der Güte des Extractes und nach andern Umständen ab. Gemeiniglich steigt man von 4 Gran täglich bis mehrere Quentchen."

Von Belladonna sollen die gepulverten Blätter und Wurzeln zu 12—15 Gran, einen Tag um den andern gegeben werden. „Doch muss immer einiger Schwindel auf den Gebrauch dieses heftigen Mittels folgen, wenn es gehörig helfen soll."

Aehnlich ist es bei Aconit, „von dem ihm die Wurzel der wirksamste Bestandtheil der ganzen Pflanze zu sein scheint" Der aus dem frischen Saft der ganzen Pflanze bereitete Extract wird zu „$^1/_2$ bis mehreren Granen" etliche Male des Tages gereicht. Von Digitalis ist von dem Saft der frisch gequetschten Blätter täglich 2 mal $^1/_2$ — ganzer Löffel voll gegeben „die gewöhnliche Gabe."

---

[1]) Anleitung, alte Schäden etc. S. 86.

Hyoscyamus wird angewandt als Extract „anfänglich zu 1 Gran etlichemal täglich, bis endlich zu 30 Granen des Tages." Die Samen werden gereicht zu 6—20 Gran.[1])

1790 gibt er bei „Nervenfieber" Chinarinde (cort. chin. fusc.) 1½—2½ Unzen in 24 Stunden, um dann zu pausiren und die Wirkung abzuwarten.

Cullen liess in seiner Arzneilehre Aconitum Napellus unberücksichtigt, erwähnte diese Drogue nicht einmal bei seinen „besänftigenden Mitteln." Hahnemann macht folgende Anmerkung: „Der Sturmhut wird nicht erwähnt. Ich erinnere, dass er unter diese Ordnung reizend betäubender Gewächse gehöret und von der heftigsten Wirkung ist. Meine Erfahrungen mit dem Extract desselben lassen mir es nicht zu, ihn mit Stillschweigen zu übergehn. In chronischer, fliegender Gicht habe ich unter baldiger Hinwegnahme der Schmerzen das gut bereitete Extract auflegen lassen. Am sichtlichsten und auffallendsten bewies sich seine Kraft gegen chronischen Rheumatismus und gegen herumziehende Gicht innerlich bis zu auffallender Wirkung gegeben." Diese auffallende Wirkung war „Schwindel, Unruhe und gleichartiger Schweiss." Die erste Gabe welche diese Erscheinungen zu Wege brachte, liess er die letzte sein. Er gab es gewöhnlich 3—4 Abende, die erste Gabe von einem, die zweite von zwei, die dritte von vier Gran. „That auch die dritte Gabe nichts, so gab ich zur vierten acht Gran." Er erklärt dann, dass er unkräftiges Extract unter den Händen gehabt, wovon 1 Scrupel (1,25 Gramm) „ohne merkliche Bewegung" genommen werden konnte.[2]) „Die Ursachen der Kraftlosigkeit liegen in der Bereitung, wie ich beim Schierling angegeben habe. Der frische Saft im Wasserbade abgedampft giebt das einzig zuverlässige Extract aus Sturmhut, Schierling, Bilsenkraut, Belladonna etc." (Cullen II. 320).

1791 (Monro I. 260) ist er hinsichtlich der Quecksilberdosirung bei gewissen Formen von Syphilis noch derselben Ansicht wie 1789. „Man giebt dem Erwachsenen gewöhnlich täglich eine Gabe, den ersten Tag ½ bis ganzen Gran (seines Solubilis) und erhöht die Gabe täglich um einen halben Gran und so gehet man 5—7 Tage fort (und steigt höchstens bis 5 Gran)", bis das sogenannte Merkurialfieber im Entstehen sei, womit man dann aufhören müsse.

---

[1]) Kennzeichen der Güte etc. S. 92. 96. 98. 101.

[2]) Vergl. auch Monro II. 267.

Dass er zu dieser Zeit sehr kräftig für stark wirkende Arzneien eintrat, beweist folgende Anmerkung (Monro sagt, Bähungsläppchen werden oft mit Kampfergeist bespritzt, ehe man sie auflegt): „Solche unkräftige Verordnung, deren unsere heutige Praxis eine Legion aufzuweisen hat, überlasse man der unthätigen Geschäftigkeit der gemeinen Sorte Kurirer. Man lege Kampfergeist auf, wo er nöthig ist und erschlaffende Bähungen wo sie hingehören." (ib. II. 115).

Ferner erzählt Monro, er habe bei hartnäckigen Fiebern China eine Zeit lang „in sehr kleinen Gaben gegeben." Hahnemann sagt dazu: „Freilich eine sehr verkehrte Art, die Rinde zu geben, für deren widrigen Erfolg dieses Heilmittel gewiss nichts konnte." (I. 199).

Monro erwähnte, dass Leute, die 8—10 Unzen Chinarinde innerhalb eines Monats vergeblich nahmen, später geheilt wurden nach einer täglichen Gabe von 2—3 Unzen (60—90 Gramm) 2—3 Tage lang. Hahnemann: „Auch diese Menge ist nicht nöthig. Man überlastet seine Kranken nicht und erreicht doch ebenso gut seinen Zweck bei regelmässigen Wechselfiebern, wenn man kurz vor dem erwarteten Anfalle Eine oder zwei gute Gaben, das ist, zwei Stunden und Eine Stunde vor dem Antritt des Paroxism jedesmal $1\frac{1}{2}$—2 Quentchen (6—8 Gramm) und mehr gute Rinde in Substanz nehmen lässt. Alle vorhergehenden, lange vom Anfall entfernten Gaben dienen zur Hemmung des Letzteren wenig oder nichts. Bleibt dieser Anfall aus, so thut man ein Gleiches gegen den folgenden und etwa die Hälfte gegen den dritten, der Rechnung nach einzutreffenden."

„Uebelkeitskuren" mit kleinen Gaben Ipecacuanhawurzelrinde wendet er häufig an, um ein anderes Leiden, beispielsweise Wechselfieber, Durchfall etc. in bestimmten Fällen zu „überstimmen."

Aus der Reihe von Beispielen für die Hahnemann'sche Dosologie in diesem Werke soll nur noch eins erwähnt werden: Monro schreibt, Hyoscyamus würde in England nicht gebraucht, weil die damit angestellten Versuche fehlschlugen Hahnemann: „Oder weil das Mittel unkräftig und ungleich zubereitet oder nicht gehörig gebraucht worden ist. — Ich erinnere hier und schärfe ein, dass man die heroischen Arzneien durchaus in sehr kleiner Gabe zu brauchen fortfahren, aber dann die Gabe immerdar zu erhöhen anfangen müsse, bis einige widrige Symptome von der Art entstehen, wie sie das Arzneimittel in etwas zu grosser Dosis hervorzubringen

pflegt. Thut man letzteres nicht, so kann weder Bilsenkraut noch Eisenhut noch Belladonna noch Schierling etwas Erspriessliches leisten."

1792 reichte er dem an Wahnsinn leidenden Klockenbring 25 Gran Brechweinstein, eine Gabe, „die dem Kranken gewöhnlich nur dreimaliges, mässiges Erbrechen erregten, zuweilen noch weniger Wirkung thaten."[1])

Auch im folgenden Jahre gibt er diese Arznei noch zu 5 bis 20 Gran,[2]) ja hält solche Gaben unter Umständen dort für lebensrettend, „wo Alltagsärzte mit ihren nichtswürdigen Mitteln den Termin verschlummern — occidit qui non servat." Von Ambra glaubt er, dass sie ein gutes analeptisches Mittel sei, doch in grösseren Gaben als man bisher gab. „Erst bei 30 Gran erscheint nach Boswell eine angenehm reizende Wirkung auf die Nerven und Blutgefässe; in Auflösung vermuthlich schon in kleineren Gaben."

1795 gab er bei Fieberzuständen, in denen China verschlimmerte, mit Erfolg Ignatiapulver „in grossen Gaben: $^3/_4$ jährigen bis 3 jährigen Kindern $^1/_2$—$^2/_3$, 4—6 jährigen 1—1$^1/_2$ Gran, 7 bis 10 jährigen Kindern 2—3 Gran auf die Gabe, aller 12 Stunden."

In derselben Zeit verordnete er bei einem „epidemischen Fieber," das er genau beschreibt, Erwachsenen in 24 Stunden 15—16 Gran Kampher; „aber ich merkte gar bald, dass ich Schwächlichen 30 Gran (1,5 Gramm), Stärkern 40 Gran (2 Gramm) in 24 Stunden geben musste, wenn ich auffallend schnelle Besserung erlangen wollte." Unter mehr als 100 Fällen gibt er an, nur in einem einzigen Falle eine unangenehme Nebenwirkung von dieser Kampherdosis gesehn zu haben, die jedoch ohne Schaden nach $^1/_2$ Gran Opium vorüberging.[3])

1798 (Edinb. Disp. II 362) soll Sassaparille in einem „recht starken Absude reichlich getrunken" werden. — —

Diese wenigen Angaben über Hahnemann's Gabengrösse aus einer weit grösseren Anzahl von Bemerkungen und ausführlichen Krankengeschichten mögen genügen zum Beweise, dass Hahnemann anfangs sich durchaus innerhalb der gebräuchlichen Dosologie bewegte, dieselbe sogar stellenweise überschritt.

---

[1]) Stapf l. c. II. 242.

[2]) Apothekerlexicon I. 158.

[3]) Erzählt 1797, Huf. Journal Bd. 5. St. 1.

Von jetzt an werden die Arzneigaben allmälig kleiner, aber nicht etwa gleichmässig bei allen Mitteln, sondern zunächst bei einzelnen. 1800 (Arzneischatz S. 25) stimmt er noch der Bell'schen Erfahrung bei, wonach man bei Syphilis bessere Resultate erziele, wenn man gleiche Mengen Quecksilber in einer kürzeren Zeit stärker auf den Körper wirken liesse, als wenn man ½ Jahr lang „alterire." Mercur bei Syphilis scheint die einzige Gelegenheit seit dem Jahre 1799 zu sein, wobei er stärkeren Dosen das Wort redet.

Sieht man alle seine Arzneiverordnungen näher an, so bemerkt man, abgesehn von dem wohlthuenden Bestreben nach einfachem Verfahren, dass er häufig, besonders bei den stark wirkenden Mitteln, nicht sogleich längere Zeit grosse Dosen hintereinander fortnehmen liess, sondern dass er klein anfangend bis zu der beabsichtigten geringen Jntoxication in der Gabe stieg und dann aufhörte, um die Wirkung abzuwarten. Die Gabe wurde in diesen Fällen nicht eher wiederholt, bis die Wirkung der Vorigen erschöpft war. Hier sieht man den zielbewussten Kenner der Arzneikräfte, den eifrigen, sorgfältigen Beobachter, den gewissenhaften Arzt. Selbst bei chronischen Leiden, in denen man sonst wochen- und monatelang stark wirkende Arzneien ohne jene vorausgegangene genaue Prüfung auf die Empfindlichkeit des betreffenden Organismus fortnehmen liess, gab er vielfach nur 3—4 Gaben und beobachtete dann die Veränderungen, die sie im kranken Organismus hervorbrachten und achtete genau auf ihre Wirkungsdauer. Dieses Verfahren war ihm eigenthümlich, und unterschied ihn von allen seinen Collegen vor und während seines Auftretens.

Während er auf der einen Seite ein Freund des kräftigen Einschreitens war, so gewahrt man andererseits schon sehr bald, dass er einzelne Mittel in kleineren Gaben anwandte, und dass sich die Zahl dieser Mittel allmälig vergrösserte, ohne dass er die Kleinheit der Gabe in den ersten Jahren zu einem allgemeinen Princip in der Heilkunst erhoben. Er sammelte zunächst nur Erfahrungen, sorgfältig angestellte Beobachtungen. Lebhaft erinnern diese seine Bemühungen an seine chemischen Arbeiten, in denen er stets das Bestreben an den Tag legt, die Grenzen der Wirksamkeit der Körper kennen zu lernen.

Zur Vorsicht beim Arzneigebrauch ermahnt er an verschiedenen Stellen, beispielsweise bei Cullen: (II. 265) „Wenn ich oben die Anmerkung machte, dass ich glaubte, die Kleinheit meiner Gaben wäre an dem widrigen Erfolge Schuld gewesen, so soll dies

keine Anleitung für Anfänger seyn, ungewöhnlich grosse Gaben Mohnsaft in solchen Fällen zu geben.“ Weiter (II. 496) warnt er vor dem Verfahren Cullen's, welcher „fest überzeugt war, Quecksilber wirke gegen Syphilis durch Verstärkung der Ausleerungen, durch die das Gift aus dem Körper gebracht wird,“ und deshalb den „lange fortgesetzten reichlichen Gebrauch des Quecksilbers“ empfahl. Dieselbe Warnung ertheilt er bei Monro (I. 335) und im Edinburger Dispensatorium. (I. 440). Die Anwendung einer, für die damalige Zeit aussergewöhnlich geringen Arzneimenge findet sich bereits 1787 (Kennzeichen der Güte etc. S. 223) beim Arsen, der in einer Verdünnung mit 30 000 Theilen Wasser äusserlich als gutes Mittel gegen „alte Geschwüre“ angewandt werden soll. Glaubersalz ist „in kleiner Gabe ein noch nicht hinlänglich geschätztes, Urin treibendes Salz.“ (ib. S. 279).

1790 (Cullen II. 289) hat er bei einer 76 jährigen Frau „ein heftiges, wahrscheinlich durch Erkältung entstandenes, nicht mit Unverdaulichkeiten complicirtes Erbrechen“ dadurch schnell geheilt, dass er ihr ein Stückchen Leinwand in Opiumtinctur getaucht auf die Herzgrube legte.

1791 (Monro II. 326) räth er mit den narkotischen Pflanzenarzneien „durchaus in sehr kleiner Gabe“ zu beginnen.

1793 spricht er von der Anwendung des Arseniks, den man damals in Gaben von $^1/_2$—1 Gran mit fürchterlichen Wirkungen hie da gab, so dass Hufeland sich 1796 noch gegen seine arzneiliche Verwendung überhaupt sträubte und mit ihm fast alle Aerzte. 1787 hatte Hahnemann noch geschrieben:[1]) „Seit mehreren Jahrhunderten versuchte man, aber, wie billig, immer mit Zittern, seine ungeheure Wirkung zu arzneilichem Nutzen zu zwingen.“ Er erwähnt dann seine Geschwürsbehandlung und fährt fort: „Wie man aber Wechselfieber damit zu vertreiben suche, will ich wegen des zu befürchtenden Missbrauchs nicht erwähnen.“ So lag ein Bann auf der Arzneianwendung des Arsen's, den Hahnemann für immer gelöst. 1793 also (Apothekerlexicon 1. Theil) räth er nur $^1/_{10}$—$^1/_8$ Gran Arsenik statt der 3—5 fachen Menge zu nehmen. „So wird es späteren Zeiten, wo wir gewissenhaftere, hellsichtigere und behutsamere Aerzte zu erwarten haben, vorbehalten sein, dieses äusserst heftige Gift zu einem äusserst wirksamen Heilmittel in den verzweifeltsten Beschwerden der leidenden Menschheit umzuschaffen.“

---

[1]) Kennzeichen der Güte etc. S. 223; vergl. auch seine Arsenikschrift 1786 S. 38.

In der wiederholt citirten Abhandlung „Ueber ein neues Princip etc." in Hufeland's Journal 1796 S. 434 räth er, das nach seinem Heilgrundsatze passende Mittel nur in so starker Gabe zu verordnen, dass es die zu erwartende künstliche Krankheit kaum merkbar äussere. Von der Belladonna sagt er l. c. S. 386, dass ihre directe Wirkung 12, 24 bis 48 Stunden dauere. „Unter 2 Tagen sollte man daher die Gaben nicht wiederholen." Von Opium ist in gewissen Fällen nur alle 12—24 Stunden eine Gabe nöthig, den Arsenik empfiehlt er nur selten, alle paar Tage zu geben, zu $1/10$ bis höchstens $1/5$ Gran, bei hektischen Fiebern aber nur $1/12$ Gran; die Wirkungsdauer von Aconit ist 7—8 Stunden in gewissen Fällen, der Kampher soll nur alle 36—48 Stunden gegeben werden, Veratrum album alle 5—10 Stunden, Agaricus musc. 12—16 Stunden. „Rhabarber ist bei gewissen Diarrhöen selbst in den kleinsten Gaben" wirksam.

1797 (Edinburg. Disp. I. 239) verordnet er Belladonna zu $1/2$ Gran für 2 Tage bei Erwachsenen, und hält „ein, zwei Gran einer guten Squille in den meisten Fällen für eine volle grosse Gabe,". entgegen dem Edinburger Dispensatorium (I. 519), welches 4—10 Gran anordnet mit der doppelten Menge Salpeters gemischt. Ebendaselbst wird Stramonium gegen „Wahnsinn" bis zu 10 Gran angepriesen Hahnemann sagt dazu: „Die Arten des Wahnsinns sind sehr verschieden, daher auch die Hülfsmittel. Nur in einigen ist es hülfreich, aber nicht in Zehngrangaben; dies wäre viel zu viel von einem guten Extrakte." (I. 541).

1798 will er den Silbersalpeter innerlich nur in Auflösung und sehr verdünnt angewandt wissen. Das Edinb. Disp. dagegen zog die Autorität Boerhaave's an, um ihn in Gaben von 2 Gran mit Brodkrumen und Zucker als Pillen zu empfehlen (II. 230). Weiter spricht dasselbe von den Mitteln, mit denen man die giftigen Eigenschaften des Opium zerstören wollte, ohne seine medicinische Wirkung zu vernichten. Hahnemann: „Will man den stark wirkenden Arzneien ihre Schädlichkeit benehmen, so darf man sie nur am rechten Orte und in der schicklichen Gabe verordnen. Dies ist ihr grosses Korrigens, und ausser diesem giebt es keins."

1799, im Apothekerlexicon, ist seine Ansicht, dass Sabina bei bestimmten Krankheitszuständen schon „in sehr kleiner Gabe" gute Dienste thue. Hyoscyamus hat „in sehr kleiner Gabe, nach meiner Art zu $1/60$—$1/30$ Gran (0,001—0,002) des Dicksaftes in Auflösung gegeben" in näher bezeichneten Krankheitszuständen ge-

wirkt. Von Stramonium genügt in der Regel der 100., ja oft der 1000. Theil eines Gran's des eingedickten Saftes, wenn der Saft gut ist. Von Veratrum album sagt er, dass die Alten grosse Kuren damit verrichtet, die Neueren indess dies Mittel wegen seiner gefährlichen Nebenwirkungen scheuten; die Wahrheit liege in der Mitte, indem diese Arznei in 1000 mal kleinerer Gabe, als die Alten anwandten, eins der schätzbarsten Heilmittel sei.

1800, im „Arzneischatz“, (S. 56) gibt er Rhabarber zu 1/3 bis 1/4 Gran in der Tinctur. Dann räth der englische Autor von einem Aufguss eines Quentchens (3,75 Gramm) Digitalis mit 1/2 Pfund Wasser, 2—3 mal täglich einen Esslöffel voll, zu geben. Hahnemann: „ Dies ist allzu viel gewagt. Da der Verlauf der Wirkung des Fingerhuts wenigstens 3—4 Tage braucht, so sollte man unter 3 Tagen keine neue Gabe reichen. Giebt man dergleichen aber aller 8 Stunden, so ist sie binnen 3 Tagen zur 9 fachen gefährlichen Gabe angewachsen. Dauert aber die Wirkung des Fingerhutes noch länger, wie ich Erfahrungen vor mir habe, so steigt die Gefahr bei jeder in so kurzen Zwischenräumen gereichten Gabe noch höher“ (ib. S. 125).

Da von der Tinctur des Helleborus niger 2 mal täglich ein Theelöffel voll empfohlen wurde, bemerkt Hahnemann: „Diese ungeheure Gabe vermindert man sicher auf das Zwanzigstel. Zwei Tropfen einer so starken, gut bereiteten Schwarz-Christwurzeltinctur bringen schon starke Wirkungen in einem Erwachsenen hervor, und werden alle möglichen Dienste leisten, wo die Tinctur genau angezeigt ist, und wo sie es nicht ist, wird sie in einer so grossen Gabe unausbleiblichen Schaden anrichten“ (ib. S. 167).

Der Autor empfahl eine Latwerge mit Chinarinde. „Eine der unkräftigsten und unangenehmsten Arzneiformen, in der man China geben kann,“ sagt Hahnemann, „ist die Latwerge. Man sollte nicht fragen: wie bringt man die grösste Menge einer Arznei in den Magen? sondern: wie bringt man sie so aufgelöst und wirkungsfähig als möglich in Berührung mit den Nerven des Magens und der Gedärme? Dann hat man sehr wenig nöthig“ (ib. S. 197).

Pillen von Bleizucker mit Opium werden vom Engländer verordnet; man kann bis zu 1 1/2 Gran Blei steigen, auch kann man „einigen Kranken“ gleich anfangs einen Gran, selbst 1 1/2 Gran geben; „doch ist es besser, mit der kleinsten Menge anzufangen.“ Hahnemann: „Wie schwankend ist nicht der Verfasser hier, bei einem so wichtigen Gegenstande! Bald kann man mit 1 1/2 Gran

gleich anfangen, bald ist es besser, nur mit der kleinsten Menge zu beginnen. Ueberhaupt thäte man weit sicherer, dieses nicht gleichgültige Metall nie in Pulver, nie in Pillen, sondern immer in Auflösung zu geben und nie den Bleizucker dazu zu wählen, der immer im Magen gleich wieder niedergeschlagen wird. Besser das Hornblei in 100 Theilen kochendem Wasser aufgelöst, welches wenigstens durch kochsalzige und luftsaure (kohlensaure) Stoffe nicht präzipitirt wird. Hiervon wird man finden, dass ein oder 2 Tropfen auf die Gabe alles ausrichten, was von Bleipräparaten überhaupt zu erwarten ist. Sind sie nicht angezeigt, was hilft da alles empirische Steigen mit so grossen Quantitäten, als die hier angegebenen sind? Schaden kann, wird und muss es!" (Ib. S. 217.)

Es wird Kupferammoniak in Pillenform angerathen, anfangs eine, bis „so viel als der Magen vertragen kann". Hahnemann: „Schreiber dieses ist überzeugt, dass wir ein so mächtiges Metall nie in trockner Gestalt dem Magen anvertrauen sollten, welches in Auflösung, als Kupfervitriol, schon in 100mal kleinerer Gabe, als die hier verordneten Pillen sind, genommen, eine auffallende Wirkung auf das ganze Nervensystem fast augenblicklich äussert" (ib. S. 259).

Bei einer andern Verordnung (3 Quentchen Simarubarinde, „wenn es der Magen verträgt") spricht er: „Müssen denn die Gaben der Arzneien so hoch seyn, dass sie beim Einnehmen fast wieder oben heraus wollen? Solche veterinarische Menschenkuren, solche rohe, grobe Behandlung des zarten menschlichen Körpers zeigten von jeher auf Null am Lichtmesser der medicinischen Aufklärung. Das passende Mittel wirkt in unglaublich kleinerer Menge Hülfe, ohne gewaltsame Erschütterung" (ib. S. 279).

Gegen Periostit. syphil. sollte eine halbe Unze Kellerhalsrinde (Daphne mezer.) mit 6 Pfd. Wasser auf 4 Pfd. eingekocht und davon täglich 1/2 Pfd. getrunken werden. Der Vater dieser Verordnung hatte noch stärkere Gaben vorgeschlagen. Hahnemann: „Und gleichwohl ist die Gabe noch 6mal zu gross. Nur nicht nach Gutdünken die Verordnungen gemacht, bitte ich! und die Natur und Erfahrung hübsch erst um Rath gefragt. — Versteht sich, dass man nicht vieljährig verlegne und grob zerkleinerte Wurzelrinde dazu nehme. — Doch, wie soll sich der Arzt um das alles bekümmern? wie das alles verstehen? Genug, dass er diess dem Apotheker und dieser es dem Gesellen[1]), dem Lehrjungen oder dem Stösser, genug, dass er

[1]) „Geselle" war damals statt „Provisor" gebräuchlich.

es dem gewöhnlich zarten Gewissen eines dieser Miethlinge überlässt“ (S. 321).

Es handelt sich um Pillen aus Coniumextract etc. Hahnemann: „Den Magen darf man nicht anklagen; der Arzt ist Schuld, der nicht weiss, dass ein aufgelöseter Dicksaft in viel 100 mal kleinerer Gabe gereicht werden müsse, und dann ebenso viel leiste als die viel 100 mal unkräftigeren Pillen“ (S. 371).

Weiter liest man: „Der Verfasser scheint nicht zu wissen, in welcher unglaublich kleinen Menge die Meerzwiebel schon ansehnliche Wirkung leistet.“

Ueber die Arsenikdosis macht Hahnemann 2 Anmerkungen: „Zwei Tropfen (damal. Sol Fowleri) enthalten ungefähr $^1/_{60}$ Gran Arsenik und folglich 20 Tropfen $^1/_6$ Gran Arsenik; eine in allen Fällen doch viel, viel zu hohe Gabe für Junge und Alte, vorzüglich da diess in 24 Stunden 2 — 3 mal wiederholt werden soll, wozu ich gar nicht rathen kann, aus vielfältiger Erfahrung überzeugt“ (S. 393), und dann:

Es fällt die Bemerkung, dass Arsenik, als Arznei gegen Wechselfieber, schlimmer als dieses sei. Hahnemann: „In der rohen Hand unserer gewöhnlichen Aerzte. Darin hat Baker vollkommen Recht. Hiervon aber abstrahirt, ist das unbedingte Lob des Arseniks in (unbestimmten) Wechselfiebern ebenso ungerecht, als ungerecht die unbedingte Verwerfung desselben ist. Schon a priori kann man fest überzeugt seyn, dass eine kräftige Substanz, die man in alle mögliche Gaben (in der Auflösung) verkleinern kann, in gewissen, bestimmten, individuellen Krankheitszuständen das passendste, unschädlichste Heilmittel seyn müsse. Diese Zustände aber auszufinden, und ein Zehnmilliontheil einer Arznei zu geben, ist unsrer heutigen Aerzte Sache nicht, deshalb ist auch der Arsenik nicht für unsere heutigen Aerzte“ (ib. S. 396).

So vergrösserte sich im Laufe der Jahre immer mehr die Zahl der auf die Grenzen ihrer Wirksamkeit geprüften Arzneien, und die Resultate der eifrigen und vorsichtigen Untersuchungen unseres genialen Forschers drängten immer mehr zu der Ueberzeugung, dass die bisher als Norm angenommene Gabengrösse nicht die maassgebende sein könne. Kein Geschichtsbuch berichtet, keine Schrift zeigt uns, dass je ein Arzt mit solch eifrigem Bemühen um Richtigstellung der Gabenlehre geforscht habe, als wir dies bei dem scharf blickenden, unermüdlich nachdenkenden Hahnemann sehen.

Nach seiner eigenen Angabe hatte er bemerkt, dass diejenigen Arzneien, welche nach seinem Princip gewählt waren, zu den erkrankten Theilen also in einer specifischen Beziehung standen, und diese eben deshalb in besonderem Maasse zu beeinflussen geeignet waren, hie und da selbst in solcher kleinen Menge noch stärker einwirkten, als ihm dienlich schien. Er ging deshalb in der Verkleinerung der Arzneigabe noch weiter. Hier ist aber die Frage von der grössten Wichtigkeit: Wie ging er dabei zu Werke? Nahm er etwa den 10 millionentel Theil eines Grans Arznei auf die Nadelspitze und legte ihn auf die Zunge des Patienten? Theilte er dann ein solches Atom mit irgend einem Werkzeuge in wieder 100 neue Partikel und nahm davon wieder einen einzigen als die zu verordnende Arznei?

Sein Verfahren war dieses: Er nahm einen Theil Arzneisubstanz, und vermengte ihn innig mit einer bestimmten Menge eines geeigneten Vehikels: Milchzucker, Wasser, Alcohol. Von dieser Bereitung nahm er einen Bruchtheil, und vermischte ihn durch sorgfältiges Reiben resp. Schütteln mit einem neuen Quantum Milchzucker etc. Von diesem Präparat verrieb oder schüttelte er wieder einen Theil mit dem passenden Vehikel etc.

Im Jahre 1801[1]) räth er, bei bestimmten Gehirnerscheinungen im Scharlach Opiumtinctur zu geben, und diese auf folgende Weise zu bereiten. Ein Theil dieser Tinctur wird mit 500 Theilen Alcohol geschüttelt, und hiervon wird ein Tropfen mit 500 Tropfen Weingeist innig vermischt. Von dieser Bereitung nimmt der Kranke tropfenweise. Wir wollen hier sogleich anführen, dass Hahnemann später diese Procedur methodisch regelte, indem er einen Theil Arzneisubstanz mit 99 Theilen Milchzucker oder Weingeist verrieb resp. schüttelte; von dieser Zubereitung verarbeitete er wieder einen Theil mit 99 Theilen Vehikel, verfuhr dann mit diesem Präparat in derselben Weise und so fort. Dieses war die erste, zweite, dritte etc. Verreibung oder Verdünnung, oder wie Hahnemann später sagte, „Potenz".

Solcher Weise verfertigte Arzneien wandte er nicht mit derselben Absicht an, wie die andern Aerzte. Solche Arzneibereitung rieth er nicht an, um Erbrechen und Purgiren zu erregen, nicht bei Betäubungsmitteln; er wollte damit auch nicht „das Blut von den Schärfen reinigen" oder den „im Entzündungsblut vorwaltenden

---

[1]) Heilung des Scharlachfiebers S. 13.

Sauerstoff binden". Er hatte nicht die Absicht, „Schleim einzuschneiden", „Verstopfungen zu lösen", „Verhärtungen zu schmelzen" oder gar Parasiten auf diese Weise zu vernichten. Er hatte gefunden, dass bei Arzneien, die auf seine Weise gewählt waren, die also keine Revolution im Körper hervorzubringen hatten, solche Arzneibereitungen vortheilhaft auf den Heilungsvorgang einwirkten. Anfangs war er selbst am meisten von Staunen über diese Entdeckung ergriffen, die er wiederholt „unerhört", „unglaublich" nannte. Desto sorgfältiger controlirte er sich selbst, und fand nicht nur Bestätigung, sondern noch Erweiterung seines merkwürdigen Fundes. In den ersten Jahren dieser Entdeckung legte er die Betonung auf das Gewicht der Arznei, welches seine Präparate enthielten, und erzählte der erstaunten Welt von der Wirkung, die ein Milliontel, Billiontel etc. Theil eines Grans Arznei hervorbrächte.

1801 empfahl Hahnemann Belladonna gegen Scharlach in einer Form, welche der 3ten—4ten Bereitung entsprach, ebenso Chamomilla bei gewissen Erscheinungen.[1])

In seiner „Heilkunde der Erfahrung" 1805 erklärt er: „Wie sehr sich aber die Empfindlichkeit des Körpers gegen Arzneien in Krankheiten erhöhe, hiervon hat nur der genaue Beobachter einen Begriff. Sie übersteigt allen Glauben, wenn die Krankheit einen hohen Grad erreicht hat." . . . „Auf der andern Seite ist es so wahr als erstaunenswürdig, dass selbst die robustesten Personen, welche mit chronischen Uebeln behaftet sind, ihrer übrigen Körperstärke ungeachtet, . . dennoch, sobald ihnen das für ihr chronisches Uebel positiv hülfreiche Arzneimittel gereicht wird, von der kleinstmöglichen Gabe eben so vollen Eindruck erfahren, als wären sie Säuglinge."[2])

Im Jahre 1806 schreibt er in Hufeland's Journal (St. 3 S. 40) in einem Aufsatze: „Was sind Gifte? Was sind Arzneien?" (Zum völligen Verständniss dieses Aufsatzes sei vorbemerkt, dass von Hecker 1796, und von Andern der Vorwurf gegen Hahnemann gemacht worden war, er riethe gefährliche Gifte, die von Störck eingeführten Narkotika, als Arzneien an, und es sei deshalb vor ihm zu warnen, worüber wir im Capitel „Bekämpfung" noch Näheres erfahren werden. Bekanntlich führte Störck Aconit, Belladonna, Hyoscyamus, Colchicum,

---

[1]) Heilung des Scharlachfiebers S. 24. 29. 39.

[2]) Stapf II. S. 37 und 38.

Stramonium, Conium, Pulsatilla in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Arzneischatz ein, und fand dabei später in Hahnemann seine wirksamste Unterstützung. Noch 1810 schreibt ein Autor in Hufeland's Journal (St. 9 S. 80): „Die Störck'schen, Hahnemann'schen und andere Unternehmungen sind indessen nur als verdächtige Wagestücke berühmt geworden.")

Hahnemann also schreibt: „Hat uns die Natur etwa das Gesetz gegeben, einen Scrupel, einen Gran für die kleinste und passendste Gabe aller, auch der kräftigsten Arzneien zu halten? Hat sie nicht Kenntnisse und Mittel in unsere Hände gegeben, um die kräftigeren und kräftigsten Substanzen in kleineren und kleinsten Gaben einzurichten, und sie zu einem Zehntelgrane, die kräftigeren zu einem Hundertelgrane, einem Tausendtelgrane, die hochkräftigen zu einem Million — Billion —, auch wohl zu einem Trilliontelgrane, Quadrilliontelgrane und Quintilliontelgrane? Der Umstand, dass die Arzneien nur in verschiedenem Gewichte für den menschlichen Körper angemessene Heilmittel werden, kann doch für den Klugen keinen Grund abgeben, die kräftigeren, das ist, die nur in kleineren Gaben brauchbaren Arzneien mit dem Pöbelnamen Gift zu brandmarken, und so gerade die für viele der schwierigsten Fälle unentbehrlichsten Heilmittel, jene grossen Geschenke Gottes unter die Füsse zu treten . . . Ich leugne nicht, dass ich oft von Wehmuth ergriffen ward, wenn ich die harten Worte vieler sogenannter Aerzte über die köstlichen Bemühungen des Freiherrn Anton von Störck las: „wir verschmähen diese Giftpraxis." War dieses nie genug zu lobende Unternehmen, uns Heilmittel zu geben, die uns noch ganz fehlten, und die nie durch andere Substanzen zu ersetzen sind . . . war dieses menschenfreundliche, mit vielem Erfolge begleitete Unternehmen nicht vielfach gewundener Bürgerkronen, nicht der glänzendsten Ehrensäule werth? Wir mussten ihm danken — durch Benutzung seiner Geschenke, aber in behutsameren Gaben und noch strengerer Auswahl der für diese kräftigen Pflanzen geeigneten Krankheitsfälle."

„Kein vernünftiger Mann, der nur irgend auf die Würde eines wissenschaftlichen, vorurtheilsfreien Arztes Anspruch machen will," sollte Arzneisubstanzen als „Gifte" verschmähen, die er durch passende Zubereitung zu Heilmitteln machen könne. „Wo der Pöbel nur Gegenstände des Abscheus zu erblicken wähnt, da sieht der Weise Gegenstände der tiefsten Verehrung . . . Sapere aude!"

Dieses sein stolzes Motto, das er sich mit Recht gewählt, zeigt er hier zum ersten Mal.

Im Verfolg dieses Gegenstandes hatte Hahnemann gefunden, dass die Arzneikraft nicht proportional dem Quantum sich verhalte, dass also die doppelte oder dreifache Menge nicht die doppelte oder dreifache Wirkung äussere; die Abnahme der Arzneiwirkung hielt nicht gleichen Schritt mit der Abnahme des Stoffgehaltes. Ja noch mehr! Er fand, dass durch die angegebene Bereitungsweise die Tauglichkeit vieler Arzneien zu Heilzwecken, statt abzunehmen, geradezu entfaltet wurde, dass solcher Art bereitete Heilagentien eine Wirkung äusserten, welche mit rohen Substanzen nicht erzielt werden können. Es stellte sich ferner die überraschende Thatsache heraus, dass Arzneikörper so viele Bereitungsstufen durchlaufen konnten, dass weder Physik noch Chemie einen Stoffgehalt in ihnen zu entdecken im Stande waren, und doch wohnte ihnen grosse Heilkraft inne. Stark giftige Substanzen konnten solcher Weise zu wohlthätigen, nie schadenden Heilmitteln umgewandelt werden, und leicht zersetzbare und dadurch unwirksam werdende Stoffe konnten in eine Form gebracht werden, in der sie der Zersetzung nicht mehr ausgesetzt waren, und sie blieben oder vielmehr wurden dadurch erst mächtige Heilwerkzeuge in der Hand des unterrichteten Arztes.

Dies ist die grösste Entdeckung Hahnemann's, einer der wichtigsten Funde, die je menschlicher Forschergeist zu Tage gefördert. Hierdurch allein schon wurde er einer der grössten Wohlthäter der Menschheit; eine gänzliche Umwälzung auf dem Gebiete der inneren Arzneikunst ist dadurch unausbleiblich, und vollzieht sich trotz der von der Universitätsmedicin und ihren bedingungslosen Anhängern eifrig entgegengestellten Hindernisse zum Wohle der leidenden Menschheit immer mehr und mehr.

Ohne Zweifel wird mit der Zeit die Erklärung der Wirkungsmöglichkeit solcher Arzneibereitungen auf naturwissenschaftlichem Wege gefunden werden.

Hahnemann's Standpunkt zu den medicinischen Hülfswissenschaften und seine Krankheitsauffassung.

Dass Hahnemann nicht ein Verächter der Physik und Chemie war, hat er genügend bewiesen, er überragte hierin alle seine Collegen, wofür seine Schriften als gründliche Zeugen eintreten,

ohne dass es nöthig wäre, das Zeugniss Hufeland's anzurufen, welcher ihn für den besten Chemiker unter den damaligen Aerzten erklärte. Er war auch nicht müssig, diese Hülfswissenschaften bei der Krankenbehandlung in Anwendung zu bringen, wie einzelne Stellen seiner Schriften zu erkennen geben; selbst grössere Arbeiten hat er zu diesem Behufe angestellt, so „Ueber die Galle und Gallensteine," wie wir bereits hörten.[1]) Aus einem soeben erschossenen Menschen nahm er schnell Leber mit Gallenblase heraus, und untersuchte die Einwirkung verschiedener Chemikalien auf die Galle, um daraus Schlüsse zu ziehn auf die Anwendbarkeit dieser Agentien bei Lebererkrankungen. Seine Versuche, die Ergebnisse der Hülfswissenschaften am Krankenbette zu verwerthen, haben ihn sehr bald von der Erfolglosigkeit dieser Bemühungen überzeugt; die wissenschaftliche Forschung hatte noch keinen festen Boden betreten, und die Vermuthung und Speculation überwucherten das Wissen. Wichtig ist die Frage: wie dachte er über den Einfluss der Chemie und Physik auf die Entwicklung der Medicin?

Hierauf antwortet er mehrere Male, in Hufeland's Journal[2]) folgender Weise: „Ein angesehener Lehrer der Dynamologie[3]) versichert uns: ‚Wir müssen zur Urquelle der Krankheit hinaufsteigen, der veränderten Mischung und Form der Materie.' Dieser ontologische Satz mag aber dem mit der Naturwissenschaft überhaupt und der wahrscheinlichen Einrichtung unseres Organismus vertrauten Denker der Wahrheit a priori so nahe als möglich vorkommen; der praktische Arzt kann ihn durchaus nicht brauchen; er kann auf die Behandlung der einzelnen Krankheiten nicht angewandt werden. So ist, was Bruce von den entferntesten Quellen des Nils berichtet, im Delta von keinem praktischen Nutzen. Indessen hat dieser Naturlehrer sich in seiner speciellen Ansicht der Krankheiten, vorzüglich der Fieber, den reinen Diktaten der Erfahrung weit mehr genähert als man erwartet hätte, und hier dem blos Wahrscheinlichen weit weniger Rechte eingeräumt, als seine absprechenden und allgläubigen Vorgänger. Leitet auch noch Systemliebe jeden seiner Schritte, so zeigt er doch überall redlich an, wo die Abstraction den Erfahrungssätzen entgegenstrebt, und hat weise

[1]) Crell's chem. Annalen 1788. Bd. 2, St. 10.

[2]) 1801 Bd. 11. St. 4.

[3]) Hier scheint Reil gemeint zu sein. Vergl. dessen „Erkenntniss und Kur der Fieber." Halle und Berlin. 5 Bde. 1799—1815, sowie dessen Archiv für Physiologie. Halle 1796—1815.

Achtung für diese. Der arzneiliche Denker kann sich bei ihm bilden, aber wenn er vors Krankenbett tritt, so vergesse er nicht, dass jene Ansichten nur individuelle Vorstellungsarten, nur Winke waren, und dass kein Heilmittel aus ihnen gefolgert werden kann." Sehen wir von dem verunglückten Vergleich mit dem Nil ab, so hat Hahnemann mit diesen kurzen Worten eine treffliche Kritik der Reil'schen Bestrebungen gegeben. Sein, im Gegensatz zu fast allen andern Aerzten, jeder Speculation feindlicher Thatsachensinn erkannte den Werth des inductiven Vorgehens Reil's, erkannte aber auch, wie seine Schritte in den Fesseln der Naturphilosophie behindert waren. Wenige Zeitgenossen haben Reil so richtig beurtheilt wie Hahnemann. Auf der andern Seite thut er den bedenklichen Ausspruch: „Der praktische Arzt kann dieses Wissen nicht gebrauchen ... kein Heilmittel kann daraus gefolgert werden." Für damals richtig; aber auch für die Zukunft? Das ist eine Frage, welche die ganze Forschungsrichtung, welche über die Grundlage der ganzen Medicin entscheidet. Möge Hahnemann selbst antworten, und uns die Grundlinien seiner Bestrebungen zeichnen. Eine solche Antwort gibt er im Organon (2. Auflage Vorerinnerung):

Vorher ist zu erinnern, dass „Erfahrung" gleichbedeutend ist mit Forschung, „Erfahrungswissenschaften" dasselbe sind, wie heute „inductive Wissenschaften." Was wir heute „Erfahrung" nennen, wurde mit „Empirie" bezeichnet. Zugleich vergegenwärtige man sich die verschiedenen medicinischen Systeme, von denen allen in in den Vorstellungen der Aerzte Bestandtheile zurückgeblieben, und den Unterricht der zu dieser Zeit in der höchsten Blüthe stehenden Naturphilosophie.

„Die Aerzte sind meine Menschenbrüder; gegen ihre Person habe ich nichts. Die Arzneikunst ist mein Gegenstand."

„Es kömmt darauf an, zu untersuchen, ob die bisherige Arzneikunst in allen ihren Theilen blos aus dem Kopfe, aus Selbsttäuschung und Willkür, oder ob sie aus der Natur hergenommen war."

„Ist sie blos ein Erzeugniss speculativer Vernünftelei, eigenmächtiger Satzungen, hergebrachter Observanzen und willkürlicher Annahmen aus vieldeutigen Erscheinungen gezogen, so ist und bleibt sie ein Nichts und zählte sie auch ihr Alter zu Jahrtausenden und wäre mit den Freiheitsbriefen aller Könige und Kaiser der Erde behangen."

„Die wahre Heilkunst ist ihrer Natur nach eine reine Er-

fahrungswissenschaft und kann und darf sich daher blos an lautere Thatsachen und die für ihren Wirkungskreis gehörigen, sinnlichen Erscheinungen halten, denn alle die Gegenstände, die sie zu behandeln hat, werden ihrer sinnlichen Wahrnehmung deutlich und genüglich durch die Erfahrung gegeben; Kenntniss der zu behandelnden Krankheit, Kenntniss der Wirkung der Arzneien und wie die erkannten Wirkungen der Arzneien auf die Vertreibung der Krankheiten anzuwenden sind, alles dies lehrt einzig und hinreichend die Erfahrung; nur aus reinen Erfahrungen und Beobachtungen können ihre Gegenstände entnommen werden, und sie darf sich keinen einzigen Schritt aus dem Kreise reiner, wohlbeobachteter Erfahrungen und Versuche wagen, wenn sie vermeiden will, ein Nichts, eine Gaukelei zu werden."

„Dass die ganze bisherige innere Arzneikunst aber, ob ihr gleich schon Millionen an sich oft brav gesinnter Aerzte diese drittehalb Tausend Jahre hindurch, in Ermangelung etwas Bessern, angehangen haben, dennoch in allen ihren Theilen ein höchst thörichtes, zweckwidriges, durchaus nichtiges Wesen ist, können schon folgende, wenige, unwiderlegliche Betrachtungen lehren."

„Der blosse Verstand vermag kein Ding an sich (a priori) zu erkennen, keinen Begriff vom Wesen der Dinge, von Ursache und Wirkung aus sich allein zu entwickeln; jedem seiner Sprüche über das Wirkliche müssen stets sinnliche Wahrnehmungen, Thatsachen und Erfahrungen zum Grunde liegen, wenn er Wahrheit zu Tage bringen will. Entfernt er sich in seiner Thätigkeit auch nur mit einem einzigen Schritte von der Hand der Wahrnehmung, so befindet er sich schon im endlosen Reiche der Phantasie, und der willkürlichen Vermuthungen, der Mütter des verderblichen Wahns und des absoluten Nichts."

„In schlichten Erfahrungswissenschaften, in Physik, Chemie und Arzneikunst, kann deshalb der blos speculirende Verstand gar keine Stimme haben; er erzeugt da, allein handelnd, und eben dadurch in leere Vermuthung und Phantasie ausgeartet, blos abentheuerliche Hypothesen, die in Millionen Fällen Selbstbetrug und Lüge sind und ihrer Natur nach sein müssen."

„Dies war bisher das erhabene Gaukelspiel der sogenannten theoretischen Arzneikunst, in welcher apriorischer Begriff und Vermuthungskünstelei eine Menge stolzer Lehrgebäude errichtete, die blos zeigten, was jeder ihrer Urheber über Dinge, die nicht gewusst

werden können, und die nicht zum Heilen erforderlich sind, geträumt hatte."

„Aus diesen über alle Erfahrung sich hinweg schwingenden, sublimen Systemen konnte die medicinische Praxis nichts zum wirklichen Curiren brauchen. Sie ging daher ihren eigenen Weg nach den hergebrachten Vorschriften ihrer Bücher, wie man's bisher mit dem Curiren gehalten habe und nach dem Vorgange ihrer praktischen Gewährsmänner, unbekümmert, wie diese selbst, um die Aussprüche naturgemässer Erfahrung, unbekümmert um ächte Gründe zu ihren Handlungen und zufrieden mit dem Schlüssel zur bequem eingerichteten Praxis, dem Recepttaschenbuche, dreist an's Krankenbette hin."

„Eine gesunde, vorurtheilslose, gewissenhafte Beurtheilung dieses Unwesens sieht leicht ein, dass, was bisher Arzneikunst hiess, blos ein gelehrt klingendes Machwerk war, von Zeit zu Zeit, wie Gellert's Hut in der Fabel, nach Mode umsystematisirt, im Innern des Curwesens selbst aber immer dasselbe blinde, zweckwidrige Verfahren."

„Eine natur- und erfahrungsgemässe Heilkunst gab es nicht. Alles war in der bisherigen Arzneikunst erfahrungswidriges Kunstwerk und Erdichtung im Wahrscheinlichkeitsgewande."

„Das Heil-Objekt (die Krankheit) ward nach Willkür in der Pathologie erschaffen. Man setzte eigenmächtig fest, was es für Krankheiten, und wie viel es ihrer der Zahl und welche der Form und Art nach es geben solle; — man denke! die sämmtlichen Krankheiten, welche von der unendlichen Natur bei dem, tausend verschiedenen Lagen ausgesetzten Menschen in nie voraus zu bestimmenden Abänderungen, unendlich vielfach hervorgebracht werden, diese verschnitzelt der Patholog so weit, dass nur eine Handvoll selbst geformter draus werde!"

„Man definirte recht überklug die Krankheiten apriorisch und legte ihnen übersinnliche Substrate unter, gestützt nicht auf Erfahrung (wie sollte auch eine deutliche, reine Erfahrung solche phantastische Träume beglaubigen?) nein! auf ein vermeintliches Einschauen in die innere Natur der Dinge und des unsichtbaren Lebensprocesses verliess man sich (was doch jedem Sterblichen versagt ist)."

„Um nun auch etwas über die Heilwerkzeuge festzusetzen, abstrahirte man die Kraft der einzelnen Arzneien in der Materia medica aus physischen, chemischen und andern fremdartigen An-

sichten, auch aus Geruch, Geschmack und Aeusserem, am freigebigsten aber aus den unreinsten Erfahrungen am Krankenbette, wo im Tumulte der Krankheitssymptome blos gemischte Recepte bei unvollständig beschriebenen Krankeitsfällen gebraucht worden waren; — man denke! die unsichtbar im innern Wesen der Arzneien verborgene und nie anders als bei ihrem Einwirken auf den gesunden Menschen sich rein und wahr aussprechende, dynamisch geistige Kraft derselben, Menschenbefinden umzuändern, decretirte man eigenmächtig, ohne die Arzneien auf diesem einzigen Wege reiner Versuche darüber auszufragen und anzuhören!"

„Was man so von den Arzneien abstrahirt, gemeint, vermuthet (erdichtet) hatte, lehrte nun die Therapie auf die angeblichen Grundursachen der Krankheiten oder auf einzelne Symptome derselben im Gegensatze (contraria contrariis), dem Hypothesenkünstler Galen zufolge und der Natur zuwider, anwenden, und hielt eine solche Lehre schon für überflüssig begründet, wenn man recht vornehme Autoritäten dafür anführen konnte."

„Alle diese naturwidrigen Menschensatzungen wurden nun, mit allen Arten unlogischer, falscher Schlüsse zusammengekettet, von der edeln Divisions-, Subdivisions- und Tabellations-Kunst in die schulgerechten Formen gezwängt, und, siehe! das erkünstelte Machwerk, die Arzneikunst, stand fertig da, als das natur- und erfahrungswidrigste Wesen, was sich nur denken lässt, ein blos aus Meinungen und von den tausend verschiedenen Vermuthungs-Köpfen aus den verschiedensten Meinungen zusammengesetztes Gebäude, in allen seinen Theilen eine reine Nichtigkeit, eine bedauernswürdige Selbsttäuschung, ganz geeignet, Menschenleben durch blinde, zweckwidrige Curen zu gefährden, unablässig verspottet von den weisesten Männern aller Jahrhunderte und belastet mit dem Fluche, das nicht zu sein, wofür sie sich ausgiebt, und das nicht leisten zu können, was sie verspricht."

„Nüchternes, vorurtheilsloses Nachdenken kann uns dagegen leicht überzeugen, dass die richtige Ansicht jeden zu heilenden Krankheitsfalles, die Bestimmung der ächten Kräfte der Arzneien, die Anpassung derselben auf jeden Krankheitszustand und ihre nöthige Gaben-Grösse, kurz, die ganze, wahre Heilkunst, nie das Werk selbstgenügsamer Vernünftelei und trüglicher Meinungen sein dürfe, noch könne, sondern dass die Erfordernisse dazu, die Materialien sowohl als die Gesetze zu ihrer Handhabung blos in der sinnlich wahrnehmbaren Natur, in aufmerksamen, redlichen Be-

obachtungen und möglichst reinen Versuchen und sonst nirgends zu finden sein und hierin einzig, ohne verfälschende Zumischung von willkürlichen Satzungen, treu gesucht werden müssen, wie es dem hohen Werthe des theuern Menschenlebens angemessen ist."

„Man sehe zu, ob meine gewissenhaften Bemühungen auf diesem Wege die ächte Heilkunst gefunden haben."

Den grossen Unterschied, welcher Hahnemann von der späteren naturhistorischen Schule trennte, drückt er selbst mit einem einzigen kleinen, aus nur 3 Buchstaben bestehendem Wörtchen aus. Dieses Wörtchen heisst „und". Hahnemann spricht von „Chemie, Physik und Arzneiwissenschaft;" jene sagte: Arzneiwissenschaft ist angewandte Chemie und Physik, und stellte die Medicin auf die Höhe dieser beiden Wissenschaften.

In noch grösseren Gegensatz setzte sich Hahnemann zu dieser allmälig erstarkenden Schule durch seinen Dynamismus. In den ersten Dezennien seines Arbeitens und Forschens nur von materiellen Begriffen ausgehend, hatte er allmälig dynamische Ansichten gewonnen, und zwar hatten sich diese als Consequenz seiner Arzneibereitungslehre bei ihm ausgebildet.

Die chemischen und physicalischen Krankheitsveränderungen waren ihm Folge krankhaft veränderter Lebenskraft. „Die Krankheiten sind als dynamische Verstimmungen des Lebenscharacters unseres Organismus aufzufassen, daher müssen sie durch dynamische Veränderung machende Potenzen geheilt werden." Ferner: „Die Krankheiten beruhen auf keinem Stoffe, keiner Schärfe, das ist auf keiner Krankheitsmaterie, sondern sie sind einzig geistartige Verstimmungen der geistartigen, den Körper des Menschen belebenden Lebenskraft."[1]) Sodann: „Daher ist die Krankheit, die nicht der Chirurgie anheimfällt, als ein vom lebenden Ganzen, vom Organismus und der ihn belebenden Lebenskraft gesondertes, innerlich verborgenes, obgleich noch so fein materielles Ding gedacht, ein Unding." (ib. S. 85).

Kraft ohne Stoff ist undenkbar. Die dem Organismus innewohnende Lebenskraft, welche die gerade herrschende Richtung leugnet, müsste deshalb an einen, allerdings unendlich fein vertheilten Stoff gebunden sein.

---

[1]) Organon 5. Auflage S. VII.



Im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts erscholl in Frankreich, vom vierten Decennium an in Deutschland allmälig Nachhall findend, ein Losungsruf unter den medicinischen Forschern, welcher hiess: „Localisiren," den Sitz der Krankheit suchen! Hahnemann hielt die meisten Krankheiten für Allgemeinaffectionen. So ging die allgemeine Strömung, der wir Grosses zu verdanken haben, abseits von seinem Standpunkte.

Um aber die Abtrennung von der Allgemeinheit vollständig zu machen, erschienen 1828 seine „Chronischen Krankheiten, ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung." Hahnemann hatte seit Jahren unablässig, wie er sagt, darüber nachgedacht, worin die Ursache zu suchen sei für die Erblichkeit von Krankheiten, woher es komme, dass der Eine zu Hauterkrankungen, der Andere zu Lungen,- Nerven,- Verdauungs,- etc.-Leiden neige, warum chronische Krankheiten oft so hartnäckig den scheinbar bestgewählten Maassnahmen Widerstand leisten. Die Gesundheitspflege gibt keine genügende Erklärung. Die leere Redensart, „das ist angeerbt," „das ist Krankheitsanlage," womit die Tausende von Aerzten über diese wichtige Frage hinweg gegangen sind und noch hinweggehn, genügte seinem Forschergeiste nicht. Er wollte an ihre Stelle etwas Fassbares finden; und das war gewiss ein lobenswerthes Bestreben. Wir haben oben gesehn, welche Ansichten man damals von der „Krätze" hatte und von ihren Folgen. „Krätze" war eine Diagnose, welche weit über die Grenzen unseres heutigen Begriffes Scabies, Krätze, hinausging. Hahnemann war ein Freund der Geschichte der Medicin, und durchstudirte gern die medicinischen Schriftsteller. Hierbei stiess ihm als die häufigste Ursache für die chronischen Krankheiten die „Psora", „Krätzsiechthum" auf, wofür er als Beweis 13 Seiten mit Citaten anfüllte, worunter Namen wie Fr. Hoffmann, Morgagni, J. Fr. Gmelin, Hundertmark, L. Ch. Juncker, Sauvages, E. Hagendorn, Lentilius, Reil und viele andere, welche zusammen fast alle Krankheiten als Folgen von Psora beobachtet hatten, wie aus den ausführlichen Angaben Hahnemann's zu ersehen. So hatte sich ihm allmälig der Gedanke aufgedrängt, dass den Hautkrankheiten ein „Etwas" zu Grunde liege, welches auch andere Krankheiten zu erzeugen im Stande sei, und von Generation zu Generation sich forterbend die entfernte Ursache für viele Krankheiten bilde. Ausser dieser Psora blieben noch als Grundursachen übrig die Sycosis, mit dem Tripper zusammenhängende Erscheinungen, und Syphilis. Wenn auch etwas Wahres in diesen

Ansichten enthalten sein mag, so ging doch Hahnemann damit weit über die Wirklichkeit hinaus und gerieth in einen grossen Irrthum.

Von seinen Anhängern fand Hahnemann sehr bald die heftigste Opposition. So schreibt Griesselich im Jahre 1836:[1]) „Ich habe mich bei allen Homöopathen genau danach erkundigt, ob sie die Psora als ein solches Urübel anerkannten, und muss gestehn, dass ich mich nicht eines einzigen erinnere, welcher darin beistimmte.“ Ebenso wurde 1837 von der homöopathischen Centralversammlung in Frankfurt a. M., welcher Medicinalrath Rau präsidirte, diese Lehre verworfen.[2]) Darin aber fand Hahnemann keinen Widerspruch, dass seine sogenannten antipsorischen Arzneien eine mächtige Heilkraft besitzen.

Offenbar hatte Hahnemann — wir erklärten es wiederholt — bei grossen Verdiensten auch seine Schwächen, wie jeder Mensch und alle Geistesheroen. Gerade solche mit ungewöhnlicher Kraft ausgestatteten Reformatoren haben höckrige Schädel und knorrige Charactere, und wer ihre Rauhigkeiten angreift, und sie dadurch zu vernichten sucht, erzielt denselben Erfolg, wie jene Mücke in der Fabel, welche den schlummernden Löwen tödtete: noch während ihres Siegesgeschrei's erhebt er sich und schreitet kraftvoll einher.

Hahnemann und die Apotheker.

Hahnemann's Arbeiten zur Verbesserung der Apothekerkunst zeigen, wie hoch er diesen Zweig des Wissens schätzte, und wie wichtig es ihm erschien, dass dem Arzte möglichst gute Heilwerkzeuge zu Gebote stehen. So schreibt er unter Andern im Apothekerlexicon (I. 52. 53): „Richtig eingesammelte und in ihrer ganzen Kraft aufbewahrte einfache Mittel und einfache Zubereitungen in der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit verfertigt, sind der höchste Schmuck einer guten Officin; — diese sich vom Publikum im vollen Preise bezahlen lassen, ist eine unnachlässige, höchst billige, ich möchte sagen, geringe Forderung; aber verlegene, kraftlose oder wohl gar

[1]) „Frescogemälde“ I. S. 92.
[2]) Schmidt's Jahrbücher 17. S. 383.

falsche Simplicien und elend gepfuschte, wohl gar unter der Arbeit zu Gift gewordene Zubereitungen selbst unter der Hälfte der Taxe verkaufen, heisst mehr als Wucher treiben, heisst in vielen Fällen den Elenden trostlos lassen, und — in einigen Fällen — in geheim ihn morden und berauben — eine schändliche, kriminelle Handthierung.“ In Trommsdorff's Journal der Pharmacie[1]) wird diese Stelle wörtlich citirt als „wahr, schön und sehr zu beherzigen.“

In welchem Zustande befanden sich die damaligen Apotheken? In der Vorrede zu „Kennzeichen der Güte und Verfälschung der Arzneimittel“ führt Hahnemann eine Schrift von Gilbert an, welcher in drastischer Weise die grossartigen Betrügereien schildert, die man damals an grossen Handelsplätzen, wie Marseille, mit den Arzneiwaaren trieb, und Hahnemann fügt hinzu, dass es die Holländer nicht viel besser machten, welche in Verschlechterung der Droguen zur Herabsetzung des Preises mit einander concurrirten. „Die deutschen Abnehmer,“ sagt Hahnemann, „müssten mit unbestechlicher Gewissenhaftigkeit und dem Kaufmannsgeiste kaum zuzumuthenden Grundsätzen gestählt seyn, wenn sie sich von der schmeichelhaften Wohlfeilheit (die Waare unbesehen) nicht rühren lassen wollten. Letzterer weiss, seine Kundleute, der Krämer und geringe Apotheker, haben ein wenig delikates Publikum vor sich, das im kleinsten Verschleis Waaren ohne Untersuchung nehmen muss, wenn sie nur den Namen der ächten führen, und die Obrigkeit ist von ihrer Ächtheit überzeugt, sobald der Zollschein richtig gelöst ist.“ (Hiervon machen, nach Hahnemann, einige vortreffliche Einrichtungen in Preussen und Russland ruhmwürdige Ausnahmen.)

„So ziehen die ost- und westindischen Pflanzer, in Gesellschaft der holländischen Arzneyfabrikanten, durch eine Kette gieriger, blos durch Wucher vereinigter Hände, die Wohlhabenheit Europa's an sich, und lassen uns durch eben dieselben Produkte zufliessen, die, durch die letzte Hand gegangen, uns zweifelhaft lassen, ob man mehr die Steigerung ihrer Preise, oder die Künstlichkeit ihrer Verfälschung an ihnen bewundern soll.“ . . .

„Freylich sollte, wenn wir ächte Arzneyen haben wollten, der arme Apotheker nicht fernerhin durch Foliodispensatorien gezwungen werden, ein Galimathias von rohen und zusammengesetzten Mitteln zu halten, das selbst Galen, Myrepsus und Zwölfer nicht vor Gährung, Moder und Wurmfrass zu schützen vermag; freylich sollte seine

[1]) 1795 III S. 62 und 63.

Fähigkeit durch Männer geprüft worden seyn, die ihn beurtheilen könnten; freylich sollte der Arzneigrosshändler die Apotheker, seine Kundleute, wo möglich, noch an Rechtschaffenheit, Waarenkenntniss und chemischen Wissenschaften übertreffen; freylich sollte, wo man falsche Münzer stäupt, der Arzneyverfälscher eine verhältnissmässig erhöhtere Belohnung erhalten; freylich sollte der Apothekenuntersucher bey der Visitazion oft mehr Kenntniss mitbringen, der selbst dispensirende Quacksalber mit seinen eigenen Mischereyen gefüttert, der Künstler aber hervorgezogen werden, der diese uns jetzt von den Holländern, sonst von den Venetianern entrissenen Handelszweige ächt und wohlfeil auf seinen väterlichen Boden zu verpflanzen Geschick und Muth besitzt; freylich sollte — noch viel umgeändert werden, ehe man die besten Arzneyen in den Händen des Arztes sehen kann, dem zuweilen nichts zur Erleichterung der leidenden Menschheit, als jene Kleinigkeit — die Werkzeuge dazu fehlen."

War es demnach selbst für einen redlich strebenden Apotheker schon schwierig, sich in den Besitz guter Waare zu setzen, so machten die Apotheken oft einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck. Besonders in kleineren Orten waren dieselben oft mit Materialwaarenhandlungen vereinigt und nicht selten in einem und demselben Raume. Klagen über mangelhafte Kenntnisse der Besitzer findet man wiederholt, ja selbst über Ausgeben wissentlich falscher Arzneien wird berichtet.[1]) Und wenn, wie es geschah, solche Vorkommnisse öffentlich besprochen wurden, so ist dies ein Beweis, dass sie nicht vereinzelt vorkamen. Ging der Apotheker auf Reisen zum Einkaufen von Droguen — und das war damals nothwendig — so überliess er Receptur und Arzneiverkauf seinem „Gesellen", welcher oft wenig oder gar nichts von der Kunst verstand. Neben guten, wohleingerichteten Anstalten, werden Apotheken geschildert, welche ihre Arzneien verstaubt, ohne Ordnung und in untauglichen Gefässen herumstehen hatten.[2]) Prof. Trommsdorff, selbst Besitzer einer bis auf den heutigen Tag bestehenden, weithin berühmten Apotheke in Erfurt, erzählt,[3]) dass er „in vielen Apotheken die sehr schädliche, üble Gewohnheit" des wiederholten Gebrauchs der Chinarinde und Rhabarberwurzel zu Decocten angetroffen, und noch andere verderbliche Missbräuche.

[1]) Crell's chem. Annalen 1792 I. S. 259.
[2]) Berlinisches Jahrb. der Pharmacie 1795 S. 197.
[3]) Journ. der Pharmacie 1796 III. St. 2 S. 78 u. f.

Ähnliches und Schlimmeres wird in Crell's Annalen[1]) berichtet und geklagt: „Freylich wäre man zu hoffen wohl berechtigt, dass manche Apotheker, die schon lange Jahre Besitzer ihrer Officin gewesen sind, doch endlich einmal in ihrem Verfahren klüger und überlegender werden möchten, aber vergeblich! sie lassen sich nicht von ihrer alten Methode und Schlendrian abbringen."

Diese Schilderung wird durch eine Reihe von Beispielen, „deren Namen nöthigenfalls genannt werden können", belebt; darunter befindet sich (ausser eben erwähnter wissentlicher Verfälschung von Arzneien) folgendes: „Ein Apotheker fragte mich, als es beym Verkaufe vorfiel, was ich für Boraxsäure und Zukkersäure gegeben hätte und was das wäre? Zwey Stücke, die selten zum Handkauf gefordert werden, und die, wie ich glaube, der Zehnte nur kennt. Ein Schimpf für jeden Apotheker, wenn er solche Kleinigkeiten nicht weiss."

Ueber die Unzuverlässigkeit der Arzneipräparate beschwerten sich damals viele Aerzte; besonders tadelnswerth war die Zubereitung der narkotischen Pflanzen Aconit, Belladonna, Conium, Hyoscyamus etc., die man fast nur in Extractform gab. Je nachdem dieselben längere oder kürzere Zeit gekocht oder mehr oder weniger vorsichtig aufbewahrt waren, differirte ihre Stärke um das 5—10 fache, so dass die schlimmsten Folgen daraus erwuchsen, und viele Aerzte diese Arzneien nicht mehr zu verschreiben wagten. Scrupel- und Drachmenweise gaben einige diese giftigen Substanzen — ohne Schaden, wenn das Extract schlecht war, was der Arzt nicht wissen konnte; ein anderes Mal war das Extract gut, und dann war bei solchen Gaben der tödtliche Ausgang fast unvermeidlich. Monro (II. 270) schreibt, er habe gesehn, dass einige Male eine Unze (30 Gramm!) eines Extracts von Hyoscyamus in 24 Stunden gegeben wurde. Hahnemann macht hierbei auf das Kochen des Extractes aufmerksam, wodurch es so unschuldig würde wie Huflattigextract. An einer andern Stelle warnt er: (Arzneischatz S. 30) „Wenn wir die Myrrhe, diese so kräftige ungekannte Substanz, verderben wollen, so machen wir in Deutschland ein Extract daraus. Wieviel Arzneikraft dabei verloren geht, wie viel Brenzigkeit das Präparat erhält, kümmert uns nicht, kann auch nicht berechnet werden. Wohl uns, es ist nun kunstmässiger!"

Von Aconitextract erzählt Hahnemann (Monro II. 222), dass

[1]) 1792 I 257 u. f.

er solches unter den Händen gehabt, welches Scrupel- (1,25 Gramm) weise ohne Wirkung geblieben, während doch von einer guten Bereitung 3 Gran (0,15 Gramm) eine sehr starke Gabe wäre.

Ein anderes Mal sagt er (Monro II. 267), dass durch das Kochen der Extracte —„ und so wird es fast überall bereitet" — diese fast als Nahrungsmittel zu benutzen seien. „Der Arzt, dies ist mein wohlgeprüfter Rath, mache sich auf besagte (Hahnemann'sche) Art seine Extracte selbst, oder sehe zu, wenn der Apotheker sie bereitet."

Wiederholt führt Hahnemann Klage über die Unzuverlässigkeit der Apotheken: „Ich habe Residenzen gesehen, wo nicht ein einziger Apotheker den Schierling kannte" (ib.) — „Sehr viele Arzneien sind in sehr vielen Apotheken unzuverlässig bereitet." (Edinb. Disp. I. 312) — „Auch jetzt noch kann man unsern Apothekern solche sorgfältige Gaben, $^1/_2$—$^1/_4$ Gran, abzutheilen gewöhnlich nicht überlassen." (ib. S. 361) — An anderer Stelle bedauert er das wenig sorgfältige Arbeiten in manchen Apotheken (ib. II. 492), ebenso, dass sein Quecksilberpräparat „gewöhnlich so nachlässig und unvollkommen verfertigt" würde.[1])

Ferner: „Aber wie viele andere Wurzeln hat nicht schon die Apothekerindustrie statt der schwarzen Christwurzel (Helleb. niger) genommen! Man nimmt sie von allen andern Kräutern, nur von diesem nicht. Es sind gegen 10 verschiedene fremde Wurzeln unter diesem Namen in Apotheken eingeführt. Und der schwache Praktiker will sich auf ein officinelles Extr. helleb. nigri verlassen? Der Arme!"

Ein Autor beklagt sich über die erfolglose Anwendung von Aconitextract. Hahnemann: „Der Dicksaft war nichts nütze. Das ist die Auflösung dieses alltäglichen Räthsels."

Kein einziger Recensent seiner Werke hat etwa diese Beschwerden gegen die damaligen Pharmaceuten als unberechtigt zurückgewiesen.

Hahnemann, der theoretisch und practisch so bewandert und wohlgeübt war in der Apothekerkunst, dass nur wenige ihn erreichten oder überragten, gab drum seinen Kranken, die ihre Gesundheit seinem Wissen anvertrauten, die Arzneien meistentheils selbst, entgegen den Privilegien der Apotheker.

„Wie tief wird sich noch der Sklavensinn der Aerzte unter den Aristokratismus der monopolischen Apotheker beugen?" ruft

---

[1]) ib. II. 247 und 371.

Hahnemann unwillig aus, da wieder von der Unzuverlässigkeit eines Präparates die Rede ist (Arzneischatz S. 160).

Es gab eine Zeit, da war der Arzt schlecht angesehn, der seine Arzneien von Andern verfertigen liess. Als aber das Mischen unter die Aerzte fuhr, waren sie nicht mehr im Stande, das complicirte Gebräu selbst anzufertigen; allmälig entstanden so die Apotheken, in Deutschland im 15. Jahrhunderte. (In Prag und Nürnberg bereits im 14. Jahrhunderte). Die Apotheker waren also nur Mittel zum Zweck, und es bediente sich ihrer nur derjenige Arzt, welcher seine Arzneien nicht selbst bereiten konnte oder mochte. Niemand dachte im Entferntesten daran, die Aerzte zu zwingen, ihre Arzneien von dritter Hand anfertigen zu lassen. Die sich heranbildende Apothekerzunft wusste es indess allmälig durchzusetzen, in Preussen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, dass den Aerzten das Selbstausgeben verboten wurde mit der von Seiten des Regierungserlasses ausdrücklich hinzugefügten Motivirung, „damit sie denen Apothekern nicht Abbruch thäten."[1]) Diese fanden bei den Aerzten nicht die gehörige Opposition, weil dieselben allmälig sich an das Ueberlassen ihrer Heilwerkzeuge an Dritte gewöhnt, und selbst nicht Zeit und Lust und Kenntnisse hatten, die Arzneien einzusammeln, auf ihre Echtheit zu untersuchen, und schliesslich das Gemisch anzufertigen. Das sind die Ursachen der Entstehung der Apothekerprivilegien, welche den Aerzten, mit deren eigener Schuld, ihr natürliches, ursprüngliches, selbstverständliches Recht, die von ihnen und nicht von den Apothekern entdeckten oder eingeführten Arzneien selbst zuzubereiten, und so mit dem sicheren Bewusstsein ihrer Güte selbst auszugeben, genommen haben.

Hahnemann verlangte, entgegen diesem unnatürlichen Zustande, das ursprüngliche Recht zurück, und gab Anregung und Anstoss dazu, dass die Aerzte sich wieder mehr um die Güte ihrer Arzneien kümmerten, auf ihr altes Recht aufmerksam wurden, und viele es zurückverlangten.

Wie wichtig das Selbstbereiten und Selbstausgeben der Arzneien ist, liegt klar auf der Hand. Hahnemann hätte ausserdem ohne das Selbstdispensiren nie seine grossartigen Entdeckungen hinsichtlich der Arzneiwirkungen machen können.

---

[1]) Die betreffenden Medicinaledikte wörtlich bei: Sorge, die Dispensirfreiheit der Aerzte. Berlin. Dümmler 1877. 31. S. Eine sehr lesenswerthe Schrift.

Dass Hahnemann mit starkem Arm das Unwesen in den Apotheken angriff, und so eine wohlthätige Reform auch auf diesem Gebiete herbeizwang, dafür gebührt ihm der Dank der gesammten Apotheker- und Arztwelt, wenn ihm auch sein mannhaftes, unerschrockenes Eingreifen nicht immer den Dank der Apotheker eingetragen hat.

Hahnemann's Schriften

nach der Jahreszahl geordnet.

1777. Uebersetzung von Nugent's Versuch über die Wasserscheu, Leipzig. I. G. Müller. Aus dem Engl. 150 S.

1777. Uebers. von Stedtmann's physiolog. Versuche und Beobachtungen mit Kupfern. Leipzig. I. G. Müller. Aus dem Engl. 134 S.

1777. Uebers. von Falkoner's Versuch über die mineralischen Wasser und warmen Bäder. Leipzig bei Hilscher. Aus dem Engl. 2 Thle. 355 S. u. 439 S.

1777. Uebers. von Ball's neuere Heilkunst. Leipzig 1777 u. 1780 mit Anmerkungen unter dem Namen Spohr. Aus dem Engl.

1779. Dissertatio inaugur. medic: Conspectus affectuum spasmodicorum aetiologicus et therapeuticus. Erlangae 1779. 4. 20 S.

1782. Die ersten kleinen medicinischen Abhandlungen in „Medicinische Beobachtungen" von Krebs, Quedlinburg. 1782 Heft 2.

1783. In der Sammlung der auserlesenen und neuesten Abhandlungen für Wundärzte, Leipzig, Weygand, sollen sich mehrere Abhandlungen von Hahnemann befinden. 1783, 1784, 1787.

1784. Uebers. von Demachy's Laborant im Grossen oder Kunst, die chemischen Producte fabrikmässig zu verfertigen. Leipzig bei Crusius. 2 Bde. 302 S. u. 396 S. aus dem Französ. mit Zusätzen u. Kupfertafeln. 2. Aufl. 1801.

1784. Anleitung, alte Schäden und faule Geschwüre gründlich zu heilen. Leipzig bei Crusius. 192 S.

1785. Uebers. von Demachy's Liqueurfabrikant. Leipzig. 2 Thle. Aus dem Franz. mit Zusätzen. 332 S. u. 284 S.

1786. Ueber Arsenikvergiftung, ihre Hülfe und gerichtliche Ausmittelung. Leipzig. Lebrecht Crusius. 276 S.

1787. Uebers von Demachy's Kunst des Essigfabrikanten. Leipzig bei Crusius. Aus dem Französ. mit Zusätzen und einem Anhang. 176 S.

1787. Die Kennzeichen der Güte und Verfälschung der Arzneimittel von B. v. d. Sande, Apotheker in Brüssel und Hahnemann. Dresden bei Walther. 350 S.

1787. Vorurtheile gegen die Steinkohlenfeuerung, die Verbesserungsarten dieses Brennstoffes etc. mit 2 Kupfertafeln. Dresden. Walther.

1787. Ueber die Schwierigkeit der Minerallaugensalzbereitung durch Potasche und Kochsalz. Crell's chem Annalen II. St. 11. S. 387—396.

1788 Einfluss einiger Luftarten auf die Gährung des Weins. Crell's chem. Annalen I. St. 2. S. 141—142.

1788. Ueber die Weinprobe auf Eisen und Blei ib. I. St. 4. S. 291—306.

1788 Ueber Galle und Gallensteine, ib. II. St. 10. S. 296—299.

1788. Ein ungemein kräftiges, die Fäulniss hemmendes Mittel ib. II. St. 12. S. 485—486, in's Französ. übers. von Cruet.

1789. Unterricht für Wundärzte über die venerischen Krankheiten. Leipzig bei Crusius XIV u 292 S.

1789. Missglückte Versuche bei einigen neu angegebenen Entdeckungen ib. I. St. 3 S. 202—207.

1789. Brief an Crell über den Schwerspath ib. II. St 8. S. 143—144.

1789. Entdeckung eines neuen Bestandtheils im Reissblei ib. II. St. 10 S. 291—298.

1789. Ueber das Principium adstringens der Pflanzen. Beiträge zu d. chem Annal. Bd. IV. St. 4. S. 419—420.

1789. Uebers. der Geschichte Abälard's und der Heloise. Aus d. Engl. Leipzig. 17 Bogen.

1790. Mittel, dem Speichelfluss und den verwüstenden Wirkungen des Quecksilbers Einhalt zu thun. J. Fr. Blumenbach's medic. Bibliothek. Bd. 3. S. 543—548 (fehlt bei Stapf).

1790. Kleinere Mittheilungen über verschiedene Gegenstände. Crell's Annal. I. St. 3. S. 256—257.

1790. Vollständige Bereitungsart des auflöslichen Quecksilbers ib. II. St 1. S. 22—28.

1790. Uebers. von Ryan's Untersuchung der Natur und Kur der Lungenschwindsucht. Leipzig b. Weygand. Aus d. Engl. 164 S.

1790. Uebers. von Fabbroni's Kunst, nach vernünftigen Grundsätzen Wein zu verfertigen. Leipzig. 278 S. Aus dem Italienischen mit Zusätzen.

1790. Uebers. von Arth. Young's Annalen des Ackerbaus etc. Leipzig bei Crusius. 2 Bde. aus d. Engl. 290 S. u. 313 S.

1790. Uebers. von Cullen's Abhandlung über die Materia medica. Leipzig. Schwickert. 2 Bde. 468 S u. 672 S. Aus dem Engl. mit Anmerkungen.

1791. Uebers. von Grigg's Vorsichtsmassregeln für das weibl. Geschlecht. Leipzig. Weygand. Aus dem Engl. 285 S.

1791. Uebers. von Monro's Arzneimittellehre. Leipzig bei Beer. 2 Bände. 480 S. u. 472 S Aus dem Engl. mit Anmerkungen. 2. Auflage 1794.

1791 Uebers. von De la Metherie's Ueber die reine Luft und verwandte Luftarten. Leipzig bei Crusius. 2 Bde. 450 S. u. 598 S. Aus dem Französ.

1791. Uebers. von Rigby's Chem. Bemerkungen über den Zucker. Dresden bei C. C. Richter. Aus dem Engl. mit Anmerkungen. 82 S.

1791. Unauflöslichkeit einiger Metalle und ihrer Kalke in ätzendem Salmiakgeiste. Crell's Annalen II. St. 8. S. 117—123.

1792. Beiträge zur Weinprüfungslehre. Scherf's Beiträge zum Archiv der medic. Polizei. Leipzig. Bd. 3.

1792. Ueber die Glaubersalzerzeugung nach Ballen'scher Art. Crell's Annalen I. St. 1. S. 22—33.

1792. Freund der Gesundheit. Frankfurt. Fleischer. Hft 1. 100 S.

1793. Apothekerlexikon. Leipzig b. Crusius. Theil 1 (A—E). 280 S.

1793. Etwas über die Württembergische und Hahnemann'sche Weinprobe. Intelligenzblatt der Allgem Liter. Zeitung No. 79. S 630.

1793 Bereitung des Casseler Gelbs. Erfurt. 4.

1794 Ueber die neuere Weinprobe und den neuen Liq probat. fort. Crell's Annalen I. St. 12. S. 104—111.

1795. Ueber den Ansprung (crusta lactea). J. Fr. Blumenbach's medic. Bibliothek. Bd. 3. S. 701—705 (fehlt bei Stapf).

1795. Apothekerlexikon (F - K) 244 S.

1795. Freund der Gesundheit. Leipzig bei Crusius. Heft 2. 6 Bogen.

1796. Handbuch für Mütter. Leipzig bei Fleischer.

1796. Striche zur Schilderung Klockenbring's während seines Trübsinns. Deutsche Monatsschrift. Februarheft.



1796. Versuch über ein neues Princip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen nebst einigen Blicken auf die bisherigen. Hufeland's Journal. Bd. 2. St. 3 u. 4. S. 391—439 u. S. 465—561.

1797. Etwas über die Pulverung der Ignazbohnen. Trommsdorff's Journal der Pharmacie Bd. 5. St. 1. S. 38—40.

1797. Eine plötzlich geheilte Kolikodynie. Hufeland's Journ. Bd. 3. St. 1. S. 138—147.

1797. Sind die Hindernisse der Gewissheit und Einfachheit der pract. Arzneykunde unübersteiglich? ib. Bd. 4. St. 4. S. 727—762.

1797. Uebers. von Taplin's Stallmeister oder neuere Rossarzneikunde. Theil 1. Leipzig. 387 S.

1797. Uebers. von „Neues Edinburger Dispensatorium". Leipzig bei G. Fleischer d. Jüngeren, mit 3 Kupfertafeln. Theil 1. 583 S. mit Anmerkungen.

1798. Uebers. von Taplin Th. 2. 304 S.

1798. N. Edinburg. Disp. Theil 2. 628 S.

1798. Apothekerlexikon (L—P) 259 S. mit 3 Kupfertafeln.

1798. Gegenmittel einiger heroischer Gewächssubstanzen. Hufel. Journ. Bd. 5. St. 1. S. 3—21.

1798. Einige Arten anhaltender und nachlassender Fieber. Hufel. Journ. Bd. 5. St. 1. S. 22—52 (fehlt bei Stapf).

1798. Einige periodische Krankheiten und Septimanen, ib. Bd. 5. St 1. S. 53—59 (fehlt bei Stapf).

1799. Apothekerlexikon (Q—Z) 498 S.

1800. Uebers. von Arzneischatz oder Sammlung gewählter Recepte. Leipzig bei G. Fleischer d. J. Aus dem Engl. 412 S. mit einer Vorrede vom Uebersetzer und Anmerkungen unter dem Buchstaben Y.

1800. Uebers. von Home's prakt. Bemerkungen über die Heilart der Harnröhrenverengerungen durch Aetzmittel. Leipzig bei G. Fleischer d. J. 147 S. Aus dem Engl. mit Anmerkungen.

1801. Heilung und Verhütung des Scharlachfiebers. Gotha bei Becker. 40 S.

1801. Fragmentar. Bemerkungen zu Brown's elements of medicine. Hufeland's Journal Bd. 13. St. 2. S. 52—76.

1801. Ueber die Kraft kleiner Gaben der Arzneien überhaupt und der Belladonna insbesondere. ib Bd. 13. St. 2 S. 153 - 159.

1801. Monita über die drei gangbaren Kurarten vom Verfasser des Arzneischatzes. ib. Bd. 11. St. 4. S. 3—64.

1801. Ansicht der ärztl.-collegial. Humanität am Anfange des neuen Jahrhunderts. Reichsanzeiger No. 32.

1803. Der Kaffee in seinen Wirkungen. Leipzig bei Steinacker. 56 S.

1803. Gedanken bei Gelegenheit des im Reichsanzeiger 1803 No. 7 und No. 49 empfohlenen Mittels gegen die Folgen des Bisses toller Hunde. Reichsanzeiger No. 71.

1805. Aesculap auf der Wagschale. Leipzig bei Steinacker. 70 S.

1805. Fragmenta de viribus medicamentorum positivis sive in sano corpore observatis. Lipsiae sumtu J. A. Barthii. 2 Theile. VIII u. 269 S. — VI u. 470 S.

1806. Ueber Chinasurrogate. Hufeland's Journal Bd. 23. St. 4. S. 27—47 (fehlt bei Stapf).

1806. Scharlachfieber und Purpurfriesel, zwei gänzlich verschiedene Krankheiten. Huf. Journ. Bd. 24. St. 1. S. 139—146 (fehlt bei Stapf).

1806. Was sind Gifte? Was sind Arzneien? ib Bd. 24. St. 3. S. 40—57 (fehlt bei Stapf).

1806. Bedenklichkeiten über das im Reichsanzeiger 1806 No. 12 angebot. China-Surrogat und Surrogate überhaupt. Reichsanzeiger No. 57.

1806. Heilkunde der Erfahrung. Hufeland's Journ. Bd. 22. St. 3. S. 5—99. Separatabdruck: Berlin bei Wittich.

1806. Uebers. von Albrecht v. Haller's Arzneimittellehre. Leipzig.

1807. Fingerzeige auf den homöopathischen Gebrauch der Arzneien in der bisherigen Praxis. Hufeland's Journ. Bd. 26. St. 2. S. 5—43 (später den 3 ersten Auflagen des Organon vorgedruckt) (fehlt bei Stapf).

1808. Ueber den jetzigen Mangel aussereuropäischer Arzneien. Allg. Anzeig. d. Deutschen. Anonym. No. 207.

1808. Ueber die Surrogate ausländischer Arzneien. Anonym. ib. No. 327.

1808. Ueber den Werth der speculativen Arzneisysteme, besonders im Gegenhalt der mit ihnen gepaarten gewöhnlichen Praxis. Anonym. ib. No. 263.

1808. Auszug eines Briefes an einen Arzt von hohem Range über die höchst nöthige Wiedergeburt der Heilkunde, ib. No. 343.

1808. Bemerkungen über das Scharlachfieber. Anonym. ib. No. 160.

1808. Berichtigung der im XXVII B. 1 St. aufgestellten Anfrage über das Präservativmittel gegen das Scharlachfieber. Huf. Journ. Bd. 27. St. 4. S. 153—156 (fehlt bei Stapf).

1809. An einen Doctorand der Medicin. Anonym. Allg. Anz. der Deutschen No. 227.

1809. Belehrung über das herrschende Fieber. Anonym. ib. No. 261.

1809. Zeichen der Zeit in der gewöhnlichen Arzneikunst. Anonym. ib. No. 326.

1810. Organon der rationellen Heilkunde. Dresden bei Arnold. 1810. 222 S. — 2. Auflage 1819. Unter dem Titel: Organon der Heilkunst. 371 S. — 3. Aufl. 1824. XXIV u. 281 S. — 4. Aufl. 1829. XVI u. 307 S. — 5. Aufl. 1833 XXII u. 304 S.

1811. Reine Arzneimittellehre Theil 1. Dresden 1811. 248 S. — 2. verm. Aufl. 1823. — 3. verm. Aufl. 1830.

1812. Dissertatio historica medica de Helleborismo Veterum, quam defendet auctor Samuel Hahnemann, med. et chirurg. Doctor, academ. Mogunt. scient. ut societ. physic. med. Erlang. et societ. reg. oeconom., quae Lipsiae floret, Sodal. honor. Lipsiae. Tauchnitz. 86 S.

1813. Geist der neuen Heillehre. Allgem. Anz. d. D. März. S. 626 (fehlt bei Stapf), (später in vollkommnerer Gestalt dem 2. Theil der R. A. M. L. vorgedruckt).

1814. Heilart des jetzt herrschenden Nerven- u. Spitalfiebers. Allg. A. d. D. No. 6.

1816. Belehrung über die venerischen Krankheiten und ihre gewöhnl. unrechte Behandlung. ib. No. 211.

1816. Ueber Heilung der Verbrennungen. ib. No. 156 u. 204.

1816. Reine Arzneimittellehre. Theil II. 396 S. — 2. Aufl. 1824. — 3. Aufl. 1833. — Dieselbe Theil III. 288 S. — 2. verm. Aufl. 1825.

1818. Dieselbe Theil IV. 284 S. — 2. verm. Aufl. 1825.

1819. Dieselbe Theil V. 306 S. — 2. verm. Aufl. 1826.

1819. Ueber die Lieblosigkeit gegen Selbstmörder. Allg. A. d. D. No. 144.

1820. Ueber das Selbstbereiten und Selbstdarreichen der Arzneien von Seiten der hom. Aerzte. Stapf, Kleine med. Schriften Hahnemann's II S. 192—204, sonst nicht gedruckt.[1])

---

[1]) Diese Sammlung enthält die meisten — leider nicht alle — kleinen medicinischen Schriften Hahnemann's.



1821. Aerztlicher Rath im rothen Friesel. Allg. A. d. D. No. 26.
1821. Reine Arzneimittellehre. Theil VI. 255 S. — 2. verm. Aufl. 1826.
1825. Wie liesse sich wohl die Homöopathie am gewissesten wieder ausrotten? Allg. A. d. D. No. 26.
1825. Belehrung für den Wahrheitssucher in No. 165 des Allg. A. d. D. ib. No. 194.
1828. Die chronischen Krankheiten, ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung. Dresden b. Arnold. Theil I. VI u. 241 S. – Theil II. 362 S. — 2. verm. Aufl. 1835. — Theil III 312 S. — 2. verm. Aufl. Düsseldorf b. Schaub. 1837.
1830. Dasselbe Theil IV. 407 S. — 2. verm. Aufl. Düsseldorf bei Schaub. 1838.
1830. Dasselbe Theil V. — 2. verm. Aufl. 1839.
1831. Die Allöopathie, eine Warnung für Kranke aller Art. Leipzig bei Baumgärtner. 32 S.
1831. Aufruf an denkende Menschenfreunde über die Ansteckungsart der asiatischen Cholera. Leipzig bei Berger. 20 S.
1831. Heilung der Cholera. Cöthen bei Aue. 2. Aufl.
1831. Sendschreiben über die Heilung der Cholera. Berlin bei Aug. Hirschwald. 15 S.
1832. Heilung der Cholera nebst einem Zusatze. Nürnberg bei Stein. 1832. 2. Aufl.

Hahnemann als Mensch.

Hahnemann wurde am 10. April 1755 in Meissen, Königreich Sachsen, als das älteste von 10 Geschwistern, geboren. Seine Eltern standen zur evangelischen Confession. Der Vater war Porzellanmaler, und nicht in der Lage, grössere Mittel zu seiner Ausbildung zu verwenden; der junge Hahnemann sollte deshalb das Gewerbe des Vaters erlernen. Auf Zureden indess und mit Unterstützung der Lehrer wurde er in die Lage gesetzt, die Fürstenschule in Meissen zu absolviren, die unter dem Magister Müller stand, „der an gerader Rechtschaffenheit und an Fleisse wohl Wenige seines Gleichen hat," wie Hahnemann in seiner Selbstbiographie 1791[1]) von dem damals noch Lebenden sagte, „und mich wie sein Kind liebte, und mir Freiheiten in der Art meines Lernens verstattete, die ich ihm heute noch danke, und welche sichtbaren Einfluss auf meine folgenden Studien hatten. In meinem 12. Jahre trug er mir auf, Andern die Anfangsgründe der griechischen Sprache beizubringen." Noch vielfache andere Bevorzugungen erfuhr der junge Hahnemann von seinem Director. „Mein Vater wollte mich durchaus nicht studiren lassen. Von der Stadtschule nahm er mich mehrmals Jahre lang hinweg, um mich einer andern Beschäftigung zu widmen, die seiner Einnahme angemessen wäre. Dies verhinderten meine Lehrer dadurch, dass sie die letzten 8 Jahre durchaus kein Schulgeld annahmen, und ihn nur baten, mich bei ihnen zu lassen und meiner Neigung zu willfahren. Er konnte nicht widerstehen, aber auch weiter nichts für mich thun." Hahnemann's Schlussarbeit beim Abgange von der Fürstenschule behandelte das selbstgewählte Thema: „Ueber den wunderbaren Bau der menschlichen Hand."

[1]) In der Schrift „S. Hahnemann, ein biographisches Denkmal" Leipzig 1851.



„Ostern 1775 entliess mich mein Vater nach Leipzig mit der Unterstützung von 20 Thalern, dem letzten Gelde, das ich aus seiner Hand erhielt. Er hatte bei seinem kärglich zugemessenen Einkommen noch mehrere Kinder zu erziehen, genug zur Entschuldigung des besten Vaters!"

Die ungebundene Freiheit und die Freuden des Studentenlebens hat Hahnemann nie genossen. Er hatte einen harten Kampf zu kämpfen mit der Noth. Abgesehn von dem fleissigen Besuch der Collegien, unterrichtete er einen jungen Griechen aus Jassy in der deutschen und französischen Sprache, und vergrösserte diese seine Einnahmen noch durch Uebersetzungen. So mag er manche Nacht durchwacht und gearbeitet haben, während seine Commilitonen bei fröhlichen Gelagen die Lust des Lebens empfanden „Dass ich die Regel meines Vaters, beim Lernen und Hören nie der leidende Theil zu sein, auch in Leipzig auszuüben suchte, kann ich mir selbst das Zeugniss geben. Doch vergass ich hier nicht so wie ehedem, meinem Körper durch Uebungen, Bewegungen und freie Luft diejenige Munterkeit und Stärke zu verschaffen,. bei der nur allein fortgesetzte Geistesanstrengung mit Glück bestehen kann." Die Collegiengelder waren ihm bei allen medicinischen Professoren durch Vermittelung des Bergrathes Pörner, eines Arztes in Meissen, erlassen und so war es möglich geworden, eine kleine Summe zu ersparen. Mit dieser ging Hahnemann nach 2jährigem Aufenthalte zu Leipzig, im Jahre 1777 nach Wien, um dort „die practische Arzneikunde" zu studiren, denn Kliniken gab es damals in Leipzig und manchen andern Universitätsstädten noch nicht. Vor seiner Abreise von Leipzig wurde er um einen Theil seiner Ersparnisse betrogen, so dass er in Wien in 9 Monaten nur 68 fl. und 12 kr. zu seiner Erhaltung verwenden konnte. Hier besuchte der junge Mediciner fleissig das Spital der barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt, und war ein eifriger Schüler des Leibarztes, Freiherrn v. Quarin, von dem er mit grosser Verehrung spricht. Auf der andern Seite scheint Quarin seinen Schüler Hahnemann sehr bevorzugt zu haben, denn dieser war der einzige seiner Zeit, den er mit zu seinen Privatkranken nahm. Hahnemann selbst sagt: „Er zeichnete mich aus, liebte und lehrte mich, als wenn ich der Einzige und Erste seiner Schüler in Wien und mehr noch gewesen wäre, und Alles dies, ohne je von mir Vergeltung erwarten zu können." Prof. Bischoff[1])

[1]) Ansichten über das bisherige Heilverfahren. Prag 1819 S. 28.

bestätigt, „dass Freiherr v. Quarin Hahnemann mit ausgezeichneter Freundschaft aufnahm."

„Der Rest der mir übrig gebliebenen Brosamen," so erzählt Hahnemann, „sollte eben vollends verschwinden, als der Gouverneur von Siebenbürgen, Baron v. Bruckenthal, mich unter ehrenhaften Bedingungen einlud, mit ihm nach Hermannstadt zu gehen, als Hausarzt und Aufseher seiner ansehnlichen Bibliothek." Diese Stellung erhielt Hahnemann auf warme Empfehlung von Quarin,[1]) ein Beweis, dass dieser in dem längeren Umgang mit seinem Schüler dessen praktische Kenntnisse schätzen gelernt hatte. „Hier (in Hermannstadt) hatte ich Gelegenheit noch einige andere, mir nöthige Sprachen zu lernen, und einige Nebenwissenschaften mir eigen zu machen, die mir noch zu fehlen schienen." Besonders in der Chemie und im Hüttenwesen scheint hier Hahnemann eifrige Studien gemacht zu haben. Nachdem er 7/4 Jahre in dieser volkreichen Stadt prakticirt, wandte er sich nach Erlangen zur Erwerbung des Doktorgrades. Hier hörte er noch verschiedene Vorlesungen bei Delius, Isenflamm, Schreber und Wendt, von denen er sagt, dass er ihnen „viel Güte zu verdanken habe", und vertheidigte am 10. August 1779 seine Dissertation: Conspectus affectuum spasmodicorum aetiologicus et therapeuticus, Erlangae 1779, 4. 20 S.

Von Erlangen kehrte Hahnemann zurück in sein Heimathland. „Der Hang eines Schweizers nach seinen schroffen Alpen kann nicht unwiderstehlicher sein, als der eines Chursachsen nach seinem Vaterlande" schrieb er. Nach einem 3/4 jährigen Aufenthalt in der Bergstadt Hettstädt in Chursachsen und in Dessau erhielt er 1781 eine Physikatstelle in Gommern bei Magdeburg. Am 1. Dezember 1783 vermählte er sich mit Henriette Küchler, der Stieftochter eines Dessauer Apothekers Häseler, den Hahnemann[2]) einen tüchtigen Apotheker nennt. Mit dem Aufenthalt in Gommern war Hahnemann auf die Dauer nicht zufrieden, weshalb er 1784 diesen Ort mit Dresden vertauschte. Hier genoss er, nach seiner Angabe, die innigste Freundschaft des Stadtphysikus Wagner, der ihm noch vollends zeigte, was zum gerichtlichen Arzt gehörte („denn in dieser Kunst war er Meister"), und überliess ihm ein Jahr über, wegen Krankheit, unter Zustimmung des Magistrats die städtischen Krankenhäuser, ein Beweis, dass auch dieser Arzt den praktischen

---

[1]) Brunnow, Ein Blick auf Hahnemann. Leipzig 1844 S. 4.

[2]) Demachy, Laborant im Grossen. II. 201.

Kenntnissen Hahnemann's grosses Vertrauen schenkte. Auch der Oberaufseher der Kurfürstlichen Bibliothek, der bekannte Sprachforscher Adelung, kam ihm mit Zuvorkommenheit entgegen und trug, nach der Selbstbiographie Hahnemann's, nebst dem Bibliothekar Dossdorf viel dazu bei, ihm den Aufenthalt in Dresden belehrend und angenehm zu machen. „Um der Quelle der Wissenschaft näher zu sein" zog er 1789 nach Leipzig. Ueberall entwickelte Hahnemann einen eisernen literarischen Fleiss, und galt für einen gelehrten und sehr geschickten Arzt.

Seit 1792 hielt sich Hahnemann bei Gotha auf, und behandelte in einem mit Hülfe des Herzogs in Georgenthal angelegten Asyl für Geisteskranke mit grossem, Aufsehen erregenden Erfolge, den als geistreichen Schriftsteller bekannten Geheimsecretär Klockenbring, welcher an Wahnsinn litt, und dessen Krankengeschichte Hahnemann seiner Zeit a. a. O. mittheilte.

Nachdem er sich eine Zeit lang in Molschleben bei Gotha aufgehalten ging er im Jahre 1794 über Pyrmont, wo er sich kurze Zeit aufhielt, nach Braunschweig. Das Jahr 1797 sieht ihn in Königslutter, 1799 zog er nach Altona und Hamburg. Der Aufenthalt in dieser Handelsstadt scheint ihn indess nicht angesprochen zu haben, denn sehr bald kehrte er in sein Vaterland zurück nach Eilenburg, wo er mit dem Physicus in Conflict gerieth wegen des Selbstdispensirens, weshalb er wieder den Wanderstab ergriff und sich nach Machern bei Leipzig wandte. Von dort ging er nach Wittenberg und dann nach Dessau, wo er 2 Jahre verblieb, um 1806 nach Torgau überzusiedeln. Hier schrieb er sein „Organon der rationellen Heilkunst" und wandte sich 1811 nach Leipzig, um sich an der dortigen Universität zu habilitiren, und über seine neue Art zu heilen Vorlesungen zu halten. Hier beschäftigte er sich eifrig mit Hülfe seiner Schüler mit der Prüfung der Arzneien am eigenen Körper und der weiteren Ausbildung seiner Lehre. Seine zunehmende Praxis erregte indess immer mehr den Neid der Aerzte und wegen seines Selbstdispensirens die Besorgniss der Apotheker. Es wurde 1819 von Letzteren eine Klage wegen Selbstausgebens der Arzneien eingereicht. Vergebens setzte Hahnemann in einer gehaltvollen Rechtfertigungsschrift auseinander, dass sein ärztliches Handeln den bestehenden Medicinalverordnungen nicht unterliege, dass seine therapeutischen Werkzeuge nicht unter den gewöhlichen und den Verordnungen zu Grunde gelegten Begriff von Arzneien gestellt werden könnten. Vergebens! Das Selbstdispensiren wurde Hahne-

mann verboten, und damit sein ärztliches Wirken in Leipzig unmöglich gemacht. Der Herzog Friedrich Ferdinand zu Anhalt bot ihm in Cöthen ein Asyl an mit völliger ärztlicher Freiheit. So ging Hahnemann im Frühjahr 1821 dorthin, als Hofrath und Leibarzt des Herzogs. Ueber das Verhältniss Hahnemanns zu dem herzoglichen Hause sind uns einige Schriftstücke erhalten.[1])

1.

Cöthen, den 29. Januar 1823.

„Mein lieber Hofrath Hahnemann!

Indem ich Ihnen meinen Dank für die diesjährige, und für die vor 2 Jahren bei mir angewandte ärztl. Hülfe sage, und Sie meiner vollkommenen Zufriedenheit versichere, wünsche ich, dass sie beikommende Kleinigkeit für Ihre mir gereichte Medicin und für ihre Bemühungen annehmen mögen. Der Himmel erhalte Sie zum Wohle der leidenden Menschheit noch lange Jahre bei stetem Wohlsein.

Ferdinand, Herzog."

2.

„Ich will Ihnen hierdurch für Ihre Mir und der Herzogin, Meiner Gemahlin, gewidmeten Wünsche für dieses neue Jahr meinen aufrichtigsten Dank sagen, und hoffe, dass auch Sie noch recht lange Jahre dem Wohle der Menschheit erhalten werden mögen. Zugleich versichere ich Sie mit Vergnügen der Fortdauer Meiner Landesväterlichen Wohlgewogenheit.

Cöthen, den 3. Januar 1829. Ferdinand."

3.

„Für die freundlichen Wünsche zu meinem Geburtsfest sage ich Ihnen, mein lieber Hofrath, meinen verbindlichsten Dank. Eine der angenehmsten Gaben in dem Uebergange zu einem neuen Jahr habe ich Ihren Bemühungen zu verdanken, nämlich eine bessere Gesundheit; ich hoffe dieselbe soll sich zu Ihrem Ruhm noch weiterhin leidlich halten.

Mit wahrem Vergnügen Ihre sehr affectionirte

Julie, Herzogin zu Anhalt."

---

[1]) Hahnemann's Leben und Wirken von Albrecht. Leipzig 1875.

4.

„Mit grösstem Bedauern, mein lieber Hofrath, habe ich den traurigen Fall erfahren, der Sie in dieser Nacht so hart betroffen hat; diese Nachricht bestürzte mich um so mehr, als ich keine Ahnung von dem Unwohlsein der Hingeschiedenen hatte. Ich bitte dass Sie sich meiner herzlichsten Theilnahme versichert halten, und dass Sie meiner Bitte eingedenk sein mögen, Ihr dem Wohle der Menschheit so nützliches Wohlsein bei dieser starken Erschütterung möglichst zu schonen.

Julie, Herzogin zu Anhalt.“

Auch der Herzog Heinrich sprach sich bei verschiedenen Gelegenheiten anerkennend über Hahnemann aus.

Die Zahl der hülfesuchenden Kranken wuchs in Cöthen von Jahr zu Jahr, sodass sich Hahnemann genöthigt sah, den Hofrath Lehmann zu seiner Unterstützung heranzuziehen. Mit ungeschwächten Kräften und stets gleicher Freudigkeit arbeitete er daran, seine Heilart immer weiter auszubilden.

Am 31. März 1830 verlor Hahnemann seine Gattin, welche über 46 Jahre die Stürme seines Lebens mit ihm getheilt hatte.

Ueber Hahnemann's Persönlichkeit und Character

liegen hinreichende Nachrichten vor, im Gegensatz zu den Beschreibungen seiner Lebensgeschichte, welche uns seine Biographen so mangelhaft überliefert haben, dass es jetzt schon schwierig, wenn nicht unmöglich erscheint, die vorhandenen Lücken auszufüllen. Brunnow[1]) erzählt: „Es war an einem hellen Frühlingstage des Jahres 1816, als ich, ein junger, frisch inscribirter Student der Rechte, mit einigen Commilitonen die heiteren Promenaden Leipzigs durchwandelte. Die Universität besass damals unter ihren Lehrern viele Notabilitäten und nicht wenig Originale. Mancher Professor und Magister schritt noch in altfränkischer Kleidung des vorigen Jahrhunderts mit Frisur und Haarbeutel, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen gravitätisch daher, während sich die flotten Burschen der Landsmannschaften im Husarendollmann und in tressenbesetzten Pantalons oder im ledernen Beinkleide mit hohen Dragonerstiefeln und klirrenden Sporen renommirend umhertrieben.“

---

[1]) Ein Blick auf Hahnemann. Leipzig 1844.

„Wer ist der alte Herr mit dem ausgezeichnet klugen Gesichte, der eine wohlbeleibte Frau achtungsvoll am Arme führt und von 2 Pärchen rothwangiger Mägdlein gefolgt wird?“ fragte ich einen neben mir gehenden älteren Studenten.

„Das ist der berühmte Doctor Hahnemann mit Frau und Töchtern,“ war die Antwort, „er geht regelmässig alle Nachmittage um die Stadt herum.“

„Was ist mit diesem Hahnemann?“ fragte ich weiter, „wodurch ist er denn berühmt?“

„Ei das ist ja der Entdecker der homöopathischen Heilmethode, welche die ganze alte Medicin über den Haufen wirft,“ entgegnete mein Bekannter, der gleich mir ein Dresdener und der Fahne der Themis zugethan war.“

Brunnow erkundigte sich weiter, und da er selbst kränklich war, consultirte er Hahnemann und erhielt Zutritt in seine Familie, über die er willkommene Aufschlüsse gibt. „Hahnemann stand damals in seinem 62. Jahre. Silberfarbige Locken umringten die hohe, gedankenvolle Stirn, unter welcher die geistreichen Augen mit durchdringendem Feuer hervorblitzten. Das ganze Gesicht hatte einen ruhig forschenden, grossartigen Ausdruck; nur selten wechselten darin die Züge des feinen Humors mit denen eines tiefen Ernstes, der auf mannigfach überstandene Leiden und Kämpfe hinwies. Seine Haltung war straff, sein Gang fest, seine Bewegungen geschickt, wie die eines Dreissigers. Ging er aus, so trug er sich ganz einfach im dunkelfarbigen Leibrock, kurzen Beinkleidern und Stiefeln. Im Zimmer aber liebte er den hausväterlichen, buntgeblümten Schlafrock, die gelben Pantoffeln und das schwarze Sammetkäppchen. Die lange Pfeife kam selten aus seiner Hand, und es war dieser Tabakgenuss die einzige Ausnahme, die er sich von einer strengen Diät erlaubte. Sein Getränk war Wasser, Milch und Weissbier, seine Kost äusserst frugal Ebenso einfach, wie Kleidung und Nahrung war seine ganze häusliche Einrichtung. Statt eines Schreibsecretairs bediente er sich eines ganz schlichten, grossen, viereckigen Tisches, auf welchem stets 3 bis 4 ungeheure Folianten lagen, worin er die Krankengeschichten seiner Patienten eingetragen hatte, und worin er bei der Unterredung mit letztern fleissig nachzuschlagen und einzuschreiben pflegte. Denn das Krankenexamen wurde ganz mit der Genauigkeit von ihm angestellt, wie er es in seinem Organon als Muster vorgezeichnet hatte.“ „Hahnemann nahm mich äusserst gütig auf, und täglich rückten wir einander näher . . . . Verehrung

und Dankbarkeit knüpften mich mit gleich starken Banden an ihn Nie werde ich das Gute vergessen, was er mir erwiesen hat.“ . . .

„Es war ein sehr eigenthümliches Treiben im Hahnemann'schen Hause. Die Mitglieder und die akademischen Zuhörer lebten und webten nur für eine Idee — die Homöopathik, für welche Jeder nach seiner Art zu wirken strebte. Die 4 erwachsenen Töchter halfen dem Vater bei seinen Arzneibereitungen, und nahmen willig an den Prüfungen der Arzneistoffe Antheil. Noch mehr drängten sich dazu die dem Reformator ergebenen Studenten, deren Namen noch jetzt bei den einzelnen Beobachtungen in der reinen Arzneimittellehre sorgfältig bemerkt zu finden sind.“ . . .

„Die Patienten priesen mit Begeisterung die grossen Erfolge der Homöopathik, und warfen sich zu verbreitenden Aposteln der neuen Lehre bei den Ungläubigen auf“ . . .

. . . „Nach vollbrachter Tagesarbeit pflegte sich Hahnemann von 8 – 10 Uhr durch Gespräch im traulichen Kreise zu erholen. Alle Freunde und Schüler hatten dann bei ihm freien Zutritt und waren bei Tabak und Leipziger Weissbier fröhlich und guter Dinge. In der Mitte des lauschenden Zirkels sass auf seinem bequemen Lehnsessel im oben beschriebenen hausväterlichen Costüm der alte Aesculap mit der langen Türkenpfeife in der Hand, und erzählte abwechselnd lustige und ernste Geschichten aus seinem stürmischbewegten Leben, während er gewaltige Rauchwolken um sich verbreitete. Nächst der Naturwissenschaft bildeten die Zustände fremder Völker oft einen Gegenstand jener Abendunterhaltungen. Eine eigenthümliche Vorliebe hatte Hahnemann für die Chinesen, und zwar aus dem Grunde, weil bei ihnen besonders auf strengen Gehorsam und Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern gehalten wurde, — Pflichten, die in unserer civilisirten europäischen Welt immer mehr und mehr verachtet würden. In der That bot die Hahnemann'sche Familie ein Muster von altdeutscher Kinderzucht dar. Es war aber nicht bloss Gehorsam, sondern auch wirklich die aufrichtigste Liebe der Kinder gegen die Eltern wahrzunehmen.“

. . . . „Von seinen Schülern verlangte Hahnemann nicht bloss Intelligenz und Fleiss, sondern auch strenge Sittlichkeit. Mir ist ein Fall bekannt, wo er plötzlich einem sehr talentvollen jungen Mediciner das Haus verbot, weil er in Erfahrung gebracht, dass dieser mit einer hübschen, lustigen Person im vertrauten Verhältniss zusammenwohnte “

„In religiöser Beziehung hielt sich Hahnemann, welcher der lutherischen Confession angehörte, von allem positiven Dogmenglauben entfernt. Er war ein reiner Deist, dieses aber mit fester Ueberzeugung. ‚Ich kann nicht aufhören, Gott zu bewundern und ihm zu danken, so oft ich seine Werke betrachte,‘ pflegte er oft zu sagen."

. . . . „So streng Hahnemann auf kindlichen Gehorsam hielt, so wenig hatte er das Regiment als Ehemann in den Händen. Seine grosse, wohlbeleibte Gattin, die ihm, wie einst Agnes Frei dem edlen Maler Albrecht Dürer, manche bittere Stunde machte, übte den nachtheiligsten Einfluss auf ihn aus. Sie war es, die ihn vornehmlich von der Welt abschloss und gegen seine ärztlichen Collegen aufhetzte. Sie war es, die ihn selbst oft mit seinen treuesten Schülern in Zwiespalt setzte, sobald diese der Frau Doctorin nicht mit dem tiefsten Respect begegneten. Demungeachtet pflegte Hahnemann diese keifende Xantippe, die ihre Freude daran fand, wenn sie plötzlich ein rechtes Donnerwetter im Hause erregen konnte, die edle Gefährtin seines Künstlerlebens zu nennen."

Von Seminardirector Albrecht[1]), welcher von 1821—1835 bei Hahnemann verkehrte erfahren wir u. A. Folgendes: „Hahnemann fühlte sich im Kreise seiner Familie immer am wohlsten, zeigte hier, wie nirgends, die liebenswürdigste Neigung zu Frohsinn und Heiterkeit. Mit seinen Kindern scherzte er in der Zeit, die er ihnen widmen konnte, sang den Kleinen Wiegenlieder vor, dichtete ihnen Liederchen und benutzte jede passende Gelegenheit zu ihrer Belehrung." „Wie wenig er auch anfangs besass, so wandte er doch, so viel sich bei der grössten Sparsamkeit erübrigen liess, auf die Erziehung und Bildung seiner Kinder. Sie sollten etwas Ordentliches, etwas Tüchtiges lernen. Sein Sohn verstand und sprach das Lateinische, Griechische, Französische, Englische, Italienische; von dem Arabischen verstand er so viel, als von einem Arzte von höherer Bildung immer nur gefordert und gewünscht werden kann. Eben derselbe stand auf einer ziemlich hohen Stufe musikalischer Bildung; er spielte Guitarre, Clavier und entfaltete in manchen andern nützlichen Dingen ausserordentliche Fertigkeit. Er wurde Arzt, und schrieb als solcher eine Vertheidigungsschrift zu Gunsten seines Vaters gegen Hecker (Dresden 1811). Von

[1]) Hahnemann's Leben. Leipzig 1875. 2. Auflage.

Aerzten und Apothekern wegen Selbstdispensirens verfolgt, wanderte er endlich aus und ist zu Lebzeiten Hahnemann's verschollen.

„Vier Töchter und ein Sohn bilden nebst meiner Gattin die Würze meines Lebens" schrieb Hahnemann 1791. Damals war der Sohn, Friedrich mit Namen, 5 Jahre alt.

„Auch seine Töchter," schreibt Albrecht, „liess Hahnemann sorgfältig erziehen und bilden. Zu häuslichen und allen sogenannten weiblichen Arbeiten, sowie zur Hauswirthschaft waren sie von der Mutter hinlänglich angeleitet worden. Die Mutter war überhaupt von grösserem Einfluss als der Vater, so lange die Kinder im Elternhause waren. Sie war eine bedeutende Frau, von energischem Character, auch von einer für die damalige Zeit ungewöhnlichen Bildung und wurde von ihrem Gatten und ihren Kindern verehrt und innig geliebt." Sie besass eine bedeutende musikalische Bildung, und hat Vieles, was sie selbst gedichtet hatte, selbst componirt. Hahnemann war ebenfalls ein grosser Freund der Musik und sang mit angenehmer Stimme, ohne indess eine Note zu kennen. Er liebte es, wenn er Abends, vielleicht zwischen 9 und 10 Uhr, seine Arbeiten unterbrach, ins Familienzimmer zu kommen, und sich von seiner Frau etwas auf dem Clavier vorspielen zu lassen.

Eine andere Schilderung aus Hahnemann's Familienleben lautet: „Hahnemann verband in der Erziehung seiner Kinder Strenge mit Liebe, er strafte ungern, stets leidenschaftslos und gerecht; Verzeihen machte ihm, wo es thunlich schien, eine herzliche Freude. . . . Eigenthümlich war es unter Anderem seinem Erziehungsplane, dass seine Töchter nicht durften tanzen lernen. War er ein Feind des geselligen Vergnügens? O nein! Er liebte es, mit Freunden fröhlich und guter Dinge zu sein; er liebte den Scherz und lachte zuweilen, dass ihm die Thränen aus den Augen traten. Nie aber wurde er ausgelassen in der Freude, und sein Selbstbewusstsein bewahrte ihn dabei vor jeder Spur eines falschen Schrittes, einer Verletzung der Linie."[1])

Sämmtliche Autoren, welche Hahnemann's Familienleben aus persönlicher Erfahrung beschreiben, sind darin einig, dass das Verhältniss zwischen Hahnemann und seinen Kindern ein sehr herzliches gewesen ist. Auch von der ersten Frau wird sehr anerkennend gesprochen, wie ja auch Hahnemann nur mit Liebe und Achtung

---

[1]) „Hahnemann, ein biographisches Denkmal" Leipzig 1851. S. 113.

von ihr spricht. Mag sie nach Brunnow, der in seinen Schriften durchaus den Eindruck der Wahrheitsliebe macht, herrschsüchtig gewesen sein, immerhin hat sie viele und von ihrem Gatten hochgeschätzte gute Eigenschaften gehabt und ist diesem durch ihre Energie gewiss oft eine kräftige Stütze in seinem bewegten Leben gewesen. „Phantasterei und Romane lagen ihr fern! sie lebte nur der Wirklichkeit."

Wie schön und tief er das Familienleben auffasste, zeigt ein Brief von ihm an Stapf vom 17. Dezember 1816.[1]) Dieser, in den ersten Jahren seiner Ehe, hatte Hahnemann die Geburt einer Tochter angezeigt. Hahnemann antwortete: ... „Ich nehme den herzlichsten Antheil an dem glücklichen Ereignisse, der Vermehrung Ihrer Familie. Die liebe Tochter wachse gross und werde gut zu ihrer Eltern Freude."

„Ich, meines Theils, habe jede Vermehrung meiner Familie, jede Niederkunft meiner Frau für eine der wichtigsten Begebenheiten meines Lebens angesehen. Ein von mir und der innigst mit mir Verbundenen zu gleichen Theilen zusammengesetzter Sprössling, ein neuer Mensch aus unserm Blute entquollen, tritt an das Tageslicht, die Freuden und (heilsamen) Leiden seiner Eltern zu vermehren, erwartend eine wundervolle Führung und Bestimmung im Leben und seine Ausbildung zum höhern Zwecke seines Daseyns für alle Ewigkeit. Ein feierlicher Anblick, zu ernsthaften Betrachtungen auch für uns selbst einladend."

„Aber, siehe! unter welchen grossen, feierlichen Anstalten kommt der neue Bürger in die Welt! Unter Ringen zwischen Leben und nahem Tode seiner Mutter! unentschieden ob sie selbst ihr irdisches Daseyn darüber aufgeben, ihre übrigen Kinder verwaisen und dem bangen Gatten absterben werde. Schon sehe ich das Grab der lebensfähigen, jetzt bis zum Sterben angegriffenen Gattin, des hienieden nicht wieder zu ersetzenden Glückes für Gatten und Kinder, sich öffnen, und die Pforte der Ewigkeit sich ihr aufthun — und allen diesen furchtbaren Anstalten dennoch nahe ein ersehntes neugeborenes Leben für Mutter und Kind, ein noch zu erwartender Triumpf-Einzug ins Daseyn für ein junges Wesen von göttlicher Abkunft —; beide liegen in diesen, Ehrfurcht gebietenden bangen

---

[1]) 1844 veröffentlicht im Archiv für die homöopathische Heilkunst Bd. 21. Heft 1. S. 157 u. f.

Augenblicken zur Entscheidung in der noch ungeöffneten Hand Gottes —; welch bang entzückendes Erwarten!"

„Ich wenigstens habe jede Niederkunft meiner Frau, jedes dieser fast überirdischen Ereignisse in mein inneres Leben tief eingreifen lassen, jedes für einen Läuterungsprocess meiner Sittlichkeit vom grossen Principe des Guten, vom Vater der vollendeten Geister angenommen —, und habe mich bestrebt, diese schauerlichen, offenbar für die Ewigkeit berechneten Momente zur Säuberung und Reinigung meines Characters anzuwenden — und wo ich noch Flecken an mir, Neid gegen meine Mitbrüder, irgend eine verdächtige, heuchlerische Falte in meinem Herzen, irgend eine Spur von Lüge oder Falschheit, irgend eine Neigung anders zu scheinen und zu reden, als mit meiner wahren Ueberzeugung übereinstimmte, entdeckte — habe ich es ausgefegt."

Der Redacteur des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen, Legationsrath Dr. Hennicke urtheilt in seiner Zeitung (1825 S. 901) so über Hahnemann: „Der Redacteur (Hennicke) hatte 1792 die Ehre, diesen durch seltenen Scharfsinn, feinen Beobachtungsgeist, treffendes Urtheil, sowie durch Charactereigenthümlichkeit, Geradheit, Einfachheit ausgezeichneten Mann kennen zu lernen." Und an einer andern Stelle (ib. 1833 S. 133): „Ich habe gegen die Homöopathie und ihren Urheber selbst die gröbsten Schmähungen und Lästerungen, wenn sie nur den Schein der Wahrheit und des Rechts für sich hatten, und den Namen der Verfasser enthielten, seit länger als 20 Jahren abdrucken lassen, ob ich gleich mit dem Hofrath Hahnemann seit 40 Jahren in freundschaftlichen Verhältnissen stehe, und ihn wegen seiner umfassenden wissenschaftlichen Bildung, seines durchdringenden Scharfsinnes, seines tiefen und hellen Beobachtungsgeistes und seiner grossen ärztlichen Verdienste, die von gründlichen Kennern und Beurtheilern der Heilkunde seit einigen 50 Jahren dankbar anerkannt sind, als einen der grossen Wohlthäter der Menschheit verehre. Zwey Kuren, die Hahnemann im Jahre 1792 in Gotha und Georgenthal glücklich verrichtete, und welche die allgemeinste Bewunderung erregten, sowie das Urtheil eines hier verstorbenen Arztes, Dr. Buddeus, machten mich zuerst aufmerksam auf Hahnemann, erfüllten mich mit inniger Hochachtung gegen ihn, und gaben Veranlassung zu unsern freundschaftlichen Verhältnissen und zu unserm später erfolgten ununterbrochenen Briefwechsel."

Griesselich,[1]) welcher Hahnemann in Cöthen 1832 besuchte,

[1]) Skizzen etc. Karlsruhe 1832.

schreibt über diesen: „Hahnemann, jetzt in einem Alter von 77 Jahren, verräth in seinem ganzen Thun das Feuer eines jugendlichen Mannes. Dem Körper sähe man keine Spur des hohen Alters an, wenn nicht weisse Locken die Schläfe umwallten, und die Zeit dem Schädel wider Willen die Tonsur, versteckt unter einem kleinen Käppchen, auferlegt hätte. Klein und untersetzt von Gestalt, ist Hahnemann lebendig und rasch; jede Bewegung ist Leben. Die Augen verrathen den Forscher, aus ihnen sprüht Jugendfeuer; die Gesichtszüge sind scharf, belebt. Wie dem Körper das Alter fremd zu sein scheint, so dem Geiste auch. Die Sprache ist feurig, fliessend; oft wälzt sie sich in einem Lavastrom gegen die Hasser und Verfolger, nicht seiner Person (davon hat er nichts erwähnt), sondern der Wahrheiten, zu deren Prüfung er seit Jahrzehnten auffordert. Das Gedächtniss erscheint in dem ungetrübtesten Zustande; nach langen Zwischenreden fährt er fort, wo er früher stehen geblieben ist. Wenn er recht warm wird, was leicht geschieht, sei es über Freund oder Feind, oder über Gegenstände der Wissenschaft, so sprudeln die Worte unaufhaltsam heraus, die Mienen werden ungewöhnlich belebt, und auf dem Gesichte lagert sich ein Ausdruck, den der Reisende (Griesselich) im Stillen bewunderte. Schweiss bedeckt dann die hohe Stirn, das Käppchen muss gelüpft werden; die grosse Pfeife, die treue Tagesgefährtin, ist während dem sogar ausgegangen und findet dann an dem daneben stehenden, den ganzen Tag brennenden, Wachsstocke frische Nahrung. Das Weissbier darf aber nicht vergessen werden! An dieses süssliche Getränk scheint sich der ehrwürdige Greis so gewöhnt zu haben, dass es, in einem grossen bedeckten Glase, immer auf seinem Tische Platz findet. Auch über Tisch geniesst Hahnemann dieses, dem Süddeutschen (Griesselich lebte in Karlsruhe) ungewohnte Bier. Wein trinkt er nicht; seine Lebensart ist überhaupt sehr einfach, nüchtern, patriarchalisch.“

„Hahnemann's Gespräche haben meist etwas Polemisches .... Er gab jedoch offen zu verstehen, dass er Jedem freien Spielraum gönne, wenn er sich auf dem Felde der Erfahrungen herumtreibe, mangelhafte Erfahrungen, die seinigen nicht ausgenommen, berichtige und ergänze, sie aber nicht durch blosse Vermuthungen zu widerlegen und zu untergraben suche .... er ist weit davon entfernt, über die ihm Folgenden eine Despotie zu verhängen, welche jede andere Ansicht verbannt.“

Männer, welche Hahnemann persönlich gekannt, erinnern sich

mit freudiger Bewunderung seiner grossen, hellen, forschenden Augen, seiner mächtigen, klaren Stirn, seines selten schön geformten Kopfes, seines energischen, aber nicht unfreundlichen Mundes.

Aus gelegentlichen Aeusserungen in seinen Schriften sieht man den Ehrgeiz, durch seine Leistungen die Menge zu überragen. Er hatte das wohlberechtigte Gefühl überlegener Kraft. Kleinliche Eitelkeit lag ihm fern; so schrieb er 1816 an Stapf in einem nach seinem Tode veröffentlichten Briefe [1]): „Noch eins! Machen Sie mir so wenig als möglich Lobeserhebungen. Ich liebe sie durchaus nicht; ich fühle mich blos als einen schlichten, geraden Menschen, der nichts thut, als seine Pflicht. Lassen Sie uns die Achtung, die wir einander schuldig sind, nur in leisen Worten und in Achtung bezeugenden Handlungen ausdrücken.“ Aus keiner Stelle seiner Schrift geht hervor, dass er sich in schwächlicher Weise über die Verfolgung seiner Person beklagt habe, Griesselich hebt auch bei Beschreibung seines Besuches bei Hahnemann dieses Fernhalten seiner Person ausdrücklich hervor. Er selbst schreibt [2]): „Ich achte weder des Undanks noch der Verfolgungen auf meinem mühsamen, aber wegen des erstrebten grossen Zieles dennoch gar nicht freudelosen Lebenswege.“ Während man draussen von allen Seiten gegen ihn anstürmte und ihn zu vernichten suchte, war er mit unverdrossenem, nie rastendem Eifer bemüht, seine Lehre weiter auszubilden, volle Genugthuung für all diese Angriffe in dem Bewusstsein findend, Grosses erstrebt und Grosses erreicht zu haben. „Die Genugthuung, die ich von meinem Verfahren habe, würde ich mit keinem der gerühmtesten Erdengüter vertauschen,“ schreibt er an Hufeland (Stapf I. S. 86).

An einen jungen Arzt, Dr. Schréter in Lemberg, welcher sich gegen die gegnerischen Aerzte ereiferte, schrieb er 1829 [3]), er solle davon ablassen. „Sie richten nichts Gutes damit aus. Sie ärgern sich dabei (ein sehr unwünschenswerther Gemüths-Zustand), und es wird damit doch nicht eher anders, als bis die göttliche Fürsehung es im Stillen wunderbarer Weise bessert. — Haben Sie doch lieber Mitleiden mit den armen Blinden, Bethörten; sie sind geschlagen genug, dass sie nichts Gescheutes zu Wege bringen

---

[1]) Arch. f. d. hom. Heilkunst Bd. 21. Heft 1. S. 162.

[2]) Chron. Krankh. Bd. 1. S. 8.

[3]) In einem nach seinem Tode veröffentlichten Briefe. Archiv f. d. hom. Heilkunst Bd. 21. Heft 2. S. 182.

können. — Gehen Sie stille an ihnen vorüber und gehen Sie Ihren geraden Weg in der Praxis redlich und ohne sich irre machen zu lassen; dann sind Sie weit glücklicher bei Ihrem guten Gewissen, und können in der Stille froh und glücklich sein."

Ueber den endlichen Sieg der Homöopathie war er keinen Augenblick im Zweifel, wie aus sehr zahlreichen Stellen seiner Schriften hervorgeht. Hier nur eine:

Stapf hatte ihm gegenüber im Jahre 1815 die Hoffnung geäussert, es möchte ein hochangesehener Allopath auf seine Seite treten, damit die Verbreitung der Homöopathie eine schnellere würde. Hahnemann antwortete[1]: „Unsere Kunst braucht keinen politischen Hebel, keine weltlichen Ordensbänder, um etwas zu werden. Sie wächst nun so allmälig unter dem vielen Unkraute, was um sie her dicht und hoch wuchert, anfangs unerkannt, aus einer unscheinbaren Eichel zum Stämmchen heran; schon sieht man den mässigen Wipfel auch über das hohe Unkraut etwas herausragen; nur still! es wurzelt in der Tiefe, erstarket unmerklich, aber desto gewisser, und wird zu seiner Zeit heranwachsen zu einer Eiche Gottes, die dann ihre von keinem Sturm mehr bewegbaren Arme nach allen Zonen ausstreckt, damit die bisher geplagte Menschheit sich erquicke unter ihrem wohlthätigen Schatten."

So schrieb Hahnemann 1815, als nur ganz vereinzelte Aerzte in Sachsen ihm anhingen. Er hat es noch erlebt, dass seine Lehre sich über den ganzen weiten Erdkreis verbreitete, dass die homöopathischen, aus der Allopathie herübergetretenen Aerzte, zum Theil in glänzenden Stellungen, nach Tausenden zählten, und dass die Zahl der begeisterten Anhänger viele Millionen war.

Hahnemann schrieb sehr klein und niedlich, aber fest und am liebsten, wie man aus seinen hinterlassenen Briefen und Concepten sieht, auf kleines Format. Doch befleissigte er sich der Deutlichkeit jedes Schriftzuges und schrieb eine schöne Handschrift. Im Gedankenausdruck war er sehr wählerisch; daher findet man zuweilen in einer Zeile zwei, drei Correcturen. Bis in sein hohes Alter las und schrieb er ohne Brille. (Albrecht.)

[1]) In einem nach seinem Tode veröffentl. Briefe Arch. f. d. hom. H. Bd. 21. H. 2. S. 129.



Von seinem Wissen schreibt Albrecht l. c.: „Sein Wissen war ein staunenswerthes. Er war in allen Wissenschaften, auch in denen, die in keinem Verband mit der Medicin stehen, zu Hause, über alle konnte man bei ihm Auskunft erhalten; denn hatte er auch die eine oder die andere Wissenschaft nicht besonders betrieben, so hatte er doch viel darüber gelesen. ‚Der Mensch, der wahrhaft gebildete Mensch,' sagte er oft, ‚muss in Allem Bescheid wissen.' So wusste er denn auch recht Bescheid in der Astronomie. Das Planetensystem hing in seinem Zimmer, und sehr gern unterhielt er sich mit seinem Neffen, dem Hofrath Schwabe, welcher eine Specula astronomica auf seinem Hofe hatte, über Angelegenheiten des Himmels. Er war ein guter Meteorolog und verstand etwas von der Wetterkunde. Das verdankte er dem Hygrometer, den Barometern und Thermometern, auf die er in Stube und Garten gern sein Auge richtete. Nicht weniger war er bewandert in der Geographie, weshalb sich zu seiner grossen, alle Wissenschaften umfassenden Bibliothek eine reiche Landkartensammlung gesellte. Näher an das Studium der Medicin streifte wieder der Magnetismus und Mesmerismus. Dem einem wie dem andern schenkte Hahnemann eine besondere Aufmerksamkeit, und liess beide in dem einen und andern Krankheitsfalle mit glücklichem Erfolge anwenden. Bis in das höchste Alter verwandte Hahnemann einen grossen Theil seiner Mussestunden auf das Lesen."

„Dass Hahnemann Meister in der Linguistik, in der Kunde der neueren Sprachen war, das zeigen seine vielen Uebersetzungen. Aber die Linguistik hatte der Liebe zur alten Philologie keinen Eintrag gethan, er war ein ganzer Philolog. (Seine Habilitationsschrift zeigt, dass er selbst Chaldäische Schriften zu lesen im Stande war. A.) Daraus erklärt sich zum grossen Theil seine Befreundung mit dem Sprachforscher Prof. Adam Beyer. Beide kamen zuweilen in den Abendstunden zusammen, und unterhielten sich auf das Angelegentlichste über syntactische und höhere kritische Gegenstände der Latinität und Gräcität, und der Leipziger Professor hörte mit besonderer Aufmerksamkeit auf seines ärztlichen Freundes Entscheidung in der einen oder der andern philologischen Controverse."

Hahnemann's bewunderungswürdigen, durchdringenden Kenntnisse auf allen Gebieten des Wissens sind trotz seiner seltenen Geistesanlagen nur begreiflich, wenn man (von Hartmann) erfährt,

dass er die beneidenswerthe Gesundheit besass, jede zweite Nacht durcharbeiten zu können, wovon er unzweifelhaft häufig Gebrauch gemacht.

Ausser seinen vielen naturwissenschaftlichen Uebersetzungen verdanken wir seinem Fleiss auch die Uebertragung der für politische und Kirchen-Geschichte wichtigen „Geschichte Abälard's und der Heloise" aus dem Englischen. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek"[1]) urtheilt darüber: „Hahnemann übersetzt treu und fliessend, und wir können seine Arbeit mit Recht denjenigen empfehlen, die diesen interessanten Gegenstand längst besser behandelt wünschten."

Im Jahre 1834 erschien in Cöthen eine feingebildete, 34jährige Französin, Melanie d'Hervilly Gohier (geb. im Jahre 1800), und vertraute sich Hahnemann's ärztlicher Behandlung. Durch Intelligenz, einen ungewöhnlichen Grad von Bildung und körperliche Anmuth wusste sie Hahnemann zu fesseln, sodass dieser den Entschluss fasste, sein Geschick mit dem ihrigen zu theilen Seine Freunde hörten mit Verwunderung, wie Rummel berichtet, dass der 80jährige Greis sich am 28. Januar 1835 von Neuem vermählt habe. Dem Einflusse seiner jungen Gattin gelang es auch, Hahnemann seinem Vaterlande zu entführen. Paris — so meinte sie — sei die Stadt, von wo aus ihres Gatten Ruhm sich weit herrlicher als bisher entfalten könne, Paris allein vermöge ihm die gebührende Anerkennung zu bringen. Hahnemann gab nach. Und Paris und Frankreich haben die Versprechungen seiner Gattin nicht Lügen gestraft. Mit Begeisterung und hohen Ehrenbezeugungen wurde er von seinen schon zahlreichen Anhängern in Paris empfangen, und fand bis an sein Ende hohe Achtung und Anerkennung.

Auch sein Familienleben dort scheint ein sehr glückliches gewesen zu sein, wie aus seinen Briefen zur Genüge hervorgeht.

So scheibt er u. A. in einem, nach seinem Tode veröffentlichten Briefe an Dr. Schréter in Lemberg unter dem 13. Aug. 1840[2]): „Ich wüsste nicht, wann in meinem langen Leben ich mich gesünder und glücklicher befunden hätte als in Paris, in dem liebevollen

---

[1]) 1792 Bd. 106. S. 243.

[2]) Archiv f. d. h. Heilkunst Bd. 23. Heft 3. S. 107.

Umgang mit meiner theuren Mélanie, die für nichts in der Welt mehr Sorge trägt, als für mich; — auch finde ich nach und nach, dass meine ärztlichen Bemühungen anfangen in der grossen Weltstadt mehr als blosses Aufsehen — hohe Achtung vor unserer göttlichen Heilkunst — zu erregen."

Mit seinen Angehörigen in Deutschland, die ihn auch in Paris besuchten, blieb er in beständigem, herzlichem Briefwechsel.

Ueber sein Ende schreibt Jahr in der Allgem. hom. Zeitung (Bd. 24. No. 17) aus Paris am 4. Juni 1843:

„Hahnemann ist todt!"

„Gegen den 15. April erkrankte er an seinem gewönlichen Frühlingsleiden, einem Bronchialcatarrh, der ihn so angriff, dass seine Frau Niemanden vorliess, so dass man ihn schon mehrmals für todt aussagte, was jedoch immer glücklich widerlegt ward. Schon immer hatte ich mir vorgenommen, selbst doch einmal wieder hinzugehen, als ich ein Billet von Frau Hahnemann erhielt, worin sie mich ersuchte, doch denselben Tag noch zu ihr zu kommen. Ich ging gleich und wurde auch sofort in Hahnemann's Schlafzimmer eingelassen. Hier aber — denken Sie sich den Anblick! — anstatt Hahnemann, den alten, lieben, freundlichen Greis mir entgegenlächeln zu sehen, finde ich seine Frau ausgestreckt auf dem Bette, in Thränen zerfliessend und ihn daneben — kalt, starr und seit 5 Stunden schon hinübergegangen in das Leben, wo kein Streit, keine Krankheit, kein Tod mehr ist! — Ja, l. Freunde, unser ehrwürdiger alter Vater Hahnemann hat seinen Lauf vollendet! eine Lungenlähmung hat, nach 6wöchentlichem Krankenlager, auf dem er immer schwächer wurde, seinen Geist von seiner müden Hülle befreit. Seine geistigen Kräfte hatten ihn bis zum letzten Augenblicke nicht verlassen, und obschon seine Stimme immer unverständlicher wurde, so zeugten doch seine gebrochenen Worte von der fortwährenden Klarheit seines Geistes und der Ruhe, mit der er sein Ende herannahen sah. Gleich im Anfange seiner Krankheit hat er seiner Umgebung gesagt, dass diese seine letzte sein werde, indem seine Hülle verbraucht sei. Anfangs hat er sich selbst behandelt, und sogar bis nahe vor seinem Tode noch sein Gutachten über die Mittel gegeben, die seine Frau und ein gewisser Dr. Chatran ihm anriethen. Wirklich gelitten hat er eigentlich nur ganz zuletzt, als die Engbrüstigkeit immer mehr zunahm. Als ihm nach einem solchen Anfalle seine Frau sagte: ‚Die Vorsehung wäre Dir eigentlich einen Erlass all Deiner Leiden schuldig, weil Du so viele

andere gelindert und in Deinem mühevollen Leben so manche Beschwerde geduldet,' antwortete er: ,Mir? warum denn mir? Jeder auf dieser Welt wirkt nach den Gaben und Kräften, die er von der Vorsehung empfangen, und findet ein Mehr oder Weniger nur vor dem Richterstuhle der Menschen, nicht aber vor dem der Vorsehung statt, die Vorsehung ist mir nichts, ich aber bin ihr viel, ja alles schuldig.'"

„Die Trauer über den grossen Verlust wird hier von allen seinen Schülern gleich tief und stark empfunden. Alle weinen ihm aufrichtige Thränen des Dankes und der Liebe nach. Was aber Die verloren haben, die das Glück hatten, den grossen Mann auch als Freund zu besitzen, das können nur die beurtheilen, die ihn in seinem häuslichen Glücke und besonders in den letzten Jahren gesehn. An sich selbst und wenn er nicht durch Andere aufgehetzt wurde, war er nicht nur ein guter, sondern auch ein kindlich herzlich wohlwollender Mann, dessen Herz sich nie wohler befand, als unter Freunden, denen es sich ohne Rückhalt öffnen konnte. Nun, er hat seine nicht leichte, oft dornengekrönte Laufbahn ritterlich durchgekämpft und ruhmvoll überwunden. Sit ei terra levis!"

Wer ihm auf seinem Entwicklungsgange folgt, seine zahlreichen Schriften mit Aufmerksamkeit durchliest, und dieselben mit den Ansichten seiner Zeitgenossen vergleicht, wer dadurch Zeuge wurde von dem eisernen Fleiss, von der seltenen Beobachtungsgabe, dem durchdringenden Verstande und der hohen Begeisterung, mit der er für die ärztliche Kunst zu leisten suchte, was in seinen Kräften stand, wer vor allem Andern die mit Schwierigkeiten aller Art verknüpften, und von Hahnemann verlangten Nachversuche unternommen und durch Erfahrung am Krankenbette weiss, was dieser Geist geschaffen — für den hiesse es Eulen nach Athen tragen, wollten wir auch nur ein Wort der Anerkennung aus fremdem Munde hören lassen; es wäre dasselbe Beginnen, als wenn man durch die Anerkennungen der Zeitgenossen die naturwissenschaftliche Bedeutung Humboldt's nachweisen wollte. Für diejenigen indess, welche der Sache fern oder feindlich gegenüberstehn, sei es gestattet, einige Beweise beizubringen, dass es nicht allein die Homöopathen sind, welche Achtung vor diesem Manne an den Tag legen.

Sämmtliche hier folgenden Zeichen der Anerkennung stammen von Nichthomöopathen:

Man vergleiche die oben S. 73 angeführten Achtungsbezeugungen.

Prof. J. R. Bischoff[1]) schreibt 1819: „Herr Dr. S. Hahnemann hat sich durch den Zeitraum von vollen 40 Jahren in dem Felde der Heilkunde einen ruhmwürdigen Namen erworben.

Um dieselbe Zeit schreibt Prof. Puchelt in Hufeland's Journal[2]) in einem Aufsatz, den er im folgenden Jahre 1820 als Broschüre erscheinen liess: „Alles dies soll uns jedoch nicht ungerecht gegen einen Mann machen, in welchem wir einen hohen Grad von Scharfsinn, Consequenz und Beharrlichkeit nicht verkennen wollen, der in der Medicin auch früher und vor seinem Systeme schon mit Ehren gewirkt hat, und der endlich in dem Systeme selbst nach unserer Meinung manches zur Sprache bringt, was wohl beachtet zu werden verdient, und gewiss auch einst in der wissenschaftlichen Medicin anerkannt werden wird." Weiterhin bezeichnet er ihn wiederholt als einen „gelehrten Arzt".

An demselben Orte wird Hahnemann von Hufeland in einer Anmerkung „der würdige Urheber der Homöopathie" genannt.

Dr. v. Wedekind, früher Professor der med. Klinik an der Universität Mainz, sagt:[3]) „Hahnemann ist mir als ein erfahrener, gelehrter und genialer Arzt bekannt."

„Fern sei von mir die Vermuthung, dass Herr Hahnemann den Zwecken der Obscuranten dienen wolle; der helle Kopf liebt das Licht."

„Mein gelehrter Gegner."

„So vernehmet, Ihr Herren Collegen, das Urtheil Hahnemann's eines alten, gelehrten, erfahrenen, vielseitig gebildeten, und berühmten Arztes, über unsere Wissenschaft und über uns selbst. Die Art, wie der Mann seine Sachen vorträgt, zeugt von so ernster inniger Ueberzeugung, dass Ihr Anstand nehmen werdet, den Vorwurf von Scharlatanerei gegen ihn laut werden zu lassen."

„Wie in aller Welt konnte der berühmte, gelehrte Hahnemann darauf verfallen, eine solche Lehre aufzustellen."

„Er glaubt an seine Theorie." „Wo treffen wir das Mittel, um diesen verdienstvollen Gelehrten homöopathisch zu heilen."

[1]) Ansichten über das bisher. Heilverfahren und die hom. Krankheitslehre. Prag 1819. S. 27 und f.

[2]) St. 6. S. 15 u. 27.

[3]) Prüfung des hom. Systems Darmstadt 1825. S. I. VII. 66. 130. 132. 133.



Oben wurde schon die Stelle angeführt, worin Hufeland unsern Hahnemann als einen der „ausgezeichnetsten, geistvollsten und originellsten Ärzte“ kennzeichnet. Die Fortsetzung heisst: „Ist es noch nöthig, daran zu erinnern, dass ihm die Medicin zuerst die Entdeckung der Weinprobe und des Mercur. solub. — nach meiner Meinung immer noch das wirksamste Mercurialpräparat —, wie so vieles andere verdankt, und dass er in vielen seiner frühern Schriften Beweise genug eines grossen philosophischen Scharfsinns und einer seltenen Forschungsgabe gegeben hat?“

In Oken's „Isis“ (1822 S. 135) wird Hahnemann genannt: „Dieser ernst denkende Mann, einer der besten Ärzte unserer Zeit.“

Dr. Fr. Groos, Grossherzogl. Bad. Hofmedicus[1]): „Ich kann nicht umhin, den Tiefsinn und die Orginalität Hahnemann's zu bewundern.“

Naumann[2]): „Die Ärzte Deutschlands haben Hahnemann als vielgeprüftem Denker ihre Achtung freudig gezollt.“[3])

Auch rühmt er, „dass Hahnemann's Verdienste um die genauere Kenntniss vieler Arzneimittel unvergesslich bleiben werden“. (ib. S. 116).

Urban urtheilt 1827 in Hufeland's Journal[4]): „Das Verdienst, durch genaue Beobachtung auf die reinen Heilkräfte der Arzneien aufmerksam gemacht und somit den Weg zu einer ebenso vernunft- als erfahrungsgemässen Bearbeitung der Arzneimittellehre gebahnt zu haben, bleibt ihm für alle Zeiten unbestritten.“

In „Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde“ von Froriep 1829[5]) wird Hahnemann „mit andern genialen Männern“ verglichen . . . „Obgleich das hom. System höchst unvollkommen ist, so ist doch sein Schöpfer 3 mal glückselig zu preisen, weil er den Punkt gefunden, von dem aus er die geistige Welt kraftvoll zu bewegen vermochte und deshalb von den Nachkommen neben Galenus und Paracelsus und Brown mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt werden wird.“

---

[1]) Ueber das hom. Heilprincip. Heidelberg 1825. S. 19.

[2]) Hufeland's Bibliothek 1825. Bd. 53. S. 42.

[3]) Die er sich „durch Schaffung der Homöopathie aber wieder geschmälert hat.“

[4]) St. 4. S. 80.

[5]) Nr. 7. Kleinert, Repertor. der ges. deutsch. med.-chir. Journ. 1830 IV. 119 u. f.

1833 schreibt Krüger-Hansen,[1]) den Niemand der Freundschaft mit Hahnemann zeihen wird: „Die Geschichte der Arzneikunst wird ihm stets ein ehrenvolles Andenken unter den Ärzten sichern, die mit Klarheit die Gebrechen der hohen Allopathie erkannten und mit Beharrlichkeit und Resignation Ideen zum neuen Bau in's Leben riefen."

Geh. Rath Dr. Link nennt Hahnemann einen Mann „von ausgezeichneten Kenntnissen und grossem Scharfsinn."[2])

Kurt Sprengel, der Geschichtschreiber, äussert sich folgender Weise: „So weit aber bin ich davon entfernt, einem von mir nie gesehenen Manne zu zürnen, dass ich vielmehr seit 40 Jahren seine Gelehrsamkeit und besondere Kunstgeschicklichkeit gepriesen habe."[3])

Stieglitz[4]): „Hahnemann ist nicht abzusprechen, dass er von hervorstechendem Geiste und Wissen ist."

C. A. Eschenmayer, Professor in Tübingen[5]): „Hahnemann unternahm das grosse Experiment mit einer Beharrlichkeit und Umsicht, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können."

„Was aber bis jetzt geschehen ist, ist so viel, dass wir nur mit Bewunderung vor diesem riesenhaften Geiste stehen können, der den Plan zur Reformation der Heilkunde fasste, und die Bahn sich brach."

Am 7. April 1841 überreichte ihm der sächsische Gesandte in Paris den Ehrenbürgerbrief seiner Vaterstadt Meissen.

Leichte Mühe wäre es, diesen Anerkennungen von Verdiensten Hahnemann's seitens der Nichthomöopathen noch eine lange Reihe hinzuzufügen, wenn, wie gesagt, die Gestalt Hahnemann's solcher Stützen bedürfte.

---

[1]) Die Allopathie und Homöopathie auf der Wage S. 11.

[2]) Hufeland's Journ. Bd. 76. St. 6. S. 64.

[3]) Ueber Homöopathie, aus dem Lat. übersetzt von Schragge. Magdeburg 1833. S. 33.

[4]) Die Homöopathie. Hannover 1835 S. 89.

[5]) Die Allöopathie und Homöopathie. Tübingen 1834. S. 47 u. S. 122.

ZWEITER THEIL.

Die Bekämpfung der Homöopathie

Wie mehrfach erwähnt, trat Hahnemann mit seiner Art zu heilen zuerst im Jahre 1796 in Hufeland's Journal auf. Eine Kritik derselben erschien bald darauf im „Journal der Erfindungen etc.[1]" von Hecker, die durchaus abfällig war: a. Die Behauptung Hahnemann's von dem grossen Vorrath an specifischen Mitteln ist durchaus übertrieben und widerstreitet der rationellen Heilkunde. b. Die Wirkungen der Arzneien im Körper sind so verschieden, dass man sie schwerlich verwerthen kann. Trotzdem soll nicht geleugnet werden, dass Prüfung an Gesunden bedeutende Fingerzeige für die Arzneianwendung abgeben könne. c. Die Wirkungen im kranken Körper werden noch weniger gleich sein, deshalb hat Hahnemann's Princip keinen Grund. d. Die Wirkung einzelner Mittel nach Similia Similibus ist nur Schein; es müsste dann auch Rauch, welcher Lungenentzündung macht, diese heilen. e. Hahnemann berücksichtigt zu sehr die Symptome. f. Er preist leichtsinniger Weise äusserst giftige Substanzen an, Arsen, Belladonna, Hyoscyamus, Stramonium etc. und kann schon deshalb den Beifall einsichtsvoller Aerzte nicht erwarten. Also: „Das Hahnemann'sche Princip ist ein Princip ohne Princip", hat keine Brauchbarkeit, macht Empirismus und schädliche Giftpraxis; es gibt bessere Wege als diesen, welcher auf vagen, irrigen, widersinnigen Behauptungen beruht.

Das war die erste Begrüssung Hahnemann's, welcher nicht darauf erwiderte, sich aber später, 1800, bei Gelegenheit darüber beklagte, dass er „in diesem Journal so misshandelt" worden sei.

Wie Hecker urtheilten indess nicht alle Aerzte. So sagt ein

[1]) St. 22. S. 71. und f.

späterer Recensent:[1]) „Hahnemann hat durch diesen Aufsatz seinen Scharfsinn hinlänglich documentirt, und über die Lehre von der Kraft und Anwendung mehrerer Arzneimittel viel Licht verbreitet.“ „Jener Aufsatz machte viel Aufsehen, wurde bald einer scharfen Kritik unterworfen, und dadurch, vielleicht zum Nachtheil der Wissenschaft ebenso originelle als fruchtbare Ideen bald unterdrückt.“

Ein anderer Arzt, Dr. A. Fr. Fischer, schreibt[3]) über diesen ersten Versuch: „Von dem Gedanken beseelt, dass strenge Würdigung aller gebräuchlichen Arzneien, besonders der sich höchst wirksam zeigenden, für Vervollkommnung der Heilkunde unerlässlich sey, zollten auch wir einem Hahnemann unsern Beifall, als er die Heilkräfte einzelner Arzneikörper zu erforschen und eine neue Bahn für deren richtige Abschätzung zu betreten begann, worüber er die Ergebnisse im 2. und 3. Bande des älteren Hufeland'schen Journals mitgetheilt hat. Damals fand es dieser Arzt noch für recht, die Arzneien in solchen Gaben anzuwenden, die dem thierischen Körper angemessen sind, wie wir dies aus den in gedachtem Journal niedergelegten Krankheits- und Heilberichten ersahen.“

Kurt Sprengel's Urtheil[4]) über dieselbe Arbeit lautete: „In der allgemeinen Theorie der Heilmittellehre machte Samuel Hahnemann einen sehr interessanten Versuch, die Ideen der alten Methodiker von Umwandlung des Körpers dergestalt wieder einzuschärfen, dass er durch eine gute Induction zeigte, wie die meisten heftig wirkenden, specifisch genannten Arzneymittel dadurch nützlich werden, dass sie eine künstliche Erregung erzeugen, welche oft Erscheinungen hervorbringt, die den Wirkungen der Krankheit sehr ähnlich sind. In der That bestätigt die gemeine Beobachtung vom künstlichen Gegenreiz, wodurch der Krankheitsreiz aufgehoben wird, Hahnemann's Theorie vollkommen.“

Von der Beachtung der Lehre Hahnemann's in Hufeland's Journal selbst findet sich Folgendes: 1799[1]) schreibt Medicinalrath Sponitzer, ein geachteter medic. Schriftsteller, später (1810) zum „Regierungsrath bei der Pommer'schen Regierung“ ernannt: „Hier

[1]) Bd. 7. St. 2. S. 80.

[2]) Pierer's Allgem. medic. Annal. des 19. Jahrh. 1810. November S. 961 und f.

[3]) Die Homöopathie vor dem Richterstuhle der Vernunft. Dresden 1829 S. 32.

[4]) Kritische Uebersicht des Zustandes der Arzneykunde in dem letzten Jahrzehend. Halle 1801. S. 303.

eines oder höchstens 2 Mittel geben, hiesse ohne Grund eigensinnig sein, und den Kranken vernachlässigen. Ich bin daher mit Herrn Hahnemann nicht einerlei Meinung, Vereinfachung kann auch übertrieben werden. . . . Ueberhaupt sind solche abstracte, oft missverstandene oder übelangebrachte Ideen von gar keiner Bedeutung im wirklichen Handeln." Diese Ansicht entwickelt der Verfasser in einem Aufsatz über das schwere Zahnen der Kinder, worin er Brechmittel, Klystiere und starke Abführmittel anpreist. „Letztere müssen den ganzen Verlauf der Krankheit hindurch fortgesetzt werden, wenn man Grund hat, vielen heimlichen versteckten Stoff zu vermuthen."

Dem Prof. Nolde in Rostock (1799)[1]) scheint die Einfachheit der Arzneigabe so natürlich und einleuchtend, dass sie gar nicht in Zweifel gezogen werden kann. „Auf der andern Seite würde man indessen offenbar wieder zu weit gehen, wenn man nach Herrn Hahnemann's Vorschlag nur immer in Krankheiten sich eines einzigen Mittels bedienen wollte," ja es würde dieses geradezu unrecht sein; z. B. müssen Canthariden oft mit Kampher, Opium mit Abführmitteln zusammengegeben werden etc.

Diese Bemerkungen und Ansichten beweisen, dass man Hahnemann's Ideen nicht begriff. Er wollte die specifischen Beziehungen der einzelnen Arzneien zu bestimmten Arten von Krankheiten, zu bestimmten Körpertheilen, zu bestimmten Geweben kennen lernen; er wollte die rohen Anschauungen von den krankhaften Stoffen, die Schornsteinfeger- und Betäubungsmethoden verdrängen. Er zeigte eine richtige physiologische Auffassung, wenn er die damalige Physiologie auch nicht zur Stütze seiner Ansichten gebrauchen konnte. Und da erscheinen seine Amtsbrüder und reden von „heimlichen versteckten Stoffen" und von einer Verbindung des Opium mit Abführmitteln. Damit Opium den Darm nicht zur Unthätigkeit bringe, und ihn verhindere die krankhaften Stoffe abzusetzen, musste wissenschaftlich ein Abführmittel zugegeben werden.

Für die damaligen Recepte ist folgendes Geständniss characteristisch. Im 10. Bande, (St. 3 S. 66) 1800, erzählt Wichmann, nachdem er vorher Hahnemann erwähnt, dass er einzelne Mittel, zu denen er Vertrauen habe, ganz unvermischt gebe, „wodurch ich freilich bei dem Apotheker, der fusslange Recepte zu sehen gewohnt ist, zuweilen mit meinen nackten Recepten ein Kopfschütteln erregen oder für einen Idioten angesehen werden muss." Also man

[1]) Bd. 8. St. 2. S. 68 und f.

schämte sich geradezu, einfache Mittel zu verordnen. Hierdurch wird zugleich der Ausspruch Hahnemann's oben S. 79 verständlich.

Ueber Hahnemann's Heil- und Präservativmittel Belladonna theilt als der Erste Dr. Jani in Gera im October 1800 in der Med. chir. Ztg. (IV. S. 316) seine Beobachtungen mit, wonach bei diesem Mittel ein günstiger Verlauf in verschiedenen Fällen beobachtet wurde, ohne dass dasselbe unbedingt geschützt hätte. „Es ist daher denkbar, dass der verdiente Dr. Hahnemann seine Erfahrungen unter einem günstigeren Zusammenfluss von Umständen gemacht habe als ich, und dadurch zu einem Fehlschluss geleitet worden sei.“ Bei Erwähnung der kleinen Gaben erwähnt Jani, dass er damit beim Publikum auf Widerstand gestossen sei. Im folgenden Jahre 1801 schreibt ein Recensent, der keine praktischen Versuche angestellt, über Hahnemann's Arzneigaben in derselben Zeitschrift (1801. IV. 100): „Der Mann ist eine Bürgerkrone werth, oder noch besser, er verdient eine grosse Pension, damit er nicht weiter solche unglaubliche Dinge schreibt.“

Hufeland war anderer Ansicht.[1]) „Es that mir leid, dass ein Mann, dessen Verdienste um unsere Kunst entschieden genug sind, bei Gelegenheit seines Präservativmittels gegen das Scharlach so sehr gemisshandelt wurde, und ich leugne nicht, dass mir die fast unendliche Kleinheit der Dose bei der Anwendung der Belladonna selbst befremdend war. . . . Auf jeden Fall enthält sie (die betreffende Abhandlung von Hahnemann) treffliche Winke über die feineren Wirkungen der Arzneien und die Modificationen, die sie durch verschiedene Zustände des Organismus und durch die gewöhnlich gar nicht geachteten Präparationen und Darstellungen derselben . . . erhalten können. (Hier wird also zugestanden, dass die Aerzte damals auf die Darstellung der Arzneien, im Gegensatz zu Hahnemann „gewöhnlich gar nicht“ achteten). Hier liegen gewiss noch Geheimnisse, die der gewöhnliche Practiker und Pharmaceutiker nicht ahndet, und wobei die Stimme eines Mannes, der sich über 10 Jahre ganz vorzüglich mit der eigenen Bereitung und Anwendung der narcotischen und anderen giftigen Mittel beschäftigt hat, die grösste Aufmerksamkeit verdient. Wenigstens bin ich sehr überzeugt, dass das gewöhnliche Quantitätsverhältniss der Mittel nicht immer als das richtige Princip zur Bestimmung ihrer Wirkungen angenommen werden kann, und

[1]) S. Journal Bd. 6. St. 2.

dass zuweilen ein Gran unter gewissen Umständen und Verbindungen mehr leisten kann, als eine 10 fach grössere Quantität, ja dass gerade die kleinste Dosis Wirkungen hervorbringen kann, die wir nie bei einer grossen sehen."

Im Jahre 1800 urtheilt Hufeland in seinem „System der practischen Heilkunde"[1]): (Er spricht von der Auswahl der Mittel zur Erreichung des Heilzwecks) „. . c. Die Aehnlichkeit der Wirkungen des Mittels mit den Krankheitserscheinungen. Wir bemerken z. B., dass ein Mittel einen Gesunden wahnsinnig macht oder ihm Krämpfe von allgemeiner oder besonderer Art, oder Lähmungen erregt. Diess kann uns determiniren, das Mittel bei Wahnsinn, den nehmlichen Krämpfen und Lähmungen anzuwenden. Belladonna, die den Vernünftigen wahnsinnig macht, macht den Wahnsinnigen vernünftig. Erschütternde Leidenschaften, die das Wechselfieber erregen, können es auch heilen. — Dieses von Hahnemann aufgestellte Princip kann allerdings auf nützliche Mittel leiten, es bleibt aber immer ein nur empirisches Princip, und scheint nur bei reinen Nervenkrankheiten anwendbar."

Im 13. Bande des Hufel. Journal 1802 wird eine Heilungsgeschichte mit Veratrum album nach Hahnemann's Indication erzählt.

Die Med. chir. Zeitung brachte 1801 (I. 253) eine Kritik des „Arzneischatzes" mit den Anmerkungen Hahnemann's, worin dieser in so greifbarer, überzeugender Weise den Unsinn des Arzneimischens vor Augen geführt und zur Einfachheit der Verordnungen gemahnt hatte. Kein Wort der Anerkennung spricht der Recensent hierüber, tadelt aber Hahnemann, dass er eine Latwerge von Baldrian, China und Salmiak als schlechteste Darreichungsform und unglückliches Gemisch verwarf. „Theorie und Erfahrung," so meint Recensent, „sprechen für diese Verbindung", und die starken Gaben sind ebenfalls erforderlich.

1805 erschien in Hufeland's Journal die Abhandlung „Heilkunde der Erfahrung," und in demselben Jahre als Separatabdruck in Berlin bei Wittich. Stand der Verfasser 1796 in manchen Stücken noch auf dem gewöhnlichen Boden, so trat hier die Besonderheit seines Standpunktes schon mehr hervor. Man sieht, er hatte in den vergangenen 9 Jahren eifrig nachgedacht und gearbeitet. Er tritt mit viel grösserer Sicherheit auf, und verlangt energisch die Prüfung der Arzneien, um ihre specifischen Beziehungen

---

[1]) Jena und Leipzig 1800. Bd. I. S. 201.

zu den einzelnen Körpertheilen bis in die feinsten Nüancen kennen zu lernen, und sie entsprechend anzuwenden bei Affection eben derselben Gewebe, die von ihnen specifisch berührt würden. Es ist wohl zu unterscheiden, und wir machen deshalb wiederholt darauf aufmerksam, dass er nicht specifische Mittel suchte gegen gewisse pathologisch-anatomisch abgegrenzte Krankheitsformen, auch nicht solche, welche auf bestimmte Organe einwirkten, wie Rademacher calculirte; ausdrücklich protestirt er dagegen. Seine Idee war, die Mittelwirkungen zu verfolgen bis in die letzten erkennbaren Erscheinungen.

Die erste Zusammenstellung der Arzneiwirkungen auf gesunde Organismen nach fremden und eigenen Beobachtungen wurde bekanntlich veröffentlicht in der Schrift „Fragmenta de viribus medicamentorum“ 1805. Er selbst nannte sie bezeichnender Weise „Fragmenta“, und verhehlte sich die Mängel dieses ersten Versuches keineswegs, welche auch von der Kritik erwähnt wurden. Jedenfalls war dieses das erste derartige Unternehmen, und als solches schon verdienstlich; ein Recensent[1]) besprach es als ein „ungemein interessantes und verdienstliches Werk.“ Augustin nannte dasselbe[2]) „Die Resultate trefflicher Versuche über die Einwirkung der Arzneien auf den menschlichen Organismus.“

Hahnemann's „Heilkunde der Erfahrung“, die Vorläuferin des Organon, begegnete in der Medicin. chirurg. Zeitung (III S. 25) 1806 folgender Kritik: „Aus diesem weitschweifigen, 99 Seiten langen und manche Paradoxie enthaltenden Aufsatze ergibt sich weder für den Theoretiker noch für den Praktiker grosser Gewinn. Von Arzneywissenschaft im höheren Sinne scheint Hr. Hahnemann gar keine Ahndung zu haben, indem er dieselbe ganz an die Sinne fesselt. Jede Krankheit hat nach ihm einen widernatürlichen Reitz eigener Art zum Grunde, und um Krankheiten zu heilen, haben wir blos nöthig, diesem Reitze eine andere krankhafte Potenz von sehr ähnlicher Wirkung — diese Ansicht hat Hr. Hahnemann von der Wirkung der Arzneymittel! — entgegen zu setzen. Doch genug hievon.“

Im Jahre 1807 brachte Hahnemann in Hufeland's Journal den erwähnten Aufsatz: „Fingerzeige auf den homöopathischen Gebrauch der Arzneyen in der bisherigen Praxis“.

---

[1]) Hufeland's Bibliothek Bd. 16. S. 181.

[2]) Wissenschaftl. Uebers. der ges. med. chir. Literatur des Jahres 1805 Seite 409.

Derselbe wurde in der Med chir. Zeitg. (1808 II. S. 147.) ebenfalls ungünstig beurtheilt, weil Hahnemann nur die Symptome berücksichtige: „so etwas lernt jeder Hausvater noch nebenbey.“ Die angeführten Beispiele seien vage, und bewiesen oft gerad das contraria contrariis. Dieser Recensent gebraucht die Bezeichnung „homöopathisch“, und zwar ohne Umstände.

Hahnemann's Bemühungen machten nicht den Eindruck, den sie hätten machen sollen, seine Vorschläge, die Arzneien methodisch auf ihre specifischen Wirkungen am eignen Körper zu prüfen, sein weiterer Vorschlag nur möglichst einfache Verordnungen zu machen, die Arzneigabe nicht eher zu wiederholen, als bis die vorige ausgewirkt, um so die Kenntniss ihrer Wirkungsart und ihres Wirkungsgebietes durch gemeinsame Arbeit und rationelles Verfahren fest zu begründen und zu erweitern, blieben ohne allen Erfolg. Der alte Schlendrian ging nach wie vor seinen Gang. Da, im Jahre 1808, griff er im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen in einer Reihe von Artikeln die hergebrachte Heilweise an, und führte in kräftigen Zügen die ganze Erbärmlichkeit der damaligen Medicin klar und drastisch vor Augen. Wir haben oben einzelne Stellen daraus kennen lernen. Diese Artikel erschienen indess fast alle ohne Nennung seines Namens, und bildeten erst das Gegenstück von vorhergehenden Aufsätzen aus der Feder anderer Ärzte, sodass der Gedanke ausgeschlossen ist, er habe unrühmenswerthe Absichten dabei gehabt, ein absurder Vorwurf, den ihm die Gegner häufig machen, und zwar um so häufiger und heftiger, je weiter jene Zeit hinter uns liegt.

Zur Aufklärung der Situation müssen wir deshalb hier auf eine kurze Zeit den Zusammenhang unterbrechen, und einen Einschub machen über die Bedeutung und die Rolle jener Zeitschrift, welche eine der gelesensten in ganz Deutschland war. Dieses täglich herauskommende Blatt erschien in Gotha, hiess zuerst „Der Anzeiger“, sehr bald „der Reichsanzeiger“ und vom Jahre 1806 an „der Allgemeine Anzeiger der Deutschen“. Er war ein literarisches Rendez-vous der gebildeten Welt Deutschlands. Redakteur war anfangs Dr. Becker, später Legationsrath Dr Hennicke. Politik war ausgeschlossen, alle gelehrten Sachen desto eifriger ein Gegenstand der Besprechung. „Gesundheitskunde“ war eine stehende Rubrik, wofür medicinische Celebritäten ihre Arbeiten einsandten, und worin sogar Ärzte für Ärzte schrieben. Ein oberflächliches Durchblättern nur weniger Jahrgänge, was vielleicht auch sonstiges

Interesse gewährt, wird den Leser davon überzeugen: 1795. S. 1982 kündigt an und empfiehlt Prof. der Medicin Dr. Juncker zu Halle in einem längeren Aufsatz sein „Archiv für Ärzte wider die Pockennoth."

1796. S. 5703 schreibt ein Dr. Rothe über Bruchbänder.

1797. S. 1749 finden sich „Verhaltungsmassregeln für das Bad Wiesbaden", über Diät, Aderlassen während des Badens etc.

In Nr. 161 desselben Jahres bricht ein Streit aus zwischen einem älteren und jüngeren Arzt. Der ältere wird angeklagt wegen uncollegialischen Benehmens der gröbsten Art. Die Collegen werden um ihr Urtheil gebeten. Allmälig gibt ein Arzt nach dem andern seine Ansicht ab, und man gewinnt den Eindruck, dass der ältere College im Unrecht ist. Diese Gerichtssitzung zieht sich durch viele Nummern, und wird nur von Ärzten über Ärzte abgehalten.

In demselben Bande S. 1822 wurden einem Patienten, der öffentlich wegen einer Krankheit um Rath gefragt hatte, von einem Arzte Aderlass, Blutegel etc. angerathen, aus der Ferne, ohne dass der Rathgeber den Kranken gesehn.

Dr. Kreysig, Prof. der Arzneikunde in Wittenberg, schreibt einen langen Artikel: „Beytrag zu der Geschichte der seit dem 2. Februar d. J. in Wittenberg ausgebrochenen Scharlach und Frieselepidemie." 1801. S. 967.

Hufeland schreibt über Medicinalmaasse. 1801. S. 1123.

Am 24. Juli desselben Jahres erlässt Hufeland von Berlin aus eine „Aufforderung an alle Ärzte Deutschlands in Betreff der Kuhpocken." Sie möchten darauf achten, ob die Vaccination wirksam sei, und ob sie böse Nebenwirkungen mit sich brächte.

„Ueber den Missbrauch des Aderlassens und Purgirens" entwirft ein Arzt 1802 S. 3283 ein schaudervolles Bild. Er sagt unter Anderm: „Es ist unglaublich, wie sehr besonders der Missbrauch des Aderlassens hin und wieder noch auf dem Lande eingerissen ist. Fast jede Woche kommt ein elender Barbier und macht von Haus zu Haus bekannt, dass heute gut Aderlassen sey, überredet für seinen Groschen mit der lügenhaftesten Suade die armen Leute, und nun lassen sie sich ihren besten Lebensreitz entziehen. Ich habe einen solchen Menschen gekannt, der seine Patienten in eine Reihe setzte, ihnen, einen nach dem andern, zuerst die Adern öffnete, dann nachdem sie allen geöffnet war, an dem ersten wieder zu verbinden anfing. Der letzte blieb mit seiner offenen Ader sitzen, bis die Andern alle verbunden waren. Selbst Ohnmachten

konnten diesen Grausamen nicht bewegen, von seiner grausamen Ordnung abzugehen.“ In der Stadt wäre das Unheil des Aderlassens noch schlimmer, und dazu noch das übermässige Purgiren. Auch dieses schadet nach Verf. „besonders wenn es als ein stetes Präservativmittel bei jeder Gelegenheit genommen wird.“ Staatshilfe wäre nöthig. Nur in entzündlichen Krankheiten soll man aderlassen, und diese erfordern fast immer so schleunige Hülfe, „dass der Arzt nicht schnell genug herbeyeilen kann, um den gefährlichen Folgen vorzubeugen.“

Daraus musste doch für den Laien folgen, dass er so schnell als möglich bei „entzündlichen Krankheiten“ zur Ader liesse, noch ehe der Arzt kam, da es ja immer die „höchste Zeit“ war. Was sollte also die Staatshilfe hier leisten, wenn die Aerzte bei jeder Gelegenheit auf die hohe Wichtigkeit des Aderlassens aufmerksam machten? Das ewige Rufen nach Staatshilfe von Seiten der Aerzte ist ein Beweis, dass sie sich in ihrer Kunst nicht sicher fühlen. Bei solcher Wirthschaft lässt sich erklären, wie so schnell die Brown'sche Lehre mit ihren „stärkenden“ Mitteln sich verbreiten konnte, um freilich bald wieder unterzugehn, und dem Aderlassen die Alleinherrschaft wieder zu überlassen, die ihm durch Brown nur auf kurze Zeit bei einem Theile der Aerzte entrissen war. Hier konnte nur ein Mann wie Hahnemann mit Erfolg auftreten.

Prof. Harless in Erlangen schreibt über das gelbe Fieber. 1804. S. 3813.

Balggeschwülste etc. ohne Schnitt, nur durch ein Aetzmittel zu entfernen, empfiehlt Dr. Erdmann den Aerzten, Wundärzten etc. 1805. S. 1433.

In demselben Jahrgang, 1805 Seite 1837, rühmt Dr. Feiler, Professor der Medicin in Altdorf (die Universität Altdorf bei Nürnberg bestand bekanntlich von 1623—1809) seine Maschine gegen Scoliosis an und bittet, dieselbe weiter zu empfehlen. Aus dem Ganzen scheint zu erhellen, dass er ein Geschäft damit treibt. „Ein Universitätszeugniss kann ich nicht bringen, aus Gründen, die meinem Geldbeutel zu theuer kämen“ .... „Wer sich übrigens öffentlich unterzeichnet, die Einrückungsgebühren zu bezahlen, dem werde ich umständlichere und mehr befriedigende Nachricht geben.“

Die englische Regierung hatte einem Dr. Smith für einige Tausend Pfund Sterling ein Mittel gegen ansteckende Krankheiten abgekauft. Dasselbe wird nun schleunigst im Reichsanzeiger

1803. S. 290 zu Nutz und Frommen bekannt gemacht in einem Leitartikel. Es ist Salpetersäure zum Räuchern.

Hufeland empfiehlt den Driburger Gesundbrunnen, zählt die Bestandtheile auf, und gibt die Krankheiten an, gegen welche er denselben seit 20 Jahren in Anwendung gezogen. 1805. S. 1961.

Prof. Sternberg schreibt „Ueber die klinischen Anstalten in Marburg". 1805. S. 3601.

Dr. Vogel empfiehlt den Lesern seine „Entdeckung über die Natur des gelben Fiebers". Dieselbe soll aber erst dann bekannt gemacht werden, wenn sich 1000 Subscribenten finden, von denen jeder ½ Laubthaler zu zahlen hat. 1805. S. 473.

Prof. Dr. Remer, Lehrer und Direktor an der klinischen Anstalt zu Helmstädt (in Braunschweig, die Universität bestand bebekanntlich von 1576—1809), erzählt in einer längeren Abhandlung von der Seguin'schen Methode, Wechselfieberkranke mit Einnehmen von Tischlerleim zu heilen. Er hat damit überraschende Resultate erzielt; alte Wechselfieber bei alten und jungen Leuten wichen dem Tischlerleim noch bevor er die dritte Gabe gereicht. Gibt zugleich seine verbesserte Methode der Zubereitung an und die Stelle, wo solche käuflich zu haben ist. 1806. S. 931. Remer erhielt nach Aufhebung der Universität Helmstädt eine Professur in Königsberg, war also kein unbedeutender Mann.

Impfresultate werden mitgetheilt in einem Aufsatz, der unterschrieben ist von Dr. Bartels, Professor der Medicin. — Falke, cand. med. — Dr. Remer, Professor der Medicin. — Marx, Stadtwundarzt. — Helmstädt, 11. May 1807. S. 1409.

Impfartikel ziehen sich bis zum Ueberdruss durch die Jahrgänge.

„Aufforderung an die Aerzte und Wundärzte Deutschlands", noch nicht bekannt gemachte Erfahrungen über den Blasenstich mitzutheilen an den unterzeichneten Michaelis, Prof. in Marburg. 1807. S. 3002.

Dr. Gölis, „erster Arzt und Vorsteher des Kinder-Kranken-Instituts in Wien" schreibt einen Artikel über häutige Bräune und räth dagegen „vor allem Blutegel und Blasenpflaster" . . . Diese sind die vorzüglichsten und einzigen Mittel." 1809. S. 91. (Dr. Mückisch, Director des 2. Kinderkrankeninstituts in Wien erklärt Gölis für „vielleicht den grössten und erfahrungsreichsten Kinderarzt aller Zeiten„ und „dass der grosse Pädiater Gölis durch

rationelle Erfahrungskenntnisse zahllos und segensvoll in den Leiden der Kindheit wirkte.“ [1])

Medicinalrath Wendelstadt wendet sich in einer Streitsache gegen das Hufeland'sche Journal. 1809 S. 2929.

1811. S. 2433 wird ein „Arzneimittel gegen alle Gattungen syphilitischer Krankheiten“ anscheinend officiell von Münschen aus bekannt gemacht, welches vom kgl. bair. Leibarzt und General-Lazareth-Inspecteur Dr. von Besnard erfunden ist und das Quecksilber überflüssig macht. „Alle Aerzte des Königreichs werden aufgefordert,“ dasselbe zu prüfen. Die sehr ausführliche Gebrauchsanweisung ist in latein Sprache geschrieben. Das Mittel ist ein Gemisch aus Tartar. dep., Zimmt, Opium und Ammoniak.

1812. S. 521 ist die Rede von einem Geheimmittel gegen Syphilis, welches in Nr. 217 ein Arzt Dr. Lang erfunden und feilgeboten hat.

ib. S. 2306 „Bekanntmachung der Eröffnung einer medicin Lehranstalt zu Frankfurt a. M.“

ib. S. 2401 u. f. „Summarischer Bericht über die chirurg. Klinik des Juliushospitals in Würzburg“ von Oberwundarzt Prof. Dr. J. B. von Siebold.

ib. S. 1977 bittet Prof. Michaelis in Marburg die Ärzte um Mittheilung ihrer Erfahrungen über Durchbohrung des Trommelfells. Die Briefe können unfrankirt sein.

Prof. Dr. G. Kieser in Jena empfiehlt ein „Verwahrungsmittel gegen ansteckende epidemische Krankheiten“, und worin besteht dasselbe? In Anlegung einer in steter Eiterung erhaltenen Fontanelle am Arm oder Bein. „Alle Hospitalärzte und Wundärzte, so wie alle Mitglieder des übrigen Personals sollten ein Fontanell, vielleicht noch besser an jedem Arm ein Fontanell tragen und in steter Eiterung erhalten.“ 1813. S. 361.

Ein interessanter Aufsatz über das Treiben eines im Jahre 1812 herumziehenden Augenarztes, über den sich auch Prof. Philipp Walther in Landshut beschwert. Dieser erzählt, wie er energisch gegen ihn vorgegangen ist Der fahrende Augenarzt scheint einen enormen Zulauf gehabt zu haben trotz der rohen Art seines ärztlichen Verfahrens, das er in einem grossen Saale coram publico vornahm. 1813. S. 521.

---

[1]) Die Homöopathie Wien 1826. S. 56. und 58.

Amtsphysicus Dr. Lorey preist seine genau beschriebene Behandlung des Nervenfiebers zur Nachahmung an; während des ganzen Verlaufs der Krankheit soll man täglich purgiren und erbrechen lassen, „denn die Meisten fühlen sich nach diesem Arzneireiz gestärkt.“ 1814. S. 875.

„Erinnerungen an Militär- und Wundärzte über die wichtigsten Momente, welche bei Amputationen etc. beherziget werden müssen“, von Dr. J. B. von Siebold, Oberwundarzt am Juliushospital zu Würzburg und ordentl. öffentl. Lehrer der Chirurgie. Eine sehr ausführliche, nur für Chirurgen bestimmte Abhandlung. 1813. S. 593.

Prof. Dr. Löbenstein-Löbel in Jena empfiehlt in einem Artikel beim Nervenfieber Räucherungen mit einem Gemisch aus Schiesspulver, Kampheressig und Nelkentinctur. 1813. S. 713. Später (S. 761) bringt er einen weiteren Artikel, worin er ausser diesen Räucherungen noch anräth, einen auf ein Gemisch von verschiedenen aromatischen Kräutern aufgesetzten Essig fleissig zum Besprengen der Zimmer zu benutzen.

In demselben Jahrgang 1813 S. 913 u. f. wird eine Schrift Prof. Kieser's im Auszug gebracht über „Vorbauung und Verhaltungsmassregeln bey ansteckenden Faulfieber-Epidemien“, als welche u. A. ausser genanten Fontanellen auch noch Aderlässe, Brech- und Purgirmittel angerathen werden. Man denke sich einen bis dahin gesunden Menschen auf den Rath dieser berühmten Autorität mit künstlich hergestellten Eiterungen an jedem Arm, brechend und purgirend, und aus der geöffneten Ader sein Blut vergiessend, und man denke sich in die Situation Hahnemann's, der so etwas täglich ansehn musste.

ib. S. 961 empfehlen Hofrath Dr. Fenner und Medicinalrath Dr. Wendelstadt den Aerzten ihr „Journal der Klinik“.

ib. S. 985 wird wiederholt ein „Summarischer Krankenbericht des Julius-Hospitals in Würzburg“ von Oberwundarzt Prof. Dr. J. K. von Siebold gegeben, welcher sehr ausführlich sich durch mehrere Nummern erstreckt.

ib S. 1041 beschreibt ein Dr. Vogel die „Moskauer Räucherungen, „welche als Verhütungsmittel vor ansteckenden Krankheiten den ersten Rang verdienen.“ Es sind 3 verschiedene Pulver, von denen jedes 6—8 verschiedene Ingredienzien enthält, bestehend in aromatischen Kräutern, Salpeter, Schwefel, Storax etc.

ib. S. 1745. Dr. Adalbert Fried. Marcus, Vorstand des königlich bairischen Medicinal-Comité, Director der Schule für Landärzte, dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg macht darauf aufmerksam, dass das herrschende mörderische „sogenannte Nervenfieber“ eine „Hirnentzündung“ sei und „durch häufige Blutentziehungen und die rein entzündungswidrige Behandlung“ geheit werden müssten. Er ersucht die „Mitcollegen, denen die Rettung ihrer Kranken am Herzen liegt“, es ebenso zu machen.

1819. S. 297. Bericht über die Klinik für Chirurgie und Augenheilkunde in Halle vom Director Dr. Weinhold. desgl. S. 1121. desgl. 1820 S. 1129. desgl. über das Chirurgische Hospital in Göttingen von Prof. Langenbeck 1819. S. 1345. desgl. 1822. S. 1509.

1822. S. 989. Jahresbericht der chirurgischen Klinik in Halle von Prof. Dzondi.

ib. S. 191 wird gegen den freien Verkauf der „Jodetinctur“ gegen Kropf geeifert, welche die Gesundheit untergräbt und „auf die Schönheit des Weibes sehr nachtheilig einwirkt.“ „Welches Weib wird denn wohl ihre schönen Wellenlinien gern zu Grabe tragen?“ Man könne das Mittel auch äusserlich in Salbenform anwenden, wie Verfasser Dr. Plasse und mehrere andere Aerzte erfahren.

Aus diesen wenigen Excerpten ist zu sehen, dass der Allgemeine Anzeiger der Deutschen von Aerzten zu medicinischen Mittheilungen selbst bei sehr wichtigen, die Aerzte selbst am meisten interessirenden Fragen benutzt wurde.

In der ersten Hälfte des Jahres 1810 erschien Hahnemann's „Organon der rationellen Heilkunde.“ Sehr bald im Juli desselben Jahres erfuhr es eine Besprechung von A. F. Hecker.[1]) In gewandter Weise wurden hier Hahnemann's Uebertreibungen und Irrthümer klar gelegt, das Kind aber mit dem Bade ausgeschüttet. Die Kritik zeigt den persönlich gereizten Verfasser. Hier eine Probe. Hahnemann tadelt bei Gelegenheit im Organon, dass Hecker in einem Krankheitsfall „mehrere Gemische“ von Arzneien angewandt. Hecker (S. 228. Anmerkung) bemerkt dazu: Es betraf einen

[1]) Annalen der gesammten Medicin Bd. II. S. 31—75 u. S. 193—256.

Knochenfrass. „Ich gebrauchte weiter nichts als: 1. Eine einfache Auflösung von ätzendem Sublimat in destillirtem Wasser mit Liq. Myrrh. 2. Innerlich Pulver aus Calomel, Goldschwefel und Zucker; 3. Einige Purgirmittel aus Calomel mit Jalappe wegen vieler Spulwürmer. Einfacher kann man nicht verfahren, auch wurde das Uebel sehr bald geheilt. Wer die angewandten Mittel „mehrere Gemische von Arzneien" nennt, — lügt —." (in dieser Weise das „lügt" durch gesperrten Druck und 2 Gedankenstriche hervorhebend). Hier kamen also 5 Mittel zu gleicher Zeit in Anwendung, und „einfacher kann man nicht verfahren." Wer mit der Literatur jener Zeit nicht bekannt ist, kann sich hiernach eine Vorstellung von den Verordnungen der Aerzte machen, wenn diese nicht „einfach" verfuhren, und das war die Regel.

In den Allgemeinen medicinischen Annalen des 19. Jahrhunderts wurde im November 1810 ein einfaches Referat über den Inhalt des Organon gebracht mit folgender Einleitung: „Das System der rationellen Heilkunde, welches Herr Hahnemann in der unten angezeigten Schrift entwickelt hat, erweckt schon darum eine gute Meinung für dasselbe, weil der Erfinder desselben seit länger als 20 Jahren als denkender Arzt und guter Beobachter bekannt ist, an der Begründung und Berichtigung früher von ihm ausgesprochener Sätze mit unermüdetem Eifer fortarbeitet und dabei seinen Ruf als geschickter und glücklicher Praktiker fortdauernd erhalten hat. Indessen soll damit keineswegs die Gültigkeit seiner Behauptungen bewiesen seyn, oder das Urtheil der Leser gefangen genommen werden. Ewig wahr bleibt der Satz: Opinionum commenta delet dies."

1811 erschien im Januarheft der Medicinisch chirurgischen Zeitung eine eingehende Kritik. Diese Zeitschrift verfolgte denselben Zweck, wie die heutigen Schmidt's Jahrbücher; sie brachte eine Kritik der gesammten medicinischen Literatur. Mitarbeiter waren die hervorragendsten Aerzte Deutschlands. Die Recensionen erschienen leider anonym. Recensent tadelt zunächst das grosse Selbstbewusstsein, womit Hahnemann auftrat und auf seine Collegen herabsah. Die Beweise Hahnemann's für seinen Grundsatz seien nicht genügend; Hahnemann berücksichtige zu sehr die Symptome, „wie kann das rationell sein, wobei man nicht zu denken hat, wo es bloss auf sinnliche Erkenntniss ankommt." Das strenge Individualisiren sei gut, könne aber auch übertrieben werden. Die Anlegung eines genau geführten Krankenjournals, welches Hahnemann

verlangte, sei in der gemeinen Praxis manchen Schwierigkeiten unterworfen. „Jede Krankheit stellt einen bestimmten Process dar, welcher wie jeder andere Process in der Natur seine bestimmten Zeiträume durchläuft.“[1]) In bestimmten Fällen, wo man durch Unterstützung der Lebensthätigkeit den Heilungsprocess nach der von der Natur eingeschlagenen Richtung fördert, und denselben auf diese Weise schneller zum Abschluss bringt, kann nach Ansicht des Recensenten das homöopathische Princip nützen, aber nie der oberste Grundsatz der gesammten Heilkunde werden.

„Ganz anders aber beurtheilt Ref. dieses Werk in seiner Beziehung zur Pharmakologie. Auf diese können die Versuche des Herrn Verfasser, welche er mit den Arzneisubstanzen an gesunden Menschen anstellte, und deren Resultate einen sehr wichtigen Einfluss gewinnen.“

Diese Recension ist trotz der Hahnemann'schen Ausfälle in durchaus ruhigem Tone gehalten.

In derselben Zeitschrift erschien in der folgenden Nummer eine zweite Recension, welche gleichfalls das heftige Auftreten des Verfassers tadelt, und sich gegen die Art der Begründung des neuen Heilgrundsatzes wendet. „Wer hätte nicht mehr Logik erwartet von einem Mann, der sonst für die Heilkunde manches Gute stiftete. Similia Similibus curantur ist eine Behauptung, die kein rationeller Arzt, der nur einige Erfahrung hat, in Abrede stellen wird, aber nur nicht in dem Sinne Hahnemann's, als allgemeines Heilgesetz, sondern in speciellen Fällen, wozu uns eben nicht die rationelle Heilkunst, sondern, wenn uns diese verlässt, die empirische führt . . . Hahnemann's Idee würde gewiss mit Dank vom medicinischen Publikum aufgenommen worden sein, wenn er dieselbe im speciellen, nicht generellen Sinne ausgeführt haben würde.“ Nachdem dann einige Theorien Hahnemann's widerlegt wurden, wird folgendes Urtheil gefällt: „Recensent muss gestehen, dass der Herr Verfasser in diesen 222 Seiten manchmal recht schöne Ansichten hat, und auch vieles, ganz ihm von jeher Eigenes, Originelles liefert, aber nur Schade, dass die Anwendung hiervon immer zu generell ist und seine homöopathische Heilart als allgemein anwendbar beweisen soll und muss! — Zieht

[1]) S. 92 u. 93 — Virchow behauptet in seiner Gedächtnissrede auf Schönlein S. 22 u. 67, der Ausdruck „Krankheitsprocess“ sei zuerst 1824 von Stark mit Klarheit und Schärfe gebraucht worden. Diese Stelle und noch andere zeigen, dass diese Ansicht nicht ganz richtig ist.

der sachverständige Leser hieraus nun seine richtigen Schlüsse, so wird er dieses Buch immer nicht ganz unbefriedigt aus der Hand legen." . . . „Uebrigens muss hier Recensent noch die Frage für die gerichtliche Arzneykunde aufstellen: Ist dieses Verfahren, welches hier Hahnemann lehrt, mit jedem Arzneimittel (also auch Giften) Versuche an gesunden Menschen-Körpern anzustellen, um zur Erforschung einer rationellen Arzneimittellehre nach homöopathischen Principien zu kommen, so geradewegs erlaubt?"

Auch dieser Recensent bewahrt eine wohlthuende Ruhe. Beide Recensionen lassen die Gabenlehre unberücksichtigt.

Hahnemann hat keine einzige Gegenschrift beantwortet, berücksichtigte aber in den folgenden Auflagen des Organon, sowie in den Vorbemerkungen zu den Arzneiprüfungen in der „Reinen Arzneimittellehre" die Aussetzungen der Gegner, ohne (mit einer einzigen provocirten Ausnahme) die Person derselben anzugreifen, bei der Beurtheilung Hahnemann's ein sehr wichtiger Umstand!

Sein Sohn, Dr. Friedr. Hahnemann, brachte eine „Widerlegung der Anfälle Hecker's" (Dresden 1811), gegen den sich sogar ein Gegner Hahnemann's, Prof. Puchelt,[1]) erhebt. Dieser verwirft „die in Machtsprüchen urtheilenden, absprechenden, wegwerfenden Recensionen der Homöopathie in einigen kritischen Blättern" (womit wohl das „neue Journal der Erfindungen etc. in der Medicin" Bd. 1. St. 3 gemeint ist, welches ebenfalls bald nach Erscheinen des Organon eine erbitterte Kritik über dasselbe analog der in den „Annalen" brachte), und verurtheilt streng die Kritik Hecker's, „welcher sich allzusehr als Opponent benimmt und Hahnemann's Lehre zu wenig Ehre und Gerechtigkeit widerfahren lässt" „Wer eine Meinung beurtheilen will, muss nicht die entgegengesetzte unbedingt für wahr halten."

Doch erwähnte Puchelt die Homöopathie in Hufeland's Journal erst im Jahre 1819, also 9 Jahre nach der Hecker'schen Kritik. Bis dahin werden die Hahnemann'schen Sätze in genannter Zeitschrift nur nebenbei erwähnt. So gibt 1810 ein Arzt an,[2]) dass in Karlsbad und Umgegend die Diarrhoekranken mit Erfolg ein Glas heissen Sprudels tränken, und macht dabei auf den Hahnemann'schen Heilgrundsatz aufmerksam. Zwei Jahre später[3]) ge-

[1]) Hufeland's Journal 1819. St. 6. S. 10 u. 11.
[2]) Bd. 31. St. 9. S. 73.
[3]) Bd. 35. St. 11. S. 94.

schieht dasselbe bei Erwähnung des Arsen als Heilmittel bei Intermittens. Um dieselbe Zeit[1]) eifert ein Arzt gegen die Hahnemann'sche Forderung von der Einfachheit des ärztlichen Verfahrens, während in diesen 8 Jahren ebenfalls Niemand die Feder ergreift, um Hahnemann in der Bekämpfung der Vielmischerei beizustehn. Dagegen bleiben die Recepte ebenso lang, und der Mischmasch bleibt in immer gleicher Blüthe. Die Wirksamkeit der Belladonna gegen Scharlach, wie sie von Hahnemann empfohlen, wird an mehreren Stellen betont und 1812 schreibt bei einer solchen Gelegenheit Hufeland in einer Anmerkung:[2]) „Es verdient gewiss fortgesetzte und genaue Untersuchung. Denn durch die unendliche Kleinheit der Dosen sich abschrecken lassen, heisst vergessen, dass hier von einer dynamischen d. h. lebendigen Wirkung die Rede ist, die sich bekanntlich nicht nach Pfunden und nach Granen abwiegen lässt. . . . Ist denn Verdünnung immer Schwächung? Ist sie nicht oft das Vehikel neuer Entwicklungen und Erhöhung der feineren Potenz?"

In demselben Jahre[3]) veröffentlicht Hofrath Schenk aus Siegen Stellen aus einem Briefe Hahnemann's. Schenk hatte um Rath gefragt über den Gebrauch der Belladonna bei Scharlach. Hahnemann schickte 3 Gran seines selbstbereiteten Extracts, „weil die officinellen Extracte oft sehr unsicher, und die Kräfte derselben nicht selten durch die Hitze des Feuers entstellt wären," und ertheilte Vorschrift über die weitere Bereitung. „Ich solle der guten Sache wegen die etwanige Unglaublichkeit an die Kleinheit dieser Dosis ja unterdrücken, sie wäre eher zu gross als zu klein, denn welche Macht in kräftigen Arzneien läge, überstiege unsere bisherigen Begriffe." Schenk sagt an diesem Orte Hahnemann seinen Dank für die bereitwillige Uebersendung der Belladonna, und berichtet ausführlich über sehr günstige Resultate, die er in einer ausgedehnten Epidemie bei diesem Mittel hatte.

Hahnemann's Leipziger Habilitationsschrift „De Helleborismo Veterum" wurde von mehreren Seiten günstig beurtheilt. „Wenngleich die Wirkung des Veratrum nicht so hülfreich sein mag als Verfasser glaubt, so bleibt doch ein anderes Verdienst, nähmlich das der historischen Zusammenstellung aller über diese Curmethode

---

1) Bd. 34. St. 5. S. 88.
2) Bd. 34. St. 5. S. 120.
3) ib. Bd. 34. St. 5. S. 120.

vorhandenen Daten und somit der vollständigen historischen Darstellung derselben dem Verfasser unbenommen, und es gewährt eine solche Bearbeitung wie die vorliegende ein um so grösseres Interesse, als ähnliche Arbeiten zu den seltenen gehören. Die ersten Spuren des Gebrauchs des Veratr. alb. können wir zurückverfolgen bis 1500 Jahre vor Chr.-Geb. . . " etc.[1]) Ein anderer Recensent[2]) nennt die Schrift „einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Heilkunst" . . . „mit Fleiss gesammelt und kritischem Geiste gewürdigt;" ein Dritter[3]) hat die Ansicht, es sei „eine sehr gründliche Abhandlung." Prof. Choulant soll irgend wo gesagt haben, diese Schrift zeuge von grosser Gelehrsamkeit, ein Urtheil, dass jeder Leser bestätigen wird.

1812 schrieb Kranzfelder: Symbola ad criticen novae theoriae, homöopathicae dictae, Erlangae 1812, eine Schrift gegen Hahnemann, welche, wie scheint, von keiner Seite beachtet wurde.

Hahnemann constatirte 1813 schon öffentlich,[4]) dass die Homöopathie in dem Zeitraum von 3 Jahren „so viele schätzbare Anhänger und Ausüber" gefunden habe. Wenn man den ersten Homöopathen auch nicht Glauben schenken wollte, dass unter Studirenden und Aerzten sich seine Lehre rasch verbreitet habe, so geht dieses hervor aus einem Aufsatze des Prof. Clarus von der Leipziger Fakultät,[5]) welcher der Ansicht seiner Collegen entgegentritt, man müsse die Vorlesungen Hahnemann's mit Gewalt inhibiren. Die Wissenschaft müsse frei sein. „Ich schliesse diese Bemerkungen mit dem Wunsche, dass ein von mir schon vor längerer Zeit gemachter Vorschlag, die Hahnemannischen Lehrsätze von einer dazu erwählten Commission wissenschaftlich gebildeter Aerzte, und mit Zuziehung des Herrn Dr. Hahnemann selbst, in einem Spitale am Krankenbette prüfen zu lassen, trotz aller mir wohlbekannten Schwierigkeiten, die ihm im Wege stehn (diese konnten doch nur in dem guten Willen der Allopathen liegen, da Hahnemann den Wunsch nach einem Hospital oft genug ansgedrückt) zur Ausführung möge gebracht werden können." (Später werden wir sehn, wie Clarus es vorzog, seine Meinung zu ändern). Von den politischen Blättern, der Leipziger Zeitung und dem Hamburger Correspondenten,

---

[1]) Med. chir. Zeitung. Ergänzungsbd. 19. S. 234.
[2]) Allgem. med. Annalen des 19. Jahrh. 1812. S. 1053.
[3]) Augustin, Wissensch. Uebers. d. ges. med. chir. Literatur. 1812. S. 337.
[4]) Allg. Anz. d. Deutschen 1813. S. 634. Anmerkung.
[5]) Huf. Journal Bd. 51. St. 4. S. 112.

welche ebenfalls die grosse Verbreitung der Homöopathie feststellten, obgleich sie nicht zu Hahnemann's Fahne gehörten, wollen wir hier absehn.

Gleichen Schritt mit der Verbreitung hielt die Heftigkeit des Streites. Die Allopathen und Apotheker Leipzig's auf der einen Seite, Hahnemann und seine Anhänger auf der andern Seite; auch das Publikum nahm für und wider Partei. In die politischen Blätter Leipzig's, in die Bierhäuser und Familienkreise drang der Streit, welcher seinen Höhepunkt erreichte, als Fürst Schwarzenberg, der Sieger von Leipzig, Hahnemann consultirte. Letzterer war vom Fürsten gebeten worden, zur Consultation zu ihm nach Prag zu kommen. Hahnemann lehnte dieses ab, und lud den Kranken ein, seinen Aufenthalt in Leipzig zu nehmen. So reiste dieser dorthin, um sich von Hahnemann behandeln zu lassen. Er hatte mehrere Schlaganfälle überstanden und litt an einem Herzfehler. Es steht fest, dass der Feldmarschall während Hahnemann's Behandlung eine Besserung erfuhr; er konnte wieder regelmässige Spazierfahrten unternehmen. Der Leibarzt Dr. Jos. Edler v. Sax, und andere Allopathen behaupteten, Hahnemann habe „die kräftigen Maassregeln" vernachlässigt, und deshalb die Beschleunigung des Todes auf dem Gewissen. Als einige Zeit vor dem tödtlichen Ausgange Hahnemann den Kranken in Begleitung des von Wien her gesandten Dr. Marenzeller besuchte, traf er die Allopathen dort an, wie sie damit beschäftigt waren, einen Aderlass zu machen. Von da an hat er den Kranken nicht wieder besucht. So erzählt Dr. Argenti.[1]) Wie oft der Aderlass wiederholt worden ist, war uns leider nicht möglich zu eruiren. Fünf Wochen später, am 15. October 1820 starb der Fürst, „der, wie Clarus sagt, an eben dem Tage und beinahe in derselben Stunde, auf demselben Wege, im feyerlichen Leichenzuge abgeführt wurde, auf dem er, sieben Jahre vorher seinen siegreichen Einzug gehalten hatte."

Das sehr minutiös ausgeführte Sectionsprotokoll erweist unter Andern mehrere apoplectische Heerde. „Der Umfang des Herzens ist gleichmässig um mehr als das Doppelte vergrössert und erweitert und zugleich die Wände der rechten Herzkammer verhältnissmässig verdünnt, die der linken aber ausserordentlich verdickt." „Die Klappen nicht verknöchert, aber ausserordentlich

---

[1]) Hom. Behandlung der Krankheiten. 2. Aufl. Pressburg u. Leipzig 1876. S. 22.

dünn und zart." Die Art. coronar., hepat. und splenica, sowie Aorta adscend. zeigten „Spuren angehender Verknöcherung." Unterschrieben und untersiegelt ist das Sectionsprotokoll von Clarus, Dr. von Sax, Dr. Samuel Hahnemann und Prosector Dr. Aug. Carl Bock.

Ob der Angriff der Gegner auf die Hahnemann'sche Behandlung wegen Unterlassung der Blutentziehungen berechtigt war, ist hiernach leicht zu beurtheilen. Jedenfalls aber hatten sie die Majorität auf ihrer Seite. Aerzte und Apotheker wussten es endlich dahin zu bringen, dass Hahnemann das Ausgeben der Arzneien verboten wurde, und derselbe deshalb Cöthen mit Leipzig vertauschte.

Die stete Ausbreitung der Homöopathie veranlasste die Gegner literarisch mehr Notiz von ihr zu nehmen, als bisher. 1819 erschien die bereits citirte Schrift von Professor Bischoff in Prag, worin vor Allem die Unterlassung des Aderlasses hart getadelt wird, sowie der „der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht immer würdige Ton" im Organon und manche Theorien Hahnemann's. Er hebt die früheren Verdienste desselben um die Heilkunst hervor, und lobt auch jetzt die Hahnemann'sche Arzneibereitung (S. 120) sowie seine Arzneiprüfungen („Diese Arbeit behält immer ihren Werth" S. 117), verwirft die Homöopathie, und lobt (in der Vorrede und später) „das Verfahren der bisherigen Heilkunde, die durch den angestrengten Fleiss der Aerzte so wohlthätig für die Menschheit wirkt." Des Verfassers Ansichten über „energische Blutentziehungen" folgen weiter unten.

Dasselbe Jahr brachte jene Abhandlung von Prof. Puchelt in Hufeland's Journal (a. a. O.). „Zweck und Absicht dieses Aufsatzes ist es, eine Kritik der Hahnemann'schen Homöopathie zu liefern, die sich in der neuesten Zeit unter den jüngeren Aerzten immer mehr auszubreiten, und auch bei dem nichtärztlichen Publikum einiges Ansehen zu gewinnen anfängt. Und es scheint mir eine umfassendere Würdigung dieses Systems um so mehr an der Zeit zu seyn, je weniger noch in dieser Hinsicht geleistet ist." Hier missbilligt er die Hecker'schen feindseligen Angriffe. Scharf kritisirt er Hahnemann's Missachtung der medicinischen Hülfswissenschaften (wie auch sehr bald Hahnemann's Anhänger thaten), und wendet sich gegen einige Theorien in Hahnemann's Organon, auf die Hahnemann selbst gar kein Gewicht gelegt, und die selbst

seine treuesten Schüler verworfen haben Er tadelt Hahnemann's Systemmacherei und gänzliches Verachten der übrigen Medicin. Er macht den Vorschlag, die Homöopathie bei „dynamischen" Leiden in Anwendung zu ziehn und bei solchen organischen Krankheiten, die durch „Verstimmung des Nervensystems" entständen. — „Ich wünschte wohl, Herrn Hahnemann's Meinung über diese Modification seines Heilprincips zu erforschen." . . . „Herzlich wünschen wir übrigens, dass die Homöopathie, wenn sie einstens sich mit der wissenschaftlichen Medicin befreunden wird, eine noch grössere (wie gross war sie damals?) Einfachheit und Sparsamkeit in der Anwendung der Arzneien herbeiführen möge."

Was er über die persönliche Stimmung der Allopathen gegen Hahnemann bringt, gibt so manche Aufklärung über die Ursache der langjährigen Streitigkeiten, dass wir den Verfasser reden lassen wollen: „So widersprechend es nun auch auf den ersten Anblick scheinen mag, Krankheiten durch Mittel heilen zu wollen, welche ursprünglich ähnliche Zufälle erregen; so muss man doch gestehen, dass sich der Widerspruch auflöst und verschwindet, wenn man Alles etwas genauer in Erwägung zieht, als es die bis jetzt aufgetretenen Gegner der Homöopathie gewöhnlich gethan haben. Ja ich glaube, dass die ganze Lehre gar nicht den Widerspruch gefunden, und dass sie im Gegentheil von mehreren Aerzten würde angenommen und benutzt worden seyn, wenn Hahnemann der ganzen übrigen Medicin nicht den offenbarsten Krieg erklärt hätte, von der denn doch ein jeder in ihr lebende und durch sie wirkende weiss, dass sie nicht so auf Sand gebaut sey, als es Hahnemann behauptet." (Hier könnte man von den ersten allopathischen „Autoritäten" aus den 50 er, 60 er, 70 er und 80 er Jahren Urtheile beibringen, welche die damalige allopathische Therapie gerade so verdammen, wie es Hahnemann gethan, wenn auch nicht in so gereizten Ausdrücken, da sie eben nicht im Kampfe standen) . . . . „Hätte er sich nicht von dem Strudel hinreissen lassen, der vor 20 Jahren unter den bessern Köpfen freilich sehr gewöhnlich war, die ganze Wissenschaft reformiren und alles Alte vernichten zu wollen, hätte er sich weniger von dem Oppositionsgeiste beherrschen lassen, der ihn allen andern Aerzten entgegenstellte, wahrlich er würde mehr Eingang gefunden und auch durch die Handlung anderen mehr genützt haben."

Im Folgenden wird die persönlich gereizte Stimmung der Allopathen noch mehr hervorgehoben: „In der feindseligen Stellung

gegen die andern Aerzte, die er sich selbst gegeben, gehört sogar einige Selbstverleugnung dazu, den Standpunkt zu erringen, von dem man ihn mit Billigkeit beurtheilen und das Nutzbare herausnehmen kann; und man wird durch manche beleidigende Ausfälle, welche zwar manche, aber doch wahrlich nicht alle anders denkende Aerzte (die wichtigsten therapeutischen Vorwürfe Hahnemann's betrafen alle damaligen Allopathen, ohne Ausnahme), gegen die sie gerichtet werden, verdient haben mögen, oft mit einem Widerwillen gegen ihn erfüllt, den man wieder bekämpfen muss, um zu der Ruhe zu kommen, welche dem Forscher ziemt. Eine Kraft der Selbstbeherrschung, welche nicht alle haben, und am allerwenigsten diejenigen, welche der so oft erwähnte Tadel des leichtsinnigen Receptschreibens am meisten trifft. Diese schütten dann lieber, wie es Hahnemann mit der ganzen Medicin macht, das Kind mit dem Bade aus, und verwerfen alles, weil ihnen einiges nicht zusagt."

Des Verfassers Characteristik der damaligen Medicin soll dem Leser nicht vorenthalten werden, — weil sie einen Abschnitt in der Geschichte der Medicin bezeichnet, und auch für unsere Zwecke Wichtigkeit hat: „Jetzt aber leben wir in einer Zeit, in welcher sich die mehresten Systeme verschmolzen und vereinigt haben. Die mechanische und chemische Betrachtung des Organismus (man denke an die damalige (1819) physiologische Chemie) haben sich vereinigt und der dynamisch-vitalen unter — oder wenigstens beigeordnet. Die Humoral- und Solidartheorie sind mit einander verschmolzen, und haben sich aufgelöst in die Idee der Wechselwirkung der festen und flüssigen Theile des Organismus" Nach diesem letzten Satze sollte man sich in unsere Zeit versetzt denken, wenn man nicht durch den folgenden an die gute alte Zeit erinnert würde. . . . . „Die ausleerende und reizende, schwächende und stärkende, und viele andere sich entgegengesetzte Kurmethoden stehen in der allgemeinen Therapie friedlich neben einander, und beschränken sich wechselweise; von einer jeden machen unsere unterrichteten Zeitgenossen in den verschiedenen Krankheiten Gebrauch, wenn auch der eine vielleicht diese mehr liebt, als jene." Hier wird indirect die ganze Zerfahrenheit der damaligen Allopathie zugestanden.

1822 erschien die erste periodische hom. Zeitschrift „Archiv für die hom. Heilkunst" herausgegeben von Dr. E. Stapf, später von Stapf und Gross. In demselben Jahre gab der Allopath Jörg seine „Kritischen Hefte für Aerzte und Wundärzte" heraus,

(Leipzig bei Knoblоch) worin er das Organon angriff und die hom. Arzneiprüfungen.

Gleichzeitig trat Dr. C. Fr. Groh in Oken's Zeitschrift „Isis" (1822 S. 120) mit einer Kritik des Systems Hahnemann's hervor, das er als eine Lehre bezeichnete, „welche auf die nach langem Winterschlaf schön und herrlich sich entfaltende Blüthe der Medicin wie ein Gifthauch Verderben bringend einwirkt." Doch war er kein blinder Gegner, fand Manches sehr annehmbar, und gestand ein, dass Hahnemann im Organon „manches Wahre und Gute" gelehrt habe; er nennt ihn einen „ernst denkenden Mann, einen der besten Aerzte unserer Zeit."

Für „sehr lobenswerth" hält er es, dass Hahnemann auf die Nothwendigkeit des Individualisirens aufmerksam macht. Er tadelt die grosse Zahl der Aerzte, welche diesen Rath vernachlässigen und vergleicht sie mit dem irrenden Ritter. „Solche practici errantes, deren wir so viele zur Schande unseres ernst wissenschaftlichen Deutschlands ihre leidenden Brüder um Gut und Blut betrügen sehn, mögen diesen und ähnlichen Lehren des in vieler Hinsicht gewissenhaften Hahnemann, so sclavenhaft sie nur immer können, Folge leisten." Weshalb es Hahnemann bei dem Recensenten nur bis zur Censur „in vieler Hinsicht gewissenhaft" gebracht, wird bald klar. Hahnemann verschmähte bei Lungenentzündung, Hirnentzündung, Croup etc. Blutentziehungen, so wie Calomel in grossen Dosen, und das war unverantwortlich.

Bei der Besprechung der Gebrauchsart der Heilmittel „übergeht er ungern wegen Mangel an Raum das Lobenswerthe, das in diesem Abschnitt vorkommt," und mit Bezug auf den von Hahnemann vorgeschlagenen Weg zur Ausmittelung der Heilkräfte der Arzneien durch methodische Prüfung an gesunden Organismen heisst es: „So freue ich mich denn endlich auf den Punkt gekommen zu seyn, wo Hahnemann's Verdienst um die Medicin entschieden hervorleuchtet." „Er warf einen tiefen Blick in das innere Getriebe des Lebens, als er den Grundsatz aufstellte oder bestätiget fand, dass wie alles im Leben in Wechselzuständen vorgehe, so auch bei der Arzneiwirkung" . . . . Es ist sehr zu wünschen, dass Hahnemann auf dem eingeschlagenen Wege fortgehe, wenn auch seine Arzneimittellehre jetzt noch eine rudis indigestaque moles ist."

Da sich in den folgenden Jahren die Angriffe der Gegner in

ihrer Art stets wiederholen, so lohnt es nicht, näher darauf einzugehn. Es sei nur erwähnt, dass dieselben immer heftiger wurden.

1824 erschienen: „Werke der Finsterniss aus dem Gebiete der Homöopathie. An's Licht gezogen durch Dr. Th * * *" und „Abgenöthigte Belege zu den in den Werken der Finsterniss erzählten Thatsachen von demselben Verfasser." Altenburg. Nichts als elende Klatschereien, Unwahrheiten und persönliche Angriffe auf die damaligen Leipziger Homöopathen, aber willkommene Belege für die Eigenthümlichkeit der allopathischen Kampfesart. Hinter dem Pseudonym „Dr. Th." verbarg sich ein Dr. Meissner, welcher sich im Text wie eine 3. Person als Zeugen anführt. Selbst einzelne Allopathen missbilligten solches Benehmen,[1]) und die Gerichte gingen mit Strafe gegen den Edlen vor.

Hofrath und Physicus Dr. Rau, ein alter, angesehener Arzt schrieb 1824 „Ueber den Werth des homöopathischen Heilverfahrens," worin er die Schwächen Hahnemann's blossstellte, sich aber im Grunde mit seinen Heilgrundsätzen einverstanden erklärte. Diese Schrift und das Ansehen Rau's zog viele Aerzte zur Homöopathie herüber.

„Rau war schon früher als denkender Mann bekannt," schrieben Schmidt's Jahrbücher (Bd. 7. S. 104), und fügten hinzu, dass er sich erst nach 22jähriger Praxis der Homöopathie zuwandte und sie erst 12 Jahre prüfte, bevor er für sie eintrat.

Von jetzt an erschienen Schriften und Gegenschriften in solcher Menge, dass es ermüdend und unerquicklich wäre, jede einzelne zu besprechen. Es soll aus dieser Zeit nur ein Buch vom Prof. L. W. Sachs in Königsberg erwähnt werden: „Versuch zu einem Schlussworte über S. Hahnemann's hom. System", worin Hahnemann mit dem Teufel verglichen wird. (Leipzig 1826 S. 52). „Am Teufel ist kein Fehler und in ihm kein Irrthum, er selbst ist durch und durch das Falsche, das Verworfene, das Lügenhafte. — Nun, das homöopathische System leidet an keinen Irrthümern (könnten solche ihm nachgewiesen werden, so würde es zu Ehren gebracht sein!), es verwickelt sich nicht in falsche Begriffe (solche können ergänzt, reducirt, berichtigt und in wahre verwandelt werden), es ist nicht inconsequent (dazu müsste es bis zu irgend einer Stelle hin consequent gewesen sein, es müsste überall inneren Zusammenhang haben —: es hat dessen aber nicht mehr

[1]) Augustin l. c. 1824. S. 334.

als ein Haufen Sand), es hat durchweg keinen Fehler irgend eines andern Systems, keine menschliche Schwachheit, sondern es verläugnet alle Begriffe, alle Denkgesetze, alle Erfahrungsergebnisse, verhöhnt alle Lehren der Natur, spottet der Vernunft — schliesst alle Wahrheit aus. Man kann auch nicht davon sagen, was Polonius von Hamlets Verrücktheit sagt: ‚es ist doch Methode darin.'"

Andererseits sieht man schon die Früchte, die die Allopathen von Hahnemann einernten. Jörg gibt 1825 heraus: „Materialien zu einer künftigen Heilmittellehre, durch Versuche an gesunden Menschen gewonnen und gesammelt." Leipzig Die Prüfungen hat er mit Hülfe von Studenten angestellt, und gelangt zur Bestätigung dessen, was Hahnemann schon vor 20 und mehr Jahren wiederholt behauptet hatte, dass die Aerzte bis dahin von den positiven Wirkungen der Arzneien wenig oder gar keine Kenntnisse besässen. Im Verlauf dieser Schilderung wird man gewahren, wie in einzelnen Stücken im Lager der Gegner die Hahnemann'schen Mahnungen anfangen zu wirken.

Hufeland's Journal zeichnete sich dadurch aus, dass dort in würdiger Form der Kampf geführt wurde. Hufeland selbst scheint sich im Laufe der Jahre eifrig mit der Homöopathie beschäftigt zu haben. Im Jahre 1826 (St. 1. S. 20 u. f.) stellt er seine Ansichten folgendermassen zusammen:

Vortheile der Homöopathie.

1) Sie wird auf das nothwendige Individualisiren aufmerksam machen[1]).
2) Dazu beitragen, die Diät wieder in ihre Rechte einzusetzen.
3) Die grossen Arzneigaben verdrängen.
4) Auf die Einfachheit in der Verordnung der Arzneimittel hinführen.
5) „Sie wird zu genauerer Prüfung und Erkenntniss der Wirkung der Arzneimittel im Lebenden führen, wie sie auch schon gethan hat."
6) Das hom. Verfahren wird mehr die Aufmerksamkeit auf die Bereitung der Arzneien lenken und eine strengere Aufsicht über die Apotheker herbeiführen.
7) Es wird nie positiv schaden.

[1]) also ein Eingeständniss, dass die Aerzte dieses wichtige Erfordernis vernachlässigten, wie auch heute noch die Allopathen.

8) Es wird dem kranken Organismus mehr Zeit zur ruhigen und ungestörten Selbsthülfe geben[1]).
9) „Es wird die Kosten der Kur ausserordentlich vermindern."

Nachtheile:

1) Es kann das rationelle Handeln verhindern[2]).
2) würde einen nachtheiligen Einfluss auf das Studium der Medicin haben, wie Brown und Broussais[3]).
3) Unterlassungssünden hervorbringen[4]).
4) einen Eingriff in die Grundgesetze jedes guten Medicinalwesens thun[5]).
5) Raubt durch seine Grundsätze den Aerzten die Achtung und das Vertrauen für die innere Heilkraft der Natur, welchem der hom. Arzt den freiesten Spielraum gewährt. (? A.)

Ueber das Selbstdispensiren schreibt Hufeland:

„Der Verfasser verkennt keineswegs, dass die Sache 2 Seiten hat, und er glaubt hier eine Stimme zu haben, da er selbst die ersten 10 Jahre seiner Praxis, da dies in Weimar noch Sitte war, mit Selbstdispensiren zugebracht hat. Er weiss es aus Erfahrung, dass der Arzt die Arzneien, die er selbst bereitet, mit weit mehr Sicherheit und Zutrauen gibt, ja dass ihm selbst bei der Bereitung, wie jedem Künstler noch manche neue und gute Gedanken einkommen können, die er zum Vortheil seiner Kranken ausführt .... dass der Kranke dabei an Kosten erspart; ja er glaubt — was in der Natur der Sache liegt — als Grundsatz annehmen zu können, dass das Interesse des Arztes, zuverlässige Arzneien zu haben, grösser ist, und sein Gewissen mehr in Anspruch nimmt, als dies bei dem Apotheker der Fall ist." Aber das Monopol der Apotheker bietet mehr Sicherheit für das Ganze[6]), besonders die Controlle des Arztes durch das Recept[7]) Er räth beide

---

[1]) Es gibt dem kranken Organismus den physiologischen Anstoss zur Heilthätigkeit, ohne die natürliche Krankheit mit einer Arzneikrankheit compliciren. A.

[2]) Was ist rationell? A.

[3]) Für jene Zeit richtig. A.

[4]) Der unselige Aderlass und das Brechmittel! A.

[5]) Das Selbstdispensiren! A.

[6]) Mehr Gewinn für den Apotheker. A.

[7]) Sind denn die Aerzte gewissenlose Giftmischer? und wie oft kommen beim Apotheker Verwechselungen mit tödtlichem Ausgange vor, die beim Arzte nicht möglich wären. A.

Rücksichten so zu vereinen, dass der Arzt seine Arzneien bereiten lässt oder selbst bereitet und dem Apotheker übergibt zum Dispensiren.[1])

Ueber die hom. Arzneibereitung urtheilt Hufeland so: „Was die von der Homöopathie angenommene, rein dynamische Wirkung der Heilmittel betrifft, so kann Niemand mehr damit einverstanden sein, als der Verfasser, der sie längst in seinen Schriften ausgesprochen und angenommen hat. — Jede Wirkung auf das Lebende, und so auch die Wirkung jedes Heilmittels, ist eine Actio viva, war von jeher mein Grundsatz. — . . . . Dass bei manchen flüchtigen Mitteln eine wirklich fast in's Unendliche gehende, über alle Ponderabilität sich erstreckende Theilbarkeit und doch noch bleibende Wirksamkeit möglich sei, zeigt uns allerdings der Moschus. Einige Gran desselben können die Luft eines ganzen Zimmers so erfüllen, dass jedes Atom desselben nach Moschus riecht, also doch etwas vom Moschus enthält, was gewiss auch in die Trilliontheile gehn kann, — und der Moschus verliert nichts dabei an Gewicht. Bei der Ipecacuanha hat man es längst anerkannt, dass die kleinsten Dosen, $^1/_{12}$, $^1/_{16}$ Gran mit Zucker abgerieben, sehr grosse, ja neue Wirksamkeit erhalten. Können nun nicht auch andere flüchtige Mittel, besonders die narcotischen, eine ähnliche, fast unendliche Theilbarkeit haben, und immer noch wirksam auf den Organismus bleiben? — Diess ist allerdings eine Frage, die noch Untersuchung verdient.[2])"

Auf die Vermehrung der Wirksamkeit durch Vermehrung der Berührungspunkte, durch Auflösung im Flüssigen, oder durch lange fortgesetztes Reiben, zuerst aufmerksam gemacht zu haben, ist unstreitig ein Verdienst Hahnemann's und dankenswerth."

In demselben Jahrgange (St. 1. S. 29—60) werden homöopath. Heilungen ausführlich erzählt vom Stadt- und Domphysikus Dr. Messerschmidt zu Naumburg a. S., die derselbe später fortsetzte (St. 2. S. 59—102). Rummel bringt eine hom. Casuistik (St. 5. S. 57—74) und einen längeren Aufsatz über Homöopathie (St. 3. S. 43—74). Medicinalrath Dr. Widnmann in München tadelt das Schlechte, und lobt die guten Seiten der Homöopathie 1827 (im

[1]) Dann wären die Kranken des Apothekers wegen da. A.

[2]) Aber bis heute von Seiten der Allopathen noch darauf wartet. A.

Aprilheft) und schreibt 1828 über denselben Gegenstand (St. 2. S. 3–41).

Im Jahre 1828 lieferte Dr. Ant. Friedr. Fischer in Dresden in derselben Zeitschrift einen Aufsatz „Ueber einige Mängel der Allopathie, mit Berücksichtigung des homöopatischen Heilverfahrens."[1])

Da ist zunächst die Diät, von welcher die Homöopathen behaupten, dass die Allopathie darauf nicht genug Rücksicht nimmt. „Blicken wir auf die Handelsweise vieler Allopathen, so stossen wir leider unwillkürlich auf die Entdeckung, dass häufig, und selbst bei dem umsichtigsten und schulgerechtesten therapeutischen Verfahren, das diätetische Verhalten viel zu wenig berücksichtigt wird. Eine Beobachtung, die sich jedem aufmerksamen und unpartheiischen Arzte nothwendig oft genug darbieten muss, da die Gelegenheit dazu nie mangelt, und zwar dergestalt, dass diese Hintansetzung diätetischer Vorschriften selbst denkende Nichtärzte in Verwunderung setzte und sie veranlasste, der Hahnemannischen Lehre Glauben zu schenken. Vergebens bestreben wir uns, sie auf den seichten und unsichern Grund dieses Lehrgebäudes aufmerksam zu machen, da sie viel zu unterrichtet sind, um irgend einem unserer Lehrbegriffe ein sicheres, festes und unumstössliches Fundament zuzutrauen. Was kümmert sie unsere wissenschaftliche Erklärung; sahen sie doch, wie in Kurzem ein System das andere verdrängte, wie die apriorischen Voraussetzungen und Wagesätze der gelehrtesten Aerzte unerwartet schnell von der Erfahrung widerlegt und der Unwahrheit bezüchtigt wurden. Gelockt von der Einfachheit der Homöopathie, deren prakt. Anwendung den Gaum so wenig belästigt, als sie für Arzneien den Beutel in Anspruch nimmt, liessen sie sich durch so beifallswerthe Anempfehlung geregelter und strenger Diät vollends hinreissen, dieser neuen Lehre williges Gehör zu leihen." Das hätten sie aber nach Ansicht des Verfassers nicht gethan, wenn die Allopathen mehr Rücksicht auf die Diät gelegt hätten, worüber sich Verf. auf mehreren Seiten verbreitet. An der strengen Diät der Anhänger der Hom. könne man sehen, „wie mächtig die Einwirkung fester, entschlossener, mit sich selbst und ihren Grundsätzen übereinstimmender Aerzte ist."

„Liegt es nun ausser aller Vernunft . . ., so mahnt uns doch der thörichte Versuch dieser Schule, einen ernsten, prüfenden Blick

[1]) Huf. Journ. 1828. St. 2. S. 42–60.

auch auf unser therapeutisches Verfahren zu richten. Hier bietet sich uns einmal die Bemerkung dar: dass unsere pharmaceutischen Verordnungen viel zu componirt sind. Nur wenige unter uns trachten nach einfacher Verordnung. Chemisch richtig und so einfach wie möglich müssen unsere Recepte lauten, wenn sie nicht den Homöopathen zum Gelächter und den gebildeten Personen zum Stichblatt des Witzes werden sollen." . . . „Bis dahin darf es uns nicht wundern, wenn gebildete Laien, und besonders solche, denen naturhistorische Kenntnisse zu Gebote stehen, über das Mixtum compositum unserer Verordnungen sich lustig machen." „Sogenannte Meisterformeln können von der Untersuchung nicht ausgeschlossen werden" . . . „Eine auf solche Weise vereinfachte Heilprocedur wird der Kunst zu grosser Ehre gereichen, wird verhüten, dass die Lockspeise der Hahnemannianer nicht noch mehr Abtrünnige macht, wird endlich nicht wenig dazu beitragen, denkenden Jünglingen beim Studium der Heilkunde mehr Achtung für selbige einzuflössen.

Das häufige Wechseln mit Arzneien ist, so führt Verf. aus, ebenfalls ein Zeichen von Unsicherheit, und man muss aus der Homöopathie auch in diesem Stücke lernen.

„Homöopathen vergiessen kein Blut, und Gott mag wissen, wie sie in allen den Fällen zum Zwecke gelangen, wo einzig von Blutentziehungen Rettung zu erwarten steht!" Es gibt viele Laien, die den Aderlass nicht lieben, und diese gehen zu den Homöopathen. Wir müssen deshalb sorgen, dass der Aderlass möglichst überflüssig wird durch „eine die Bluterzeugung nicht befördernde Lebensweise." . . . „Auch besitzen wir in dem Acidum oxy-muriaticum ein Mittel, das vor allen am besten geeignet ist, die Krasis des Blutes zu zertheilen, und dessen Orgasmus zu dämpfen; nur müssen wir damit nicht spärlich umgehn, sondern es im reichlichsten Masse dem Getränke beimischen. Schade, dass diese Säure nie ganz den eigentbümlichen steinkohlenähnlichen — Geruch verliert." . . .

„Nur auf solche Weise scheint es mir möglich, den gebildeten Theil unserer Mitbürger von der Zuverlässigkeit unseres Kunstverfahrens zu überzeugen."

„Der nach homöopathischen Grundsätzen handelnde Arzt verfertigt seine Medicamente grösstentheils selbst; ihm muss ängstlich daran liegen, dass die von ihm einzig in Gebrauch

gezogenen einfachen Heilmittel nicht nur auf die genaueste Weise zubereitet, sondern auch prompt vertheilt werden."

„Bei uns lässt die Arzneibereitung zu wünschen übrig." . . . „Der Apotheker soll demnach ein geübter Chemiker und kenntnissreicher Botaniker sein! Eigenschaften, die sich nicht immer einzeln, geschweige in Vereinigung bei selbigen auffinden lassen." Das muss anders werden. „Dahin gediehen, würden auch wir, gleich Hahnemann, unsern Kranken volle Gewährleistung für die Aechtheit, Trefflichkeit und Frische der Arzneien zu ertheilen vermögen, und keine Makel würde dem Tadelsüchtigen mehr Stoff zu Witzeleien über das allopathische Heilverfahren gewähren."

Hufeland spricht darauf nochmals seine Meinung über die Homöopathie aus, „die nach fortgesetzter Prüfung und sorgfältiger Sammlung von Erfahrungen, auch gehöriger Beachtung der Gegenreden ganz dieselbe geblieben ist, welche ich vor 2 Jahren ausgesprochen habe."

„Ich habe manche glückliche, ja höchst überraschende Kuren damit vollbringen sehen, hauptsächlich bei chronischen Nervenkrankheiten, wo andere Heilungsmethoden vergebens angewandt worden waren."

„Aber ich habe auch unglückliche Kuren gesehn, und manche, die wenigstens schwieriger und langsamer von Statten gingen, als sie bei Anwendung anderer Heilarten erfolgt sein würden."

. . . „Ihre Hauptklippe aber ist die Unterlassung der beiden wichtigsten Lebensrettungsmittel, des Aderlasses und Brechmittels, die bekanntlich durch nichts zu ersetzen sind, und deren Unterlassung in der Folge durch nichts wieder gut zu machen ist."

Es werden 2 Krankengeschichten erzählt: Ein Kind hatte Croup. Der Hom. gab Hep. sulf. und binnen 24 Stunden verloren sich die Symptome des Croup wirklich; aber am folgenden Tage kam ein Stickfluss, und das Kind starb. „Wahrscheinlich würde das Kind am Leben geblieben sein, wenn gleich Anfangs Blutegel gesetzt worden wären, wodurch die Diathesis inflammatoria gebrochen worden wäre." (Das dürfte heute wol kein Mensch mehr dem ehrwürdigen, gutmeinenden Hufeland glauben, ebenso wie die Richtigkeit der folgenden Ansicht.) Ein anderes Kind bekommt „Rothlauf im Gesicht", welcher sich bei hom. Behandlung verliert, aber es ent-

steht ein Abscess; dieser hätte „wahrscheinlich“ durch Blutegel verhindert werden können.

„Es würde ebenso unrecht sein, die Homöopathie zur Norm der Medicin überhaupt zu machen, als sie ganz fallen zu lassen, und das Wahre und Gute, was sie wirklich hat, am rechten Orte nicht zu benutzen. Sie sei uns willkommen als ein neuer Heilweg zur Behandlung der Krankheit an sich, aber untergeordnet den bisherigen Regeln eines rationellen Heilverfahrens“ . . . „Specifica gegen einzelne Krankheiten aufzufinden, das sei ihre Aufgabe für die Kunst.“ . . . „Keine homöopath. Medicin, sondern eine homöopath. Methode in der rationellen Medicin!“

Der erwähnte Dr. Fischer aus Dresden scheint sehr bald seine gemässigte Ansicht über die Homöopathie in das gerade Gegentheil verwandelt zu haben. Zornig schrieb er schon im folgenden Jahre (1829 Dresden) eine Schrift, welche er betitelte „Die Homöopathie vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft.“ Das Gute, welches der Verfasser noch in Hufeland's Journal vor einem Jahre anerkannte, ist in der kurzen Spanne Zeit merkwürdig zusammengeschrumpft in diesem Buche, welches „ein Belehrungsbuch für Gebildete“ ist, denn „sogar unter einem auf hohe Bildung Anspruch machenden Publikum in meiner geliebten Geburtsstadt (Dresden, wo unter andern Homöopathen Trinks und P. Wolf practicirten) greift die Homöopathie immer weiter und kecker um sich.“ . . . „Die unverschämteste Grosssprecherei eines homöopathischen Prahlers“. Die Allopathen konnten's nicht begreifen, wie die Homöopathen so unverschämt sein konnten zu behaupten, viele Krankheiten heilten besser bei homöopathischer Behandlung, als bei dem unvernünftigen Blutvergiessen. „Ohnerachtet aller Ausfälle auf die philosophische Bearbeitung der Medicin, steht sie fest und strahlt im unsterblichen, ätherischen Glanze am ewigen Dome des hehren Geisterreichs, belebende und befruchtende Strahlen über alle Zweige der Erkenntniss und der Bildung verbreitend. Was eine befangene Mitwelt zu verhöhnen wagt, das wird eine weisere Nachwelt als Ideen und Grundsätze ächter Weisheit ehren und sorgsam pflegen!“ Er wendet sich mit Entrüstung gegen die Verwerfung des Aderlasses, welcher durch 1000jährige Erfahrung geheiligt ist.

„Niederdrückend und beschämend ist der Gedanke, dass gerade Sachsen die Geburtsstätte dieser Irrlehre seyn', und Dresden den Haupttummelplatz der Homöopathen abgeben muss.“ (Die Leipziger Allopathen klagten, dass Leipzig der Haupttummelplatz dieser

„Dunkelmänner“ wäre) „So viel ist jedoch gewiss, dass Leipzigs Bewohner sich dieser Zauberärzte so ziemlich wieder entledigt haben und hoffentlich lieber die Schwarzen noch einmal bewillkommnen möchten, als diese Kraftgenies. Zwar haben sie daselbst noch einen üblen Geruch zurückgelassen, doch einem Clarus wird es nicht schwer fallen, denselben vollends zu vertilgen, da ihm die Salzwerke von Kösen nahe sind, und das Nordhäuser Vitriolöl auch leicht zu erhalten ist!“ (S. 7.)

In Wien misslang nach Fischer das Auftreten der Homöopathie, obgleich dort die Luft auch nicht rein ist. „Nur die Königsstadt an der Spree macht eine rühmliche Ausnahme von der Regel, indem die dasige Medicinalbehörde ernstlich besorgt ist, die Bewohner dieser Stadt von dergleichen marktschreierischen Fanfaronaden zu bewahren. Warum eilen sie denn nicht dahin?! — Weil sie das Licht scheuen, und die Maske stets vor dem Gesicht behalten wollen, die ihnen dort mit Gewalt abgezogen werden würde!“ (1833 wird schon von verschiedenen Seiten das Ueberhandnehmen der Homöopathie in Berlin beklagt, also 4 Jahre später.) „Der Homöopathie dienen nur gewagte aber unbeweisbare Behauptungen zur Basis“, was nun bewiesen wird mit Berufung zum Theil auf die „Heroen grauer Vorzeit“ Voriges Jahr tadelte er die Allopathen wegen der Vernachlässigung der Diät, der Arzneibereitung etc., jetzt machen sie Alles das noch viel besser als die Homöopathen. Verfasser erzählt auch, dass er schon im „Dresdener Merkur“, einer nichtärztlichen Zeitschrift, die „Tollheiten“ der Homöopathen beleuchtet habe.

„Auch wir zollten einstmals einem Hahnemann unsern Beifall, als er die Heilkräfte einzelner Arzneikörper zu erforschen und eine neue Bahn für deren richtige Abschätzung zu betreten begann im 2. und 3. Bande des älteren Hufeland'schen Journals.“ (Weshalb trat Verfasser damals nicht öffentlich für Hahnemann ein? Die Indolenz und Indifferenz seiner Collegen waren es zum grossen Theil, welche Hahnemann gegen sie erbitterte.) Aus dem Folgenden geht übrigens hervor, dass auch er Hahnemann sogleich bei seinem ersten Auftreten nicht richtig verstanden hat. Dann heisst es weiter:

. . . „Um so weniger darf es uns Allopathen befremden, wenn Herr Dr. Hahnemann und dessen Nachbeter die ärztlichen Ueberlieferungen von Jahrtausenden für Täuschung und Irrwahn erklären, unserm Wissen Hohn sprechen, und sich um die ältere Heilkunde und deren Hauptlehren gar nicht bekümmern.“

. . . „es gehört viel Selbstbeherrschung dazu, die Feder im Zaum zu halten.“

„Wenn ein Hahnemann es wagt, die kritischen Entscheidungen in Krankheiten zu leugnen, die noch keine Schule und kein Arzt ganz zu verkennen sich erkühnte, die Tausende von Aerzten in ihren Werken anerkannt und Millionen Heilkünstler zu allen Zeiten am Krankenbette wahrgenommen haben, so muss man eine solche Verirrung des menschlichen Verstandes bemitleiden.“ . . . „Ich und andere Allopathen halten von den Versuchen an unvernünftigen Thieren nichts“.

„Der Homöopath ist ausser Stande zu nützen, wann die Bestrebungen der Natur schädliche Stoffe zu entfernen, zu tumultuarisch auftreten oder im Gegentheil die Regungen der Naturhilfe schwach und unzulänglich sind.“

Die Homöopathie ist Unsinn . . . „Daher rührt es auch, dass Engländer und Franzosen dieselbe für eine Chimäre halten, und in diesen Ländern kein Mensch daran denkt, sie zu versuchen.“ (Verfasser wird sehr bald das Wehgeschrei von jenseits des Rheins und Canals über die Ausbreitung der verwünschten Homöopathie vernommen haben.)

Es ist gerade diese Schrift aus der Menge herausgenommen und näher characterisirt, weil der Verfasser ein angesehener Arzt war, und weil sie ein Muster für die meisten übrigen allopathischen Gegenschriften dieser Zeit ist, welche sich ständig wiederholen, und Alle einzeln zu besprechen, hiesse Zeit und Papier verschwenden.

Bevor der Streit weiter geschildert wird, ist es nöthig, den damaligen

Medicinischen Standpunkt der Gegner

kennen zu lernen, besonders in Bezug auf die Blutentziehungen, Brechmittel und Purgirmittel, gegen welche Hahnemann in so unbarmherziger Weise zu Felde zog:

Dr. J. R. Bischoff, öffentl. ord. Professor der medicinischen Klinik und Primararzt am allgemeinen Krankenhause zu Prag. Ansichten über das bisherige Heilverfahren und über die ersten Grundsätze der homöopathischen Krankheitslehre. Prag 1819:

S 111: Hippokrates hätte manches Leben gerettet — „man kann es in seinen Krankengeschichten nachweisen“ — wenn er „ein

kühlendes Verfahren, ein leichtes Hinwirken auf den Darmkanal, Ableitungen und Blutentleerungen“ angewandt. S. 126 u. f. wendet sich Verfasser gegen den Hahnemann'schen Satz: „Ungleich hilfreicher waren sie, als die gemeine Schule, welche, wie jetzt wieder Mode geworden, nach theoretischer Satzung blos sogenannte Antiphlogistica und das unbarmherzigste Blutvergiessen verstattet,[1]) und eine ungeheure Menge Unglück damit anrichtet.“ Bischoff appellirt an die Pflicht, an das Gewissen der Aerzte, beruft sich auf „die erprobte Erfahrung von Jahrhunderten“, auf den Lehrer Hahnemanns, Quarin. Nie sei ein Nachtheil bei einer richtigen Anwendung des Aderlasses entstanden, wohl aber werde „grosses Heil“ dadurch gestiftet.

Von 197 Lungen- und Brustfellentzündungen sind ihm nur 10 gestorben — sämmtliche Zuhörer sind Zeugen — und von diesen 10 waren 4 Phthisiker und 3 wurden Opfer von Diätfehlern. Vernachlässigung des Aderlasses bringt Siechthum hervor; selbst eine 81-, und eine 97jährige Frau hat er mit Erfolg venäsecirt. Ein kräftiger Mann, den er mit einem Freunde zusammenbehandelte, wurde in 3½ Tagen 12 Mal zu Ader gelassen, jedesmal zu 1 Pfund, „und erst nach der 12. Aderlässe erfolgte zweimaliges, sehr heftiges Nasenbluten, wo das Blut noch in der Schale eine heftige Entzündungshaut bildete. So lieferte die Natur selbst hier den schönen Beweis (S. 132), dass auch keine Unze Blutes zu viel durch die Kunst entleert wurde. Binnen 6 Wochen war der Kranke völlig hergestellt.“ „Ganz besonders bei Bluthusten und Lungenblutsturz“, „bei gewissen Formen von Nervenkrankheiten und vielen andern Leiden sind oft die Aderlässe das einzig rettende Mittel.“ Von den als nöthig erkannten, fortgesetzten Wiederholungen des Aderlasses soll der wahre Arzt sich nicht abhalten lassen „selbst bei dem Jammer der Umstehenden, die dieses Verfahren mit scheuem Blicke betrachten,“ er soll sich selbst überwinden und der Worte Hahnemanns gedenken, wenngleich auf den entgegengesetzten Gegenstand bezogen:

„Der Eichenkranz, den uns ein schönes Bewusstsein darreicht, belohnt solche Selbstüberwindungen tausendfach.“

Prof. Puchelt[2]) ist mit der Bischoff'schen Schrift „im Ganzen

---

[1]) Es ist hier von Lungenentzündung die Rede. A.
[2]) Hufeland's Journal 1819. St. 6. S. 11. Anmerkung.

einverstanden." Ebenso wird von der medicinisch-chirurgischen Zeitung (1820 I. S. 93 und 94) der Ansicht Bischoff's über das Blutlassen ausdrücklich beigepflichtet.

Prof. Heinroth, Anti-Organon. Leipzig 1825, hat folgende Ansichten:

Es muss hervorgehoben werden, dass Heinroth ein angesehener Arzt war. „Dieser hohe Geist, wer möchte sich mit seiner Intelligenz messen?" sagt ein Kreisphysicus Dr. Wesener.[1]) In Schmidts Jahrbüchern[2]) und an vielen andern Stellen wird vom „gelehrten Heinroth" gesprochen, und dieses Anti-Organon „das klassische Werk Heinroths" genannt. Die Geschichte der Medicin kennt ihn freilich auch.

S 52 und 53: „Wo bleibt nun die Erfahrung bei Herrn Hahnemann's Krankenbeobachtung," wenn er Aderlass bei Lungenentzündung nicht für sehr gut fand.

S. 94: Verfasser würde das Aehnlichkeitsprincip zugestehn bei Brechmitteln und Magenüberladung, reichlichem Aderlass bei Kopfschmerzen, Herzklopfen etc., wenn die Naturhülfe, das Nasenbluten, ausgeblieben. Hahnemann gesteht dies nicht zu. „Was folgt hieraus? Alle Aerzte ohne Ausnahme, auch die talentvollsten, auch die glücklichsten, haben Sinn- und Gedankenlos gehandelt." Hier hat der Leser sofort einen Beweis von der „unwiderstehlichen Logik, und der klassischen Art, mit der Heinroth seinen Gegner fasst und zu Boden wirft, indem er Hahnemann's Sätze erst für wahr annimmt und dann durch logische Schlussfolgerungen zeigt, in welche Absurditäten derselbe gerathen ist."

S. 99: „Wie heilsam sind die obengenannten Blutigel, Schröpfköpfe, Vesicatorien etc. Wo thut Herr Hahnemann dieser Heilmittel Erwähnung? Und nun gar das Aderlassen! Ist Herr Hahnemann nicht ein abgesagter Feind von diesem grossen Heilmittel?" .... „Stehen nicht die erschöpfendsten Hämorrhagien nach Aderlassen bis zur Ohnmacht?"

S. 181: „Man kann demnach sagen: das grosse Heilgesetz der Natur heisst eigentlich: Contraria contrariis."

---

[1]) Hufeland's Journal 1828. S. 69.

[2]) Bd. 7. S. 106.

Freiherr v. Wedekind, Prüfung des homöopathischen Systems, Darmstadt 1825:

S. 49: „Ich bin vielleicht unter den lebenden Schriftstellern der Einzige, der sich als reiner Materialist Hahnemann gegenüber stellt.“ Er bekämpft hier, und auch in Hufeland's Journal 1828 Hahnemann's Dynamismus, über den die Urtheile der Homöopathen selbst hinlänglich bekannt sind.

S. 56 wird von den heilsamen Wirkungen der Blutausleerungen, der Brechmittel etc. gesprochen. „Aber ich möchte doch wohl den praktischen Arzt kennen, der seine Praxis nicht aufgeben möchte, wenn er auch nur allein auf die Anwendung der Purgirmittel Verzicht leisten sollte.“ Dann ruft er aus: „Nun frage ich aber, liegt nicht in der anerkannten Unentbehrlichkeit der ausleerenden Arzneien und des Blutlassens der augenscheinlichste Beweis von der Unbrauchbarkeit der Hahnemann'schen Lehre in der praktischen Heilkunde?“

S 132: „Wie in aller Welt konnte der berühmte, gelehrte Hahnemann darauf verfallen, eine solche Lehre aufzustellen, und wie konnte er sich erfrechen, den Aerzten, die seit 3000 Jahren vor ihm gelebt haben, und seinen Zeitgenossen auf eine so beleidigende Art Hohn zu sprechen?“

Wedekind war einer der angesehendsten Aerzte seiner Zeit, ein Anhänger Fr. Hoffmann's und Schüler und Freund L. Hoffmann's, des Iatrochemikers.

Dr. Fr. Groos, Grossherzoglich Badischer Hofmedicus, „Ueber das homöopathische Heilprincip“ Heidelberg 1825:

S. 24: „Giebt es eine allgemein gültigere und glücklichere Heilmethode in allen ächt inflammatorischen Fiebern, als Sydenham's antiphlogistische? wo also der Satz contraria contrariis zur radicalen Heilung hinführt.“ Sydenham war bekanntlich ein grosser Freund der Blutausleerungen.

Groos zeichnete sich übrigens durch das Streben nach unparteiischem Urtheil aus. „Der Satz contraria contrariis wie der Satz similia similibus haben ihre unbedingte Anwendung, jeder in den ihm entsprechenden Fällen, wo sie auf radicale Heilung führen.“

S. 36: „Die Homöopathie wird ein höchst schätzbarer, integrirender Theil der Heilkunde werden, und bleibt ein Schatz herrlicher, origineller Ideen.“ Aber Aderlass, die lieben Brech-



und Purgirmittel bildeten hauptsächlich die Scheidewand auch zwischen ihm und Hahnemann, wie bei so vielen andern Gegnern.

Mückisch, Die Homöopathie in ihrer Würde etc. Wien 1826: Mückisch war Direktor des 2. Kinder-Kranken-Instituts in Wien.

S. 1: „Die Heilkunde ... hat unstreitig im neunzehnten Jahrhunderte auf eine Stufe der Vollkommenheit sich emporgeschwungen, von der aus sie mit möglichst grösster Sicherheit segensvoll das Leben der Generationen schützt und gegen frühzeitigen Tod durch das zahllose Heer der Krankheiten bewahrt. Aber gewiss nur als Erfahrungswissenschaft, gebildet und geregelt durch rationelle Kritik, erreichte sie diesen hohen Standpunkt."

S. 41: „Das organische allgemeine Naturgesetz ist: contraria contrariis."

S. 53: „Mit der Pädiatrik seit 15 Jahren innig vertraut, habe ich 1000 solcher Kinder ... mit ableitenden und revellirenden Mitteln, oder im andern Falle indem ich Purganzen und Klystiere oder ein Brechmittel verordnete, Blut entleerte, oder den zurückgetretenen und zurückgetriebenen Ausschlag antagonistisch durch künstliche Hautreitze ... zu ersetzen suchte, behandelt, und sah fast immer die schnellste und dauerhafte Heilung erfolgen."

S. 60: „Wenn eine Atonie des Magens und der obern Assimilationsorgane durch quantitative Indigestion Magendrücken, Kopfschmerz, Krämpfe, Beklemmung des Athmens, Schwindel und dgl. erzeugt, sollen wir den bewährten schnellen Vertilger dieser Leiden, ein Brechmittel, nicht geben dürfen?"

S. 72: „Tausende und tausend Kranke an der Lungenentzündung werden durch Aderlässe, in quanto und in der Zeitfolge gehörig indicirt, schnell und dauerhaft geheilt, ohne dass wir wähnen werden, künstliches Blutlassen und antiphlogistische Mittel jeder Art heilten hier nach Symptomenähnlichkeit. Die Natur selbst heilt so oft antipathisch Hirnentzündung durch spontanes Nasenbluten, Entzündungen des Unterleibes durch Mutterblutfluss."

S. 93 und 94: „Am schlimmsten kommen wir bei Hahnemann mit unseren Purganzen und Brechmitteln durch, welche wir bisher in Obstructionen, gastrischen Kruditäten, materieller Hypochondrie und überhaupt bei Anhäufung unassimilirbarer Stoffe und dgl.



für bewährte Retter deshalb hielten, weil unsere Kranken in den Fällen ihrer reinen Anzeige darauf schnell und dauerhaft genasen.“

S. 95: „Die Zeit, die bewährte Richterinn aller Doctrinen, wird es lehren, ob wir bey allgemeiner Annahme der Homöopathie aller Purganzen und aller Brechmittel werden entbehren können, da uns doch vorzüglich die ersteren bey dem, durch unsere Lebensweise am häufigsten in das Reproductionssystem, und in die untere Assimilation fallenden primär-materiellen Krankheiten, bisher die unentbehrlichsten und wohlthätigsten Rettungsmittel waren.“

Elias, Homöopathische Gurkenmonate, Halle 1827:

S. 42: „Denn dass sie Entzündungskranke in ihrem Blute ersticken lässt, möchte doch keinen glänzenden Beweis für die Unschädlichkeit der Homöopathie geben.“

S. 44: „Die Homöopathie ist in 100 Fällen der Anwendung nur 3 mal unschädlich, 1. weil auch, wenn der stationäre Krankheitscharacter absolut nicht inflammatorisch, sondern entweder rein catarrhalisch, biliös, gastrisch, nervös oder gemischt ist, dennoch Fälle genug intercurriren, wo allgemeine, oder wenigstens örtliche Blutentziehungen nicht umgangen werden können, da sogar chronische Krankheiten, insbesondere Wassersuchten mit einem Zustande von höchster Schwäche verbunden, nach meiner und anderer Aerzte Erfahrung, (und die mag so gut etwas gelten, als die der Homöopathen) manchmal allgemeine Blutentziehungen erfordern und ohne diese durchaus nicht geheilt werden können. 2. Weil sie das periculum in mora gänzlich aus den Augen setzen. 3. Aus 100 andern Gründen.“

Fischer, Dresden a. a. O. 1824.

S. 3: „Gänzliches Verkennen der Naturhilfe, des wahren, eigenen, wichtigen Heilgeschäftes der Natur . . . unbeachtet lassen die durch Jahrtausende werthvoll befundenen Heilmittel z. B. Blutentziehungen, die keine Schule, wie sie Namen haben mag, je zu entbehren fähig war, sogar als unnütz, überflüssig und schädlich zu verwerfen wagen.“

S. 3 und 4: „Ein keckes, unverantwortliches Unternehmen, auf Kosten der Menschheit die auf Erfahrung fussende Heilkunde als irrig und falsch zu verwerfen . . . , da doch zum Ersatz eines

14*



Kunstwerkes, an dem sich die ausgezeichnetsten Köpfe aller Zeiten und Völker verewigt hatten, das einen unschätzbaren Werth an Erfahrungen darbot und die Votivtafeln von vielen Millionen Genesener aufzuweisen hat, nur ein solches Lehrgebäude treten durfte, das den ungetheilten Beifall aller Kunstkenner zu erndten vermocht ... ein System, dass von Göttern kaum, von Menschen nie zu erwarten steht."

S. 10: „Es ist auch durchaus unwahrscheinlich, dass die Homöopathie active Entzündungen sicher und gründlich ohne alle Blutentziehung zu heben vermöge."

S. 31: „Meisterformeln, Mischungen von ausgezeichneten Praktikern zu verändern, erlaubten sich gewissenhafte Aerzte nicht."

S. 40: „Es gehört Amphibienblut dazu, zu berichten ohne anzuklagen, liest man wie ein Hahnemann die ältere Heilkunde verhöhnt und verspottet und nur mit Stolz und Verachtung auf jene Geistesmächtigen herabblickt, die sich unsterbliche Verdienste um die Kunst des Lebens erwarben."

S. 54: „Die Gewissheit, dass wir in Behandlung hitziger und langwieriger Krankheiten Trophäen aufzuweisen haben, die uns Neid und Missgunst eines Hahnemann und Consorten nicht zu entreissen vermögen."

S. 76: „Bei den höheren und wohlhabenderen Klassen der Staatsbürger, bei denen die Heilbestrebungen der Natur aus leicht zu begreifenden Gründen bald zu stürmisch, bald zu ohnmächtig auftreten .... reicht die Homöopathie nur selten aus."

S. 80: „So ist es gewiss in die Augen springend, dass der Homöopath als solcher, und wann er nicht im Geheim allopathisch handeln will, ausser Stande ist, jene Entzündungen, die wir mit dem Nahmen acute, phlogistische oder sthenische belegen, sicher und gründlich zu heilen. Denn hier nur vermag eine angemessene Blutentziehung die unbändige Reaction zu heben, Erfrischung und Abkühlung der Hautoberfläche die verzehrende Glut auf den normalen Wärmegrad zurückzuführen und eine ausreichende Quantität sauerstoffhaltiger Arzneien den gestörten Athmungsprocess zu fördern, wenn anders nicht die Krankheit gleich einem betäubenden Gifte plötzlich alle Thätigkeit lähmen und das Leben in versengender Glut zerstören soll! — Wer hier, wo das Leben an einem Haare hängt und der hohe Nothstand oft grosse und nahmhafte Blutentziehungen erheischt, noch mit dem Leben seines Nebenmenschen durch Vernachlässigung und

sträfliche Unterlassung alles dessen, was erforderlich ist, zu spielen vermag, und im Geiste Hahnemann's weder allgemeine noch örtliche Blutentziehungen anwendet, noch Gebrauch von der absolut unentbehrlichen Methodus antiphlogistica macht, kann und darf durchaus nicht Anspruch auf den Nahmen eines gewissenhaften Arztes machen."

S. 81: „Der Verfasser kann aus eigner Erfahrung sprechen, schon mehrmahls hing die Erhaltung seines irdischen Seyns einzig und allein von einem möglichst schnell zu vollziehenden Aderlasse ab, er empfand, wie mit jedem Augenblicke das Blut mehr und mehr nach den Centralorganen drängte und die Gefahr zur äussersten Höhe gedieh; fühlte hierauf nach begonnenem Aderlasse unter Abfluss des schäumenden Blutes die geistige und körperliche Kraft wieder von neuem hervortreten und in ihren Normalzustand zurückkehren! Nur der, welcher in gleicher Gefahr geschwebt hat, vermag zu würdigen, dass in allen solchen Fällen die Erhaltung des Lebens einzig vom Schnepper oder der Lanzette abhängt und dass kein uns bekanntes Mittel den Aderlass zu ersetzen vermag. — Leider gebricht es nicht an Beispielen, wo Homöopathen durch sträfliche Hintansetzung der Blutentziehungen ihre Kranken schnell und unerwartet verloren oder sie in unheilbare Lähmung stürzten."

S. 82: „Brüsten sich dennoch die Anhänger Hahnemann's mit einzelnen Fällen glücklich beseitigter Entzündungen . . . . so sind wir berechtigt zu glauben, dass sie getäuscht und auf allopathische Weise geheilt haben"

S. 84: „Und wie unheilbringend sind nicht die Folgen vernachlässigter Aderlässe! stürzen sie nicht den Kranken sofort in den Tod, so machen sie ihn um so unglücklicher, da er in Vereiterung oder in ein langwieriges und unheilbares Siechthum verfällt, das ihn auf eine höchst qualvolle Weise tödtet — Und dennoch will sich die homöopathische Schule rühmen, Blutentziehungen entbehren zu können! bekennt demnach auf kecke und freche Weise, dass sie unbesorgt um den Erfolg nach der Caprice eines Mannes handelt, der sich nur im Widerspruch gefällt und unbekümmert um das Unheil, das er stiftet, einer 1000 jährigen Erfahrung schnurstraks entgegen zu streben sich beeifert."

„Wehe denen die an Gehirnentzündung, heftiger Halsbräune, Lungen- Leber- Milz- und Magenentzündung, Entzündung des Rippenfelles, des Zwergfelles, des Bauchfelles, der Därme, der Blase, des Gebärorgans, etc. leiden, sie können bei den Homöopathen

keine Rettung, ja selbst nicht einmal Linderung finden; es wäre denn, dass der Homöopath, (wie wir es hier häufig erlebt haben!) den Kranken täuschte und in der Angst seines Herzens zur allopathischen Heilmethode seine Zuflucht nähme."

„Darum ergreift uns auch ein tiefer Kummer, wenn uns Atteste zu Gesicht kommen, laut welchen versichert wird, dass Lungenentzündung etc. durch den Beistand eines Homöopathen schnell und auf angenehme Weise ohne alle Blutentziehung geheilt worden seyen! — Immer wünschen wir dann, dass es nicht wahr seyn möge, und dass Gutherzigkeit sich zur Ausstellung solcher Zeugnisse habe verleiten lassen."

Dieses gutherzige Eingeständniss ist dankenswerth und wohl zu beachten.

S. 61: Die Homöopathie „muss jedem denkenden Kopfe als Excrement eines Geistes erscheinen, dessen Hirn schon bei lebendigem Leibe in Verwesung übergegangen ist."

Nicht ohne Wehmuth über die unselige Verirrung eines, in einem langen uneigennützigen Leben unausgesetzt für die leidende Menschheit thätigen Mannes setzen wir Hufeland's Ansichten hieher, wie er sie 1830 in seinem Journal und 1831 in einem Separatabdruck „Die Homöopathie", Berlin bei Reimer, ausgesprochen hat:

S. 9: „Man wird es dem alten Manne erlauben, die Dinge anders anzusehn als die aufstrebende Jugend. Es ist eine ganz eigene Sache damit, wenn man schon mehrere Menschenalter im Reiche der Wissenschaft hat vor sich vorüberziehen sehn, und so manche Meteore aufsteigen, glänzen und wieder verschwinden, so manche Systeme, von denen jedes sich das einzig Wahre nannte, in ihr Nichts zerfallen."

S. 12: „Ich erklärte mich in diesem Sinne in dem Journal für practische Heilkunde 1826" (dem Leser bekannt). „Die Zeit wird richten."

S. 22: „Dahin gehören zuerst das Contraria contrariis" . . . Niemand wird leugnen, ... dass Blutüberfluss durch Blutentziehung . . . . gehoben werden kann."

S. 30: „Aber dadurch wird der Entzündungslebenskeim nicht vernichtet, welches nur der Aderlass zu thun vermag."

S. 23: „Wer hat nicht die herrliche Wirkung der Purgier-

mittel .... der Hautreize, der künstlichen Geschwüre gesehn?" ... „tausendjährige Erfahrung" ...

S. 38: „Hier wünschte ich meine Stimme recht laut und zur Donnerstimme erheben zu können! Was bei langwierigen, nicht lebensgefährlichen Fällen ein erlaubtes, gleichgültiges leicht nachzusehendes Verfahren und Temporisiren seyn kann, das wird in solchen Fällen ein Verbrechen. Wer da, wo das Leben auf dem Spiele steht, aus Vorliebe für seine Methode, die von der tausendjährigen Erfahrung als das beste Rettungsmittel anerkannte Hülfe versäumt, wer z. B. da, wo der Mensch in seinem eigenen Blute zu ersticken in Gefahr ist, wer bei pneumonischen, apoplectischen, encephalitischen Affectionen, überhaupt bei Entzündungen edler Organe, die Blutentziehung vernachlässigt, und nun der Tod, oder eine langwierige, eben so unheilbare Krankheit die Folge ist, — der hat eine schwere Blutschuld auf sein Gewissen geladen, die, wenn er sie auch nicht gleich empfindet, doch einst, wenn der Rausch der Befangenheit verschwunden ist, furchtbar auf ihm lasten wird, — der fällt der Gerechtigkeit zur Bestrafung, und wenn auch nicht dem irdischen, doch dem höhern Richterstuhle anheim, denn er ist ein Mörder durch Unterlassung, so gut wie derjenige, der seinen Nächsten, der zu ertrinken in Gefahr ist, nicht aus dem Wasser zieht."

Simon, S. Hahnemann, Pseudomessias. Hamburg 1830:

S. 140: „So z. B. ist es gar nicht zu bezweifeln, dass bei besonders hereditärer Anlage zur Schwindsucht ein dann und wann angeordneter Aderlass und Fontanellen am Arm, sowohl ihrer Entwickelung als ihrem raschen Fortschreiten am kräftigsten entgegenwirken. Darüber steht gewiss jedem beschäftigten Praktiker mehr als ein Beispiel aus seiner eigenen Erfahrung zu Gebote, Erfahrungen, die zu fest stehen, als dass aller Unsinn des Organisten (so nennt er Hahnemann) im Stande wäre, sie zu widerlegen, oder auch nur zu erschüttern."

S. 297: „Wenn z. B. auch in einzelnen Fällen eine bedeutende Lungenentzündung ohne Aderlass einen glücklichen Ausgang nimmt, so ist das eine rara avis, nigro simillima cygno; denn in der Regel wird bei Vernachlässigung einer kräftigen, antiphlogistischen Behandlung der Kranke schwindsüchtig, oder er stirbt unmittelbar am Lungenschlage."

Simon, Geist der Homöopathie. Hamburg 1833:

S. 25: „Den zu heftigen Andrang des Blutes nach edlen Organen suchen wir zweckmässig theils durch Minderung der Blutmasse, theils durch Mittel, welche den Blutumlauf bändigen und von den betheiligten Organen ableiten, zu mässigen."

In Simon's antihom. Archiv (1835. Heft III. S. 120) sagt ein Arzt: „Ref. müsste fürchten, etwas sehr überflüssiges zu thun, wenn er die allgemein anerkannten Vortheile der Blutentziehungen und der methodus evacuans überhaupt erst beweisen wollte." Solche Ansichten, in demselben Tone geschrieben, bringt jedes Heft dieses, die allopathische Kampfesart würdig repräsentirenden Journales.

Simon's Urtheil über Hahnemann's Fähigkeiten: „Er ist überall, sowohl als Gelehrter wie als Arzt, derselbe unzuverlässige Ignorant."[1])

Ein Anonymus, Wunder der Homöopathie. Leipzig 1833:

S. 60: „Eine wirkliche Lungenentzündung ist ohne Aderlass nicht zu heilen" . . . folgt

S. 61: „Homöopathische Schwindler und Accoucheurs nebst ihren Gesellen und Knechten."

S. 64: „Die Natur hat sehr viele Mittel und Wege, um Störungen im Organismus selbst zu heben, und die Erforschung dieser Wege und ihre Befolgung in geeigneten Fällen ist die Aufgabe der Arzneiwissenschaft. Den Ueberfluss an Blut entleert die Natur durch Blutflüsse; verdorbene Stoffe in dem Verdauungskanale und dessen Ueberfüllung entfernt sie ohne Beihülfe der Kunst durch freiwillige Ausleerungen . . . der Entzündung setzt sie die Eiterung und dem Brande die Entzündung entgegen."

S. 69 und 70: „Dass auf unterdrückte Krätze sehr häufig chronische Krankheiten erfolgen, war allen Aerzten bekannt und Hahnemann hätte, um dies zu beweisen, nicht 13 Blätter aus fremden Schriften zu füllen gebraucht, indess seine Geldgier, das Honorar zu vermehren, trieb ihn dazu."

S. 111: „Hier hat die gegenwärtige Homöopathie eine besonders schwache Seite, wo durch Versäumniss von allgemeiner oder örtlicher Blutverminderung die spätere Erhaltung der Vollkommenheit der Organe, die Gesundheit und selbst das Leben gefährden."

---

[1]) Antihom. Archiv B. I. Heft 2. S. 25.

Das Ende dieser Schrift heisst: „Nun ziehe jeder selbst den Schluss, auf welcher Seite die Wahrheit liege.“

Dr. Zeroni, Grossherzogl Bad. Hofrath. Ueber Heilkunde, Allöopathie und Homöopathie. Mannheim 1834:

S. 23: „Bei diesen (Scharlachfieber) wird die höchste Gefahr durch die der Heilkunde bekannten und erprobten Mittel, worunter die Blutentziehungen die erste Stelle einnehmen, beseitigt werden.“

S. 25 u. 26 spricht Verfasser wiederholt von der Nothwendigkeit der Blutentziehungen bei Scharlach.

S. 27: „Bei Ruhr zeigt eine unbefangene Beobachtung .... dass oft alle Symptome des erkrankten Darmkanals nach einem Aderlass .... verschwinden.“

S. 31: „Bei der Ruhr sind oft ein oder mehrere Aderlässe nothwendig.“

S. 32: „Oft ist bei der Ruhr ein Aderlass nothwendig, um das Leben zu retten.“ ... „Der Homöopath lässt sterben.“

S. 35: „Die wahren Entzündungen gehen, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, in den Tod über.“

S. 36: „Bei reinem Entzündungsfieber stirbt der Kranke ohne zeitiges Aderlassen.“

S. 37: „Bei Lungenentzündungen ist der Kranke ohne starke und selbst wiederholte Blutentziehungen rettungslos verloren.“

S. 39 u. 40: „Ich sah (nach Pleuresie) Eiterungen und Verwachsungen entstehen und gab mir selbst die Schuld, weil ich glaubte, zu wenig Blut entzogen zu haben.“ .... „Ich rathe den Homöopathen, sich Mühe zu geben, dass sie die Lungen- und Brustentzündungen und vorzüglich das Charakteristische des Entzündungsfiebers kennen lernen.“

S. 45 u. 46: „Meinen Erfahrungen nach sollte der Kranke, nachdem er von dem (Wechsel-) Fieber befreit ist, sich wenigstens in unserem Klima 20 Tage der Luft nicht aussetzen.“ Hahnemann verlangte möglichst ausgedehnten Genuss der frischen Luft. — „Ich habe auf die Wichtigkeit des Aderlasses, der Abführungsmittel und der stärkenden Mittel aufmerksam gemacht.“

S. 63: „Im Allgemeinen aber lässt es sich darthun, dass die Homöopathen auch nicht die geringste Kenntniss von der wahren

Heilkunde besitzen ... Beobachtungen der ausgezeichnetsten Männer der Neuzeit ... Erfahrungen ... Aderlass.“

S. 76: „Der Homöopath ist kein Arzt, er kennt die Mittel nicht, die das Leben zu retten vermögen.“

Schluss: „Möchte es doch dieser Vernunft gelingen, dass sie endlich einmal die medicinischen Vorurtheile überhaupt besiegen würde!“

C. A. Eschenmayer, Professor in Tübingen. Die Allöopathie und Homöopathie. Tübingen 1834:

S. 39: „Im Falle eines allgemeinen Orgasmus müssen schnell herabstimmende Mittel und Aderlassen angewandt werden, um die Reactionen in ihre Schranken zurückzuweisen.“

„Es giebt materielle Hindernisse, welche die Thätigkeit der Lebenskraft hemmen, wie Anhäufung von Galle, Schleim, Lymphe, Würmer, Excremente, welche durch Brech- und Purgirmittel weggeschafft werden müssen.“

S. 61: „Wenn durch Aderlass, herabstimmende Mittel, Blasenpflaster die Wirkung des feindlichen Reizes vermindert wird, wer möchte darin eine Arzneikrankheit suchen?“

Verfasser urtheilt möglichst objectiv über die Homöopathie und erkennt viele ihrer Vorzüge an. S. 30: „Darin bin ich mit Hahnemann ganz einverstanden, dass es einer grossen Reduction auf einfachere Grundsätze bedürfe und zwar solcher, welche unmittelbar in's Practische führen und die Unzahl der Hypothesen auf der Seite liegen lassen“ etc.

S. 57: „Auf welchem Wege kann die Ungewissheit über die Arzneikräfte gehoben werden? Nicht anders, als dass wir die Wirkungen der Arzneien an den Gesunden erproben und dann ein Criterium aufsuchen, nach welchem die Wirksamkeit dieser Arzneimittel auf die Kranken übertragen werden kann. Hahnemann hat diese Methode eingeschlagen und hat das Criterium gefunden. Nur dadurch können wir in den Besitz specifischer Mittel kommen, und dies ist ja das Gut, nach welchem die Arzneikunst strebt.“

S. 47: „Wie einst Newton durch den Fall eines Apfels auf die Kraft der Schwere und ihr Gesetz geleitet wurde, so wurde Hahnemann durch einige Versuche auf den Gedanken geleitet, ob nicht solche Arzneien, welche bei Gesunden bestimmte Zufälle erregen, die ähnlichen Symptome bei Kranken vertreiben könnten?

Mehrere Erfahrungen reiheten sich sogleich an den Gedanken an, und nun unternahm Hahnemann das grosse Experiment mit einer Beharrlichkeit und Umsicht, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können."

S. 100: „Selbst die Homöopathen und an der Spitze ihr Meister, gestehen, ‚dass sie nicht zu erklären wüssten, wie es zugehe, dass Atome von Arzneien noch auffallende Wirkungen auf den Organismus äusserten.' Allein die Sache verhält sich in Wahrheit so und wenigstens 400 Aerzte bestätigen diese Thatsache durch ihre Erfahrungen. Selbst Dr. Kopp, der unbefangene Kritiker der Homöopathie, ist von nichts so sehr aus eigener Erfahrung überzeugt, als von der Wirksamkeit der Decillionenmal verdünnten[1]) Arzneien, so dass er dieses Geständniss als Mitglied eines Geschworenengerichts ablegen könnte."

S. 38: „Mit der Homöopathie ist die Erfahrung nun in einen so starken Bund getreten, dass dies läugnen zu wollen, entweder Unwissenheit oder Eigensinn oder Leidenschaft oder Trägheit oder Furcht vor neuen Systemen verräth."

S. 134: „Die Homöopathie ist von einem Stifter ausgegangen, der das vollkommenste Recht hatte, den Aerzten eine neue Methode vorzuschlagen. Sie hat sich bereits zu einer Schule ausgebildet, welcher mehrere Hundert verdienstvolle Männer anhängen. Man lasse sie also gewähren, was sie vermag."

S. 98 u. 99 wird erklärt, dass die Aerzte vor Hahnemann die Diät vernachlässigt haben.

Prof. Dr. Riecke, ebenfalls in Tübingen, hielt am 27. Sept. 1833, am Geburtsfeste des Königs eine Rede, worin er folgende Ansichten äussert[2]):

Mit der Zeit werden die Homöopathen zu den Blutausleerungen zurückkehren.

„Wie gegenwärtig das System Hahnemann's vor uns steht, ist es so reich an wissenschaftlichen Widersprüchen, so masslos in seinen Consequenzen, dass ihm als System keine Zukunft zu prophezeihen ist. Dennoch wäre es ganz falsch, die Homöopathik als eine völlig nichtige Erscheinung anzusehn. Sie hat die Allöopathik an ihrer schwächsten Seite, an der Arzneymittellehre, ange-

[1]) Richtiger gesagt, in der 30. Bereitung. A.

[2]) cf. Allgem Anz. d. Deutschen 1834. S. 4288.

griffen, hat auf ungeheuere Mängel unserer Medicin aufmerksam gemacht, und eine Totalreform von hieraus kann nicht mehr ausbleiben."

„Bis jetzt hat keine Universität von der Homöopathie Notiz genommen. In Leipzig wurde eine Privatklinik errichtet. Der Studirende ist also auf das Studium der Literatur der Homöopathik verwiesen, welche für und wider mehr als dreyhundert Bände beträgt, die man freilich auf Universitätsbibliotheken vergeblich sucht. Eine solche Literatur hat noch nie eine nur vorübergehende Secte erzeugt."

„Der homöopathische Arzt muss durchaus seine Arzneystoffe selbst bereiten, was bey der Einfachheit der Zubereitung durchaus keine Schwierigkeiten hat. Da alle homöopathischen Arzneygaben weder chemisch reagiren, noch Farbe, Geruch oder Geschmack zeigen, so giebt es durchaus kein denkbares Mittel, sich von der Echtheit eines solchen Medicaments zu überzeugen, als das Bewusstsein des Arztes von seiner Sorgfalt bei der Bereitung. Deshalb ist und bleibt die Selbstbereitung der Arzneien conditio sine qua non für den Homöopathen."

Prof. F. G. Gmelin (neben Eschenmayer und Riecke der dritte von den Professoren in Tübingen, welche in derselben Zeit, 1834—1835, über Homöopathie schrieben), Kritik der Principien der Homöopathie, Tübingen 1835:

S. 63: „So ist es eine bekannte Thatsache, dass eine Wunde nicht heilt, ein übles Aussehen bekommt, selbst bedenklich wird, wenn Spulwürmer im Darmkanal sind Sobald diese Würmer abgehn oder durch die Kunst abgetrieben werden, heilt die Wunde. Dasselbe beobachtete Stoll zur Zeit herrschender Gallenfieber. Unbedeutende Wunden heilten nicht, erregten bedenkliche Zufälle, wurden aber sogleich gutartig und heilten, nachdem die Galle durch ein Brechmittel entleert war."

S. 64: „Es wird wol jetzt wenige Physiologen geben, die nicht das Blut als belebt betrachteten; demungeachtet muss eine zu grosse Menge desselben oft als ein grosses Hinderniss der ungestörten Blutbewegung und eben damit der freien Thätigkeit der Lebenskraft betrachtet werden."

S. 92: „So leiten z. B. Laxirmittel vom Kopf, harntreibende Mittel von den Lungen und dem Herzen ab. Und da überhaupt



das in Krankheiten die grösste Gefahr bringt, dass sich der Krankheitsprocess in einem einzelnen Organe concentrirt, so ist schon die Vertheilung des Leidens auf mehrere Organe in schweren Fällen ein grosser Gewinn."

S. 60: „Die alte Schule kann sich keck rühmen, in der Erkenntniss und Behandlung vieler schweren und für sich immer oder in der Regel unheilbaren Krankheiten, z. B. der bedeutenden Entzündungen, namentlich der Gehirn- und Lungenentzündung, des Hydrocephalus acutus, des Croups, der allgemeinen Syphilis so weit gekommen zu seyn, dass die grosse Mehrzahl sicher und bestimmt geheilt werden kann."

S. 65: „Wenn das Blut in Menge oder Consistenz die Norm überschreitet, so stockt die Bewegung und damit das Leben selbst, so gut als ein mechanisches Verstopfen der Luftröhre den Menschen augenblicklich tödtet, und wenn er der lebenskräftigste wäre. In solchen Fällen kann oft eine freiwillige oder künstliche Blutung, wie dies eine ganz bekannte Erfahrung ist, einem Menschen, der dem Tode nahe zu seyn scheint, die Gesundheit zurückgeben. Hahnemann läugnet die Vollblütigkeit ganz."

S. 243: „Die Homöopathie hat die ältesten und anerkanntesten Maximen, z. B. die Anwendung des Aderlasses bei wahren Entzündungen, das Brechmittel bei Turgescenz der Galle aufgegeben."

S. 239: „In allen medicinischen Systemen, sie mochten sonst noch so verschiedenartig seyn, ist die Nothwendigkeit des Aderlassens bei ächten Entzündungen und des Brechens bei gallichter Turgescenz nach oben anerkannt und fast (?) nur das homöopathische System macht hiervon eine Ausnahme."

Prof. L W. Sachs, Director der medic. Poliklinik in Königsberg. Die Homöopathie und Herr Kopp, Leipzig, 1834, erzählt S. 4, dass er von der Berliner Societät für wissenschaftliche Kritik eine Aufforderung zur Recension von Schriften beider Parteien erhalten.

S. 240: „Am Ende ist's ja doch die einfachste Wahrheit, welche P. Frank über die Therapie der Lungenentzündung in den Worten ausspricht: „vitae sors unica ex cuspide haeret lanceolae."

S. 245 – 247 erzählt Kopp die schnelle Heilung einer Pleuritis bei hom. Behandlung ohne Blutentziehung.

S. 247: „Noch einmal also: die Geschichte, wie sie erzählt



worden, ist niemals geschehen, und die Beobachtung, wie sie Herr Kopp dargestellt, ist niemals beobachtet worden."

Ohne Blutentziehungen konnte man sich solche Heilungen wissenschaftlich platterdings nicht erklären, ergo, sie existirten nicht.

Urtheil über Hahnemann S. 61: „Nach Art geistig beschränkter und unbeholfener Menschen hat er es hier wie nirgends vermocht, sich aus der wüsten Abstractheit einer irgendwie über ihn gekommenen Vorstellung heraus zu retten."

„Ist der Mann sonst anders und zwar als ein gewöhnlich kluger Mensch erkannt worden, so müsste auf krankhafte Vorgänge . . . untersucht . . . kurz er müsste der sorgsamen Pflege eines verständigen Arztes übergeben werden." (Schlusswort S. 26).

„Auf dem Gebiete des gediegenen Denkens hat sich Hahnemann von jeher als sehr schwach erwiesen."

„Hahnemann's Aufsatz in Huf. Journ. Bd. 4 (der Leser kennt ihn) bekundet das Unvermögen, irgend einen einfachen Gedanken an der Wurzel zu ergreifen und mit Stettigkeit ihn vor- und rückwärts zu durchdenken. Und dieser Aufsatz ‚ist das Beste, was Hahnemann je geschrieben hat'." (ib. S. 57). Stieglitz[1]) nennt den Prof. Sachs „einen Schriftsteller von grossen Talenten."

Lochner, Die Homöopathie in ihrer Nichtigkeit. 1835:

S. 34: Der Homöopath darf nicht Aderlassen . . . wie viele solcher traurigen Opfer mag jeder Ort zählen, wo gewissenhafte Homöopathen ungestört ihr Wesen treiben dürfen. (Also Staatshülfe!)

Lesser, Die Homöopathie, Berlin 1835:

„Dem Doctor der Heilkunde, welcher im Jahre 1935 an der medic. Fakultät zu Berlin als Professor der Geschichte fungiren wird, im Jahre 1835 zugeeignet vom Verfasser."

S. 34: Anmerkung. „Die rationelle Medicin (diese Bezeichnung wurde als Gegensatz zur Homöopathie 1828 von Hufeland zuerst vorgeschlagen in seinem Journal[2]), „nicht um die Homöopathie als irrationell zu bezeichnen", sondern um anzudeuten, dass „die Allopathie nach Vernunftschlüssen handele, die Homöopathie durch Vergleichen", eine Auffassung, welche die Homöopathen ent-

[1]) Die Homöopathie. Hannover. 1835. S. 198.
[2]) Bd. 66 St. 2 S. 41.

schieden zurückwiesen. Der Homöopath Dr. Attomyr meinte: „Ueber 100 Jahren wird man das Wort rationell, wie es jetzt von den Allopathen gebraucht wird, von Rationen (z. B. leichte und schwere Pferde-Rationen) ableiten," worüber die Allopathen sehr entrüstet waren.) Also: „Die rationelle Medicin lenket die Heilkraft und greift in die Zügel der entfesselten Natur, da wo sie diese, nach ihren bisherigen Erfahrungen, auf Irrwegen und Verderben bringend heranströmen sieht."

S. 144 wird zum Beweise, dass die Homöopathie das rationelle Handeln vernachlässigt, die bekannte Stelle aus Hufeland angeführt: „Wer da, wo das Leben auf dem Spiele steht . . . wo der Mensch in seinem eigenen Blute zu ersticken in Gefahr ist . . . der Tod die Folge ist . . . schwere Blutschuld auf dem Gewissen . . . Gerechtigkeit zur Bestrafung . . . Mörder durch Unterlassung etc." Nachdem Verf. noch eine Statistik aus seinem Militärlazareth mitgetheilt, welche „beweist", dass der Aderlass nicht entbehrt werden kann, führt er, um die ganze Erbärmlichkeit Hahnemann's zu beweisen, dessen eigene Worte an:

„Unbegreiflich ist es, wie die Allöopathen es für eine grosse Sünde halten können, in Entzündungskrankheiten, z. B. in Brust- und Lungenentzündungen, nicht Blut, nicht wiederholentlich Blut und in Menge abzuzapfen. — Wäre so etwas eine heilsame Methode, wie wollen sie es beschönigen, dass von allen Todten im Jahr ihnen über ein Sechstheil an Entzündungskrankheiten stirbt, wie ihre eigenen Tabellen ausweisen! — Nicht ein Zwölftel derselben würde gestorben sein, wenn sie nicht in solche blutgierige Hände gerathen wären, (stimmt auffallend mit den späteren Statistiken der Wiener Versuche überein) wenn sie sich bloss ihrer Natur überlassen hätten, fern von jener alten Verderbungskunst. Hunderte, ja Tausende starben überdies jährlich — die hoffnungsvollsten Jünglinge des Staates, in der Blüthe ihrer Jahre, — jämmerlich an Auszehrung, Schwindsucht und Lungeneiterung! Ihr habt ihren Tod auf Eurem Gewissen! denn gab es wohl Einen unter ihnen, der nicht den Grund dazu durch Eure schöne Kurmethode, durch Euer unverständiges Blutlassen und Eure antiphlogistische Behandlung gelegt hätte? der nicht unumgänglich dadurch lungensüchtig hätte werden und daran sterben müssen? Diese sinnlose antipathische, barbarische Behandlungsweise des Seitenstechens (Lungenentzündung) durch viele Aderlässe, Blutegel und Schwächungsmittel (von Euch antiphlogistische genannt) liefert jährlich Tausende ins Grab durch Fieber von Kräfte-

beraubung, allgemeine Geschwulst (Wassersucht) und Lungenvereiterung! Wahrlich! eine treffliche privilegirte Methode, den Kern der Menschen verdeckter Weise in Masse umzubringen!"

Der Widmungsprofessor wird nach 50 Jahren wol mit uns übereinstimmen, dass Lesser keinen unglücklicheren Gedanken haben konnte, als die Aussprüche Hufeland's und Hahnemann's gegenüber zu stellen, um den Beweis zu führen für die Erbärmlichkeit Hahnemann's.

S 175 verordnet der Hausarzt einen Aderlass; die „etwas an Jahren vorgerückte Dame" verschmäht den Rath, und lässt sich hom. behandeln, und richtig die Frau starb später am Schlagfluss — „im ersten Jahre ihrer homöopathischen Carrière" —

Dies ist, so scheint es, dieselbe Dame, von der in einem Correspondenz-Artikel Griesselich's in der Allgem. homöop. Zeitg.[1]) die Rede ist: „Die in süddeutschen Blättern verbreitete Nachricht, die Homöopathie solle, in Folge unglücklicher Heilversuche zu Berlin, in ganz Preussen verboten werden, hat sich, laut Nachrichten aus Stülers Feder, als lügenhaft erwiesen. Der Tod einer, lange Jahre mit Reizmitteln aller Art behandelten alten Dame, welche Hofrath Recher, dann Stüler auf vieles Zureden übernahm, und die an Asthma litt, wozu sich ein Nervenschlag gesellte, den die Welt gern mit einem Aderlass tractirt gesehn hätte, gab wahrscheinlich Veranlassung zu jenem Gerüchte, welches hier (in Karlsruhe) mit einem wahren Triumphe von den Ärzten aufgenommen wurde."

S. 182 fährt Lesser fort: „Ich weiss aber auch, dass es acute Krankheiten giebt . . . wobei man möglichst frühzeitig und nicht selten sehr reichlich zu Ader lassen muss, um das Leben zu retten . . . Ich weiss ferner, dass in manchen Fällen ein 10—12 Stunden hindurch verabsäumter Aderlass sich durch Nichts wieder einbringen lässt; ich weiss, dass zu Zeiten grosse Aderlässe von 30—40 Unzen (2—2½ Pfd.) von ausserordentlichem Nutzen sind und dass in manchen Fällen solche (2—2½ Pfd.) Blutentziehungen wiederholentlich nothwendig werden können. Ich weiss" etc. etc.

S. 184: „Wird einst bei dem Witzling Attomyr das jugendliche Blut nicht mehr so sieden, so wird sich auch in seinem Hirnkasten nicht so viel Dampf entwickeln, und wenn er dann zur Erkenntniss gekommen, wird er zur Ader lassen."

---

[1]) Bd. 3. S. 40. 1833.

S. 188: „Manche Entzündung geht in Brand über, besonders wenn sie von einem Homöopathicus behandelt wird. Dergleichen ungünstige Ausgänge erfolgen, weil entweder gar nicht oder nicht frühzeitig, nicht kräftig genug Blut entzogen wurde.“ — „Freilich erfolgt nach Entzündungskrankheiten nicht immer sogleich der Tod, sondern oftmals langsam, durch Anheftungen, Ausschwitzungen, Verwachsungen, Verdickungen, Verengerungen, Verhärtungen, Verstopfungen, Verschwärungen, Vereiterungen und durch andere Folgeübel der stattgehabten Entzündungskrankheit.“ Im Folgenden würden alle diese „Verkrankungen“ vermieden und manches jahrelange Leiden und Siechthum verhütet werden, wenn die Homöopathen zu Ader liessen.

S. 191, 218, 219, 227, 234, 243 finden sich ähnliche Auslassungen über den Aderlass, welche für den Widmungsprofessor vom Jahre 1935 nicht ohne Interesse sein werden.

Seite 34, Anmerkung, zeigt Lesser sein Einverständniss mit Simon „dass Hahnemann als Arzt wie Gelehrter ein crasser Ignorant ist.“

1836 führt Prof. Most[1]) bei dem Artikel „Homöopathie“ die Worte Hufelands an: „. . . Donnerstimme . . . Verbrechen . . . Mörder . . . fällt Gerechtigkeit anheim . . .“ und fügt hinzu: „Soweit Hufeland. Möchten seine Warnungen tief in's Gemüth eines jeden Arztes eindringen!“

Bis in die vierziger Jahre und darüber gibt es selten eine antihomöopathische Schrift, welche der Hom. nicht die heftigsten Vorwürfe wegen Unterlassung der Blutentziehungen etc. machte. Der Leser soll damit verschont werden, sie alle anhören zu müssen. Nur noch wenigen Autoren wolle man gestatten, ihre medicinischen Anschauungen zu äussern, mit denen sie Hahnemann entgegentraten.

Hofrath und Leibmedicus Holscher in Hannover spricht 1840[2]) von dem, „an der Homöopathie nagenden Zahne der Zeit,“ wähnt, die Homöopathen kehrten zum Aderlass zurück, und knüpft unmittelbar daran folgende Betrachtung: „Es ist etwas Tröstliches in der Geschichte der Medicin, wenn sie uns so vielfältige Beispiele

[1]) Encyclopädie der Medicin, 2. Aufl. Leipz. 1836. S. 1045.

[2]) Hannover'sche Annalen für die gesammte Heilkunde Bd. V. S. 865 und 866.

an die Hand gibt, dass das wirklich Brauchbare, der Menschheit Heilsame, nicht zu verdrängen und zu Grunde zu richten sei, weder durch künstliche Klügelei, noch durch Charlatanerie, noch durch die Bestrebungen einzelner Betrüger oder betrogener Betrüger."

Ein anderer Autor, den wir noch zu hören bitten, ist Dr. Leopold, Edler von Windish, erster Physikus der königl. Freistadt Pesth, Director des Bürgerhospitals zum heiligen Rochus, Mitglied der löblichen medicin. Fakultät in Pesth, und der löblichen Neutraer Comitats-Gerichtstafel Beisitzer. Schmidt's Jahrbücher 1836. Bd. 9. S. 224 und f.

„Die häufig vorgekommenen acuten Rheumatismen und Brustentzündungen erheischten die entzündungswidrige Behandlung . . ., dass oft bei einem und demselben Kranken in kurzen Fristen 8 und mehrere ausgiebige (nach dem damaligen Begriffe „ausgiebige") Blutentleerungen gemacht werden mussten." . . . „Immer deckte den Cruor eine dichte, äusserst zähe Rinde." (Das war nämlich der wissenschaftliche Beweis für die Nothwendigkeit des Aderlasses). . . . „Wir durften des Blutes um so weniger schonen, da wir andere ähnliche Kranke, bei denen aus vorgefasster Meinung oder durch falsche Theorien irregeleitet (die verdriessliche Homöopathie A.) kein Blut gelassen wurde, des schrecklichsten Erstickungstodes sterben sahen." (Einzelne Fälle anzuführen vermeidet der Verf. A.)

„Wahrlich würde ich mich selbst verachten, könnte ich so unverschämt sein, dem ärztlichen Publikum falsche, hinter dem Ofen ausgeheckte und nicht am Krankenbette niedergeschriebene Ereignisse mittheilen zu wollen, besonders in unsern Tagen, wo durch das durch die Homöopathie in die Medicin gebrachte unselige Schisma nicht nur jeder rationelle Arzt, der nach Umständen und nach gebietender Nothwendigkeit Blut lässt, mit dem Anathem belegt, sondern auch durch die dadurch erzeugten verschiedenartigen Begriffe und Meinungen unter Aerzten sowohl, als unter grossen und kleinen Layen Hader, Zank, feindliche Reibungen, Verfolgungen sogar hervorgerufen werden und überhaupt ein Krieg auf Leben und Tod unterhalten wird, ein Krieg, der nie entstanden sein würde, hätte es dem Gründer der Homöopathie nicht gefallen, die Natur, in deren Inneres noch kein erschaffener Geist drang, zu meistern, die ewigen, dem Stifter ohnehin auch wie allen übrigen Sterblichen gänzlich unbekannten Gesetze nach seiner Phantasie zu modeln . . .

durch Sophisterei, Unwahrheiten und Verschmitztheit ganz eigner Art so viele Gebildete und Ungebildete irre zu führen."

„Kann wohl etwas Unsinnigeres, etwas Gefährlicheres gedacht werden, als was die Homöopathie hinsichtlich der Blutentleerung lehrt? — die dem Arzte flucht, der bei hypersthenischen Entzündungen des Parenchyms und der serösen Häute der Lungen und in Momenten, wo zwischen Leben und Tod nur eine schwache Scheidewand noch besteht, nur durch die Lancette Wohlthäter noch und Retter werden kann? — die endlich mit aller Zuversicht kund thut, sie heile dergleichen Krankheiten nach ihrer Art weit sicherer und schneller und bedürfe daher des mörderischen Schneppers nie. — Was man an diesem homöopathischen Dogma am meisten bewundern soll, ob des Stifters Unwissenheit oder dessen Vermessenheit, weiss ich wahrlich nicht."

. . . „So lange diese homöopathischen Wunderkuren nicht vor meinen Augen geschehen, will und kann ich um so weniger an sie glauben, je mehrere ich bereits in unserm Institut an den Folgen der homöopathisch, mithin ohne Aderlass behandelten Lungenentzündung elend zu Grunde gehen gesehen habe."

Weiter lässt Verfasser seinem Unmuth über diese verwünschte Homöopathie ungestört seinen Lauf. Er ist recht ärgerlich über dieselbe gestimmt. „Lust aber habe ich zu vermuthen, dass man es wohl immer mehr mit rheumatischen, durch beschränkte Diät, Ruhe und Bettwärme leicht zu hebenden Kleinigkeiten, als mit einer wahren Lungenentzündung zu thun gehabt habe, was Laien, vorzüglich aber feiner fühlende Damen gar zu gern für baare Münze zu nehmen belieben, natürlich nicht zum Nachtheile der Homöopathen: Denn verschwindet der durch Verkühlung bedingte, kaum zu beachtende Husten und zufällig in den Rippen oder äussern Brustmuskeln fixirte Schmerz im warmen Bette und auf ein verschlucktes homöopathisches Pulverchen . . . . ohne Aderlass, ohne Blutegel, ohne Zugpflaster, kurz ohne allen allopathischen Plunder, natürlich schreit man Wunder, spendet dem Heilkünstler Gold und Lob, der sich indessen in das Fäustchen lacht und sich nicht wenig freut des blauen Dunstes, welchen er den Leichtgläubigen vorzumachen Gelegenheit hatte."

Was hiezu die Homöopathen sagten? In zahllosen Gegenschriften vertheidigten sie ihre Ansicht, sie verlangten Gelegenheit



zu haben, in Spitälern ihre besseren Resultate zu zeigen. Umsonst! „Charlatane, Betrüger, Schwindler seid Ihr," war die Antwort, „in Russland und hier und dort sind Versuche gemacht, die sind zu Euren Ungunsten ausgefallen. Eure unwissenschaftliche Frechheit kennt keine Grenzen mehr. Der Staat muss einschreiten gegen diese ärztliche demi-monde, deren Gewissen im Geldbeutel erstickt." — Jede einzelne hier wiedergegebene Redensart mit demselben Sinn, nicht etwa aus dem Zusammenhange herausgerissen, ist mehrfach durch Citate aus allopathischen Schriften zu belegen.

Derselbe Kampf herrschte in Amerika, England, Italien, Frankreich. In Frankreich regierte Broussais. Gegenüber diesem rationellen Professor von Paris waren die Deutschen Rationellen, die doch gut Blut zu lassen wussten, unschuldige Mücken. Die meisten Krankheiten entstanden aus einer „Gastroenteritis", gegen die mit Blutentziehungen in einer Weise verfahren wurde, als ob das Blut im kranken Körper das ärgste Gift wäre. Die Resultate waren schaudererregend: Im Jahre 1838 behandelte er in seinem Spitale 219 Lungenentzündungen auf seine Art, es starben 137, also mehr als 62 %, die andern reconvalescirten langsam und verfielen in bedeutende Nachkrankheiten[1]) — aber es ging doch alles wissenschaftlich zu.

Die Homöopathen wurden nicht müde, gegen den Wahnsinn des Blutlassens anzukämpfen, und erreichten im Publikum einen immer grösser werdenden Widerwillen gegen das Aderlassen, worüber freilich die Allopathen bittere Klage führten. Ab und zu trat auch ein Allopath als Tadler des Aderlassens auf; rühmlich hervorgehoben sei Krüger-Hansen. Die Aussprüche solcher Bundesgenossen wurden von den Homöopathen sorgfältig gesammelt, und zur Erhärtung der Richtigkeit ihres Verfahrens weiter verbreitet.

Die politischen und belletristischen Blätter wurden so wie auch heute noch von der allopathischen Majorität beherrscht, und von dieser nach Kräften dafür gesorgt, dass das Publikum Alles für unwahr hielt, was aus dem Munde der Homöopathen kam. Es waren ja alle Charlatane, Schwindler, Betrüger oder betrogene Betrüger, und Hahnemann der Teufel selbst. Wie konnte aus dem Munde solcher Leute etwas Wahres kommen. Auf der andern Seite standen die angesehensten Aerzte, die Professoren, die Geheimen Medicinalräthe, die Leibärzte, die sämmtlichen Universitäten,

---

[1]) Gaz. méd. d. Paris 1839. Vol. V. S. 173.

die Obrigkeit, der Staat selbst, kurz mit wenigen Ausnahmen „Alles, was auf Intelligenz, auf Gelehrsamkeit, auf Tüchtigkeit, auf Würde und Wahrheitsliebe Anspruch machen konnte.“ Der Blutegelhandel wurde im Grossen betrieben, die Thiere in Mengen von 100 000, von Millionen verhandelt, in Paris gab es zu Broussais's Zeiten eine Blutegelbörse. Deutschland trieb einen einträglichen Exporthandel mit Blutegeln nach England und Frankreich,[1]) und dort gab's doch auch Universitäten und gelehrte Korporationen und alle waren für's Blutlassen. In früheren Jahrhunderten hatten ja auch schon van Helmont (1577—1644) Sylvius (1614—1672), Bordeu (1721—1771), gegen das übermässige Blutlassen geeifert. Bontekoe (1647—1685) hatte ebenfalls das Aderlassen schon gänzlich verworfen. Er wollte das aufrührerische Blut lieber verdünnen, und rieth, den damals noch nicht allgemein gebräuchlichen chinesischen Thee zu diesem Zweck zu täglich 50 und mehr Tassen zu trinken, wofür ihm die dankbare ostindische Compagnie eine Prämie zuerkannt haben soll. Zuletzt hatten Brown und seine Anhänger den ärztlichen Blutdurst zu beschränken gesucht. Indess die „wissenschaftliche“ Behandlung hatte stets die Oberhand behalten.

Es sprach ja die eigene Vernunft für die Blutentziehungen. Nasenbluten bessert die Congestionen zum Kopf, man fühlt sogleich Erleichterung; ebenso ist es mit andern Blutungen. Ist denn das nicht ein sehr beachtenswerther Wink der Natur? Muss der Arzt nicht den Weg betreten, den die Natur vorschreibt? Und wohin soll denn die Medicin gerathen, wenn wir uns nicht an das halten, was wir mit Augen sehen und mit unserm Verstande begreifen? Welche Veränderungen erleidet das Blut bei Entzündungskrankheiten? Dasselbe ist krank geworden durch Ueberfluss an Eiweissstoff; der Gerinnungsstoff ist krankhaft vermehrt. Der Gerinnungsstoff aber ist es, welcher die feinen Gefässe verstopft, die Circulation in's Stocken bringt, welcher Verhärtungen bewirkt, aus denen wieder Vereiterungen hervorgehn. Eine rationelle Therapie verlangt gebieterisch Verminderung des krankhaften Eiweissstoffes, Verminderung des pathologischen Gerinnungsstoffes, also eine Causalcur.

Welches Bild gewährt eine Lunge bei einem gestorbenen Pneumoniker? Sie strotzt geradezu von Blut. Wie verhält sich das Herz? Es ist voll von dickem, dunklem Blut. Die Blutmenge überlastet also die Organe, der Kranke erstickt geradezu in seinem

[1]) Hufel. Journ. 1826. St. 3. S. 59.

Blut. Die Organe müssen entlastet werden. Das sind die einfachen aber wahren Regeln der Wissenschaft. Doch in der Medicin gilt nur der Erfolg, sprach der Professor, die Erfahrung am Krankenbette muss die Deduction stützen, wenn sie nicht als leere Theorie in der Luft schweben soll.

Und der Professor führt seine Zuhörer an's Krankenbett und lässt zu Ader; der Patient fühlt momentan offenbare Erleichterung. Der Beweis für die Richtigkeit der Theorie ist geliefert, ist augenfällig und klar. Die schlimmen Folgen lässt man unbeachtet; den weiteren Verlauf, zumal wenn er unbefriedigend ist und nicht in die Theorie passt, zeigt man den Klinicisten nicht, überlässt ihn auch gern den Assistenten.

Es erschien das 5. Decennium dieses Jahrhunderts, und noch immer blühte die „wissenschaftliche" blutige Behandlung. In Wien gehörten Skoda und Dietl zu den angesehensten Klinikern. Skoda war damals noch ein rationeller Blutlasser. Auf der Internisten-Abtheilung in Wien behandelte er im Jahre 1842[1]) 59 Pneumoniker, wovon 16 starben, wobei „ausgiebigere Venäsectionen gewöhnlich Erleichterung brachten." Allmälig erhoben sich einzelne Stimmen, welche die Unentbehrlichkeit des Aderlasses in Zweifel zogen, und diese Stimmen vermehrten sich von Jahr zu Jahr, nicht ohne auf „rationelle" und heftige Opposition zu stossen. Zu den entschiedensten Bekämpfern des Aderlasses gehörte Dietl. Derselbe[2]) behauptet zwar, dass der Tart. stib. den Glauben an den Aderlass gebrochen hätte. Die Beweise liegen indess zu zahlreich vor, dass die Homöopathie den Allopathen dieser Tart. stib. war. Er gesteht selbst zu, dass er zuerst durch die Homöopathie auf die blutlose Behandlung der Lungenentzündung kam, dieselbe jedoch wieder verliess. Welche homöopathischen Mittel er gab, verschweigt er, so dass die Kritik hierüber ausgeschlossen ist. Es war aber nach Dietl Thatsache, dass seit einigen Jahren beim Publikum die Vorliebe für den Aderlass abzunehmen begann, „ein Umstand, der theils dem Einflusse der Homöopathie, theils den allseitigen Regungen unseres Zeitgeistes zugeschrieben werden muss." Die „Regungen des Zeitgeistes" auf diesem Felde gingen aber nachweislich von der Homöopathie aus. Vom Jahre 1842 bis zum Jahre 1846 wurden

---

[1]) Oesterr. medic. Wochenschrift 1845. Nr. 3. — Elwert, Beitrag zu den Rückschritten etc. Bremen 1846. S. 24.

[2]) Der Aderlass, Wien 1849.

von Dietl im Bezirkskrankenhause „Wieden“ in Wien 380 Individuen an primärer Lungenentzündung behandelt und zwar 85 mit Aderlass, 106 mit grossen Gaben Brechweinstein und 189 mit diätetischen Mitteln. Hiervon sind bei der Behandlung mit

	Aderlass	Brechweinstein	Diät. Mitteln
genesen	68	84	175
gestorben	17	22	14
Sterblichkeits %	20,0	20,7	7,0

Danach wären also bei rationeller Behandlung rund 20 % zu Grunde gegangen, ohne rationelle Behandlung 7 %. Da die Homöopathie nicht schadete, so hätte nach dieser Statistik die rationelle Medicin ein Uebergewicht an Todten von 13 % gegenüber der Homöopathie gehabt. In Wirklichkeit waren die Resultate der Homöopathie viel günstiger, als bei der diätetischen Behandlung. Wir führen diese Statistik nicht zum Beweise der Vorzüglichkeit der Homöopathie an, sondern weil nach derselben die Erfolge der Homöopathie diejenigen der Allopathie übertroffen haben müssen.

Doch ist diese Statistik nur die eines Einzelnen; wir erwähnen sie aber, weil sie durch die Resultate bestätigt worden ist, welche im Laufe der späteren Jahre gewonnen wurden. Richter[1]) behauptet sogar: die damalige allopathische Behandlung habe 25 % und die exspectative nur 7 % Mortalität gehabt. Sei dem, wie ihm wolle, so steht so viel fest, dass die Allopathen unsägliches Unheil anrichteten, während die Homöopathen mit ihren Resultaten ein gewaltiges Uebergewicht in ihren Erfolgen auf jeden Fall aufzuweisen hatten. Dies allein bei der Lungenentzündung. Nun denke man an das Heer der übrigen „Entzündungskrankheiten“, an die „gastrischen Fieber“, Typhus, Masern, Scharlach, Pocken, Ruhr, Cholera etc. an die durch das Aderlassen bewirkte, oft lebenslängliche Störung der Gesundheit. Welches Unglück haben jene Allopathen über die, in der Noth auf sie vertrauende Menschheit gebracht! Doch deshalb sollen sie nicht angeklagt werden. Die Allopathen haben sich zur Vervollkommnung des medicinischen Wissens gewiss redliche Mühe gegeben. Dass sie aber jenes Elend bewirkt haben zu einer Zeit, als das Bessere bekannt war, dass sie aus Hochmuth und Indolenz sich der Erkenntniss des Besseren verschlossen, dieser Vorwurf bleibt für alle Zeiten auf ihnen lasten.

---

[1]) Der Einfluss der Cellularpathologie, Berlin 1863. S. 6.

Dietl veröffentlichte also seine Resultate, die auch das Nachdenken der Homöopathen in hohem Grade erregten, im Jahre 1849; er wurde wegen seiner Ansicht heftig von Allopathen angegriffen, und er sammelte und veröffentlichte neue Erfahrungen in grossem Maassstabe,[1]) die seine ersten Ergebnisse im Ganzen bestätigten. Doch die Allopathen liessen sich von der lieben alten Gewohnheit nicht so bald losreissen. Noch 1850 wird Aderlass bei Cholera empfohlen, ohne Widerrede der Redaction von Schmidt's Jahrbüchern;[2]) ebenso hört man 1851 den Aderlass noch in „allen Stadien der Schwindsucht" empfehlen,[3]) und 1854 spricht man noch von Aderlass bei der Cholera als einem „souveränen Mittel."[4]) 1860 noch ist bei Scharlach als erstes Mittel Brechmittel, dann Abführmittel und als „drittes Hauptmittel" Blutentziehung angerathen.[5]) Das Jahr 1867[6]) zeigt, dass man bei Lungenentzündungen noch tüchtig venäsecirte, und bis auf den heutigen Tag steckt manchem Allopathen der Aderlass noch in den Gliedern, obgleich allerdings der grösste Theil in der neuesten Zeit in Bezug auf diese grosse Streitfrage endlich dahin gelangt ist, wo die Homöopathen zum Wohle der sich ihnen anvertrauenden Menschheit bereits vor 70 Jahren standen.

Doch das Maass der Schuld, welches jene „rationellen" Aerzte bei der redlichsten Absicht und in dem festen Glauben, nur Gutes zu fördern auf sich geladen, ist nur zum Theil durch das Kapitel der Blutentziehungen angedeutet. Nicht geringes Unheil hat jene „rationelle" Medicin ferner angestiftet durch die rationenmässigen Massen von Arzneien der tiefeingreifendsten Wirkung, welche sie den kranken, siechen Körpern einverleibte, der natürlichen Krankheit eine oft noch schlimmere künstliche hinzufügend.

Die Geschichte der Bekämpfung der Homöopathie fortzusetzen, ist es nöthig auf das Jahr 1829 zurückzugreifen. Hier stossen wir auf die Anklage gegen einen homöopathischen Arzt Dr. Trinks,[7])

---

[1]) Schmidt's Jahrb. Bd. 76. S. 30 u. f.

[2]) Bd. 66. S. 251.

[3]) ib. Bd. 72. S. 347.

[4]) ib. Bd. 84. S. 113.

[5]) ib. Bd. 108. S. 209.

[6]) ib. Bd. 135. S. 354.

[7]) Archiv für die homöop. Heilkunst. Bd. 8. Heft 3. Separatabdruck.

welche uns von Moritz Müller, dem selbst der heftige Gegner Prof. Wedekind in Hufeland's Journal seine Hochachtung bezeugte,[1]) mitgetheilt wird und zwar auf Grund der gerichtlichen Acten.

Ein 20jähriges Frauenzimmer, Kämpfe mit Namen, erkrankte 1829 an einem typhoiden Fieber, woran sie von einem homöopathischen Arzte, Dr. Trinks in Dresden, 4 Tage lang behandelt wurde; nach Ablauf dieser Zeit wurde sie in ein allopathisches Krankenhaus gebracht, wo sie nach 4 tägiger Behandlung am 5. Tage starb. Spitalarzt war Dr. Schrag. Auf die Aussage von Laien hin, dass die homöopathischen Pulver der Patientin schlecht bekommen seien, und weil dieselbe bei der Aufnahme ins Krankenhaus stark delirirte, wurde die Anklage wegen Arzneivergiftung und falscher Behandlung erhoben. In dem amtlichen Gutachten des Amtsphysikus wurde die Untersuchung folgender Punkte verlangt:

„ob die nöthigen evacuirenden, kranke Galle verbessernden und wegschaffenden Arzneien in gehöriger Dosis angewendet worden sind,"

„ob die entzündungswidrigen Mittel, als Aderlässe oder Blutigel und wieviel davon, in gleichem temperantia gebraucht worden sind,"

ob die Krankheit nach Hahnemann's Art behandelt, mithin vernachlässigt und bis zur Tödtlichkeit gesteigert worden sei, ob Gifte in homöopathischer Form gegeben seien. Letzteres wurde von dem gerichtlichen Chemiker, welcher die Eingeweide untersuchte, verneint.

Nachdem der homöopathische Arzt die Kranken- und Behandlungsgeschichte eingereicht, wurde folgendes Gutachten abgegeben: Die homöopathische Behandlung hatte nicht das Wesen der Krankheit berücksichtigt. Das Wesen der Krankheit bestand, nach Ansicht des amtlichen Physicus, laut Sectionsbericht „in corrosiven gallichten Ansammlungen mit verhärteten Fäces und heftiger Entzündung der Eingeweide." Es wird vermisst die Berücksichtigung der materiellen Krankheitsstoffe, welche nachtheilig auf den ganzen Körper eingewirkt hätten. Von den „rationellen und erfahrenen Aerzten" aller Zeiten seien Fieber und Fieberstoffe stets gehörig gewürdigt. „Durch ein ableitendes, antigastrisches und antiphlogistisches, temperirendes Verfahren, Entfernung der Saburra biliosa aus dem Darmkanale und Blutentleerungen zur rechten Zeit würde ein hülfreicher Erfolg und Lebensrettung herbeigeführt worden sein."

---

[1]) 1828. Bd. 66. St. 6. S. 21.

Zum Schluss wird in diesem amtlichen Gutachten die Homöopathie ein „mystischer Unsinn“ ein „Schandfleck der medicinischen Geschichte unseres Zeitalters“ genannt, wogegen mit Nachdruck (also mit Staatshilfe) eingeschritten werden müsse, da Menschenleben auf dem Spiele ständen und, neben andern Dingen, die „Erfahrungen der grössten Aerzte aller Zeiten“ (nämlich das Aderlassen, Brechen und Purgiren) von den Homöopathen mit Füssen getreten würden.

„Pflichtgemäss haben wir solches hierdurch bemerkt und mit unserer Namensunterschrift und Siegel bekräftiget.“

Dr. Erdmann, Amtsphysikus. Gönne, Amtschirurgus.

Der Stadtphysicus Dr. Kuhn in Dresden inquirirte vor Gericht am 5. October 1829 den angeklagten Dr. Trinks u. A., weshalb er keine Blutigel, keine kühlenden, temperirenden, „gelind auflösenden“ und abführenden Mittel angewandt.

„Warum unterliessen Sie bei den unterdrückten Regeln (man vergesse nicht, es handelte sich hier um ein Typhoid) die Anwendung derer durch vielfältige Erfahrung erprobten Mittel, z. B. die ableitenden Mittel, Fuss- und Halbbäder, Dampfbäder in die Scheide geleitet (nach der Section war die Person eine virgo intacta), Reibung des Unterleibes, des Kreuzes und der inneren Oberschenkel, Senfteige und Blasenpflaster, trockene Schröpfköpfe und Blutigel an dieselben oder an die Waden und Unterbauchgegend zu appliciren, ferner der inneren Mittel z. B. des Borax, der Melisse, der fixen Luft, des Safrans, der Myrrhe, der natürlichen Balsame, der Aloe, des Helleborus niger, ja selbst der Sabina?“ (Die betr. Person ist noch im Grabe zu beglückwünschen, dass die „Wissenschaft“ nicht an ihr zum Ausbruch kam.)

Weiterhin wird nochmals gefragt, und der Inquirent kann sich nicht darüber beruhigen, weshalb der homöopathische Arzt keine örtlichen und allgemeinen Blutentziehungen und keine kühlenden temperirenden, „gelind absolvirenden“, „nach unten abführenden“ Mittel gegeben hat.

Leider werden die Antworten des Angeklagten nicht mitgetheilt, um die ein Mann wie Trinks gewiss nicht verlegen war, aber an angegebenem Orte sind von M. Müller sehr treffende Bemerkungen dazu gemacht.

Den Ausgang des Processes findet man im Archiv für hom.

Heilkunst.[1]) Danach besagte der von der juristischen Fakultät in Leipzig in dieser Sache gegebene Ausspruch, dass eine Verschuldung des Dr. Trinks in der ärztlichen Behandlung der Kämpfe nicht klar sei, und „dass der Verklagte und die beiden Secanten und Gutachtenserstatter, Dr. Erdmann und Chirurgus Gönne, die aufgelaufenen Unkosten, jeder zu einem Drittheile zu erstatten hätten." Die Rechtsbehörde fusste auf das vorher eingeholte Gutachten der medicinischen Fakultät zu Leipzig, worin sich folgende Erklärung befindet: „Schliesslich hat sich der betreffende Amtsphysicus und Amtschirurgus gegen den Dr. Hahnemann und die homöopathischen Aerzte uneingedenk, dass bei gerichtlicher Begutachtung alle persönlichen Angriffe auf die Gegner durchaus entfernt bleiben müssen, in einem Tone ausgelassen, der, wie er überhaupt gebildeten Medicinalpersonen nicht anständig ist, ebenso wenig im Stande sein kann, die ärztlichen Richter von dem pflichtmässigen Wege der grössten Unparteilichkeit abzuführen." —

Diese Streitfrage war noch nicht erledigt, als den Homöopathen Dresdens ein zweiter Process anhängig gemacht wurde. Ueber diesen haben sich auch die Allopathen vernehmen lassen. Es liegen 2, diesen Gegenstand betreffende Schriften vor. Die Eine, von einem Homöopathen, heisst,

„Zur Geschichte der Homöopathie" von Dr. Moritz Müller.[2])

Die andere, von einem Allopathen verfasst, ist betitelt:

„Der Hahnemannianer als Geschichtschreiber und Critiker von Dr. Fr. J. Siebenhaar in Dresden.[3]) Wer ein Urtheil sich verschaffen will, wie der Streit auf beiden Seiten geführt worden ist, darf die Processgeschichte nicht ungelesen lassen. In beiden Schriften finden sich auch noch interessante Illustrationen zu der vorigen Verhandlung.

Der Allopath Dr. Siebenhaar bekam am 21. Juli 1829 den Schuhmachermeister Leischke, dessen Hausarzt er seit einigen Jahren war, in Behandlung. Patient war 54 Jahre alt. Aktenmässig ergibt sich, dass Leischke „schon lange vor Ausbruch dieser Krankheit an Husten gelitten hat." An genanntem Tage fand Dr. Siebenhaar nach seinem Bericht eine Lungenentzündung, dabei sehr belegte Zunge, Appetitlosigkeit, angreifendes

[1]) Bd. 10. Heft 1. S. 2—4.

[2]) Separatabdruck aus Arch. f. hom. Heilk. X. Heft 1. Leipzig 1831 bei C. H. Reclam in Commission. 56 S.

[3]) Leipzig bei Wilhelm Nauck 1831. 52 S.

Würgen von Schleim und Galle. Verordnung: Ein Aderlass von 8—10 Unzen Blut und eine Mixtur aus Salmiak, Senna und Melag. gramin., alle 2 Stunden einen Esslöffel. Nach einigen Stunden „Blutspucken und Würgen wenig verändert", starker Schweiss. Andern Tags Verschlimmerung. Ärztlicher Rath: Örtliche Blutentziehungen, die sich aber der Kranke nicht wollte gefallen lassen. Derselbe verlangt hom. Hülfe. Sein Arzt suchte vergebens, ihn davon abzubringen, und erklärte schliesslich trotz der hom. Behandlung den Kranken fortbesuchen zu wollen, verschrieb aber vorerst noch ein Pulver aus Schwefel, Salpeter und Cremor tartari zu ungefähr gleichen Theilen und liess davon stündlich einen Theelöffel nehmen. Am Nachmittag wurde zu dem Hom. Dr. Trinks geschickt; durch Praxis verhindert selbst zu kommen. schickte dieser seinen Famulus Stadtchirurgus Lehmann. Lehmann erstattete dem 11 Uhr Abends von der Praxis zurückkehrenden Trinks Bericht über den Zustand des Leischke, worauf Trinks, gegen den der vorige Process noch schwebte, die Behandlung ablehnte und dies am andern Morgen ¾ 9 Uhr dem Leischke sagen liess. Lehmann hatte dem Kranken alle allopath. Arznei verboten und aus Gründen nichts verordnet.

Der Kranke sah sich nun genöthigt, zn dem Hom. Dr. Wolf seine Zuflucht zu nehmen. Da Wolf nicht zu Hause war, so schickte seine Gattin den Chirurgus Helwig zu dem Kranken. Dieser, nach damaligen Gesetzen zur Behandlung innerer Krankheiten nicht berechtigt, gab trotzdem Aconit und später Bryonia, obgleich das Selbstausgeben der Arzneien verboten war. Er hoffte, dass Wolf die Behandlung weiter führen würde. Den Homöopathen schwebte in Sterbefällen indess stets das Damoklesschwert der gerichtlichen Verfolgung wegen Unterlassung des Aderlasses und anderen „wissenschaftlichen" Verfahrens über dem Haupte. Wolf lehnte deshalb nach Anhörung des Berichtes von Helwig die Uebernahme des Kranken ab. Helwig bat deshalb den Allopathen Siebenhaar um Weiterbehandlung, worein dieser, wie er sagt „endlich einwilligte," „jedoch ohne etwas thun zu können, da der Unglückliche schon zu derselben Zeit sein Leben geendigt hatte," am 24. Juli, also am 4. Krankeitstage. Die angeführten Thatsachen werden von beiden Seiten zugestanden.

Siebenhaar besprach sich nun, wie er selbst erzählt, mit seinen Collegen über diese Angelegenheit, und der aus dem vorigen Process bekannte Stadtphysikus Dr. Kuhn erstattete Anzeige gegen

die Homöopathen beim Stadtgerichte, welches indess eine legale Section, wie Siebenhaar erzählt, „nicht für zweckmässig hielt; deshalb begnügte ich mich damit, am 26. Juli in den Nachmittagsstunden im Beisein der Herren Dr. Kuhn, Schrag (diese Beiden sind aus dem vorigen Processe bekannt) und Leonhardi eine Privatsection des Verstorbenen anzustellen.“ Hier muss constatirt werden, dass Helwig vergebens gebeten hatte, ihn zur Section zuzuziehen. Die „Privatsection“ ergab eine „von Blut strotzende Lunge,“ welche „an mehreren Stellen besonders fest auf der linken Seite, mit den Brustwandungen verwachsen war.“ „Der linke Lungenflügel zeichnete sich ausserdem noch durch theilweise Hepatisation und hier und da eingetretenen Brand aus.“

„Der aus diesem Sectionsbefunde gezogene Schluss konnte natürlich kein anderer sein, als der: dass Leischke an den Folgen einer starken, in Brand übergegangenen Lungenentzündung gestorben sei.“ Hier bringen wir in Erinnerung, dass damals den Hom. überhaupt der Vorwurf gemacht wurde, die Unterlassung des Aderlasses bedinge Brand der entzündeten Theile. — Das Gerichtsverfahren gegen die Hom. wurde eingeleitet, die Akten an den Schöppenstuhl zu Leipzig verschickt, und dieses Spruchcollegium verurtheilte, nach Einholung eines Gutachtens der medicinischen Fakultät, die Dr. Trinks und Wolf zu einer Geldstrafe wegen Nichtbefolgung einer Aufforderung zu ärztlicher Hülfeleistung,

Helwig zu vierwöchentlichem Gefängniss wegen unbefugten Kurirens und gesetzwidrigen Dispensirens,

Lehmann zu einem halben Jahre Zuchthaus, weil „der Kranke bei Lehmann's Besuche in einem Stadium gewesen, wo augenblickliches ärztliches Einschreiten hätte geschehen sollen, indem mit jedem Augenblicke das Leben mehr gefährdet worden“, „und die heftige Entzündung habe durch die bis zum nächsten Morgen fortgesetzte Verzögerung des Einschreitens einen tödtlichen Ausgang nehmen müssen.“ Lehmann habe sich also einer strafbaren Unthätigkeit hingegeben. Lehmann war derjenige, welcher dem schwer kranken, nach eigener Aussage des Allopathen an Brechwürgen von Schleim und Galle leidenden Mann anrieth, die allopathische Medication (Schwefel, Salpeter und Cremor tartari im Gemisch, stündlich einen Theelöffel voll) bei Seite zu setzen, und vorläufig nichts zu thun. „Lehmann hätte ferner, da er zur inneren Praxis selbst nicht berechtigt war, einen zur Praxis berechtigten Arzt sollen rufen lassen Er hätte den Auftrag des Dr.

Trinks, dass dieser den Kranken nicht behandeln könne, um einige Stunden früher ausrichten können."

Die Verurtheilten appellirten, und die juristische Fakultät in Leipzig „erhielt Auftrag" darüber abzuurtheilen. Von dieser wurden dieselben freigesprochen mit Ausnahme von Helwig, welcher demnach seine vierwöchentliche Gefängnissstrafe zu verbüssen hatte.

Es interessirt uns jetzt noch, das Gutachten der medicinischen Fakultät in Leipzig anzuhören. Dieselbe stellte den Satz auf, „dass nur durch wiederholte Aderlässe in solchen Fällen dem schnellen Tode oder den langwierigen Folgen der Entzündung, nämlich der Schwindsucht, vorgebeugt werden könne," „dass in dergleichen Entzündungen nur ein erster, zweiter oder dritter Aderlass helfen könne." Siebenhaar beklagt sich in seiner Schrift, in der das Urtel der Leipziger juristischen Fakultät schlecht wegkommt, darüber, dass ihm durch die Dazwischenkunft der Homöopathen die Gelegenheit zum wirksamen Eingreifen genommen wurde. (S. 35) „Durch den Entschluss Leischke's, sich hahnemannianisch behandeln zu lassen, ward ich verhindert, die ferneren angezeigten Mittel, namentlich wiederholte Blutentziehung und Epispastica (also Zugpflaster, spanische Fliegen etc.) in Anwendung zu bringen."

Auf Seite 22 schreibt derselbe: „Die tägliche Erfahrung ist zu sprechend für den unleugbaren Nutzen des Aderlasses" . . . „Man nehme aber nur den Fall, wie er wirklich war, wo der nach so kurzer Zeit in seinem eigenen Blute gleichsam Erstickte, ungeachtet des ihm bereits entzogenen Blutes bei der Section von Blut strotzende, an mehreren Stellen schon in Brand übergegangene Lunge, desgleichen eine fast ebenso überfüllte Leber vorgefunden wurde, und fürwahr man muss in Versuchung gerathen, es von einem Arzte, (Dr. Müller) der hierin einen Aderlass für überflüssig, ja wohl gar für schädlich erklärt, für einen faden Scherz zu halten. Wenn derselbe nun vollends, um nicht aus seiner Rolle zu fallen, zum Beweise seiner abgeschmackten Behauptung den problematischen Satz anführt: „dass der Aderlass und die aus ihm folgende Schwäche und langsame Erholung des Kranken bei einem homöopathischen Heilverfahren vermindert werden könne, weiss die Allöopathie nicht und will es nicht wissen;" so leuchtet aus Allem eine unglaubliche Befangenheit des Dr. Müller, der selbst solche Trink s'sche Mährchen[1])

[1]) S. Sendschreiben an Hufeland S. 30.



glaubt, von der einen, und eine erstaunenswerthe Keckheit, davon andere, rationelle Aerzte überreden zu wollen, von der andern Seite hervor. Denn allerdings kann Niemand, der nicht von einer mystischen Leichtgläubigkeit befangen ist, etwas von einer Heilung solcher entzündlichen Leiden durch den Hahnemannianismus wissen, so viele Beispiele man auch in mehreren Zeitschriften unter der Firma des Betrüglichen aufgezeichnet findet."

Siebenhaar fährt Seite 24 fort: „Dieser Punkt erhält aber eine Bedeutung, wenn man ihn weiter ausdehnt, und es sich vom unterlassenen Blutentziehen in andern, sich in ihrer eigentlichen Natur deutlich zu erkennen gebenden Krankheiten, als in der Apoplexia sanguinea, in der Hirnentzündung, Darmentzündung etc. vor Gericht handeln sollte." . . . „Die gehörige Erörterung dieser nicht uninterressanten, in die Medicina forensis einschlagenden Rechtsfrage würde mich indess zu weit führen, und ich begnüge mich vor der Hand mit der Anführung eines Ausspruchs unseres allgemein verehrten Staatsraths Hufeland aus seinem gründlichen Aufsatze „die Homöopathie" im Journal der praktischen Heilkunde 1830 S. 24, welche also lautet" (der Leser kennt die Stelle bereits): „wer da, wo das Leben auf dem Spiele steht . . . Blutentziehungen meidet und nun der Tod die Folge ist . . . der hat eine schwere Blutschuld auf seinem Gewissen, die furchtbar auf ihm lasten wird . . . der fällt der Gerechtigkeit zur Bestrafung . . . der ist ein Mörder durch Unterlassung . . . "

Hahnemann sah und hörte das Gebahren der Allopathen; er hatte die Widerlegung der Gegner seinen Anhängern überlassen. Diese Vorgänge spielten sich 1829 und 1830 ab; im Jahre 1831 erschien von ihm „Die Allöopathie, ein Wort der Warnung." Es ist wohl nicht zu weit hergeholt, wenn man diese Schrift als das Product jener fanatischen Angriffe betrachtet. Im Jahre 1830 erschien auch der bekannte Aufsatz Hufeland's mit der mehrfach erwähnten „Donnerstimme", „Mörder" ... „Gerechtigkeit zur Bestrafung" etc., der als maassgebend von Vielen citirt wurde. Die Geduld des durch die langjährigen Kämpfe gereizten Mannes schien völlig erschöpft: Nicht wir, Ihr seid die Mörder der Kranken. „Diese sinnlose, antipathische, barbarische Behandlungsweise durch viele Aderlässe, Blutigel und Schwächungsmittel liefert jährlich Tausende

in's Grab." „Wahrlich! eine treffliche, privilegirte Methode, den Kern der Menschen verdeckter Weise in Masse umzubringen! Heisst das geheilt? rationell geheilt? Causalcur?"

Und wol nicht ohne Hinblick auf die gerichtlichen Verfolgungen räth er seinen Anhängern „solche, durch allöopathische Vernichtungskunst bis an die Grenzen der Unheilbarkeit verhunzte Kranke um keinen Preis anzunehmen." Man muss sich den damaligen „Standpunkt der Wissenschaft" und ihr Gebahren nur recht lebhaft vergegenwärtigen, um solche Worte verstehn zu können. „Lasset die Kranken erst von diesen hochbetitelten Gesundheitsverderbern wieder in den ehemaligen Stand natürlicher Krankheit setzen, in welchem sie vor deren medicinischen Angriffen auf ihr Leben sich befanden, wenn sie's vermögen!"

„Die Allöopathen verdienen in ihrer Versessenheit auf ihr altes, Menschenbrüder hinrichtendes Curverfahren nur Verachtung, Abscheu und die unparteiische Geschichte wird ihre Namen brandmarken ob ihrer Verschmähung der gewissen Hülfe, die sie ihren bedauernswürdigen Kranken hätten bringen können, wenn sie ihre Augen und Ohren nicht freventlich gegen die heilbringende Wahrheit verschlossen hätten!"

Zu Hahnemann's Schülern in Leipzig gehörte auch Hornburg. Vorher hatte derselbe das Baccalaureatexamen glücklich bestanden und die Kliniken ein Jahr hindurch besucht. Er behandelte nun nebenbei Kranke in der Stadt oft homöopathisch, wodurch er sich die Feindschaft der Aerzte und durch den Besuch von Hahnemann's Vorlesungen diejenige der Professoren zuzog Hierzu kam, dass er bei jeder Gelegenheit, auch öffentlich, freimüthig gegen das alte Curverfahren auftrat. Er war ein intelligenter, durchgebildeter Mediciner und für die Homöopathie in hohem Grade begeistert. So mochte bei seiner Behandlung mancher Kranke genesen sein, der durch das mörderische Verfahren der Leipziger Aerzte und Professoren den Armen des Todes zugeführt war. Bei jeder nur möglichen Gelegenheit wurde er denuncirt und theils mit Geld-, theils mit Gefängnissstrafe belegt. Seine homöopathische Apotheke wurde ihm „auf höheren Befehl" durch den Universitätsactuarius und die Pedells weggenommen und auf dem Paulinenkirchhoff in Leipzig vergraben.

Trotzdem er eifrig studirte, und nach dem Zeugniss von Zeitgenossen ein kenntnissreicher Mediciner war, weshalb er auch von Hahnemann besonders geschätzt wurde, so liessen ihn die Pro-

fessoren beim Examen doch 2 mal durchfallen. Er wandte sich nun nach Giessen, wo er aber abgewiesen wurde, und nicht mehr Glück hatte er in Marburg. Nach Leipzig zurückgekehrt, practicirte er mit grossem Beifall weiter, wodurch er in häufige Untersuchungen gerieth, deren Aufregungen seine Gesundheit allmälig erschütterten. Den grössten Gram aber verursachte ihm wohl eine Criminaluntersuchung, in die er im Jahre 1831 wegen Behandlung einer Frau, die an einer sehr heftigen „Brustfellentzündung" litt, gezogen wurde. Die Frau starb jedoch nicht an seiner, sondern erst nach 9 tägiger Behandlung des Professor und Hofrath Clarus, der Hornburg auch selbst denuncirte, und darauf drang, dass diese Untersuchung mit der grössten Strenge 2 Jahre hindurch geführt wurde,. während welcher Zeit die öfteren Verhöre und Erregungen einen nachtheiligen Einfluss auf seinen Körper äusserten. Es entwickelte sich bei ihm ein chronisches Lungenleiden, wozu im Frühjahr 1833 eine Grippe trat. Im Sommer hatte sich sein Zustand in befriedigender Weise gebessert; da wurde das Urtheil in seiner Untersuchungssache gefällt. Er war wegen unbefugten Kurirens und Verhinderung wissenschaftlicher Behandlung in einem tödtlich auslaufenden Krankheitsfalle zu 2 monatlicher Gefängnissstrafe verurtheilt worden. 3 Tage nachher wurde er von einem mehrmals sich wiederholenden Lungenblutsturz befallen und nach einigen Monaten begraben. Eine grosse Zah Leipziger Einwohner gab ihm das letzte Geleit.[1])

Im Jahre 1843 übernahm der homöopathische Arzt Dr. Baumgarten in Magdeburg die Behandlung eines 17 jährigen Dienstmädchens Christiana Knoll. Dieselbe war seit 14 Tagen bereits erkrankt und in einem hoffnungslosen Zustande. Sie litt an einer exsudativen Brustfell- und Herzbeutelentzündung. Das bleiche Aussehn, die blau-graue Färbung um Mund und Nase, die grosse Kurzathmigkeit mit Unbeweglichkeit des Thorax und Abdominalathmen, endlich der völlige Appetitmangel bestimmten Baumgarten, eine ungünstige Prognose zu stellen. 3 Tage nachher erfolgte der tödtliche Ausgang. Es wurde die gerichtliche Section gemacht, welche constatirte, dass Patientin an exsudativer Entzündung der Pleura und des Herzbeutels gestorben war. Der betreffende Kreisphysicus erklärte, der Tod sei wahrscheinlich wegen Mangels einer

[1]) Allg. hom. Zeitung Bd. 4. S. 78. desgl. Archiv f. d. hom. Heilkunst.

zweckmässigen Behandlung eingetreten. Es hätten hier entzündungswidrige Mittel wie Blutentziehungen, Salpeter, Quecksilber, Brechweinstein angewandt werden müssen. Das um sein Gutachten aufgeforderte Medicinal-Collegium der Provinz Sachsen hatte die Ansicht, dass derartige Krankheiten selbst bei zweckmässiger Behandlung in den Tod übergingen. Was die Fragen der ärztlichen Behandlung beträfe, so könnten sie in dieser Hinsicht nichts weiter sagen, als dass sie und mit ihnen alle diejenigen Aerzte, welche seit undenklichen Zeiten bekannten und gebräuchlichen Kurmethoden huldigen, die Kranke anders und zwar so wie dieses in dem Gutachten der Obducenten (des Kreisphysicus etc.) hinlänglich auseinandergesetzt worden ist, behandelt haben würden. Da aber ihres Wissens der Staat die homöopathische Behandlung gestatte, so könnten sie auf eine Kritik derselben nicht eingehn.

Die wissenschaftliche Deputation für das Medicinalwesen, in Berlin, war mit diesem Urtheil nicht einverstanden, „indem die Erfahrung seit Jahrhunderten die Ueberzeugung verschafft hat, dass eine acute, über die seröse Haut des ganzen Brustkorbes, der Lungen, des Herzbeutels und des Herzens verbreitete Entzündung ein bestimmtes, nicht zu umgehendes Heilverfahren zu ihrer Beseitigung verlangt.“ Dieses „Heilverfahren seit Jahrhunderten“ war eben der Aderlass, Quecksilber, Brechweinstein, Salpeter, Brech- und Abführmittel. Die homöopathische Behandlung könne diese wirksame Heilweise nicht ersetzen. „Wenn unsere Prüfungsbehörden jeden jungen Arzt, welcher therapeutische Grundsätze geltend gemacht, wie im vorliegenden Falle Dr. Baumgarten, ohne Zweifel und mit vollem Rechte zurückweisen müssten, so muss man billig Bedenken tragen, die von dem Medicinal-Collegio in diesem unglücklichen Falle bewiesene Toleranz gut zu heissen. Schon des Beispiels wegen würde es angemessen sein, den Dr. Baumgarten aufzufordern, sich über die von den Obducenten gemachten schweren Vorwürfe zu rechtfertigen.“ Diese Aufforderung erging denn auch von Seiten der Königlichen Regierung zu Magdeburg an den Dr. Baumgarten, welcher derselben sehr bald entsprach und zwar in der wünschenswerthesten Weise.[1])

---

[1]) Allg. hom. Zeitung Bd. 24. S. 321.

Mögen diese wenigen Beispiele, deren noch viele zugefügt werden könnten, genügen, um zu zeigen, in welcher Weise die Allopathen sich der von ihnen beeinflussten Staatsgewalt in diesem wichtigen Streitpunkte bedienten.

Die Frage über die Schädlichkeit des damaligen allopathischen, oder wie sie es nannten „rationellen" „entzündungswidrigen" Verfahrens ist, wie wir sahen, erledigt, und zwar von den heutigen „rationellen" Aerzten selbst zu Ungunsten der damaligen „rationellen" Behandlung. Wir stehen hier bereits auf dem Boden der Geschichte, welche jenen allopathischen, von den Homöopathen angegriffenen Standpunkt verurtheilt. In Bezug auf diese wichtige Streitfrage spricht also die Geschichte folgendes Urtheil:

Diejenige ärztliche Partei, welche in den meisten Krankheitsformen notorisch gefährlicher als die Krankheit war, welche unsägliches Unheil anrichtete unter den Staatsangehörigen, befand sich im Besitz der Gewalt des Staates, sie genoss dessen unbedingtes Vertrauen und Folgsamkeit in den Maassnahmen gegen die verhasste Homöopathie. Denselben Aerzten, vor denen der Staat das Publikum hätte warnen sollen, lieh er seine Autorität und seinen Arm, um jene Partei zu unterdrücken, auf deren Seite die bei Weitem besseren Erfolge waren.

Ueber den persönlichen Verkehr zwischen Allo- und Homöopathen kann man sich nach dem Vorhergehenden einen Begriff machen. Trinks schrieb 1830 in „Die Homöopathie, Sendschreiben an Hufeland" (Dresden 1830), welches dessen Urtheil über die Homöopathie bespricht:

Hufeland hatte erklärt: „Freiheit des Denkens, Freiheit der Wissenschaft ist unser höchstes Paladium — keine Art von Despotie, keine Alleinherrschaft, kein Druck des Glaubenszwanges."

Trinks sagt dazu (S. 6 u. f.): „Welch ein Loos ward aber von den allopathischen Aerzten über Homöopathie, ihren Stifter und ihre Anhänger verhängt! Auf ihnen lastete und lastet noch jetzt die Despotie des ärztlichen Kastengeistes, der eiserne Druck des abscheulichsten Glaubenszwanges. Ich will Ihnen ein Bild von diesem traurigen Loose entwerfen, dass Sie nie erblicken konnten, weil Sie fern von dem Schauplatze lebten, welchen zuerst die Homöopathie

betrat. Der Stifter der Homöopathie, ein ehrfurchtgebietender Greis, damals in Leipzig lebend, ward von den Aerzten verhöhnt und verspottet, mit satyrischen Gedichten verfolgt und ihm alles nachgesagt, was nur den menschlichen Character entehren kann. Seine Schüler und Zuhörer und alle, die sich ihm näherten, um sich mit der von ihm erfundenen Heilmethode näher bekannt zu machen, traf ein gleiches Schicksal — die unverdienteste Verachtung; sie wurden gleichsam aus der Kaste gestossen, wie bei den Hindus die Parias. Dies reichte nicht hin; sie wurden auf alle mögliche Art und Weise verfolgt und behindert in Fortsetzung ihrer Laufbahn. Endlich gelang es auch, den Stifter der Homöopathie selbst fortzutreiben, und ein allgemeines Jubelgeschrei ertönte ob des errungenen Sieges von seinen Feinden! Nicht besser erging es dem ältesten Verehrer und Schüler Hahnemann's, dem biedern Stapf in Naumburg. Auch er wurde verhöhnt und verspottet auf alle mögliche Weise, wie sein Meister, und eine lange Reihe von Jahren hindurch lebte er wie ein Geächteter unter seinen Zunftgenossen."

„Auch der von Allen als Mensch und Arzt gleich hochverehrte Moritz Müller in Leipzig erlitt gleiche Unbilden, als er sich offen zu Gunsten der Homöopathie ausgesprochen. Viele ihm früher freundlich gesinnte Aerzte flohen seinen ferneren Umgang, und brachen alle Verbindung ab, anderer Aergernisse nicht zu gedenken, die ihm zugefügt wurden. Ich selbst habe am lebhaftesten den lastenden Druck ärztlicher Despotie schwer erfahren müssen. Seit zwei Jahren bin ich aller Verfolgung Preis gegeben, welche nur immer raffinirte Bosheit, Verläumdung, der heimtückische und lauernde Neid zu erfinden im Stande sind."

„Wahrlich es ist schwer, mitten unter diesen Verfolgungen den Glauben an die Menschheit sich noch zu erhalten, es ist noch schwerer, seine Achtung einer Zunft nicht zu versagen, welche in ihrem blinden Hass auch den Namen des ehrlichen, rechtlichen Mannes nicht unangetastet, welche überhaupt nichts unversucht lässt, um das zu zerstören, was des Menschen hehrstes Heiligthum genannt wird!"

„Und dies alles geschah dem Stifter der Homöopathie und ihren Anhängern aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie nach andern Principien handelten und verfuhren, weil sie Menschen gesund machten, welche von den Aerzten der allopathischen Schule ungeheilt entlassen worden waren!"

„Ueber alle diese uns zugefügten Unbilden finden wir aber Trost in dem Bewusstsein, für eine Sache zu leiden und zu streiten, welche nach allen Seiten hin reichen Segen über das Menschengeschlecht verbreitet und noch mehr verbreiten wird, wenn dereinst jene hier geschilderten Verfolgungen aufhören werden, wenn die Ausübung dieser Heilmethode befreit wird aus den Sclavenfesseln, welche ihr die Despotie des Glaubenszwanges angelegt hat — und dann ist auch die Zeit gekommen, wo die Aussenwelt die Homöopathie nicht als eine gefährliche Chimäre, und ihre Anhänger nicht mehr für gefährliche Phantasten halten, wo sie einsehen wird, dass uns dafür die Menschheit segnen muss."

„Ich möchte um keinen Preis der Welt den Ruhm der Gegner der Homöopathie davon tragen, den Ruhm, die schmählichsten Verfolgungen über Mitmenschen veranlasst zu haben, weil sie anders dachten und handelten, als es der galenische Dogmatismus gebot!"

„Die Geschichte, welche stets ein gerechter, unparteiischer Richter ist, wird auch dereinst die Geschichte derer schreiben, welche sich an dieser neuen Heilmethode, an ihrem Stifter, an ihren Anhängern und Freunden so schwer vergingen. Diese Epoche wird in der Geschichte der Heilkunde ein ähnliches Kapitel bilden, als in der Weltgeschichte des vierzehnten Ludwigs religiöser Fanatismus." etc.

Unzählige Beweise für die, alle Grenzen überschreitende Verfolgungswuth der Allopathen sind in den homöopathischen Schriften aufbewahrt. Wir sagen „Verfolgungswuth"; oder gibts einen andern Ausdruck dafür, wenn sie, in hellem Zorn über die Ausbreitung der Homöopathie, die Persönlichkeit der Homöopathen mit allem Schmutz menschlicher Leidenschaft zu bewerfen suchten, wenn Einzelne die Familien der Homöopathen in blindem Fanatismus zum Gegenstand der Angriffe machten? Dicke Bände könnte man über das Kapitel der unwürdigen allopathischen Angriffe schreiben.

Aber überall tritt uns die sehr bemerkenswerthe Thatsache entgegen, dass die Heftigkeit des Streites gleichen Schritt hält mit der Ausbreitung der Homöopathie. Deshalb war derselbe nach der Choleraepidemie, wobei die Anhänger Hahnemann's der rationellen Medicin gegenüber in so grossem Vortheile waren, auf eine Höhe gediehen, welche bis heute noch nicht wieder erreicht worden ist. Wir müssen uns zum richtigen Verständniss der Sachlage in die damalige Zeit versetzen.

Im Juli 1831 wird im Hufeland'schen Journal die Befürchtung ausgesprochen, dass die Cholera, welche durch den Russisch-Polnischen Krieg die Grenzen unseres Vaterlandes erreicht, dieselben überschreiten möchte, und die Aerzte halten Umschau in der Rüstkammer nach Waffen, um diesen massenmordenden Feind wirksam anzugreifen, „kräftigere Mittel als die bisherigen" aufzusuchen. Da ist ja noch das Aurum muriaticum, das Sauerstoffgas, die Holzkohle, Chinin, „da Cholera die grösste Aehnlichkeit mit Wechselfieber hat", da haben wir die Absorbentien, „das Gift aus den ersten Wegen zu absorbiren", — „man gewinne also die Absorbentien lieb" — Ol Cajeputi, Oel innerlich u. s. w. Mit Schrecken liest man: „In den Choleraleichen finden sich von Blut strotzende Gefässe in der rechten Herzkammer und den Hohlvenen, desgl. in den Lungen, der Milz, der Leber etc." Wir sagen „mit Schrecken" liest man das; denn wo man in den Leichen Blutstauungen fand. da musste bei Lebzeiten nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen zu Ader gelassen werden. Aber man wird doch die „Wissenschaft" nicht so weit treiben, dass man bei Cholera zu Ader lässt; man weiss doch und schreibt an derselben Stelle: „Das Blut ist schwarz und so dick wie Theer, enthält wenig Serum und wird zuletzt wie ein Brei, . . . Eiseskälte des ganzen Körpers, selbst der Zunge tritt ein;" viel eher sollte man erwarten, dass Blut zugeführt, als abgelassen würde.

Der Zweifel wird nicht lange bestehn, denn bald darauf liest man schon die Berichte aus Russland: „Man sucht dem Kranken sofort, ohne den mindesten Zeitverlust, eine Vene zu öffnen, und dadurch eine seinen Verhältnissen angemessene Menge Blut zu entleeren." „Dieses Mittel hielt man fast in allen Fällen für angezeigt." Als innerliche Mittel unter andern auch Calomel in Verbindung mit Opium. — Es folgt ein 2. Bericht, „der von einem einsichtsvollen Arzte herrührt." Aderlass, Blutegel, Schröpfköpfe, Senfteige stehen hier oben an, Aderlass ist buchstäblich das erste und letzte Mittel welches in diesem Berichte angeführt wird.

Im folgenden Heft werden nun weitere Vorschläge zur Heilung der Cholera gemacht. Das erste ist „das Brechmittel" und Hufeland sagt dazu: „Der Vorschlag verdient gewiss alle Beachtung." Man denke sich in die Lage von Hahnemann, der diesen Vorbereitungen zusah. Ein Dr. M. Mayer (Allopath) in Berlin calculirt so: „Trotz der vielen Gegner des Hahnemann'schen Schutzmittels gegen den Scharlach, finde ich nicht nur folgende Männer dafür

sprechend, als Berndt, Düsterweg, Formey, Bloch, Schenk etc.,[1]) sondern habe (was freilich in den Augen Anderer wenig Ausschlag geben mag) selbst in meiner 10jährigen Praxis darüber mehrfache günstige Erfahrungen gemacht. Herr Dr. Rüttel fand noch jüngst bei einer Scharlachepidemie die Belladonna zu 4 Gran in 1 Unze Wasser, da wo die Gefahr noch weit entfernt, und das Mittel schon 12 - 14 Tage genommen war, als Prophylacticum bewährt. Wo aber die Ansteckung zu nahe und selbst im Hause war, brach der Scharlach zwar beim Gebrauch aus, jedoch in einem viel gelinderen Grade."

„Je weniger ich mir nun diesen günstigen Einfluss der Belladonna im Scharlach erklären kann, desto mehr lässt sich davon wohl eine grosse Hoffnung bei der Cholera schöpfen" als Vorbeugungsmittel „durch Besänftigung des bei der Cholera irritirten Plexus solaris."

„Gott bewahre mich vor meinen Freunden," mag Hahnemann gedacht haben, wenn ihm dieser Vorschlag überhaupt zu Gesicht gekommen ist.

Andere kamen und empfahlen Opium, Verweigerung jedes Getränkes, „was freilich ein Jammer war anzusehn bei dem quälenden Durste," Zink — Wismuth — Moschus mit Kampfer – Ipecacuanha — Baldrian — Sal volat. — Corn. cerv. — Natron carbon. — Menth. piperit. — Arnica — Colombo — Cascarilla mit Naphta und Opium — Tinct. aromatica — Calam. arom. — kalte Begiessungen und immer wieder Blutegel und wieder Brechmittel und China wegen der „Verwandtschaft mit dem Wechselfieber."

Unter diesen Vorbereitungen hatte die Cholera die Grenze unseres Vaterlandes bereits überschritten, und die Aerzte traten in Action. Die Professoren übernahmen die Führung, die allopathischen Aerzte gehorchten wie immer. Hören wir drum einen solchen Führer, den Prof. Dr. Moritz Hasper von der Leipziger Fakultät, wie er in Hufeland's Journal im September 1831 docirt.

Nachdem er constatirt, dass in keiner Krankheit so entgegengesetzte Mittel vorgeschlagen und angewandt worden, schreibt er:

---

[1]) Lauter Allopathen, denen er noch die Namen von Hufeland und Prof. Masius in Rostock u. A. hätte hinzusetzen können. Man vergl. Hufelands Journal Jahrg. 1812. St. 5. S. 120, — 1814. St. 5. S. 44, — 1813. St. 1. S. 123. — 1820. St. 2. S. 3—24, wo die günstigen Erfahrungen von vielen Allopathen zusammengestellt sind — 1820. St. 2. S. 3—14 — 1823. St. 4. S. 3—17 — 1831. St. 2. S. 108 — 1832. St. 3. S. 109 — 1835. St. 6. S. 24.



„Beinahe in allen Ländern ist es mit nur wenigen uns bekannten Ausnahmen bestätigt worden, dass nur höchst selten Cholerakranke ohne Arzneien genesen sind," wozu er als Zeugen sieben „und m. a." Aerzte aufruft. Es folgt die Krankheitslehre der Cholera auf wissenschaftlicher Grundlage dargestellt. Danach beweist „der schwarze dicke Zustand des Blutes" im ganzen venösen Gefässsystem, die Blutstockungen in fast allen inneren Organen, Gehirn, Lunge, Leber, ferner die Unterdrückung der Hautausdünstung und die Gallenstockung, „dass sich der Blutumlauf von den äussern Theilen nach den inneren Organen gedrängt, und dadurch die Functionen dieser Organe gestört hat." Durch die Blutstockungen im Herzen wird das Herz gelähmt, „aus den Stockungen des schwarzen Blutes im Gehirn sind die während der Krankheit beobachteten Symptome von Stupor, Taubheit, Schwindel, Ohrensausen und Erweiterung der Pupille zu erklären," denn Brodie und Bichat haben durch Versuche und Beobachtungen dargethan, dass „dergleichen Blut die Functionen des Gehirns hemmt gleich einem narkotischen Gifte." Diese Blutstockungen entsprechen dem Grade nach auch stets der Heftigkeit der Erscheinungen. Aus den Stockungen des Blutes in den Lungen lassen sich die Angst, die Athemnoth etc. erklären. „Solches schwarzes Blut findet man in der That auch bei Erstickten jederzeit in den Lungen angesammelt: ebenso führt die Einathmung des aus den Steinkohlen sich entwickelnden Stoffes ähnliche Symptome, und gleich den in den Bergwerken sich entwickelnden Gasen oft schnellen Tod herbey."

. . . „Wenn man nun einen Schritt weiter geht, und die Wirkung mancher Gifte auf unsern Organismus vergleicht, so erhalten wir manchen Aufschluss über die Cholera."

Es werden ausführlich die Versuche von Fontana mit Viperngift etc., von Magendie und Delille mit Upasgift, die Versuche von Brodie etc. etc. erwähnt, um zu zeigen, „dass die Meisten der Gifte und Contagien erst durch den Weg des Blutes gehen und von da aus die Störungen im Nervensystem erzeugen." Nach weiteren Erörterungen über die Beziehungen bestimmter Contagien zu bestimmten Organen, so des Choleragiftes zu den Schleimhäuten des Magens und Darmes, erklärt der Verfasser die Cholera für eine durch Luft, Menschen und Gegenstände übertragbare Krankheit, welche eine Blutzersetzung erzeugt, „wovon sich der Cruor und Faserstoff oder das schwarze kohlenstoffige Blut in den innern Organen anhäuft, das Nervensystem tief verletzt, Krämpfe erzeugt etc.



und ebenso Absonderungen besonders auf der Schleimhaut des Magens und Darms und dadurch Diarrhoe und Erbrechen bewirkt."

Der Heilplan ist hiernach klar vorgezeichnet:

1. „Entfernung der Congestionen von den inneren Organen" und

2. „Entfernung oder Unschädlichmachung der in dem Darmkanale angehäuften krankhaften Stoffe."

Der ersten Indication wird entsprochen „durch zu Anfange der Krankheit, ehe der Puls am Handgelenke zu schlagen aufgehört hat, angestellte reichliche (!) Blutentziehungen", durch Hautreize und stimulirende Mittel.

Zur Erfüllung der 2. Indication dienen Calomel, Ricinusöl, Brechmittel, Absorbentia, Säuren.

Zum Schluss ergibt sich: „Dass im Allgemeinen Blutentziehungen nebst der inneren und äusseren Anwendung von Reizmitteln, die ersten und wichtigsten Mittel abgeben."

Endlich werden, um der „Wissenschaft" Genüge zu leisten, noch eine lange Reihe von Mitteln „gegen einzelne Symptome" empfohlen.

Fr. Hoffmann, Vater, Sauvages und Andere dienen als Gewährsmänner für die Nützlichkeit des Aderlasses; ungefähr 60 Autoren, und mehrere grosse ärztliche Gesellschaften aus der laufenden Zeit werden zur Stütze dieser wissenschaftlichen Therapie in's Feld geführt. Sie alle stimmen darin überein, dass Blutlassen im Anfange das souveränste Mittel sei.

Der Leser soll mit der genauen Schilderung der ärztlichen Behandlung der Cholera nicht zu lange aufgehalten werden; es ist ein höchst unerquickliches Thema, das aber zur Klarlegung der Situation berührt werden musste. Nur einzelne Sätze wollen wir zur Orientirung anführen aus dieser „rationellen" Abhandlung:

„Dieser Fall ist einer von denen, wo man, mit Lichtenstädt, die Bemerkung nicht unterdrücken kann, dass bei wiederholten Blutentziehungen dieser Kranke vielleicht gerettet worden wäre."

„Bei einer Frau im 26. Falle (die Frau war gestorben) konnte man kaum eine Theetasse dickes, zähes, geronnenes Blut lassen. Warum wurde nicht eine andere Vene eröffnet?"

„Herr von Loder in Moskau verwirft die Blutentziehungen in dieser Krankheit:

„a. weil letztere nicht entzündlicher Natur sey;"

„b. weil der Aderlass schwäche."

„Kaum sollte man glauben, dass von so einem ehrwürdigen



Manne solche Behauptungen als hinreichender Grund ausgesprochen werden könne. Lassen wir denn nicht in Zuständen von Congestionen nach einzelnen edeln Organen des Organismus, in Asphyxieen etc. mit Nutzen zur Ader, Zustände wo keine Entzündung vorhanden ist? Noch sonderbarer aber ist der 2. Grund, dass der Aderlass die Lebenskraft schwäche. Der Aderlass kann im Gegentheil stärkend einwirken, was sich nicht allein bei Entzündung edler Organe, wo der Mensch ganz wie gelähmt darniederliegt, bei der Herzentzündung, bei der Lungenentzündung, beim Croup etc. nachweisen lässt, sondern auch bei der Cholera gewöhnlich der Fall ist, wie dies die vielfältigen Aussagen der besten praktischen Aerzte, welche die Cholera beobachtet und behandelt haben, sowie die der Kranken nach geschehenem Aderlass bestätigen."

Hasper constatirt, „dass fast alle Aerzte, welche die Cholera zu beobachten Gelegenheit gehabt, oder welche, was noch wichtiger ist, sämmtliche Resultate der verschiedenen Behandlungsarten zu vergleichen die Mühe übernommen haben, darin mit uns übereinstimmen werden." Und darin hat er allerdings Recht. Ueber 300 Choleraschriften erschienen in jener traurigen Zeit, und darunter sehr viele von Professoren. Es ist keine Schrift von einem Professor bekannt, welche gegen den Adlerlass bei Cholera gesprochen hätte. „Wenn man nun," sagt Prof. Hasper, „die Blutmasse vermindert, so wird das Herz in den Stand gesetzt, sich wieder zusammenzuziehn, es kann nun, was beinahe noch wichtiger scheint, die Oxydation oder Decarbonisation des Blutes wiederum vor sich gehn, sodass arterielles, oxydirtes Blut nach andern Organen übergeführt werden kann."

Das war doch wissenschaftlich, und kein Homöopath mit seiner „unwissenschaftlichen Frechheit", wie sie es nannten, konnte daran rütteln. . . . „Kleine Aderlässe scheinen nichts zu nützen, dieser Umstand ist auch der Grund, dass manche Aerzte, welche aus Furcht vor der eintretenden Schwäche bloss 6—8—10 Unzen zu entziehen wagten, dieselben in Misskredit brachten und für unnütz erklärten. Man muss eine grosse Oeffnung in die Ader machen, damit das Blut in einem freien Strome ausfliessen könne, wenn der Kranke wirkliche Erleichterung fühlen soll."

„Reichlich zu Ader lassen," wiederholt sich an wenigstens 10 Stellen in dieser echt wissenschaftlichen, mit allen medicinischen Kenntnissen jener Zeit ausgestatteten Schrift. „Blutegel", „Ader-

lass" starren dem Leser auf jeder Seite entgegen, selbst die Anwendung des Glüheisens in der Magengegend wird empfohlen.

Wie waren die Resultate? Nach Prof. Hasper überall günstig, wo tüchtig zu Ader gelassen wurde. Da aber fast durchgehends von den Allopathen dieser Rath befolgt wurde, so müsste das Gesammtresultat ein günstiges gewesen sein, womit schlecht übereinstimmt, dass nach Hufeland's Journal und Andern über die Hälfte der Cholerakranken zu Grunde ging.

Hasper's statistische Beweise: 1294 Cholerakranke, welche ohne ärztliche Behandlung blieben, starben sämmtlich. Von 14 651 Fällen, „die sich einer medicinischen Behandlung zu erfreuen hatten," starben nur 6²/₃ %.

Von andern 1507 Cholerakranken, die ohne medicinische Behandlung blieben, starben 1255. Diese letzte Partie hatte also mehr Glück, als die ersten 1294, welche ohne Ausnahme Knall und Fall zu Grunde gingen. Hieraus erhellt aber zur Evidenz, dass die Homöopathen mit ihren „Nichtsen" nur Choleraleichen als Resultat ihrer Behandlung sehen konnten.

Ein Bericht mit authentischen Belegen von 100 Aerzten erklärt das Aderlassen, d. h. das reichliche Aderlassen für das beste Mittel die Cholera abzuschneiden und zu heilen. Schon Scott hat gesagt, dass die „Ohnmacht beim Choleraaderlass ein günstiges Zeichen sei." „Der Collapsus sei nicht Folge des Blutverlustes, sondern werde durch letztern gehoben, er trete jedoch leicht dann ein, wenn nur eine kleine Quantität Blut weggelassen werde."

Und so etwas wurde geglaubt. Es musste ja so sein, es war ja wissenschaftlich bewiesen. S. 38 wird ja auseinandergesetzt: „Das schwarze Blut (wie es bei der Cholera gefunden wurde) wirkt gleich einem narkotischen Gifte." Also je mehr von dem narkotischen Gifte entfernt wird, um so freier muss doch der Körper werden. Und solch ein hirnverbrannter Homöopath sah so etwas nicht ein!

„Corbyn ist einer der ersten gewesen, welcher die Blutentziehungen bei der Cholera mit ausgezeichnetem Erfolg angewendet. Von 110 Kranken verlor er nur 2 alte hinfällige Leute."

„Annesley verlor keinen einzigen von 50 Kranken, da er früh zu Ader liess." Von Annesley haben wir Nachrichten, die mit diesen Angaben Hasper's schlecht übereinstimmen.[1]) Er erzählt,

[1]) Ueber die asiatische Cholera nach Beobachtungen und Leichenöffnungen, übersetzt von G. Himly, 1831. — Rosenberg, Fortschritte und Leistungen der Homöopathie, Leipzig 1843. S. 221.



wie ihm die bisherige Behandlung der Cholera einen wahren Schauder eingeflösst habe, deshalb nimmt er sich vor, die Winke der Natur zu befolgen. Nun folgt seine Behandlung von 13 Cholerakranken. Im ersten Falle bekam der Kranke, bevor er Annesley übergeben wurde, 3 Aderlässe ohne Besserung. Annesley lässt ihm zum 4. Male die Ader öffnen, aber es kommt kein Blut, der Kranke stirbt. Im 2. Falle wieder Aderlass und wieder Tod. So behandelte er 12 Kranke und alle 12 wurden secirt, denn sie waren gestorben. Der 13., ein Officier, wollte sich durchaus nicht zum Aderlassen hergeben. Annesley lehnt alle Verantwortung für das Leben des Kranken ab und — der Kranke geneset entgegen aller Wissenschaft und trotz den Winken der Natur. Und Annesley? Er lässt ruhig weiter zu Ader und hatte noch oft Gelegenheit zu seciren.

Hasper fährt fort: „Bogd verlor bei reichlichen Blutentziehungen von 28 Cholerakranken nur 2. Burrel hatte von 88 an der Cholera leidenden Kranken, bei denen man reichlich zu Ader gelassen, nur 2 verloren. Craw verlor bei dieser Methode von 100 nur 1.

Dempster bestätigt dies Verfahren durch ähnliche Resultate.

Gravier sagt, dass die Blutentziehungen dann noch einen günstigen Erfolg gehabt haben, wenn alle Erscheinungen einen baldigen Tod angekündigt hätten, wenn die Gliedmaassen kalt, die Beklemmung schon heftig gewesen wäre. „Später empfiehlt Gravier blos Blutegel.“

Colledge constatirt, dass alle starben, bei denen der Aderlass nicht gemacht wurde und alle genasen, denen Blut entzogen wurde.

So geht es noch durch viele Seiten weiter. Zwischendurch treten zwar weniger glückliche Resultate auf, dieselben werden jedoch zu Gunsten des Aderlasses kritisirt. Die Quellen, aus denen er geschöpft, gibt der Professor leider nicht an. Da also diese Berichte zu einseitig sind, als dass man sich den feststehenden Thatsachen gegenüber dabei beruhigen könnte, so müssen wir uns nach einem andern Autor umsehn. Wir schlagen Krüger-Hansen vor: er liebte Hahnemann nicht, war aber auch kein Freund der „rationellen Medicin“. Derselbe schrieb ein Buch: „Die Homöopathie und Allopathie auf der Wage“, und schildert darin auch das gewöhnliche Verfahren bei der Cholera, mit der er selbst in lebhaftem

Kampfe stand. Die folgende Schilderung ist zum grössten Theile diesem Buche entnommen.

„Es ist doch wohl die Reihe des Lachens auf Seiten der Homöopathen, wenn wir erwägen, dass die Allopathen den Sitz der Krankheit suchten bald im Rückenmarke, bald im Nerven-, Blut-, Haut-, Gallen- oder Darmsysteme.“ Der eine sah sie als ein Wechselfieber an, Andere hielten sie für eine Art Typhus, Epilepsie, Kolik, Ruhr, Darmexanthem etc. Einzelne hielten Parasiten, Cholerillen genannt, für die Ursache der Epidemie; zu diesen gehörte auch Hahnemann. Rothamel gab die genaueste Definition: „Die Cholera ist eine zusammengesetzte Krankheit von oft dynamischer, meistens asthenischer, selten hypersthenischer und fast niemals activer Natur.[1])“ Diejenigen, welche der Krankheit ein Gift zu Grunde legten, gingen mit der grössten Energie daran, dasselbe zu zerstören oder aus dem Körper zu entfernen. Man liess zu dem Zweck das erstickende Chlorgas einathmen, mit Kalkwasser waschen, gab Brechmittel etc. Die, welche die Quelle der Vergiftung im Blute suchten oder eine Entzündung des Darmkanals annahmen, vergossen Blut, und das thaten fast alle. Auch das Quecksilber sah man reichlich in Gebrauch ziehn. Andere verfuhren nur symptomatisch; wurde der Körper kalt und steif, so wandte man Frottirungen, Dampfbäder, heisse Getränke, heisse Kruken an, ja man empfahl sogar das Einhüllen der Kranken in Pferdemist, in warme Thierhäute; erbrach sich der Kranke, so gab man Quecksilber zur Erregung von Stuhlungen; laxirte der Kranke ohne Erbrechen, so gab man ihm Brechmittel, bekam er Krämpfe, so gab man ihm die für krampfwidrig gehaltenen Arzneien im buntesten Gemisch, damit von ohngefähr doch eins helfen möchte.

Corporationen der Medicinalräthe empfahlen dreist Blutentziehungen, Brechmittel, Quecksilber, schweisstreibende Mittel. Es kamen Fälle vor, wo junge robuste Personen 6—8 Pulver aus 25—40 Gran Brechwurzel, jedes durch 2—6 Gran schwefelsauren Zinks verstärkt, zum ersten Imbiss erhielten. Brechmittel trugen viele Aerzte in der Tasche mit sich und verabreichten sie Jedem, der über Anfangserscheinungen der Cholera klagte. Die meisten riethen Blutentziehungen an unter gegebenen Bedingungen. Diese Bedingungen waren ungemein häufig vorhanden. Bei allem

---

[1]) Med. Convers. Blatt. 1831. No. 41. — „Die Allöopathie“, Jahrg. 1834. No. 17.

Elend befehdeten sich die allopathischen Aerzte gegenseitig in oft recht unsanfter Weise.

Sachs in Königsberg hielt die bis dahin erschienenen 300 Choleraschriften für so unbedeutend, dass die Anzahl der werthvollen von einem Practiker bequem in der Tasche zu tragen seien. Er schrieb nun selbst eine 400 Seiten starke Schrift über diesen Gegenstand und darin folgende Gedanken: „Für denkende Aerzte darf auch wohl kaum die Bemerkung hinzugefügt werden, dass unsere Empfehlung des Opiums nicht die Anwendung örtlicher, mässiger Blutentziehungen, wo diese, wenn auch nur symptomatisch und um einem augenblicklichen Missstande abzuhelfen, nöthig scheinen sollte, ausschliesst.“ Im Uebrigen erkennt man in Prof. Sachs sofort den wissenschaftlichen Lehrer: „Die höchst fatale Collision nämlich, welche zwischen Agilität und Atonie bei diesem Nervenfieber (Cholera) gegeben ist, wodurch denn beide sich gegenseitig verstärken und den Gesammtzustand verschlimmern —: diese Collision wird nicht selten durch die entschiedene Wirkung des Opiums, die intensive Energie des Blutes zu erhöhen, schnell geschlichtet, es tritt wiederum Haltung und gegenseitige harmonische Beschränkung der organischen Thätigkeiten ein, dergestalt, dass jede sich in sich selbst zurechtfinden und der andern ohne Störung dienen kann.“

Prof. Kieser in Jena bevorwortete eine Schrift seines Schülers v. Rein über „die orientalische Cholera“ folgender Massen: „Die Pandemie der Cholera hat mit unauslöschlichen Zügen in der Geschichte der Medicin den vorwaltend empirischen, alle Vernunfterkenntniss verachtenden Standpunkt der gegenwärtigen Medicin bezeichnet.“ Der Türke behandle diese Krankheit instinctmässig glücklicher, als der Europäer in seiner Afterweisweit. „In dieser ersten wissenschaftlichen Monographie über die Cholera sind die aufgeworfenen Fragen auf die befriedigendste Weise gelöset .... es ist zum ersten Male mit der wissenschaftlichen Erkenntniss des Wesens der Krankheit eine wissenschaftliche Theorie der Behandlung derselben aufgestellt, die von der Wissenschaft vorgezeichnet, im Leben und am Krankenbette entworfen, und durch die glücklichsten Resultate der Praxis bewährt worden ist .... Nach reiflicher Erwägung der in dieser Schrift niedergelegten Untersuchungen, Beobachtungen und practischen Resultate kann man sogar mit Sicherheit behaupten, dass ... jetzt, nachdem das Wesen der Cholera und der demselben entsprechende Heilplan nicht mehr

räthselhaft ist, sie hinsichtlich ihrer Tödtlichkeit von mancher andern Krankheit übertroffen werden möchte."

Mit Begierde liest man nach diesen Versprechungen weiter. Kieser ist uns zwar aus dem Allgem. Anzeiger der Deutschen als „energischer" Blutlasser bekannt, er that aber später in seinem „System der Medicin" den oft citirten Ausspruch: „Bei dem gegenwärtigen Zustande der practischen Heilkunde sowohl in Deutschland als in den benachbarten Ländern sollte man jeden Kranken vor dem Arzte, wie vor dem gefährlichsten Gifte warnen." Auch im Jahre 1825 in Hufeland's Journal[1]) hält er es für unrecht, „bei allen Lungenkrankheiten das Blut zu Pfunden ausleeren und den Kranken an Verblutung sterben zu lassen," wie blinde Antiphlogistiker thun. Kieser scheint also im Laufe der Jahre zur Einsicht gekommen zu sein und so lässt sich erwarten, dass in ihm ein Mann ersteht, welcher der schaudererregenden allopathischen Behandlung entgegentritt. Also was räth Kieser?

Die Behandlung der Cholera muss die des entzündlich gastrischen Nervenfiebers sein. Das Hauptmittel ist Blutlass, hinsichtlich der Stärke im Verhältnisse zur Intensität der Krankheit, also bei der intensiven Form der Cholera, und bei früher robusten Personen, ein Blutlass von 4—5 Pfund, und selbst vor dem völligen Ausbruch der Krankheit ist ein solches Verfahren nützlich. Begründung: „Wenn nach einem Blutlass von 4—8 Unzen, wo die Heftigkeit der entzündlichen Krankheit 4 Pfund erforderte, der Kranke dennoch starb, hielt man mit Unrecht den Blutlass für unwirksam oder gar wohl für schädlich Man könne behaupten, dass hier alles gesunde Urtheil die Aerzte verlassen habe (man hört denselben Ton, wie ihn auch heute die Professoren bei ähnlichen Gelegenheiten vernehmen lassen); denn wenn die Erfahrung lehrt, dass man 1—2 jährigen Kindern, die an Tracheitis und Encephalitis leiden, ein Pfund Blut ohne Nachtheil entziehen könne, so scheut man sich bei einem früher robusten Cholerakranken einige Pfunde Blut wegzunehmen, die nicht so viel bedeuten, als jenes Pfund für das zweijährige Kind, und man begreift kaum, warum die Praktiker nicht einmal mit grossen Blutlässen, wie mit so vielen anderen Mitteln eine blinde Probe angestellt haben."

Der Fehler der Therapie lag also nach Kieser darin, dass die Aderlässe von 1—2 Pfund Blut zu klein waren, worin er mit andern Professoren, z. B. Hasper übereinstimmt.

[1]) Bd. 60. St. 2. S. 40.

Das war rationelle Medicin! Und Kieser (gest. 1862) war eine „Autorität ersten Ranges". Zur Ausbildung der Physiologie, besonders der Pflanzen, der Microscopie und der Entwicklungsgeschichte hat er nicht unerheblich beigetragen. Auf seine Autorität schwuren Hunderte von Aerzten. Seine Choleratherapie ist aber noch nicht vollständig geschildert. Nach dem Aderlass wird Calomel stündlich zu 3 — 10 Gran mit Magnesia gereicht; dann folgen 5 — 10 Minuten lange kalte Bäder, nicht Uebergiessungen, wie andere wollten. Nun kann man ein Brechmittel geben, oder abermals Blut lassen, neben Trinken kalten Wassers und kalten Umschlägen auf den geschorenen Kopf. Gegen den Rest der Entzündung 6 Drachmen (22 Gramm) Salpeter oder mehr in 24 Stunden, beim Uebergange aus dem entzündlichen in das nervöse Stadium mit Liq. Minder. verbunden. In Fällen, wo das Blut nicht mehr aus der geöffneten Vene fliessen wollte, schnitt v. Rein alle Venen auf, die er nur erblicken konnte. In Hufeland's Journal bei Hasper S. 59 heisst es entsprechend: „Rein öffnete jedem Cholerakranken sogleich alle Venen, die er nur an ihrem Leibe erblicken konnte, ½ Zoll lang, nachdem er sie blossgelegt hatte; aber trotz aller nur erdenklichen Mühe brauchte man für jeden Kranken 2 Stunden, um ihm aus 4—6—8 Venen 2 Pfund Blut herauszuquetschen." Oft gelang auch dieses nicht. In diesem Falle versuchte er auch die Arteriotomie; allein aus der geöffneten Arter. temporalis und radialis konnte man kaum einige Unzen Blut erhalten.

Kieser behauptet, dass v. Rein in seiner Privatpraxis bei Befolgung „dieses wissenschaftlichen Heilplanes" von 30 wahren Cholerakranken des höchsten Grades nicht einen einzigen verloren habe. — Man fragt sich erstaunt, ob etwa alle diese Rathschläge und Behauptungen als ironische aufzufassen seien, aber es ist bitterer, „rationeller" Ernst. —

In besonderem Maasse interessirt es uns, mit welchen Waffen die Allopathen in Oesterreich dieser mörderischen Krankheit entgegentraten. Hier hatte man nämlich erreicht, was auch jetzt noch viele Allopathen sehnlichst herbeiwünschen. Es war dort seit 1819 die Ausübung der Homöopathie in Folge eines kaiserlichen Handschreibens verboten. Freilich wurde dieses Verbot nicht mit aller Strenge durchgeführt; es gab aber Veranlassung zu endlosen Chicanen seitens der Allopathen und Apotheker.

Nach den „medic. Jahrbüchern des österreich. Staates“ (Bd. 12. St. 1) sind bei der Cholera das Erbrechen und der Durchfall blosse Heilbestrebungen der Natur, deren sich diese bedient, „um die reichlichen auf die innere Magen- und Darmoberfläche abgesetzten Stoffe, die der thierische Haushalt nicht mehr verarbeiten und verbrauchen kann, zu entfernen.“ War hingegen das Erbrechen sehr hartnäckig, so scheint man es nicht für ein „Heilbestreben“ gehalten zu haben, denn in diesem Falle wurde Opium, Brausepulver, River'scher Trank, Aq. lauroc., schwarzer Kaffee, Eis, Blasenpflaster und Theriakpflaster angewandt. In Ungarn wurde fleissig Morphium und die brenzliche Holzsäure gebraucht. In der letzten Zeit der Epidemie gaben die österr. Aerzte, in der Absicht, „die passive Diarrhoe in eine active zu verwandeln,“ das Calomel zu ¹/₈ Gran alle 2 Stunden mit Zucker oder mit Magnesia und Opium versetzt. „Die ausgezeichnet günstige Wirkung der Blutlässe und örtlichen Blutentleerungen gestehen alle Aerzte bei gegebenen Indicationen ein. In dem höchst paralytischen Stadio hat man davon nicht nur keinen Nutzen, sondern Zunahme des Collapsus und beschleunigtes Ende beobachtet.“ Krüger-Hansen bemerkt dazu: „Hätten die Aerzte doch solche Confessionen in ihrem Busen aufbewahrt und dem Spott der Homöopathen sich nicht blossgestellt.“ Wie niederschlagend die allopathischen Curresultate in Wien waren, davon liest man bei Wawruch ebenda ein Beispiel. Er erzählt, dass in dem Wiener Gebärhause 109 Kinder zur Zeit der Choleraepidemie erkrankten, wovon 107 verstarben, also, schrecklich genug, nur 2 mit dem Leben davon kamen. (Krüger-Hansen.)

Prof. Bischoff behandelte in der klinischen Anstalt der Josephsakademie zu Wien im December 1831 an der Cholera 7 Kranke mit den buntscheckigsten Mitteln; davon starben 6; der siebente, welcher soeben von einer Lungenentzündung genesen war, deren nachwirkende Behandlung er wol noch fühlte, verschmähte, von der Cholera befallen, alle desfallsigen Mittel; er trank nichts wie Limonade und er genas.

Im September 1832 kamen 121 Wiener und 83 auswärtige Aerzte bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung in Wien zusammen. Es wurde auch die Behandlung der Cholera discutirt. Brodowicz, Bischoff und Wawruch sprachen zu Gunsten des Aderlasses, der im Anfalle der Cholera sogar 4—5 mal zu wiederholen sei; nach Obersteiner und Wirer sollte derselbe jedoch nur

im „Reactionsstadium“ seine Stelle finden. Bittner wollte die Blutentziehungen sehr beschränkt wissen, Szóts aber wies auf das glückliche Resultat der Behandlung in Siebenbürgen hin, weil man dort weder allgemeine noch örtliche Blutentziehungen angewendet habe. Schliesslich sprachen Sterz und Herrmann über die Behandlung der Cholera mit Brechmitteln.

Es fiel auf, sagt Krüger-Hansen, dass in den Universitätsstädten, wo die Lehrer der Heilkunst residirten, das Ergebniss der Behandlung weit schlechter als an irgend einem andern Orte, als selbst auf dem Lande beim Mangel an Aerzten war. Das Gegentheil behauptet Hasper, der Vertreter der „rationellen Medicin“.

Wie waren die Erfolge der Homöopathen, welche in dieser schweren Zeit der Cholera übermässig beschäftigt waren?

Sie selbst behaupten mit Bestimmtheit das Uebergewicht ihrer Resultate über die Erfolge der „rationellen“ Medicin Ihre Statistiken lauten durchgängig günstiger, als die allopathischen, Hasper's freilich ausgenommen.

Die Allopathen bewiesen wissenschaftlich die Unmöglichkeit, dass die besseren Kuren auf Seite der Homöopathen seien. Behaupteten diese das Gegentheil, so konnte ihnen leicht an der Hand der Wissenschaft die Lüge nachgewiesen werden. Die Genesenen waren einfach nicht von der Cholera befallen.

Hufeland nennt 1832 in seinem Journal, Aprilheft S. 4, die Cholera „dieses Scandalum medicorum.“ Er erzählt, dass von der preussischen Regierung den Homöopathen kein Hinderniss in den Weg gelegt, sogar eine eigene Heilanstalt für sie eröffnet sei unter Aufsicht eines „controllirenden Allopathen.“ „Aber leider ist dieser Zweck nicht vollkommen erreicht worden. Denn theils war es, bei der bekannten Schnelligkeit der gefährlichen Symptome dieser Krankheit nicht möglich, den controllirenden Arzt so schnell herbei zu rufen, theils war es ihm nicht möglich, so schnell zu erscheinen, um sich von dem Daseyn der früher dagewesenen, nun aber schon verschwundenen Symptome selbst zu überzeugen. Am meisten hinderlich aber war es, dass die meisten Kranken eine Abneigung hatten, sich in die Heilanstalt bringen zu lassen, und es vorzogen, in ihren Wohnungen zu bleiben, wodurch die Controlle verhindert wurde.“

„Wir müssen also den grössten Theil der gemachten Erfahrungen auf Treu und Glauben der Homöopathiker selbst annehmen. Und da ist es nicht zu leugnen, dass sich das Verhältniss

der Geheilten zu den Gestorbenen überaus günstig stellt. — Noch günstigere Erfolge der homöopathischen Methode werden uns von andern Orten berichtet."

Hasper dachte wohl an jene 1294 Gestorbenen, als er schrieb: „Diejenigen Fälle, wo die homöopathische Methode in Anwendung gebracht worden, gingen am schnellsten in den Tod über."

Heute dürfte wol kein rationeller Professor die Behauptung wagen, dass die allopathischen Resultate günstiger gewesen seien, und ohne Widerspruch können wir wol annehmen, dass die Homöopathen auch hier im Vortheil waren, selbst wenn wir von der Wirkung ihrer arzneilichen Maassnahmen ganz absehn. Man könnte es anders schon aus der erneuten Heftigkeit der allopathischen Angriffe ersehen.

Alle Anzeichen sprechen dafür, dass die Ausbreitung der Homöpathie während und nach der Cholera rapide zunahm; das Selbstbewusstsein und die Zuversicht der Homöopathen wuchs, die Erregung der Gegner erreichte den höchsten Grad.

Ende Juli 1831 brach die Cholera in Raab in Ungarn aus. Nach der authentischen Statistik kamen bei allopathischer Behandlung auf 1501 Kranke 640 Todte.[1]) Die homöopathische Behandlung des in Raab ansässigen Dr. Bakody lieferte ungleich günstigere Resultate. Die Folge war, dass man noch mehr homöopathische Aerzte durch einen Zeitungsaufruf herbeiziehn wollte gegen diesen gefürchteten Feind. Der Protomedicus von Ungarn Dr. Lenhoscek fand diese Aufforderung für den Druck nicht geeignet und verweigerte, in seiner Eigenschaft als Censor, denselben durch die eigenhändige Unterschrift: „Pro typis non est qualificatum", womit das Manuscript an den Absender Franz von Parragh, bischhöflichen Exactor und Advocat zurückging. Nach dem Aufhören der Cholera in Raab theilte Bakody seinem Freunde, dem herzoglichen Lucca'schen Leibarzt Dr. Ant. Schmit seine Behandlungsart und seine Resultate mit, welche dieser gegen Bakody's Wunsch zum Abdruck an den Allgemeinen Anzeiger der Deutschen schickte, welcher den Artikel[2]) aufnahm. Es war in demselben nicht die geringste beleidigende Aeusserung gegen irgend einen Arzt enthalten, obgleich Bakody von Seite der Raaber Allopathen sehr heftigen Angriffen ausgesetzt war.

[1]) Rechtfertigung des Dr. von Bakody von Mor. Müller. Leipzig. 1832.
[2]) In Nr. 321 vom Jahre 1831.

Darauf schickten der Comitatsphysicus Dr. Joseph v. Balogh und der Stadtphysicus Dr. Ant. Karpff eine Entgegnung ein, worin behauptet wurde, dass diese homöopathischen Angaben unwahr seien, und dass die von Bakody behandelten Cholerakranken alle gestorben, und die Genesenen nicht von der Cholera afficirt gewesen wären. Das Schreiben war mit folgenden Ergüssen dieser beiden Herren durchsetzt:

Der Allgemeine Anzeiger der Deutschen hat dieselben weggelassen, aber Mor. Müller hat sie in genannter Schrift glücklicherweise vor der Vergessenheit gerettet. „Lügenhaftes, schamloses Geschreibsel" — „Thatsachen auf die erbärmlichste Weise entstellt" — „Ausfälle zweier (Bakody und Schmit) medicinischer Incroyables gegen eine durch 1000 jährige Erfahrung erprobte Kunst" — „die gesammte Gleichleidergilde" — „Bakody hatte überall das Unglück wegen ziemlichem Mangel an Savoir faire, wenig empfehlendem Exterieur(!!!) und verunglückten Kuren die Zielscheibe des Witzes so mancher Nichtärzte zu sein." — „Medicinische Falschmünzer" — „Das Wörtchen gewissenhaft passt überhaupt nicht in den homöopathischen Jargon" — „Ritter Don Quixote" — „Ausser den 8 zu Grabe getragenen von Bakody behandelten Cholerakranken, hat er andere Cholerakranke weder gesehn noch behandelt, sonst würden die homöopathischen Ultra's mehr Geschrei machen" — „Bakody . . . hat sich wohl gehütet, seine Verzeichnisse weder dem löblichen städtischen Magistrate zu übergeben, noch durch seine Proselyten bekannt machen zu lassen" — „medicinischer Gaukler." —

Solche Sprache führten die Allopathen Dr. Jos. von Balogh, der Comitatsphysicus und Dr. Anton Karpff, der Stadtphysicus. Bakody erwiderte in durchaus würdiger Weise und brachte 112 amtlich beglaubigte Zeugnisse über 154 von ihm behandelte Cholerakranke bei, von denen nur 6 gestorben wären. Als seine Zeugen traten auf unter Andern: ein Domcapitular im Namen des Bischofs von Raab über 5 von der Cholera hergestellte Hausgenossen des Bischofs, ferner ein evangelischer Prediger, ein reformirter Prediger, ein Gerichtsstuhlgeschworener, 3 Pfarrer, ein Graf, ein Obernotar, ein bischöflicher Kastner, ein Consistorialrath, ein Rathsmitglied, verschiedene Kaufleute, Handwerksleute etc. etc Am angegebenen Orte, bei Müller, sind die, mit innigem Dankgefühl gegen Bakody geschriebenen Zeugnisse wörtlich abgedruckt.

Eine den Gegnern sehr willkommene Waffe war die Censur, besonders in Ungarn, aber auch in andern Ländern.

Griesselich[1]) erzählt darüber: „Dr. Kiesselbach in Hanau wollte in ein Kasseler Blatt die homöopath. Behandlung des Croup's einrücken lassen, der Censor legte sein Veto ein, und das Kasseler Blatt blieb still vom Croup und von der Homöopathie. Hahnemann schickte seine Behandlungsart der Cholera an die Preussische Staatszeitung ein, aber sie durfte nicht eingerückt werden, weil der Berliner Censor Prof. Kluge es nicht duldete."

„Ein Arzt in Köthen liess 1831 gegen Hahnemann in die Köthener Zeitung einen Ausfall wegen der Cholera einrücken, wogegen Hahnemann in demselben Blatte antworten wollte, allein unglücklicher Weise ist der Censor ein guter Freund jenes Arztes. Hahnemann liess nun seine Antwort in Magdeburg drucken, wo man sie nicht anstössig fand. In Leipzig führte Hofrath Dr. Clarus die Censurscheere, wofür man sich in Stapf's Archiv und Schweikert's Zeitung Belege holen kann. Die Cholera wüthet in Raab in Ungarn; das Publikum sieht Bakody's Heilungen und ruft Homöopathen herbei. Die Anzeige in der Zeitung wird aber vom Protomedicus Lenhoscek gestrichen „pro typis non est qualificatum."

„Fasst man diese Censurerscheinungen zusammen," sagt Griesselich, „so sollte man fast glauben, es sei in der Homöopathie etwas Staatsgefährliches enthalten; denn soviel bekannt, hat man die Censur nur desswegen eingeführt, um in den Staaten Ruhe zu erhalten, nicht aber um die Aerzte vom Heilen, und die Kranken vom Gesundwerden abzuhalten."

Auch Krüger-Hansen[2]) erzählt, dass seine gegen den Aderlass und das allopathische Unwesen gerichteten Schriften aus den österreichischen Staaten versiegelt nach Leipzig zurückgesandt wären mit der Bemerkung: Die Censur habe sie nicht passiren lassen.

Oesterreich-Ungarn war den Allopathen ein Musterland. Man lese den Artikel im Allgem. Anz. der Deutschen Jahrg 1833. S. 965: „Allen noch so schmutzigen und niederträchtigen Angriffen gegen die Homöopathen" liess man nicht nur freien Lauf, sondern

[1]) Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen. Karlsruhe. 1832. S. 128 u. f.

[2]) Brillenlose Reflexionen. S. 19.

begünstigte sie sogar, die „gedrückte, angegriffene Partei liess man nicht nur nicht zum Worte kommen, sondern gönnte ihr nicht einmal die Freiheit, sich zu vertheidigen, und alle dahin zielenden Aeusserungen wurden sorgfältig unterdrückt.“

„So hat die medicinische Censur (gehandhabt durch den mehrmals schon genannten Dr. Lenhoscek) an dem hufelandischen Aufsatze über die Homöopathie[1]) welcher in einer ungarischen Zeitschrift übersetzt erschien, folgende schöne und wahre Stelle ganz gestrichen: „Keine Art der Despotie, keine Alleinherrschaft, kein Druck des Glaubenszwanges; selbst die Regierung darf in wissenschaftliche Gegenstände nicht eingreifen, weder hemmend noch eine Meinung ausschliesslich begünstigend; denn beides hat, wie die Erfahrung lehrt, Schaden gethan.“ „Nicht nur die Homöopathie betreffende, sondern auch solche Aufsätze werden unterdrückt, welche den Grundsätzen der Homöopathie günstige Ideen zu erwecken im Stande sind. Als Beyspiel führe ich hier nur zwei sehr bescheidene Abhandlungen, eine über die Einfachheit in der Medicin, und eine andere über die Unvollkommenheit der Arzneymittellehre an, welche mit folgender Unterschrift abgewiesen wurden.“ Folgt ausführlich in lateinischer Sprache die Censurbemerkung von Dr. Lenhoscek, wonach es nicht gestattet werden kann, dass etwas gegen die durch viele Jahhunderte hindurch wissenschaftlich gepflegte Medicin öffentlich geschrieben wird. Die Homöopathen könnten ihre Beobachtungen veröffentlichen, hätten sich aber der Angriffe auf die Allopathie durchaus zu enthalten.

„Die hier ertheilte Erlaubniss ist indess nur eine leere Vertröstung geblieben, da es sogar den Herausgebern der einzigen in Ungarn erscheinenden medicinischen Zeitschrift verboten wurde, homöopathische Abhandlungen aufzunehmen. Dies alles wäre aber noch leichter zu verschmerzen gewesen, da es zu hoffen war, dass die Vorzüge der neuen Heilkunst, wenn nicht aus Schriften, doch aus Thatsachen nach und nach immer mehr erkannt werden, aber bey dem ist es nicht geblieben. Die Anhänger der Homöopathie müssen sich alle möglichen Schmähungen und Verläumdungen gefallen lassen, ohne nur mucksen zu dürfen.“

Es wird nun erzählt, wie ein Schriftsteller Dr. Hanak mit Unterstützung des allopathischen Professors Dr. Sch. und des Arztes Dr. S. eine Reihe von Schmähartikeln in seiner

---

[1]) Journal der pract. Heilkunde. 1830. Febr.

Zeitschrift „Die Biene" veröffentlicht hat, die allerdings den Leser über die Gesinnungsart dieser Streiter keinen Augenblick im Zweifel lassen. Hier einige Proben: „Unter den Aerzten fehlte es auch nicht an Icarussen, welche, des wächsernen Stoffes ihrer Schwinge vergessend, dummstolz gegen die Sonne flogen — und herab in's Meer der Vergessenheit purzelnd, nicht einmahl wie der Sohn des Dädalus das Glück hatten, durch ihren Sturz sich zu verewigen. Hierunter sind zu rechnen alle Prahler mit Universalmitteln und Universal-Heil-Methoden, vom Dr. Sangrado an bis zu den neuesten unglücklichen Charlatanen der Heilkunde — den Homöopathen." — „Es ist zwar vorher zu sehn, dass die homöopathische Narretey, wie jedes Werk des Truges und der Finsterniss in sich selbst zu Grunde gehen muss; allein die Freunde des Lichts nehmen auch mit Vergnügen wahr, dass schon jetzt vernünftige Aerzte ihre Stimme dagegen erheben." Der vernünftigste wäre Simon, der bekanntlich nachgewiesen hat, dass Hahnemann „sowohl als Gelehrter wie als Arzt ein unzuverlässiger Ignorant" ist. . . . „Aus diesem Grunde ist es nimmer zu begreifen, wie ein echter Magyare, wenn er auch am Leibe krank, aber an der Seele gesund ist, solcher Charlatanerie sich preisgeben kann." „Was ist denn ein homöopathischer Arzt anderes und besseres, als ein Dämmerungsvogel, welcher aus den Zellen seiner ehrlichen Collegen Honig zu holen trachtet" Aus lauter solchen Sentenzen scheint die Belehrungsepistel zusammengesetzt gewesen zu sein.

„Dieser Aufsatz wurde von den Gegnern der Homöopathik mit grossem Beyfall aufgenommen. (Würde auch heute noch mit Jubel begrüsst werden, wie weiter unten zu sehen. A.) Sie sahen darin ihren eigenen Groll und Unmuth gegen diese neue, sie höchlich empörende Lehre ausgedrückt. Das schlecht unterrichtete Publikum nahm es als eine kräftige Darstellung der Nichtigkeit der Homöopathie, und um diesen Zweck noch mehr zu erreichen, nahm es sich Dr. Hanak vor, diesen Aufsatz besonders abdrucken zu lassen, und mit dienlichen Excerpten aus dem simonischen Buche vermehrt, dem Publikum um einen billigen Preis anzubieten. Ein homöopathischer Arzt wagte Einiges gegen diesen grob schmähenden und unwissend absprechenden Aufsatz zu sagen, welchen er, im Mangel einer andern deutschen Zeitschrift, in die Modezeitung geben wollte. Der Aufsatz musste zur medicinischen Censur. Nach mehreren Wochen bekam er ihn mit folgender Unterschrift zurück: „Dieser Aufsatz ist, abgesehn von seiner Form, hinsichtlich des verhandelten

Gegenstandes nicht geeignet, in die Modezeitung aufgenommen zu werden und wird daher nicht zugelassen.“ Ofen, am 12. Juli 1830. M. von Lenhossék, köngl. ungar. Stadthaltereyrath und Reichs-protomedicus. Mp. . . ““

Doch alles Dieses scheint fast Neckerei, wenn wir Dr. Kováts anhören. Dieser verfasste „Antiorganon ac Orgonarosta“ Pesth 1830. Darin wird die Homöopathie genannt: „eine Taschenspielerei, eine strafwürdige Betrügerei, eine Charlatanerie, eine närrische, rohe Pfuscherwissenschaft, eine für müssige Schuster passende Beschäftigung“ etc. Hahnemann ist „ein elender Vagabunde, ein herumstreichender, unwissender Barbierer, ein blinder Paracelsianer, ein Lügner, ein nichtsnutziger Verführer, ein Erznarr, ein falscher, grober, schlechter Fuchs“ und dgl. Die Anhänger Hahnemann's sind durchgängig „Narren, die man einsperren sollte.“ Die sich homöopathisch behandeln lassen, sind ihm auch Narren. Einen homöopathischen Arzt Dr. Paul von Balogh in Pesth (nicht zu verwechseln mit Balogh dem Comitatsphysicus) nennt er einen „Kuppler von Hahnemann, einen Betrüger, einen unverschämten Lügner, einen undankbaren Menschen, der sich unterfängt, die Lehren der medicinischen Facultät zu verschmähen, einen Charlatan, einen unwissenden, dummen, falschen, niederträchtigen Menschen, der nichts gelernt hat, da er sonst unmöglich die Lehren der Homöopathie angenommen hätte“ etc.

Die Homöopathen konnten wegen der Censur sich nicht öffentlich vertheidigen.

Aehnlich traten in Ungarn Chirurg Rochel, Professor Schuster[1]) in Pesth und Dr. Lippich auf. Wiederholt und bei verschiedenen Zeitungen versuchten die Homöopathen Entgegnungen zu veröffentlichen. Der medicinische Censor wies sie jedesmal zurück mit der Erklärung, dass die Hahnemann'sche Kurart in den österreichischen Staaten verboten sei.

„Bey so bewandten Sachen ist es aber kein Wunder,“ heisst es weiter im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, „wenn in Ungarn meistens die schiefsten, lächerlichsten, ja oft die absurdesten Ideen über Homöopathie herrschen, wenn bey dem sonst gewiss für alles Gute und Edle empfänglichen Publikum die Homöopathie nur langsame Fortschritte macht, da oft die allergebildetsten Menschen eine

[1]) Verfasser der anonymen „Hahnemanniana“. Berlin 1830 bei C. F. Enslin.

nicht zu überwindende Scheu davor haben. Kommen doch täglich die meisten allöopathischen Aerzte zu ihren Kranken mit der köstlichen Nachricht, dass die Homöopathie endlich, Gott sey Lob und Dank, in den letzten Zügen sey; dass Seine Majestät die Homöopathie eben durch ein Handschreiben streng untersagt habe; dass dies höchst nothwendig war, da die Homöopathie so viel Unheil hier und da angerichtet, dass ihre giftigen Mittel langsam tödten, oder ein elendes sieches Leben zu Wege bringen, die weibliche Schönheit vernichten und alsogleich um viele Jahre älter machen etc. (Auf ganz dieselben Ansichten, wie die letztgenannten, stösst man aus denselben Gründen auch jetzt noch im Publikum. A.) Hören doch die Zuhörer der Medicin in den Collegien nichts als Witzeleyen, Spöttereyen oder Verdammungsurtheile über die Homöopathie. Wer darf sie zurechtweisen? oder bey ihnen Lust zum Lesen homöopathischer Schriften erwecken? Ist es nun ein Wunder, wenn unter den zahlreichen Zuhörern der Medicin in Pesth so wenige sind, die einige Lust hätten, sich mit der neuen Lehre bekannt zu machen? Aber bei all diesem despotischen Druck wird das Licht der Wahrheit in dieser wichtigen Angelegenheit auch in Ungarn siegen." Im Jahre 1837 wurde durch kaiserliches Handschreiben das Verbot der Ausübung der Homöopathie aufgehoben, und seit 10 Jahren befindet sich in Pesth eine Klinik und Professur für Homöopathie, welche Professor v. Bakody, der Sohn des so heftig verfolgten v. Bakody inne hat.

1843 wurden die Leser ungarischer Blätter wiederum mit einem Angriff auf die Homöopathie unterhalten, worauf die Homöopathen u. A erwiderten:[1]) „Dann hat unser Gegner den Lesern einreden wollen, dass der Homöopathie von der älteren Schule keine Hindernisse in den Weg gelegt würden, dass man uns frei unsern Weg gehn liess. . . . Es gibt jetzt noch eine Hauptstadt in der österreichischen Monarchie, in der ein homöopathisches Buch nicht einmal in einer Zeitung angekündigt werden darf, ja der Buchhändler darf ein solches Buch nicht in seinen Auslagekasten stellen; dort wie hier darf alles gegen die Homöopathie gedruckt werden, aber nichts für sie.

[1]) Allg. hom. Zeitung. Bd. 24. S. 268.

Es ist gewiss hier am rechten Orte, den ärztlichen Standpunkt derjenigen ärztlichen Rathgeber des österreichischen Kaisers etwas näher zu beleuchten, welchen dieser so vertrauensvoll gefolgt ist. Vor Allem war es Andreas Stifft, später Excellenz von Stifft, ein heftiger Gegner der Homöopathie, welcher das Verbot der Ausübung von Hahnemann's Heilweise erwirkte. Griesselich (Skizzen etc.) erzählt folgende, heitere Anekdote: Es erschien bei Stifft Dr. Löbel, um demselben ein ihm dedicirtes Werk zu überreichen. Der Kammerdiener hatte diesen Namen mit Dr. Löwe, einem bekannten, von Prag nach Wien eingewanderten Homöopathen verwechselt. — Dr. Löbel musste lange warten. Endlich erschien Stifft und trat diesem Nichthomöopathen mit den Worten entgegen: „Sie sind ein Homöopath, ein Narr; gehen Sie! gehen Sie! mit Narren will ich nichts zu schaffen haben.“ (Beide durch Seitenthüren ab).

Excellenz von Stifft war Leibarzt des Kaisers. Bekanntlich regierte damals Franz II., welcher sich nach dem Verschwinden der deutschen Reichsherrlichkeit 1806 Franz I. nannte.

Sein Vater war Leopold II., an dessen Krankengeschichte sich das Auftreten Hahnemanns gegen den 4maligen Aderlass knüpfte. Franz hatte schon Gattinnen und seinen blühenden, welthistorischen Enkel bei der rationellen Bluttherapie verloren. Der Kaiser war 67 Jahre alt, und durch die Bürde des Alters nicht wenig gebeugt[1]), als ihn ein von seinen Leibärzten (Stifft und Günther) anfangs für gefahrlos erklärtes „hitziges Fieber“ ergriffen hatte, anno 1835. Es wurde Blut abgezapft. Die hierauf wie gewöhnlich folgende vorübergehende „Beschwichtigung der Symptome“ wurde als günstig erklärt; jedoch wie immer steigerten sich die Fiebererscheinungen balddarnach, und es wurde zum zweiten Male Blut gelassen. Hierauf gewannen aber schnell alle Symptome eine höhere Staffel, und beide Leibwalter erklärten am 28. Februar Mittags, sie vermöchten den Patienten nicht zu retten. Es wurde der Wunsch nach weiteren Consultationen geäussert, und es erschienen 3 erzherzogliche Leibärzte am Krankenbette. Diese traten dem befolgten Kurverfahren bei, und versicherten, dass für den Augenblick noch einige Hoffnung sei, wenn sich eine glückliche Krise, eine starke Transpiration einstelle. Um dahin zu wirken, instituirten sie unter Anderm noch

[1]) Vergl. Krüger-Hansen, Brillenlose Reflexionen. S. 21 u. f. Güstrow 1835.

2 mal Blutlässe, wonach sich das Fieber verdoppelte, die Kräfte abnahmen, der Athem stockte, und binnen 24 Stunden alle Thätigkeit des Herzens erlosch.

Als der edelmüthige Kranke die sein Blut für Gift haltenden Aerzte zum letzten Mal entliess, reichte er trotzdem Jedem die Hand, dankte ihnen für ihre Bemühungen und versicherte sie seiner Liebe und Huld, mit Grossmuth hinzufügend: er wisse, wie sehr auch sie ihn liebten, und wie sie Alles gethan hätten und thun würden, was ihm das Leben fristen könne!

Bei der Section lautete die Epikrise der Aerzte dahin: „Der Kranke sei an einer Entzündung der Lunge, des Herzens und der grossen Blutgefässe gestorben; die medicinische Behandlung sei die einzig richtige gewesen, allein die mehrmal repetirten Blutlässe hätten nicht hingereicht, der steigenden Entzündung Schranken zu setzen, und eine noch eingreifendere Behandlung hätte die allgemeine Beschaffenheit des Kranken nicht erlaubt, ohne ihn andererseits der Gefahr eines augenblicklichen Todes auszusetzen.“

Dieses tragische Geschick welches die österreichische Kaiserfamilie durch ihre „rationellen“ Rathgeber erfuhr, erinnert an gleiche Schicksale, die andere, geistig hervorragende Männer durch die rationelle Medicin erfahren haben. Wie erging es beispielsweise Göthe in dieser Hinsicht? Derselbe that folgende Aeusserung:[2])

„Beide (die Rede ist vom Grafen Paar und Anton Prokesch, Adjutanten des Fürsten von Schwarzenberg) von der Hahnemann'schen Lehre durchdrungen, auf welche der herrliche Fürst seine Hoffnung gesetzt hatte, machten mich damit umständlich bekannt, und mir schien daraus hervorzugehen, dass, wer auf sich selbst aufmerksam einer angemessenen Diät nachlebt, bereits jener Methode sich unbewusst annähert.“

Hofrath Dr Pitschaft benutzt (ib.) diesen Ausspruch gegen die Homöopathie und setzt hinzu: „Wie einfach wahr, fein und zart dem Fürsten gegenüber.“

Göthe's Ausspruch fällt ebenso wenig gegen die Homöopathen ins Gewicht, wie der von Jean Paul für dieselben, welcher so urtheilt: „Hahnemann, dieser seltene Doppelkopf von Philosophie und Gelehrsamkeit — dessen System am Ende den Ruin der gemeinen Receptirköpfe nach sich ziehen muss, aber noch

---

[2]) Bd. 32 seiner Werke. S. 184 — Hufelands Journal Bd. 77. St. 3. S. 4.



wenig von den Praktikern angenommen und mehr verabscheut als untersucht ist.[1])“ Uns will fast bedünken, dass Jean Paul tiefer in die Sache eingedrungen sei, als Göthe mit seinem diplomatischen Ausspruch, und dass es in des Letzteren eigenem leiblichem Interesse gelegen habe, sich mit Hahnemann näher bekannt zu machen. Seine Krankengeschichte wird es uns bestätigen.

Bekannt ist der Ausspruch Hufeland's,[2]) der von 1783 bis 1793 als Arzt und Freund seinen näheren Umgang genoss: „Es ist mir nie ein Mensch vorgekommen, welcher zu gleicher Zeit körperlich und geistig in so hohem Grade vom Himmel begabt gewesen wäre, und auf diese Weise in der That das Bild des vollkommensten Menschen darstellte. Aber nicht bloss die Kraft war zu bewundern, die bei ihm in so ausserordentlichem Grade Leib und Seele erfüllte, sondern mehr noch das herrliche Gleichgewicht, was sich sowohl über die physischen als geistigen Funktionen ausbreitete, und die schöne Eintracht, in welcher beides vereinigt war, so dass keines, wie so oft geschieht, auf Kosten des andern lebte, oder es störete.“

Im Dezember 1830 wurde Göthe von einem Lungenblutsturze befallen, nach Ansicht seines Arztes Vogel in Folge von Gram über den Verlust seines Sohnes. Danach hatte er sich wieder erholt, obgleich in den letzten Jahren „Schwächen des Alters, besonders Steifheit der Gliedmaassen, Mangel an Gedächtniss für die nächste Vergangenheit, zeitweise Unfähigkeit das Gegebene in jedem Augenblicke mit Klarheit schnell zu übersehen“ und ausserdem Schwerhörigkeit bei ihm immer merklicher wurde. „Die früher so grosse Beweglichkeit der Gedanken nahm, wie die Leichtigkeit der Muskelactionen, von Jahr zu Jahr sehr merklich ab,“ während seine gewohnte Schwerfälligkeit, Entschlüsse zu fassen, zunahm.

Der erwähnte Blutsturz füllte „ein tiefes und weites Waschbecken zur Hälfte an,“ und dabei liess Vogel dem alten Manne noch zwei Pfund Blut aus der Ader.

„Göthe ass sehr viel und selbst dann, wenn er sich über Mangel an Appetit ernstlich beklagte, häufig doch noch weit mehr, als andere, jüngere, gesunde Personen . . . . Diätfehler begangen zu haben, räumte er niemals ein, wie häufig er sich derselben auch schuldig machte. Seine Unenthaltsamkeit im Essen bewirkte natürlich nicht gar selten Indigestionen. Dem häufig überfüllten Unterleibe

---

[1]) Zerstr. Blätter Bd. 2. S. 392 — Stapf. l. c. I. S. 1.
[2]) Sein Journal 1833. St. 1. S. 31.



kam man täglich durch Pillen aus Asa foetida, Rhabarber und Jalappenseife und durch Klystiere zu Hülfe; nach den Umständen wurden zuweilen auch noch etliche Theelöffel weinige Rhabarbertinctur, oder auch eine Portion Bittersalz nothwendig" . . . „Wie sein Freund Schiller die Ausdünstungen fauler Aepfel, so liebte Göthe eingeschlossene Zimmerluft. Nur mit grosser Mühe konnte man ihn bewegen, ein Fenster öffnen zu lassen, damit sich die Luft in seinem Schlaf- und Arbeitszimmer erneuere."

. . . „Göthe hatte in Folge seiner durchaus produktiven Tendenz in jedem Lebensalter viel Blut erzeugt. Früher war jedoch die Blutbereitung mit der Blutconsumption in einem ziemlich günstigen Verhältnisse geblieben. In den letztern Lebensjahren jedoch entstanden aus beinahe gänzlichem Mangel an körperlicher Bewegung bei fortwährend reichlich zuströmender Nahrung Vollblütigkeiten, welche starke (!) künstliche Blutentleerungen, Aderlässe, von Zeit zu Zeit dringend erheischten."

Oben wurde schon berichtet, dass sein Arzt ihn täglich Abführmittel nehmen liess, ausserdem „trank er Jahr aus Jahr ein und Tag für Tag Kreuzbrunnen und zwar jedes Jahr über 400 Flaschen."

Hufeland bemerkt in einer Nachschrift: „Produktivität war der Grundcharacter sowohl im Geistigen als Physischen, und im letztern zeigte sie sich durch eine reiche Nutrition, äusserst schnelle und reichliche Sanguification und Reproduction, kritische Selbsthülfe in Krankheiten und eine Fülle von Blutleben. Daher auch im hohen Alter die Blutkrisen und das Bedürfniss des Aderlasses."

Ueber die l. c. beschriebene letzte Krankheit Göthe's, die wegen der eingeflochtenen Schilderungen von Göthe's Lebensgewohnheiten und Ansichten grosses Interesse gewährt, wollen wir uns nicht erlauben, trotz der grossen Menge von Arzneien, die er hat schlucken müssen, ein Urtheil abzugeben. Die Behauptung aber, dass die täglichen starken Abführmittel, der unausgesetzte Gebrauch eines so eingreifenden Mineralwassers in diesen unvernünftigen Quantitäten, die wiederholten „starken" (man bedenke, was in jener blutigen Zeit das Wörtchen „stark" zu bedeuten hatte) Aderlässe das kostbare Leben dieses Mannes schwer geschädigt haben — diese Behauptung dürfte heute wohl Niemandem als gewagt erscheinen.

Ein Arzt wie Hahnemann, der damals nicht weit von Weimar lebte, würde auch die nöthige Energie gezeigt haben, um den von

ihm so oft als unerlässlich betonten Genuss der freien Luft auch bei Göthe durchzusetzen. Hier kann der Arzt durch ein festes, sicheres Auftreten und unermüdliches, verständiges Zureden jedes Vorurtheil besiegen.

Dass Raphael, Mirabeau, Lord Byron, Gessner, etc. etc. durch Aderlässe an Gesundheit und Leben schwer geschädigt wurden, dass Ludwig XIII. in einem Jahre von seinem Leibarzt Bouvard 47 mal zur Ader gelassen wurde, mit einer Zugabe von 215 Brech- und Abführmitteln und 312 Klystieren, dass die Familie Ludwig's XIV. nach Zeugniss selbst der blutdürstigen damaligen Allopathen „durch Blutlässe umgebracht wurde," und wie es Ludwig XV. nicht viel besser erging, in Gemeinschaft mit vielen, vielen andern bemerkenswerthen Menschen — alles das gehört nicht hieher, viel eher interessirt uns noch das Schicksal Cavour's.[1])

Nach einer stürmischen Parlamentssitzung am 29. Mai 1861 in Turin wurde Cavour von leichten Fieberschauern befallen, denen sich in der darauf folgenden Nacht „heftige Schmerzen in den Eingeweiden" zugesellten mit Erbrechen. Es wurde ein Aderlass gemacht, „der den Kranken erleichterte." Am kommenden Morgen des 30. Mai wurde ein zweiter und um 5 Uhr Abends desselben Tages ein dritter Aderlass vorgenommen. Also drei Aderlässe in noch nicht 24 Stunden! Danach starkes Fieber, „sehr matt und leidend." Die Nacht war gut! Freitag am 31. Mai Fieber weg, sodass Cavour einen 2 stündigen Ministerrath abhalten konnte vom Bette aus. Abends heftiges Fieber. Chinin half nicht. Am 1. Juni zwei neue Aderlässe, wonach eine ruhigere Nacht. Den folgenden Tag, 2. Juni, bleich und entkräftet, linke Hand und Vorderarm kalt wie Marmor (natürliche Folge des ungeheuren Blutverlustes). Beim Versuch das Bett zu verlassen öffnete sich die Aderlasswunde, die sehr starke Blutung kann von der Umgebung nicht gestillt werden, was endlich einem hinzugerufenen Chirurgen gelingt Einige Stunden später wieder heftiges Fieber, kurzer Athem, Gedankenverwirrung. Die Nacht sehr schlecht, am andern Morgen vermehrte Aufregung, Athem immer kürzer, sehr heftiger Durst (Folgen des Blutverlustes). Cavour bittet um einen Aderlass, der allein ihn

---

[1]) Ausführlich erzählt am Schluss von: „Graf Cavour's Leben und Wirken" von Giuseppe Massari. Jena 1874.

retten könne. Der Arzt wird schnell hinzu gerufen, er stimmt bei, (!) man lässt einen Chirurgen holen. Dieser macht einen neuen Einschnitt, aber es floss kein Blut mehr; durch Pressen der Ader gelang es, 2—3 Unzen geronnenen Blutes herauszubringen. Die Aderlassschnitte der ersten Tage waren noch nicht zu geheilt. Die consultirenden Aerzte verschrieben eine Solution von Chinin. sulfur. Cavour bat um Pillenform, weil er aus Erfahrung wusste, dass der Geschmack des Chinin ihm Erbrechen erregte. Die Aerzte weigerten sich, sie hielten die Lösung für besser. Mit grossem Widerstreben nahm er die Medicin, wonach sogleich Erbrechen folgte, welches sich erneuerte, wenn er das Mittel zu nehmen versuchte, was er nur auf Zureden seiner Umgebung that. In der folgenden Nacht heftiges Fieber mit Delirien. Eisumschläge auf den Kopf und Senfpflaster auf die Beine. Die kommende Nacht wieder sehr schlecht. Am folgenden Morgen wurden Schröpfköpfe in den Nacken gesetzt, und die Zugpflaster an den Beinen erneuert. Die Zugpflaster zogen nicht, und das schmerzhafte Ansetzen der Schröpfköpfe wurde nicht mehr vom Patienten gefühlt. Victor Emanuel, welcher seinen Minister vor dessen Tode besuchte, schlug den Aerzten vor, das Oeffnen einer Ader am Halse noch zu versuchen. Die Aerzte versprachen, diesen Vorschlag zu berücksichtigen. Doch der Tod litt es nicht mehr. Unter unauslöschlichem Durst starb Cavour.

Bevor wir das Kapitel von dem Kampfe um die groben Anschauungen der „Wissenschaft“ und um den Aderlass verlassen, ist noch nachzutragen, dass die Gegner, welche die Homöopathen wegen ihres Blutsparens in der heftigsten Erregung angriffen, fast alle ausdrücklich die Versicherung abgaben, dass ihnen die Besorgniss um das öffentliche Wohl die Feder in die Hand drücke, indem Tausende alljährlich durch das unblutige Verfahren der Homöopathie deren „Betrügerei“ und „Charlatanerie“ geopfert würden. Wenn die Homöopathen erklärten, bei ihrer Behandlungsweise bessere Erfolge zu erzielen, so war das „Lüge“, „die Homöopathen glaubten es selbst nicht.“ Genasen Patienten mit schweren Krankheiten bei homöopathischer Behandlung, so waren die Krankheiten nur „leichte“ gewesen, und die Diagnose war von den Homöopathen falsch gestellt, es war nur eine unbedeutende Unpässlichkeit von den „Betrügern“ zu einem heftigen Leiden aufgebauscht, um den

Leuten Sand in die Augen zu streuen. Starb aber z. B. ein Pneumoniker trotz homöopathischer Behandlung, so war es sicher, dass ein „energisches Eingreifen“, ein Aderlass etc., kurz eine „wissenschaftliche“ Therapie den Kranken gerettet haben würde. Die Literatur der Homöopathie bewahrt sehr werthvolle Belege für die unerhörte Verfolgung, welcher sie allein wegen der Zurückweisung des Blutlassens, der Brechmittel etc. ausgesetzt war.

Hier noch ein Beispiel, wie die Allopathen auch in ihrer Journalliteratur jede Gelegenheit benutzten, in gleich erregter Weise ihre Gegner wegen Unterlassung des „wissenschaftlichen“ Verfahrens zu befehden.

In dem angesehenen Journale für Chirurgie etc , welches von den Professoren von Gräfe und von Walther redigirt wurde, werden 1835 folgende, sichtlich tendenziös gefärbte Krankheitsgeschichten mitgetheilt. Wir bringen sie nach der Wiedergabe in Schmidt's Jahrbüchern:[1]) „Ein blühendes, gesundes, kraftvolles Dienstmädchen von ungefähr 20 Jahren bekam ein einfaches, rheumatisch-galliges Entzündungsfieber, vertraute sich einem approbirten Arzte an und starb nach einigen Wochen unter grässlichen Leiden und Raserei. Die Kranke hatte durchaus keine ausleerenden Mittel erhalten, noch war Blut entleert worden, sondern der Arzt hatte ihr nur einige Mittel des neueren Zeitgeistes selbst gegeben. Bei der Section erschienen alle Eingeweide, besonders der Magen, theilweise brandig, Mesenterium und Darmkanal heftig entzündet, und die Wände der dünnen Gedärme dabei verdickt und voller Knoten, die beim Einschneiden eine Menge von corrodirter, zottiger Darmhaut, halb eingeschlossene, orangenfarbige, gallige Partien und davon entstandene Geschwüre enthielten. Die dicken Därme waren voll verhärteter Fäces. In die Brusthöhle hatte sich viel Blut ergossen und die Lungen waren heftig entzündet.“

Dann wird ein Fall von Apoplexie erzählt, welcher aus homöopathischer Behandlung in allopathische Hände gerieth. „Trotz der hinzugerufenen rationellen Aerzte, konnte der Kranke mit den besten der bekanntesten Mittel gegen Hirnblutschlag nicht mehr gerettet werden, welcher bei aller Sorgfalt (Aderlass etc.) in 3 Tagen starb mit Hinterlassung einer Wittwe und vieler unerzogenen Kinder.“ — „Aehnliche Fälle erlebte Verfasser zur Zeit der Brown'schen Methode, wo er Fieberkranke, denen ein vernünftiger

[1]) Bd. 6. S. 146 und S. 153.

Arzt bei turgescirender Galle Brechmittel und Laxantia gegeben haben würde, von verblendeten Brownianern aus Furcht vor Asthenie mit China und Kampher behandeln und unter entsetzlichen Kolikschmerzen, Verzerrungen des Gesichts, Exaltation der Sinne bei offenbar innerer Entzündung, Fluchen und Schimpfen auf den Arzt etc. umkommen sah." Jedenfalls waren es wetterfeste Kerle, die unter Schimpfen und Fluchen von der irdischen Bühne abtraten, und die Brownianer hatten gewiss Unrecht, hier Asthenie anzunehmen.

Solche Ausbrüche des Parteihasses fanden in den ernstesten allopathischen Journalen willkommene Aufnahme (Ph. von Walther, der Redacteur, war bekanntlich Lehrer von Schönlein und Johannes Müller), und Schmidt's Jahrbücher hielten dieselben für geeignet, sie einem weiteren Leserkreise mitzutheilen. Wenn aber die Allopathen in ihren wissenschaftlichen Schriften ihrem Aerger in dieser Weise Ausdruck gaben, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, in welchem Grade sie im Verkehr mit dem Publikum ihrem Parteihass nachgaben.

Das Auftreten des Oberhofrath Kopp.

(Erfahrungen und Bemerkungen bei einer prüfenden Anwendung der Homöopathie am Krankenbette. Von Dr. J. H. Kopp, Oberhofrath, Director der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde etc. Frankfurt a. M 1832). Hufeland urtheilt[1]) folgendermassen über Kopp: „Wenn ein Arzt, wie Kopp, den gewiss das ganze medicinische Publikum als einen ihrer achtbarsten, erfahrensten, denkendsten und zwar rein praktisch beobachtenden und denkenden Arzt anerkennt, sein Urtheil über dieses wichtige neue Phänomen ausspricht, so verdient dies gewiss unsere ganze Aufmerksamkeit. Längst war es unser Wunsch, dass ein solcher Mann sich der unparteiischen Untersuchung der Homöopathie unterziehen möchte. Aber es bedurfte dazu einer seltenen Vereinigung von Eigenschaften. Einmal die höchste Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit, keine Zuvoreingenommenheit gegen die Sache, sondern vielmehr die Hoffnung und den Wunsch, etwas Gutes und die Heilkunst Förderndes darin zu finden, und die Empfänglichkeit des Geistes, alles Gute und Nützliche, auch in

---

[1]) S. Journ. 1833. St. 1. S. 73.

der seltsamsten Gestalt und, wie bei der Homöopathie, in dem widerstrebendsten, abstossendsten Ton dargeboten, in sich aufzunehmen, eine vollkommene Kenntniss und lange Erfarung in der bisherigen Medicin, und ebenso ein vollkommenes Studium und eine lange und reiche Erfarung in der Homöopathie; zuletzt, was allem Uebrigen die wahre Weihe giebt, ein ruhiges, wohlwollendes Gemüth, und ein durch wahre allgemeine Bildung veredelter und über die Gemeinheit erhabener Geist. — Glücklicher Weise findet sich dies Alles in Kopp's neu erschienenem Werke vereinigt."

Hufeland führt dann einige Sätze aus Kopp an, welche ihm sympathisch waren, hebt besonders dessen Ansichten vom Blutentziehen hervor, ohne sich in eine Kritik einzulassen. Kopp hatte eine ähnliche Ansicht von der Homöopathie wie Hufeland.

Hufeland wurde dieserhalb nie von den Allopathen heftig angegriffen. Er war gleichsam das Familienoberhaupt der Aerzte, und wurde von den Allopathen in einer Weise geachtet und verehrt, wie die Geschichte der Medicin in Deutschland kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Von den Ausländern ist wol nur Boerhaave hierin mit ihm zu vergleichen. Wurde Hufeland angegriffen, so erwiderte er stets in einem milden, aber bestimmten und würdigen Tone, stets nur die Sache im Auge behaltend. Wir erinnern nur an das Beispiel von Röschlaub, Professor der Medicin zu Landshut, mit seiner Erregungstheorie. Hufeland war ihm entgegengetreten, Röschlaub wurde ausfallend, Hufeland verlor nie seine ruhige, aber entschiedene Sprache. So dauerte der Kampf zwischen diesen beiden Männern durch ein Jahrzehnt bis zum Jahre 1806. 5 Jahre später gestand Röschlaub, der doch gewiss ein energischer, selbstbewusster Mann war, seine Fehler gegenüber Hufeland öffentlich ein,[1]) und that gleichsam öffentlich vor ihm Abbitte; eine gewiss seltene Erscheinung, die beide Männer in gleicher Weise ehrte, wie ein Schriftsteller mit Recht bemerkt. Einen Beweis, wie sehr Hufeland diese Achtung verdiente, liefert auch sein Aufsatz im 2. Stück des 32. Bandes seines Journals „Rechenschaft an das Publikum über mein Verhältniss zum Brownianismus." Trotz aller persönlichen Angriffe gegen ihn von Seiten der Brownianer, hatte er seine Person nicht vertheidigt, obgleich dadurch manches ungünstige Urtheil und Missverständniss über ihn entstanden war, wofür sogar Sprengel in seiner Geschichte der Medicin einen Beleg

[1]) Hufl. Journ. 1811. Bd. 32. St. 1. S. 3 u. f.

gab. Hufeland hatte geschwiegen, um den Streit nicht unnütz zuzuschärfen. „Nur um die Wahrheit war es mir zu thun.“ Ueber seinen Sinn für die Medicin sagt er (S. 6): „Nicht bloss mit dem Verstande, sondern mit meinem Gemüthe, in mein ganzes Wesen, hatte ich meine Wissenschaft aufgenommen, sie war mein Leben geworden.“

Kopp stand zwar auch hochgeachtet da, aber er war nicht Hufeland; von den Allopathen fielen Simon und Sachs über ihn her, als die Homöopathen die Fehde gegen ihn schon längst eröffnet hatten. So gerieth Kopp in ein Kreuzfeuer und hatte es mit beiden Parteien gründlich verdorben. Trotz der Heftigkeit der Angriffe unterliess es aber Niemand, seine Hochachtung vor Kopp's Gelehrsamkeit, practischer Tüchtigkeit und redlichem, eifrigem Streben auszudrücken; letzteres freilich mit Ausnahme von Simon, der, als Sachs ihn „achtungswerth“ nannte, ein Fragezeichen hinzufügte. Dem Streiter Simon war eben nichts heilig, keine Waffe war ihm zu schlecht, wenn er sie gegen die Homöopathie und überhaupt gegen seine Feinde z. B. gegen Krüger-Hansen gebrauchen konnte.

„Wenn ich neue, sich mir bestätigende Erfahrungen in der neuen Lehre gern annehme,“ sagt Kopp, „so verschmähe ich doch ihr System. Dem bisherigen Gange zufolge muss die gegenwärtige Homöopathie durch die Homöopathiker selbst nach einer mässigen Reihe von Jahren eine völlig verschiedene Gestalt gewinnen.“ (Vorwort).

„Das Behandeln der Krankheit nach allgemeinen Indicationen, wie man es nannte, hat geschadet. Der Heilkünstler, welcher mit den specifischen Kräften der Arzneien vertraut ist, und solche für die vorliegenden Krankheitsfälle zu benutzen und zu handhaben versteht, übt am glücklichsten die Medicin aus.“ S 5 u. f.

„Unbezweifelt wirken vorzugsweise der gebrannte Schwamm auf den Hals, die Phosphorsäure auf die Geschlechtstheile, Sabina und Mutterkorn auf den Fruchthälter, der Kopaivabalsam auf die Harnröhre, die Meerzwiebel und Kanthariden auf die Urinwege, der Lerchenschwamm auf die aushauchenden Gefässe der Haut, die Jodine auf die Drüsen, die Schwefelleber auf die Luftröhre. Ebenso wahr ist es, dass jedes Mittel für ein Organ oder für mehrere ein specifisches ist, das heisst, es bringt in einem oder in mehreren Organen stärkere, auffallendere, besondere oder alleinige Wirkung hervor“ (S. 6).

„Sieht man nun die Homöopathie von der Seite an, dass sie darauf ausgeht, die specifischen Kräfte der Arzneien zu untersuchen, so muss sie anziehend für jeden Arzt werden.“

„Nicht die von Hahnemann gelieferte Theorie, sein sogenanntes System, sondern die ihm zu Grunde liegenden Erfahrungen (und experimentellen Untersuchungen) machen das Wesentliche der Homöopathie aus.“ S. 8.

„Wie Hahnemann die Homöopathie gab, wird sie vielleicht von gar keinen, selbst ultrahomöopathischen Aerzten befolgt“ S. 9.

„Eine allgemeinere Aufnahme dürfte die Homöopathie in ihrer gegenwärtigen Gestalt unter den Aerzten nicht finden, besonders nicht in Frankreich und England; am seltensten befassen sich ältere Aerzte damit, weil sie zu sehr vom Gewöhnlichen abweicht, ihr Studium mühsam und schwierig ist und viele von früheren Systemen getäuscht wurden.“

„In der Regel aber ist jeder Arzt, welcher sich nicht mit der Ausübung der Homöopathie beschäftigt hat, ihr gram, und ihre bittersten Feinde hat sie unter denen, die sie nicht gehörig kennen.“

„Es sollte jeder, welcher die Homöopathie beurtheilen will, dieselbe zuvor am Krankenbette prüfen.“ — „Hahnemann's System kann untergehn, während seine Erfahrungen, wenn sie als neu und wahr die Probe bestehn, unvergänglich bleiben.“ S. 11.

„Das Studium der specifischen Mittel der Homöopathie gewährt auch dem Allopathen Vortheile: Beachtung der Wirkungen der Arzneien auf Gesunde; nähere, eindringendere Kenntniss der Arzneimittel, insbesondere aber ihrer specifischen Kräfte; Vermeidung abenteuerlicher Arzneigemische und Zusammensetzungen; Aufmerksamkeit auf Arzneikrankheit und Verhütung derselben; Einfachheit der Behandlung, der Stempel eines jeden guten ärztlichen Verfahrens, Vorsicht in der Wahl der Mittel, Vertrautheit mit der Wirkungsfähigkeit derselben.“ S. 14.

„Eine Glanzseite von Hahnemann's Medicin ist unstreitig die Prüfung der Arzneien an Gesunden zur Ermittelung ihrer specifischen Kräfte. Das Verfahren, hiernach die Kräfte der Arzneien zu bestimmen, hat grosse Vorzüge und Hahnemann hat das unvergängliche Verdienst der Erfindung und Erweiterung.“ S. 35.

„Der Umfang des Talents Hahnemann's ist zu erkennen,

wenn man betrachtet, wie erschöpfend er seine Untersuchungen der specifischen Mittel ergriff, und mit welchen Schwierigkeiten er beim Durchbrechen der Bahn zu kämpfen hatte. Die Beachtung der Wirkungen der Arzneien auf das Gemüth, die Temperatur des Körpers, den Schlaf, in Ansehung des Durstes etc, hinsichtlich der Tag- und Nachtzeit, der Bewegung oder Ruhe, der Berührung, der Zeit vor oder nach dem Essen, des Aufenthalts in der Luft oder in der Stube, auf die Wirkungsdauer der Mittel etc., zeugen von der Fruchtbarkeit seines Genies und von seiner Auffindungsgabe neuer, wahrer Gesichtspunkte im Gebiete der Natur."

„Die Prüfung der Arzneien an Gesunden allein ist nicht genügend zur Auffindung ihres Wirkungskreises, es kommt die Erfahrung am Krankenbette als nothwendiger Factor hinzu."

„Die Hahnemann'sche Arzneimittellehre in ihrem jetzigen primitiven Zustande muss gereinigt werden von den falschen und zweifelhaften Angaben."

Kopp wendet sich nun in langen Ausführungen gegen viele Paragraphen in Hahnemann's Organon, welche damals schon nur von Vereinzelten, heute von Niemandem mehr als wahr angenommen werden, verurtheilt Hahnemann wegen der Anmaassung einer Dictatur in der Medicin und beweist, dass die Heilungen nicht, wie Hahnemann will, sämmtlich auf hom. Wege vor sich gehen. Es werden dann homöopathische Heilungsgeschichten und Misserfolge erzählt Bei den Nichterfolgen lässt sich nachweisen, dass er sehr häufig eine falsche Wahl getroffen. Die Heilungen sind theilweise mit Beihülfe von Blasenpflastern etc. bewirkt, eine Inconsequenz, die schwer zu tadeln ist. Solche Erzählungen haben nur den Effect, dass sie die Köpfe irre machen. Diese Halbheiten mussten auf beiden Seiten missfallen.

„Derjenige Arzt, welcher die Wirksamkeit der winzigen Gaben geradezu abläugnet, mag gefragt werden, ob er die Reizempfänglichkeit des menschlichen Organismus in ihren beiden Extremen ganz gemessen habe?"

„Wahr ist es, manchmal bewirken die homöopathischen Arzneigaben schnelle, erstaunenswürdige Besserung und Heilung und dann ohne alle Beschwerden; aber auch sehr häufig lässt sich schlechterdings gar keine Wirkung wahrnehmen" (und zwar, wenn die Wahl der Arznei eine unrichtige ist. A.).

„Wenn ich Mitglied eines Geschworenengerichts wäre, das über die Wirksamkeit der homöopathischen Verdünnungen sich aus-

sprechen sollte, so würde ich ehrlicherweise nichts anders sagen als: im Allgemeinen sind sie wirksam, doch kommen öfter Fälle vor, in denen kein Erfolg von ihrer Anwendung wahrgenommen wird.“ S. 114.

Auch Kopp war nicht im Stande, sich des Blutlassens zu enthalten. Er beruft sich dabei auf den periodischen Blutverlust beim erwachsenen weiblichen Geschlecht sämmtlicher Menschenrassen. „Hier hat die gegenwärtige Homöopathie eine besonders schwache Seite, wo durch Versäumniss von allgemeiner oder örtlicher Blutverminderung mittelst Aderlass oder Blutegel etc. die spätere Erhaltung der Vollkommenheit der Organe, die Gesundheit und selbst das Leben gefährdet werden.“

„Eine ächte (?) Allopathie und eine gemässigte Homöopathie stehen sich im Wesentlichen weit näher, als viele glauben. Diesseits und jenseits liegen schädliche Extreme.“ Hätten die homöopathischen Aerzte Kopp's vermittelnde Ansichten angenommen, so wäre heute noch der Aderlass in vollster Blüthe.

„Ein Anderes sind Hahnemann's Erfahrungen über specifische Arzneien und ein Anderes ist die von ihm aufgestellte Theorie. Wer bloss nach dieser die Homöopathie beurtheilt, handelt unrecht. Wenn unter den ersteren vieles Beachtenswürdige, Werthvolle und Interessante für den Arzt angetroffen wird, so liegt, neben mehreren, eine Ursache der Menge von heftigen Widersachern der Homöopathie darin, dass sich die Aerzte durch die Mängel der Hahnemann'schen Theorie, so wie durch das darin herrschende Ungewöhnliche und dem bisherigen Thun der Praktiker Widerstrebende abschrecken lassen, jene Erfahrungen zu prüfen.“ S. 465.

„Wer unbefangen Hahnemann's Wirken von seinem ersten Auftreten als Schriftsteller, als Lehrer, Urheber und Meister einer eigenen Schule — bis jetzt kritisch gefolgt ist, kann den genialen Untersuchungssinn, die spekulative Originalität und die mächtige Geisteskraft dieses Mannes nicht verkennen. Mit hohem Talent, bewährter Menschenkenntniss und Klugheit, vieljährig gesammelter Gelehrsamkeit und seltener Ausdauer sucht er muthvoll seine kühnen Pläne auszuführen. Ueberall lässt er den experimentirenden Beobachter, den in früheren Zeiten eifrig und fleissig gewesenen Arbeiter im Gebiete der Chemie erkennen. Unvergänglich sind gewiss seine Verdienste um die nähere Wissenschaft von den spe-

cifischen Arzneikräften und von der Grösse der Empfindlichkeit des menschlichen Organismus für sie.“ S. 471.

Simon (Pseudomessias 3. Theil) nennt Kopp einen gewiegten Practiker und Kritiker – „ausgezeichneten Practiker“ — „von gereiftem Alter und gereifter Erfahrung“ — etc. etc.

Sachs[1]) sagt von ihm: Herr Kopp, zu den kenntnissreichsten und mit Recht geachtetsten deutschen Aerzten gehörig, ein Mann, der auf dem Gebiete der schwierigsten Kunst, der Beobachtung, ein schönes und selbständiges Talent bewährt hat“ . . . „geniesst eine sehr ehrenvolle Stellung unter den deutschen Aerzten.“ Entrüstet ruft Sachs aus S. 271: „Herr Kopp, ein achtungswerther Arzt, mannigfach belehrender Schriftsteller, ein Mann von gereifter Erfahrung und, wie es immer geschienen, ohne Versuchung zu irgend welchen Excentricitäten, dem Gebiete der Theorie fernstehend, mit Nachdenken aber und Geschicklichkeit, nicht versucht und nicht verlockt durch ein Trachten nach hohen Dingen, in der Empirie sich bewegend – er unternimmt eine Prüfung der Homöopathie!“ Unbegreiflich! Denn was Hahnemann geschrieben hat, ist nach der ganz bestimmten Versicherung dieser beiden Allopathen und trotz Kopp ausnahmslos Unsinn. Simon erklärt Hahnemann für einen „crassen Ignoranten“, „die Unfähigkeit, einen Gedanken klar aufzufassen und zu verfolgen, leuchtet aus Allem, was er je geschrieben, widerlich genug hervor“ (S. 5), und Sachs vergleicht ihn zum zweiten Male mit dem Teufel, an dem ebenso viel Wahrheit sei, wie an Hahnemann. Kopp aber wird geradezu ein Vorwurf daraus gemacht, dass er überhaupt homöopathische Arzneien am Krankenbette in Anwendung gezogen; notorischer Unsinn dürfe nicht geprüft werden.

Allopathische Urtheile über die Prüfung der Arzneien an gesunden Organismen.

Die Ansichten von Bischoff, Puchelt, Hufeland, Gmelin, Riecke und Eschenmayer über diesen Gegenstand sind bereits bekannt.

Prof. Heinroth l. c. hat diese Ansichten: S. 103: „Nun wer hat uns denn Alles diess, überhaupt den ganzen Apparat der Materia medica, dem so viele 1000 Erfahrungen zum Grunde liegen,

[1]) Die Homöopathie und Herr Kopp. Leipzig. 1834. S. 39 u. f.



kennen gelehrt? Schreiber dieses selbst hat sich diese Frage oft aufgeworfen, und hat sich darauf nichts Anderes antworten können, als: Noth, Instinct und Zufall." Und in einer Anmerkung S. 104: „In dieser Hinsicht ist Zufall und Schicksal ganz Eins. Was uns zufällt, ist eben nichts Anderes, als was uns zugesendet wird. Sapienti sat!"

S. 105: „Also: uns dünkt, es ist das Wahrscheinlichste, dass Noth, Instinct, Zufall die Erfinder der Materia medica sind, welche durch Tradition fortgepflanzt und allmälig herangewachsen ist."

S. 107: „Es erscheint wirklich auffallend lächerlich, wenn Herr Hahnemann die Kraft der Arzneien an Gesunden entdecken will."

S. 110: „Der Gedanke, die Arzneien an Gesunden zu prüfen, hat auch in der That etwas so Widersinniges, dass er den unverkünstelten Verstand und den gesunden Natursinn zurückscheucht. Die Kunst eines, man möchte sagen frevelhaften Experimentirens muss erfunden seyn, ehe man an so etwas denken kann. Ein gesunder Naturmensch kann höchstens einmal aus Neugierde versuchen, wie eine Arznei schmeckt, aber er wird nie versuchen, wie sie wirkt; denn er ist ja nicht krank, und wer wird sich durch Arzneien krank machen wollen?"

Heinroth entwickelt seine Ansichten noch weiter. S. 112: „Noch einmal: nur die Kranken, nicht die Gesunden, haben uns die Heilkräfte der Arzneien kennen gelehrt; und es ist ebenso unmöglich, im gesunden Zustande diese Heilkräfte zu erfahren, als es allein möglich ist, diese Erfahrung im kranken Zustande zu machen. Krankheit und Heilmittel sind eben solche Correlate, als Gesundheit und Nahrungsmittel. So widersinnig es wäre, die Wirkung der Nahrungsmittel an Kranken zu erforschen, ebenso widersinnig ist es, die Wirkung der Arzneien an Gesunden auszumitteln. Arzneimittel zeigen ihre Kraft und Wirkung nur im kranken Zustande, wie Nahrungsmittel nur im gesunden."

Und wie heisst es in Hufeland's Journal über Heinroth? „Wer möchte sich mit seiner Intelligenz messen?" Schmidt's Jahrbücher nennen diese Schrift „das klassische Werk Heinroths." Fr. Groos[1]) schrieb: „Heinroth, dieser berühmte Leipziger. Gelehrte!" „Ich erinnere mich, in Heinroth's Beilagen zu seiner

[1]) Ueber das hom. Heilprincip. l. c. S. 4 u. 5.

Uebersetzung von Georget's Werken gelesen zu haben, dass jener versichert, Hahnemann's Lehre auf's Vollständigste widerlegt zu haben.“ Doch wir haben Heinroth unterbrochen.

S. 134: „Der Mensch wird, dem Arzneimittel zu Gefallen, zur blossen Probirmaschine, zum Pharmacometer.“ So geht es noch mehrere Seiten weiter, und es wird bewiesen, dass das Arzneiprüfen ein „Frevel“ ist. S. 137.

„Jede Kraft lernt man erst aus ihrer Wirkung kennen; und die Heilkraft soll vor ihrer Wirkung erkannt werden? Wir rufen abermals mit Herrn Hahnemann aus: Thorheit!“

Dass Heinroth mit seiner Ansicht nicht allein stand, sehen wir schon aus der Kritik der Schmidt'schen Jahrbücher. Sein Buch galt für eine der besten, ja nach Vielen sogar für die gründlichste und schlagendste Widerlegung des Ketzer's Hahnemann, wie ihn Ferd Jahn nannte.[1]) „Mit der unwiderstehlichen Gewalt der Logik“ war Hahnemann von Heinroth vernichtet.

Mückisch l. c. 1826. S. 123 beruft sich ebenfalls auf das Urtheil Heinroth's „über diese widersinnigen Prüfungsversuche Hahnemann's an Gesunden“ und kommt am Schluss zu dem Resultat, dass die Prüfungen an Gesunden „vernunft- und naturwidrig“ seien.

Aehnlich stritten Prof. Sachs, Simon, Lesser, der ungenannte Verfasser von „Wunder der Homöopathie“ und noch mehrere, während andererseits ja nicht zu leugnen ist, dass von manchen Gegnern das Verdienst Hahnemann's anerkannt wurde, die Gründung einer physiologischen Arzneimittellehre angestrebt, und wirksamen Anstoss dazu gegeben zu haben.

Allopathische Ansichten über die Lebensdauer der Homöopathie und Vorschläge zu ihrer Vertilgung.

Da die Homöopathie „Unsinn“ war, so konnte sie unmöglich eine lange Existenz haben, zumal bei den ungeheuren äusseren Schwierigkeiten, die ihrer Ausbreitung in den Weg gelegt wurden. Hatten die Allopathen Recht mit ihrem Urtheil, so folgte nothwendig, dass der Untergang der Homöopathie bald zu erwarten war.

---

[1]) Ahnungen einer allgem. Naturgeschichte der Krankheiten. Eisenach 1828. S. 116.

Machte aber die Ausbreitung der Homöopathie weitere Fortschritte, so ist dies ein Beweis, dass das gegnerische Urtheil ein falsches war

Prof. Kieser prophezeit im Jahre 1825[1]): „Aus dem Angegebenen ergibt sich indess die unläugbare Folgerung, dass sowohl die Hahnemann'sche als auch die Broussais'sche Theorie nur eine ephemere Gültigkeit und Anerkennung im Publikum erhalten können, nämlich nur so lange, als der gegenwärtige, entzündliche epidemische Character der Krankheiten herrschend ist, und dass beide ihr Publikum verlieren, sowie ein anderer stehender epidemischer Character der Krankheiten auftritt."

Obermedicinalrath und Leibarzt Stieglitz bedauert 1825[2]): „Das Hahnemann'sche Unwesen, das in und um Leipzig und Prag besonders so weit um sich gegriffen hat, ist sehr beklagenswerth."

Prof. Heinroth schreibt in demselben Jahre[3]): „An diesem Axiom (Wirkung der Arznei und Gegenwirkung des Organismus) stirbt die Homöopathie, die wir bis jetzt . . . bis auf ihr Sterbelager begleitet haben."

Krankenhausdirector Mückisch[4]) urtheilte 1826: „Beide Systeme, das homöopathische und das animal-magnetische sind Modeartikel . . . . und deshalb gewiss in Kurzem vergessen."

1825 schreibt ein Allopath im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen (S. 675): „Der Verfasser sahe in seinem etlichen 40jährigen praktischen Leben so manches System der Medicin und so manche Heilmethode wie Gewitterwolken in der Luft vorbeiziehen . . . und so wird auch die homöopathische Wuth ihr Ziel erreichen, ohne dass es nöthig wäre, sie zu verunglimpfen." Von dieser letzteren Ansicht scheinen die Gegner sehr bald zurückgekommen zu sein.

Prof. Sachs schrieb 1826 den „Versuch zu einem Schlusswort über Hahnemann's System."

Kraus, den Prof. Most[5]) seinen verehrungswürdigen Lehrer nennt, äusserte in demselben Jahre[6]): „Hahnemann hat mit dem dazu gar nicht passenden Namen eine Irrlehre bezeichnet, welche eher untergehen wird, als die Kenntniss des Wortes in der frisch

[1]) Hufel. Journ. Bd. 60. St. 2. S. 36.
[2]) ib. Bd. 60. St. 1. S. 99.
[3]) l. c. S. 189 Anmerkung.
[4]) l. c. S. 169.
[5]) Encyclopädie der Medicin I. S. 1042. Leipzig 1836.
[6]) Krit. etymolog. med. Lexicon, Göttingen 1826 S. 403 u. 406. 2. Aufl.

geschaffenen Bedeutung – denn über diese wird man noch nach Jahrhunderten lachen, bemitleidend die Schwäche unseres Zeitalters." „Die Hahnemann'sche Irrlehre wird nach wenigen Jahren untergegangen sein."

Nietsch,[1]) sagt voraus: „Eben so leicht ist vorherzusehen. dass die neue Lehre bald aus der Mode kommen werde, so bald irgend eine andere Neuigkeit die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird."

. . . „Daher sind die meisten Aerzte . . . . der Ueberzeugung, dass dieses blendende Unwesen, ohne alle Gegenmassregeln, vielleicht recht bald das Ziel alles Vergänglichen erreichen werde."

. . . „Der Wahrheit den Sieg über die Thorheiten des Tages."

. . . „Ich glaube vorher sagen zu können, dass bald kein Mensch mehr . . . an die Homöopathie glauben wird." . . . „Fern sei alle Persönlichkeit in Angriffen auf eine Lehre, die bald nicht mehr sein wird! Wären Andere, die Herrn Hahnemann früher angegriffen haben, mit gleicher Humanität, wie Herr Hufeland zu Werke gegangen; so wäre sie vielleicht nie in's praktische Leben eingeführt worden, und die Nichtärzte hätten einen Grund weniger gehabt, ihre sonst gute Meinung von den Aerzten und ihrer Kunst sehr herabzustimmen."

. . . Das bereits wankende Ansehn der Homöopathie.

1827 freut sich Elias[2]) über den „abnehmenden Zulauf" des Publikums zu den Homöopathen, und das war „der schlagendste Beweis, dass die Homöopathie ein nutzloses Ding ist."

1828 vergleicht Bernstein[3]) Hahnemann mit Broussais und Rasori, klagt über die grosse Ausbreitung der Homöopathie in Warschau, und verspricht baldigen Untergang derselben.

1828 schrieb Dr. Wetzler sein Buch: „Die Hahnemann'sche Homöopathie in den letzten Zügen." Augsburg.

Fischer-Dresden (l. c. 1829) hat sich bereits oben S. 205 über den Untergang der Homöopathie in Leipzig ausgesprochen, sowie den Grund genannt, weshalb sie in Berlin, Frankreich und England nicht existiren kann. S. 53: „Doch bürgt mir der Verstand dafür, dass der Staat selbst ein so geist- und sinnloses Pfuschen ohnmöglich lange dulden kann."

---

[1]) Bemerkungen über Homöopathie. Hanau 1826. S. 3. 10. 44. 73. 74.

[2]) Gurkenmonate S. 45 und 46.

[3]) Huf. Journ. Bd. 67. St. 2. S. 85 u. f.

Obermedicinalrath Wildberg schrieb 1830 „Einige Worte über die homöopathische Heilart zur Belehrung,“ (Leipzig. 1830. Vorrede) und sprach den Allopathen Trost zu:

„Mit welcher allgemeinen Theilnahme wurde nicht zu seiner Zeit das Turnen aufgenommen, eine Zeit lang mit Eifer betrieben: aber wie bald kam man zu der Einsicht, dass diese Art, die Leibesübungen bei der Jugend zu befördern, in mehrerer Hinsicht schädlich sei! Mit welcher Wuth wurde nicht seiner Zeit das Magnetisiren in Krankheiten getrieben; aber wie bald ist man davon zurückgekommen.“ . . . Ebenso ging es mit dem Präservativ gegen Scharlach,[1]) mit dem Glauben an Wunderkuren und Hungerkuren. „Und stehet nicht von den in der neueren Zeit empfohlenen und mit vielem Enthusiasmus aufgenommenen russischen Bädern ein Gleiches zu erwarten?“ „Still und ruhig“ können die Allopathen darum auch das Schicksal der Homöopathie abwarten.

Hufeland sagt 1831[2]): „Das Experiment ist noch nicht geschlossen.“ „Die Zeit wird richten.“

Kleinert's Repertorium brachte 1831 diese erfreuliche Nachricht: „In Braunschweig scheint die Homöopathie ihrem Ende nahe zu sein.“[3])

Der Anonymus in „Wunder der Homöopathie“ S. IV sagte 1833 voraus: „Die Homöopathie wird bleiben und von ihren Schlacken gereinigt, eine sehr schätzbare Methode der Heilkunst werden.“

S. 20: „Ich kann im voraus versichern, dass, so wie eine entzündliche Constitution der Krankheiten wieder eintritt und vorherrschend wird, der Missbrauch der Homöopathie so sicher ein Ende nehmen werde, wie es mit dem Brown'schen Systeme der Fall war.“ S. 26: „Hahnemann hat mit den alten Heroen des Arztthums viel Aehnlichkeit. Aesculap hatte keinen festen Wohnort, sondern durchzog in Begleitung einer Ziege das Land und heilte die Kranken, die zu ihm kamen; und das Maulthier des Hippokrates trug denselben, der auch häufig seinen Wohnort wechselte, durch ganz Griechenland und die benachbarten Länder.“ S. 27: „Der Ruf des Hippokrates war nämlich bei seinen Lebzeiten

---

[1]) Von dem Hahnemann'schen Mittel gegen Scharlach berichtete u. A. im Jahre 1835 Prof. Fleischmann in Erlangen in Huf. Journ. Bd. 80. St. 6. S. 21 günstige Resultate. Er hatte es von 1807 an benutzt.

[2]) Die Homöopathie, Berlin. S. 5 und 12.

[3]) Suppl. zum IV. und V. Jahrgang S. 435.

so gewaltig gross nicht, wie wir dieses aus seinen Klagen in den Briefen an den Demokrit sehen, sein Ruf entstand eigentlich erst nach seinem Tode durch seine Schriften; bei unserm Hahnemann lässt sich aber leicht voraussehen, dass sein Ruf nach seinem Tode kleiner, als er bei seinem Leben ist, sein werde."

Sachs, die Homöopathie und Herr Kopp 1834 S. 2: „Was hätte ich mit der Homöopathie zu thun, die nicht ist, Nichts ist." S. 41: „Kopp verspricht ihr Dauer, Unvergänglichkeit!" S. 272: „Die Homöopathie ist gar nicht aufgegangen, ist gar nicht da."

Damerow sah 1834: „dass die Homöopathie in der Auflösung begriffen sei."[1])

Schmidt's Jahrbücher[2]) 1834: „Ob die Homöopathie der Zeit und ihren Gegnern trotzen wird, . . . möchte sehr zu bezweifeln sein."

Simon machte 1834 ebenfalls noch gute Hoffnung[3]): „Die Homöopathie hat übrigens in Oesterreich selbst, wo sie durch den Reiz der Neuheit einiges Aufsehen erregt hat, ihre Glanzepoche schon überlebt, und der Enthusiasmus der Layen für sie ist dort, sowie in Sachsen, Thüringen und andern Gegenden schon merklich abgekühlt und mehr und mehr im Abnehmen begriffen Es geht mit der Homöopathie wie mit der Cholera, die, während sie in andern Gegenden und Städten frisch ausbricht, an den Orten, wo sie früher gehaust, fast schon in Vergessenheit geräth."

Die Prophezeiungen vom baldigen Untergang der Homöopathie machten zu jener Zeit wohl sämmtliche allopathischen Aerzte, sodass ein homöopathischer Arzt 1834 schreiben konnte[4]): „Das Grab der Homöopathie wird nun schon seit einigen dreissig (richtiger 20) Jahren von mehr als 30 000 allopathischen Aerzten gegraben; sie stehen alle um die frische Gruft herum, und harren des Zuges, der die längst ersehnte Leiche ihren geschäftigen Händen überliefern soll, damit sie dieselbe so schnell als möglich hinabsenken, und ihr somit die letzte Ehre erweisen können. Prof. Sachs fertigte bereits vor einigen Jahren in seinem „Schlusswort" den Leichensermon, aber siehe, noch immer steht die Gruft offen, und die Leiche will immer noch nicht kommen."

---

1) Med. Zeitg. d. Ver. f. Heilk. i. Pr. 1834 No. 36 — Kleinert, Repertorium etc.

2) Bd. 3. S. 269.

3) Antihomöop. Archiv. Bd. 1, Heft 1. S. 20.

4) „Die Allöopathie" No. 6.

Die Leidtragenden verloren indess die Geduld noch nicht.

Lesser[1]) beruhigte: „Jetzt kann der gute Mann ausser Sorge sein, denn die Homöopathie hat sich hier in Berlin überlebt.“ 1835.

Augustin nannte 1835[2]) die Homöopathie: „Diese Modeheillehre.“

Stieglitz[3]) rieth noch nicht nach Hause zu gehn, die Leiche würde schon bald kommen: „Die gebildeten Klassen des Publikums, welche für die Homöopathie günstig zu stimmen besonders beabsichtigt wird, (Andere behaupteten mit derselben Bestimmtheit, die Homöopathen hätten es eben nur auf das ungebildete Publikum abgesehen) werden sich nicht auf die Dauer und selbst nie im Allgemeinen von einem solchen Blendwerke und Truge täuschen lassen. Manche, die für jetzt zu der Homöopathie hinneigen, werden sich bald wieder vergegenwärtigen, was einst ihnen selbst oder den Ihrigen, oder dem Kreise ihrer Bekannten die gewöhnliche Arzneikunst leistete.“

Stieglitz ahnte damals wohl nicht, dass an seine Stelle als Leibarzt des Königs von Hannover später ein Homöopath Dr. Weber treten, und dass sich der König im Vergleich mit seiner allopathischen Behandlung sehr anerkennend über die Homöopathie aussprechen würde. Der hom. Leibarzt erhielt bei Gelegenheit ein eigenhändiges Schreiben, worin der König seine besondere Zufriedenheit über die hom. Erfolge aussprach, was bei den Allopathen einen verstimmenden Eindruck machte.[4])

Doch was half alles Zureden? Den Allopathen wurde die Zeit auf dem Kirchhofe zu lang; die Meisten bekamen kalte Füsse und gingen verschnupft nach Hause, liessen zu Ader und schrieben ihre langen Recepte weiter. Zwar stiegen Einige noch auf die Höhe und riefen, wir sehen die Leiche, sie kommt, ganz gewiss, sie kommt, fanden indess nur mehr wenig Gehör. Als nun die Wiener Schule den Schlüssel zu den Erfolgen der Homöopathen gefunden hatte, und durch den Nihilismus sich ihnen glaubte gleich zu stellen, da wuchs wieder die Hoffnung auf baldigen fröhlichen Leichenschmaus, und man fing wieder an, die Leiche zu erblicken. „Wir hoffen es noch zu erleben, dass das ganze illusorische Gewebe sich verfilzt

---

[1]) l. c. S. 42. Anmerkung.

[2]) l. c. S. 186.

[3]) Die Homöopathie 1835. S. 9.

[4]) Allgem. hom. Zeitg. Bd. 56. S. 161 und Bd. 58. S. 20 u. 21.

und mit Gestank sich auflöst," wünschte 1853 ein allopathischer Hitzkopf[1]) und Prof. Aug. Förster[2]) tröstete noch 1857 seine Glaubensgenossen: „Ausser Deutschland kam diese Lehre nur äusserst wenig auf und findet sich jetzt kaum noch in Spuren"

Das klang zwar recht beruhigend, aber die Klagen aus Frankreich, England, Spanien, Italien, Amerika und allen andern Welttheilen über die verzweifelte Lebensfähigkeit und Zähigkeit dieser ärgerlichen Heilmethode waren zu laut, als dass die Worte des Professors das Gefühl der ersehnten Sicherheit hätten gewähren können. Bald war auch der letzte Allopath von der Gruft verschwunden. Auf dem Heimwege sprachen sie von „mundus vult decipi", „Urtheilslosigkeit der Menge", „dem Narrenkönig gehört die Welt" und Aehnliches.

Ueber die Verbreitung der Homöopathie brachten 1834 Schmidt's Jahrbücher (Bd. 3. S. 269) ein Referat aus einer andern Zeitschrift:

„Während ein Ungenannter, der so eben die Schaar der homöop. Schriften durch eine neue vermehrt hat, die Homöopathie als eine schauerliche Missgeburt mit dickem Rumpfe, Bocksfüssen, krummen Armen und langen Fingern, Fuchsaugen, Eselsohren und einem Wasserkopfe schildert, finden wieder Andere diese Lehre ungemein liebenswürdig. Die Zahl ihrer Anbeter wächst, und sie ist die Modedame geworden, von der Alle sprechen. Ob sie übrigens der Zeit und ihren Gegnern trotzen wird, dass sie gleich einer Ninon d'Enclos auch im Alter noch alte Verehrer zu fesseln und neue anzuziehn verstehn wird, möchte sehr zu bezweifeln sein. Ihre Ausbreitung ist dessenungeachtet gross. Nicht viel weniger als die Hälfte (?) der gegenwärtig in Deutschland erscheinenden med. Schriften betrifft die Homöopathie. Ihre Literatur hat bereits eine solche Ausdehnung erhalten, dass die Homöopathen selbst zu klagen beginnen, man habe keine Zeit mehr, Alles zu lesen und das Gute zu studiren. Sieben Journale sind ihr gewidmet; von einer 8. Zeitschrift, die blos Auszüge aus den andern

[1]) Charlatanerie der Hom. Weimar 1853. S. 40.

[2]) Grundriss der Encyclopädie der Medicin. Jena 1857. S. 125. — Fielitz, die medic. Weltweisen, Sondershausen, 1857. S. 26.

liefert, erscheint soeben das 1. Heft; eine weitere soll in Kurzem in Karlsruhe das Licht der Welt begrüssen, eine zehnte in Paris, eine elfte in Nordamerika. Das erste Dutzend wird somit bald voll sein."

„In Deutschland, ihrem Vaterlande, hat sich die Homöopathie schnell ausgebreitet In Baden war vor ein paar Jahren ein einziger homöopathischer Arzt: seit der Zeit haben aber mehr als 40 Aerzte die Homöopathie studirt und ausgeübt. In Würtemberg hat sich seit etwa 10 Jahren nur ein Arzt der neuen Heilmethode bedient: gegenwärtig scheint sie sich auch hier weiter Bahn zu brechen, und in Stuttgart befindet sich ein junger homöopath. Missionair. In Baiern zählt man wenige homöopath. Aerzte: in Würzburg hat noch kein Apostel des neuen Glaubens Zutritt gefunden. In München werden aber seit 2 Jahren Vorlesungen über dieselbe gehalten; auch soll eine hom. Heilanstalt errichtet werden. In Oesterreich steigt die Zahl der hom. Aerzte. In Sachsen und Thüringen zählt sie sehr viele Anhänger, und ihr Begründer wirkt noch in seinen hohen Jahren mit jugendlicher Kraft. In Leipzig wurde im vorigen Jahre eine homöopath. Heilanstalt eröffnet. In Sachsen-Meiningen erliess die Regierung im vorigen Jahre einen Befehl an die Apotheker, sich mit den hom. Mitteln zu versehn. In den beiden Hessen hat sie gute Aufnahme gefunden. In Preussen greift die Hom. gleichfallls mehr um sich: in Hamburg haben neulich einige Aerzte das Banner derselben aufgepflanzt und in der Hauptstadt Braunschweigs ist sie schon seit 11 Jahren habilitirt. Mehrere Vereine sind bemüht" etc.

Weiter werden die Fortschritte der neuen Lehre in den ausserdeutschen Ländern betrachtet, in Frankreich, der Schweiz, Italien. In Italien ist sie (1834) nach des Verf. Ansicht todt; „sie war dort nur eine ephemere Erscheinung."

„Auf der pyrenäischen Halbinsel scheint man von der Homöopathie noch keine Ahnung zu haben; auch den stolzen Engländern hat sie noch keinen beifälligen Blick entlocken können."

„In Russland wurde sie lange durch den verstorbenen Rehmann, welcher Chef des Medicinalwesens und ihr Gegner war, niedergehalten."

„Jetzt aber kann sie sich freier bewegen, und im October vor. Jahres erschien eine kaiserliche Verordnung, welche die Ausübung der hom. Heilmethode den zur Praxis berechtigten Aerzten gestattet, die Anlegung von homöop. Centralapotheken in Peters-

burg und Moskau verordnet, und unter gewissen Umständen den Aerzten das Selbstausgeben der Arzneien erlaubt. Auch jenseits des Oceans hat die neue Lehre Verehrer gefunden. Die medicin. Facultät zu New-York hat Hahnemann zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt; in Philadelphia hat sich die Hahnemannische Societät gebildet, und kürzlich wurde eine nordamerikanische Zeitung für hom. Medicin angekündigt."

„Aus diesen kurzen Notizen ersieht man, dass die Homöopathie in den letzten Jahren sehr an Ausbreitung zugenommen hat, und es mag nicht übertrieben sein, wenn die Freunde derselben die Zahl der homöopathischen Aerzte auf 500 anschlagen. Allein trotzdem muss dem aufmerksamen Beobachter auffallen, dass die Homöopathie eben jetzt, indem sie sich rasch verbreitet, einer Krisis entgegeneilt, in der es sich um Sein oder Nichtsein handelt. Entweder geht sie aus dieser Krisis siegreich und geläutert hervor oder sie stürzt in sich selbst zusammen und begräbt sich unter ihren eigenen Trümmern, was allem Anscheine nach das Wahrscheinlichste ist." Anno 1834.

. . . „Wie übrigens auch immerhin die Sache sich entscheiden mag, so wird etwas Nützliches für die Arzneikunde daraus hervorgehn, und wenn auch die Homöopathie untergehen und als eine taube Frucht erkannt werden sollte, so wird eine grössere Berücksichtigung der Diät, Beschränkung des Arzneimissbrauches, einfachere Behandlung, aufmerksamere Beachtung der specifischen Wirkungen der Arzneimittel und eine strengere Kritik in Bezug auf med. Erfahrungen das erfreuliche Endresultat des bittern Streites werden."

Ein anderer Allopath steht vor einer Unbegreiflichkeit (1835)[1]: „Merkwürdig bleibt es immer, wie ein so wenig begründetes System — trotz allen Ankämpfens — so schnell in Aufnahme kommen, wie es selbst in den gebildeteren Klassen Eingang und Vertheidiger finden konnte. Solche Epoche, solch reissende Fortschritte hat noch nie ein Heilsystem gemacht! Wann haben sich jemals die Layen so um medicinische Systeme bekümmert?! — Nach kaum 30 Jahren hat das homöopathische System schon die Wanderung durch alle kultivirten Länder der alten und neuen Welt gemacht."

[1]) Simon's antihom. Archiv. I. 3. S. 36.

Ruf nach Staatshilfe.

Wie hatten sich die Allopathen gegen die Ausbreitung der Homöopathie zu schützen? An Schmähschriften und Verleumdungen hatten sie es wahrlich nicht fehlen lassen — ohne befriedigenden Erfolg. Der Staat sollte helfen.

Fischer (Dresden) rief schon 1829 sehr laut nach Staatshilfe. Bereits 3 Jahre früher lesen wir in Hufeland's Journal,[1]) dass das Einschreiten der Regierung gegen die Hom. gefordert wird. In Oesterreich hatte schon 1819 der berühmte Gesundheitswächter des Kaisers Franz I., Excellenz v. Stifft, ein Verbot der Homöopathie durch kaiserliches Handschreiben zu Wege gebracht.

1831 vollendete Prof. Dr. C. H. Schultz seine „Homöobiotik", widmete sie dem Minister v. Stein zum Altenstein und rieth S. XIII den Regierungen an, „die homöopathische Praxis gänzlich zu verbieten."

1834 schrieb der Kgl. Hannov. Hofmedicus und Physicus Dr. Biermann[2]): „Die Homöopathie, deren unwissenschaftliche Frechheit bisher jeder Kritik der Vernunft trotzte, sollte von keinem Staate geduldet werden."

Prof. Sachs[3]): „Hahnemann hat uns ‚befangene Leute' genannt, ‚die straflos umherziehen und dem Staate durch Hinraffung seiner Bürger die tiefsten Wunden schlagen'. Wie, wenn Hahnemann Recht hätte? Wenn die Homöopathie nicht ohne heilsame Wahrheit wäre? Es wäre nicht absolut unmöglich. Wenn ein Lehrer der Kriegskunst lehrte, die Festungen müssten mit Zuckerkügelchen oder Seifenblasen beworfen werden, wenn ein Lehrer der Mathematik behauptete, $2 + 2 = 5$, und der Theil sei grösser als das Ganze. Was würde der Staat thun? Er würde den Vertrag mit ihm brechen. Hahnemann behauptet Aehnliches, es kann also von ihm nichts Gutes kommen; und der Staat? Die Aerzte sind darauf vom Staate vereidigt, nach den Gesetzen der Wissenschaft, ‚auf wissenschaftlicher Basis' zu handeln. Die Homöopathen verspotten die Wissenschaft, sie haben den Vertrag mit dem Staate gebrochen, sind also dem Staate gegenüber ‚rechtlos'."

---

[1]) 1826. St. 5. S. 52.

[2]) Henke's Zeitschrift f. d. Staatsarzneikunde. 1834. VII. — Kleinert, Repertorium der ges. med. Journalistik.

[3]) Die Hom. und Herr Kopp. Leipzig 1834. S. 6—36.

So mit seiner schneidigen Logik dieser „Schriftsteller von grossen Talenten."

Dr. Fischer-Erfurt[1]) hat folgende Ansicht: Eine Lichtseite der Homöopathie ist die Vorzüglichkeit ihrer narkotischen Tincturen im Gegensatz zu den allopathischen Extracten, eine andere Lichtseite ist das Aufsuchen der specifischen Heilmittel und ihre Anwendung in Krankeiten, eine indirecte Lichtseite ist ferner die auffallende Vereinfachung des ärztlichen Handelns. Der Staat aber soll die Homöopathie verbieten bei Lues, Ophthalmien und intermittirenden Fiebern — das Selbstdispensiren ist streng zu untersagen. Im „Würtembergischen Landboten[2]) verlangt ein Arzt, „die Behörden seien verpflichtet, jedem, der sich für einen Homöopathen ausgebe, alles Practiciren überhaupt zu verbieten."

In Baiern hatten es die Allopathen endlich erzielt, dass[3]) nach Einholung des Gutachtens sämmtlicher Kreismedicinalausschüsse die Anwendung des homöopathischen Heilverfahrens in medicinisch-gerichtlichen Fällen verboten wurde. Als Zeichen, dass auch Ausnahmen unter den Allopathen vorkommen, schreibt dagegen ein Arzt, der nach seiner Aussage nichts weniger als ein Freund der Homöopathie ist: Diese Verordnung sei ein Eingriff in die persönlichen Rechte des Kranken und in die heiligsten Rechte der Wissenschaft. Die Wissenschaft ist Republik, und jeder wissenschaftliche Mann ist stimmberechtigter Bürger derselben. Hier gibt es keine Dictatur! am wenigsten in der Medicin und in den Naturwissenschaften. Noch weit entfernt von der Wahrheit und dem Culminationspunkte unserer Wissenschaft sehen wir in dem Entstehen neuer Systeme und Theorien ein Streben des menschlichen Forschungsgeistes nach Wahrheit und Licht der Erkenntniss. Gegner der Homöopathie, die sich über die obige Maassregel freuen, mögen bedenken, dass sie dadurch gleichsam in die Verletzung eines Rechts willigen, welches die Aerzte mit allen geistigen Waffen vertheidigen sollten. Für die Homöopathie ist ein solches Vorgehen ein Triumph, eine Niederlage ihrer Gegner, indem sie darin, dass letztere zur

---

[1]) Med. Zeitg. des Ver. f. Heilk. in Preussen. No. 35. 1833. — Kleinert, Repertorium etc.

[2]) 1834. Nr. 125 — „Die Allöopathie" 1834. Nr. 17.

[3]) Durch Ministerialrescript vom 23 Dez. 1835, nach Andern v. 4. Jan. 1836.

physischen Gewalt flüchten, eine Unfähigkeit derselben erblicken werden, sie mit Gründen zu bekämpfen und zu vernichten."[1])

Ebenso hält es Dr. Stachelroth, Kreisphysikus zu Ottweiler,[2]) obgleich kein Anhänger der Homöopathie, für kaum möglich, dass die homöopathische Heilkunst, „die von so vielen tüchtigen Männern gepriesen und geübt wird" auf blosser Täuschung beruhe, und spricht für die Zulässigkeit der homöopathischen Methode.

Auf solche Ansichten stösst man in der Literatur indess nur sehr selten. Die Majorität war für Staatshilfe, und diese ist ja auch genugsam thätig gewesen.

Recht unumwunden wurde die allopathische Gesinnung zum Ausdruck gebracht in einer Schrift „Der Weg zum Grabe der Homöopathie."[3]) Der Verfasser hat es vorgezogen, sich hinter die Anonymität zu verschanzen und von hier aus seine Schrift „dem Volke und den Regierungen zu widmen."

S. 1 und Beginn des Autors: „Die Homöopathie hing noch an ihrem Nabelstrange, sie athmete noch nicht, ihr Organ war noch unfähig, ihr Dasein mit einem Geschrei zu verkünden: so wurde schon dieses noch stumme und nackte Wesen von allen geflohen, gemieden, gehasst, gleich einer Missgeburt. Von dem Vater des völlig gebornen Töchterleins endlich aufgerufen zu einer Besichtigung, fanden die Aerzte zwar die Organe des Kehlkopfs bis zu den Lungen gut ausgebildet, doch richtig eine Missgeburt: einen dicken Rumpf und Unterleib, Füsse wie ein Bock, krumme Arme und lange Finger, Augen wie ein Fuchs, Ohren wie ein Esel, und der Kopf enthielt viel Wasser. Man floh sie abermals und Niemand besuchte sie wieder. Ihre Wochen verstrichen zu Monden, die Monden zu Jahren, die Jahre zu Decennien — und siehe da ragte die Homöopathie als 30 jährige Jungfrau, jene verachtete und unbesuchte Missgeburt, umsprungen und besungen von munteren Burschen, in die Welt hinein und zeigte ihr wahres Fleisch und Blut selbst Denen, die, ungeneigt für ihre Reize, in ihr nichts mehr als Aas fanden." „Dieses Ungeziefer wird nicht verschwinden, so lange es gute Nahrung findet und finden muss."

S. 26: „Hier, Fürst! Minister! staune, was die in Deinem Lande geduldete und sich brüstende Homöopathie ist." „Ist es

[1]) Annalen der Staatsarzneikunde 1836. 19. — Kleinert Repert. der ges. med.-chir. Journ.

[2]) Henke's Zeitschr. f. Staatsarzneik. 1835. 10. — Kleinert, Repert. etc.

[3]) Quedlinburg und Leipzig. 1834.

nicht eine Schande für jedes öffentliche Blatt, welches Homöopathie erwähnt!"

S. 29: „Wie hat eine hohe Regierung, nicht gegen Homöopathie, sondern gegen homöopathische Aerzte sich zu benehmen? Eine Schande für einen Staat würde es sein, wenn nur der Theolog, der Jurist fixen Gehalt, Schutz und Achtung von ihm genössen, und der Arzt, der eher mehr als weniger Zeit und Gelder und Geistesaufwand zur Erlangung seines Prädikates verwenden musste, gleich einem Colporteur auf den Hausirhandel angewiesen, verlassen sein sollte."

So geht es weiter bis man zur Seite 32 gelangt, wo das Grab gegraben wird: „1. man belehre das Publikum, was und wieviel es von der Homöopathie zu halten habe; 2. man veröffentliche die Controle, welche die Homöopathiker auf groben Lügen und Irrthümern über die vermeintlichen Fortschritte der Homöopathie im Auslande hie und da ertappt hat; ebenso berichtige man, so weit es ermittelt werden kann, die ausposaunten homöopathischen Wunderkuren und entlarve die versteckten, gedungenen Personen, denn factisch ist es, dass in Dresden mehrere Personen, bestochen, Wunderkuren in den Dresdener Anzeiger setzten; 3. man erkläre, wie Homöopathie steht in Bezug zur Medicinalpolizei und der Justiz."

S. 33: „Die Homöopathie ist todt, nur ihr Geist spukt noch."

S. 38: „So lange jedes Machwerk eines besondern Doctors ungestört im Lande herumrasen darf, so lange ist auch die Ordnung aufgehoben."

Schmidt's Jahrbücher (II. S. 372) erklären sich mit dem Inhalt dieser Schrift einverstanden, obgleich ihnen die Anonymität nicht zu gefallen scheint.

1841 verlangt Medicinalrath Dr. Sander[1]) energisch die Staatshilfe zur Unterdrückung der Homöopathie.

„Wir staunen ob der grauenvollen Täuschung, dass in älterer Zeit hysterisch verzückte weibliche Menschen, als vom Teufel besessene Hexen, nach Urtel und Recht andächtig verbrannt wurden — wird aber die spätere Zeit nicht lächeln über unsere stolze Aufklärung, über unsere Schwäche, dass auch wir eine sichtliche Täuschung in einer praktischen Wissenschaft, ein Menschenleben

---

[1]) Hitzig's Annalen der Criminalrechtspflege 1841. Bd. 17. Heft. 3. S. 350 u. f. — Allg. hom. Zeitg. Bd. 22. S. 198 u. f.

opferndes Handeln, einen offenkundigen Aberglauben nicht zu unterdrücken wagten?" „Es sind schon viele Opfer dieser Methode gefallen und bis die Zeit das Publikum und die Aerzte enttäuschen wird, werden noch viele Opfer fallen. Wenn man dieses Heilverfahren als Täuschung und Irrthum anerkennt, warum denn nicht sogleich kräftig einschreiten?"

Der Aufsatz handelt über den Zustand einer geisteskranken, mit Wahnvorstellungen behafteten Frau, welche bei homöopathischer Behandlung nicht gebessert wurde. „Ich darf, hatte Sander in einem Gutachten an die Behörde erklärt, worin er zugleich die Versetzung des homöopathischen Arztes in den Anklagezustand beantragt, „aber als Arzt die höchstwahrscheinliche Versicherung anfügen, dass mit der ächten, zweckmässigen Heilweise, mit Blutentziehungen, mit kühlenden, ableitenden, eröffnenden, umstimmenden, beruhigenden Heilstoffen diese Krankheit noch heilbar war." Nicht unerwähnt darf bleiben, dass diese Kranke später des Vortheiles der „rationellen" Behandlung theilhaftig wurde, aber dieses Mal zufällig ohne den erwünschten Erfolg.

„Lassen wir," ruft der Medicinalrath weiter, „lassen wir den düstern Nachtthieren ihre unheimlichen Nachtgewohnheiten, sobald aber die dunkelsinnige Homöopathie am hellen Tage und in Praxi auftritt, dann hört sie auf unschädlicher Mysticismus zu sein, dann wird sie Charlatanismus, welcher nicht verspottet, sondern ernstlich bekämpft und niedergedrückt werden soll." „Es giebt eine ächte Heilkunde gestützt auf wissenschaftliche Grundsätze, hervorgegangen aus 1000 jähriger Erfahrung!"

Die Sehnsucht nach polizeilicher Unterstützung im Kampfe gegen die Homöopathie tritt am Meisten zur Zeit der Cholera und bald nachher zu Tage.

Die Gründe für die Verbreitung der Homöopathie waren dieselben wie heute. Dumme, Einfältige, Gimpel, Bethörte „gingen auf die homöopathische Leimruthe." Die einen behaupteten die Ungebildeten machten das homöopathische Publikum aus, die andern erklärten das gebildete Publikum für das grössere Contingent der Anhänger; dieser Streiter meinte, gerad die Geistlichen und Schulmeister wären die „Säulen der Homöopathie," jener Kämpfer stellte fest, dass das höhere Militär und die Juristen dem „Schwindel" besonders zuneigten. Die schlauste Idee war es aber von Hahnemann

gewesen, dass er sich an die Laien gewandt hätte. (Das that er also, nachdem die Aerzte ihn zurückgewiesen.) Doch gab es auch Männer, welche tiefer blickten:

Das Eintreten des Allg. Anz. der Deutschen für die Homöopathie trug unstreitig viel zur Verbreitung der neuen Lehre bei, und dieses Blatt wurde dadurch bei den Allopathen eigentlich recht unbeliebt. Den Redacteur nannten sie den Sancho Pansa des Don Quixote Hahnemann und trieben auch sonst manchen Schabernack mit ihm, worüber in „Wunder der Homöopathie“ von 1833 das Weitere zu finden. Es war ein Todesverbrechen, günstige Aeusserungen über Homöopathie in die Spalten aufzunehmen; und es galt durchaus nicht als Sühne, wenn auch die Gegner mit der ihnen eigenthümlichen Sprache darin zum Wort kamen. So durfte Dr. A. H. Nicolai in Berlin in demselben Blatt 1832. S. 4254 den Stifter der Homöopathie „geistesschwach oder geistesverwirrt“ nennen; „ersteres ist am Wahrscheinlichsten und der gewöhnliche Gang des Alters.“

Was konnte nur den Legationsrath Dr. Hennicke veranlassen, den bodenlosen Unsinn so öffentlich zu vertreten? Er war doch sonst, das wollte ihm ja Niemand abstreiten, ein geistreicher Mann. Doch auch das sollte an's Licht kommen. Kraus wusste es und verrieth es:[1]) „Einem eben laut werdenden Gerücht, als verdanke Hahnemann manche jener traurigen Apologien und deren Verbreitung einer gewissen geheimen Verbindung, mag ich keinen Glauben beimessen. Ich kann nicht glauben, dass verständige Männer einer thörichten Spielerei — denn mehr sind jetzt alle geheimen Verbindungen nicht! — zu Liebe sollten etwas thun können, das abscheulicher und verbrecherischer wäre, als Wegelagerei und Mordbrennerei.“ „Aufmerksam sollte endlich noch machen der so eben versuchte Kunstgriff, die Polizei gegen sich herauszurufen, um dann als scheinbar Verfolgter den rohen Haufen für sich zu gewinnen.“

Ausser der Staatshilfe, dem bis heute beliebtesten Mittel, wurden noch andere Vorschläge gemacht:

Prof. Töltenyi in Wien erklärt in der ungarischen medicinischen Zeitschrift Orvosi Jár, vom 6. Juli 1845, das beste Mittel, die Homöopathie zu stürzen, sei die Oeffentlichkeit. Er gesteht ein, dass er früher die entgegengesetzte Ansicht ausgesprochen hat, dass er früher gegen die Oeffentlichkeit war. „Es werden sich meine geehrten

[1]) l. c. S. 405.



Leser wundern, dieses Wort gerade von mir zu hören. Ich gestehe willig und gern meinen Fehler ein, dass ich bisher immer gegen die Oeffentlichkeit war. Durch die Erfahrung war ich damals noch nicht belehrt," „So lange die Homöopathen dastehen werden in den Augen des Publikums als Verfolgte, als Opfer einer guten Sache, wie sie sagen, so lange werden sie unter Aerzten Proselyten und unter Nichtärzten Beschützer fortwährend finden."

Ueberall ist nach Ansicht des Professors die Homöopathie im Rückgang, nur in Oesterreich gedeiht sie — weil sie dort verfolgt wird. „Noch grossmauliger sind die Homöopathen in Ungarn als in Oesterreich. Der in andern Staaten entzündete Aetna hat hier einen neuen Krater eröffnet. Um Gotteswillen, meine theuren Landsleute, lasset diesen in Ruhe. Nur in keine wissenschaftliche Streite lasset Euch mit ihnen ein, denn Ihr wisset ja, dass sie vom Anbeginne immer gegen die klare Vernunft protestirten. Hütet Euch, in praktische Heilversuche mit ihnen einzugehn, denn auf diesem Felde werden sie Euch gewiss elidiren und eludiren." Aber Oeffentlichkeit ist das wirksamste Bekämpfungsmittel. „Die Homöopathen mögen dann ihre Spitäler öffnen und ihre Lehrkanzeln besteigen; die hundert und hundert Ohren, die sie dann hören, die hundert und hundert Augen, die sie mit Achtsamkeit verfolgen, werden sie bald zu Grunde richten

„Wenn die Geschichte nicht lügt, und die Erfahrung Beachtung verdient, dann muss das Resultat dieser Oeffentlichkeit gerade dasselbe sein, wie es in England, Frankreich und Deutschland war" In diesen Ländern ist nämlich nach des Verfassers Ansicht die Homöopathie vernichtet [1])

Dieser sehr vernünftige Vorschlag hat bei den Allopathen keinen Beifall gefunden, und das war ihr Glück! Denn hätten sie die Homöopathen zum freien Wettlauf zugelassen, so wäre die Herrlichkeit und Herrschaft ihrer Therapie sehr schnell zu Ende gegangen.

Nur durch Staatsgewalt war es möglich, ihre Behandlungsart gegen die Homöopathie zu vertheidigen.

Doch selbst diese mächtige Stütze schien Einigen von ihnen noch nicht stark genug. Verleumdungen und die heftigsten Angriffe auf die Persönlichkeit Hahnemann's und der Homöopathen

[1]) Allgem. hom. Zeitg. Bd. 34. Nr. 10 und 11.

wurden zu Hülfe genommen. Ausgezeichnetes leisteten hierin: „Wunder der Homöopathie“ von 1833, „Der Weg zum Grabe der Homöopathie“[1]) Lesser l. c. und viele Andere. Allen voran schritt Simon als leuchtendes Beispiel. Derselbe gab ausser den erwähnten Schriften in Verbindung mit Gleichgesinnten vom Jahre 1834 an sogar

eine besondere Zeitschrift zur Niederkämpfung der Homöopathie

heraus, das „Antihomöopathische Archiv.“

In welch' ungenirter Weise die Allopathen sich hier tummelten, davon im Folgenden eine Probe:

Hahnemann wird geschildert von einem Allopathen,[2]) — der angeblich mehrmals mit ihm zusammentraf:

(Epitheta wie: „Schamloser Betrüger,“ „Schwindler,“ „Charlatan“ übergehen wir, weil dieselben ja selbstverständlich sind.)

S. 46: „Hahnemann's Gespräche tragen den Stempel der Unwissenheit.“

S. 52: „Wüsste ich nur, woher man weiss, dass Hahnemann viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit besitzt. Verrathen hat er wenigstens in seinen Schriften keins von beyden.“

Wiederholt wird von der „Dummheit“ Hahnemann's gesprochen. S. 44. 47. 53. I. S. 113.

S. 46: Beim Krankenexamen „macht sich der Betrüger zum Schein Notizen“

S. 50 wird erzählt, dass einst ein anderer, Hahnemann unbekannter Allopath sich zu diesem als simulirender Patient begab. Hahnemann examinirt ihn lange, eine ganze Stunde, und trägt die Angaben des „Kranken“ in sein Journal ein und fordert zum Schluss ein „grosses“ Honorar. „Als sich der fremde Arzt entdeckte und Hahnemann den grössten Charlatan nannte, gebehrdete sich der Mann wie ein Rasender.“ Dies war 1835 und Hahnemann 80 Jahre alt.

ib. „Beim ersten Besuche kostete es mich ausserordentlich viel Mühe, ernst zu bleiben und dem alten Betrüger nicht, so oft er den Mund aufthat, ins Gesicht zu lachen.“

Die Allopathen wussten sehr wohl, dass sie sich ungestört auf diesem Gebiete herumtummeln konnten. S. 53 wird eine Aeusserung Hahnemann's erwähnt, dass er die Gegenschriften nicht

[1]) Beide Schriften erschienen characteristischer Weise anonym.

[2]) Bd. I. Heft 2.



läse. Hätte Hahnemann alle Gegenschriften lesen und beantwor wollen, die allein bis zum Jahre 1840 erschienen, er wäre he noch nicht damit fertig. Aber das machte dieser Klasse von Streite Muth.

Alle nur einigermaassen unparteiischen Schriftsteller damaliger Zeit, und die mündlichen Berichte noch lebender Männer, welche Hahnemann persönlich gekannt, sind einstimmig darin, dass er im persönlichen Umgang ein freundliches und liebenswürdiges Benehmen gezeigt.

S. 49: „Macht man auch noch so bescheiden Einwürfe, so wird er wild, stampft mit den Füssen, kurz gebehrdet sich wie ein Rasender."

S. 44 wird eine Geschichte erzählt, die den Stempel der völligen Erfindung an der Stirn trägt. „Die russische Fürstin N. begegnete Hahnemann auf einem Spaziergange mit ihrem ungefähr 7 Jahre alten Sohne, der im Vorbeygehn seine Kopfbedeckung vor dem grossen Manne nicht abnahm. Darüber machte der unverschämte Betrüger der Fürstin am andern Tage die grössten Vorwürfe, sprach so viel von Ungezogenheit und schlechter Erziehung, dass diese Dame Krämpfe bekam, die in ihrer Wohnung öfter wiederkehrten. Obgleich nun der alte Geck Ursache derselben war, so besuchte er die Fürstin dennoch und ohngeachtet der dringendsten Bitten nicht. Diese Dummheit hätte der grosse Mann beynahe mit dem Leben bezahlen müssen; denn es fehlte wenig, so hätte ihn der auf's Höchste erzürnte Gemahl dieser Dame erstochen."

Nachdem ein Weites und Breites über die Vorzüglichkeit des Aderlasses gesprochen, wird man S. 71 belehrt: „Ein Arzt, der es je gesehn, welche Wunder ein starker Aderlass, ich meine von einigen und zwanzig und mehr Unzen, thut, kann nie auf den ebenso dummen als grausamen Einfall kommen, ein solches zu unterlassen und auf ein Nasenbluten zu warten . . . ; aber den Rath möchte ich vor allen Dingen geben, alle Aerzte aus dem Lande zu jagen, sobald man Aderlass, Brech- und abführende Mittel für entbehrlich erklärt."

Man braucht fürwahr nicht Unbilliges zu erwarten, wenn man hofft, dass sich in den Reihen der Allopathen Stimmen erhoben hätten, welche gegen solche Kampfesweise protestirt hätten. Aber Stille ringsumher! Stille? Freude herrschte in Israel, und man sorgte für möglichste Verbreitung dieser allopathischen Zeitschrift. Die strengste Kritik, welche dieses Archiv erfuhr, findet

sich noch in Schmidt's Jahrbüchern:[1]) „Das Aeussere des anti-homöopathischen Archivs ist recht anständig."

Zur moralischen Vernichtung Hahnemann's sind in dieser Zeitschrift, welche nur persönliche Angriffe auf Hahnemann und seine Anhänger zum Zweck zu haben schien, auch angebliche Briefe von ihm bekannt gemacht. Nicht von einem Einzigen ist die factische Existenz verbürgt, wenn auch Simon die Redensart gebraucht, man könne die Originale bei ihm in Hamburg einsehn. Ein Mann, dem so viele absichtliche Unwahrheiten, und der Ausbruch der völlig entfesselten Leidenschaft nachgewiesen werden kann, entbehrt aller Glaubwürdigheit, und der gesammte Inhalt dieser tendenziösen Zeitschrift dient nur zum willkommenen Belege für die Höhe des gegnerischen Parteihasses, kann aber, und zwar ebendeshalb nie zu einem Beweise gegen Hahnemann oder die Homöopathie benutzt werden. Fast sämmtliche angeführten „Thatsachen", soweit sie sich heute noch verfolgen lassen, sind als böswillige Erfindungen nachzuweisen.

Mit ganz besonderer Vorliebe wurde von einer gewissen Klasse von Gegnern von „Hahnemann's Geldgier" gesprochen. Sie erkühnten sich zuletzt zu der Behauptung, Hahnemann habe nur aus Gewinnsucht seine Lehre verkündet, von deren „Schwindel" er selbst fest überzeugt gewesen sei, er habe auch seine Rechnung dabei gefunden.

Zum Beweise wurde eine Zeitungsnachricht angeführt, die aus der „Dorfzeitung" stammt und den Zweck hat, auf Kosten der Wahrheit, die Leser zu unterhalten. Hahnemann habe 1835 seiner Braut einen Ring von 500 Thlr. geschenkt und ihr ausserdem 40 000 Thaler, jedem seiner Kinder aber 32 000 Thlr. vermacht. Da die Gegner dieses Feld mit Eifer bebauen, so müssen wir auf dieses unwürdige Thema hier eingehen. Nach dem Testamente Hahnemann's[2]) besass er im Jahre 1835 in seinem 81. Jahre ein Vermögen von 60 000 Thlrn. und 2 kleinen Häusern in Köthen, welche zusammen einen Werth von circa 10 000 Thlr. repräsentirten. Diese Summe hatte er erspart nach einem langen Leben voll harter Arbeit bei grosser Sparsamkeit und Verzichtleistung auf alle

---

[1]) Bd. 8. S. 242.

[2]) Wörtlich in „Fliegende Blätter über Homöopathie" 1878 Nr. 15 u. 16.

kostspieligen Vergnügungen. Ein allopathischer, „rationell“ behandelnder Professor würde mit Hahnemann's Einnahme schwerlich getauscht haben. Und welche Wohlthaten hat Hahnemann über die Kranken verbreitet! und was verübte in jener Zeit ein „rationeller“ Professor am Krankenbette!

„Alkali pnëum.“

Mit diesem Namen bezeichnete Hahnemann eine Substanz, welche er 1800 glaubte im Borax gefunden zu haben. Diesen Irrthum zu verstehen versetze man sich in die damalige Zeit. Wir müssen hier wiederholen, was wir schon einmal hervorhoben: Wird heute einem Chemiker ein Körper zur Untersuchung vorgelegt, so fragt er sich, aus welchen von den bekannten Stoffen ist dieser Körper zusammengesetzt? Damals stellte man meistens die Frage: Welcher neue, bisher noch nicht gekannte Stoff steckt darin? Bei den mangelhaften Untersuchungsmethoden, bei dem Fehlen einer feststehenden Stöchiometrie, ja, was das Schlimmste war, bei den vielen zu den grobsten Täuschungen verleitenden Unreinigkeiten der Chemikalien kamen oft schwere Irrthümer zu Tage. Prof. Klaproth, damals wol der erste oder einer der ersten Chemiker Deutschland's, fand im Diamantspath einen neuen bisher unbekannten Stoff[1]) — es war ein Irrthum.

Proust entdeckte das „Sal mirabile perlatum“, das Perlsalz (Monro I. 67) im Harn, nämlich Minerallaugensalz an eine neue Säure, „Perlsäure“, gebunden. — Es war das bereits bekannte phosphorsaure Natron.

Andere Chemiker, darunter Prof. der Chemie v. Ruprecht, entdeckten neue Metalle: Borbonium in der Schwererde, Parthenum in der Kreide, Austrum im Bittersalz; auch das Sedativsalz (Borsäure) wollte man zu Metall reducirt haben — Entdeckungen, die sich bei näherer Untersuchung als Eisen herausstellten, welches aus unreinen hessischen Tiegeln wahrscheinlich herausgeschmolzen war. Klaproth, welcher mit Karsten, Hermbstädt und Andern die Irrthümer entdeckt, warnte im Intelligenzblatt der Jenaer Literaturzeitung 1790 Nr. 146 das Publikum vor diesen Entdeckungen[2]).

---

[1]) Crell's Annalen 1789 I. S. 7 u. f., ferner ib. 1795 II. S. 534.

[2]) Crell's Annalen 1791 I. 5 u. 119 u. f.





Seit Langem war der Borax Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit seitens der Chemiker. Prof. Fuchs schrieb 1784 eine besondere Monografie[1]) über ihn mit geschichtlicher Entwicklung der Ansichten über seine Bestandtheile, die 1784 noch ganz unsichere und sich widersprechende waren. „Wir wissen kaum, was Borax seyn soll, noch weniger denken wir in Bestandtheilen einig, denn einer giebt diese, ein anderer wieder andere an," sagt Fuchs in der Vorrede. Der berühmte De la Metherie[2]) sagt 1791 von der Boraxsäure: „So hätte man denn die reine Luft, die brennende Luft, den Hitzstoff und das Wasser als Bestandtheile dieser Säure. Doch ist es wahrscheinlich, dass sie auch die andern Luftgattungen enthält" 1796 wurde noch[3]) die Ansicht laut, „dass Boraxsäure aus der Phosphorsäure zusammengesetzt sey."

1799 sprach Crell aus,[4]) dass Borax aus Minerallaugensalz und Boraxsäure zusammengesetzt sey, vermuthet aber, (ib. S. 323) dass die Säure des Borax „durch unbekannte, innig verbundene Erdarten oder eine Art des Brennstoffs eingehüllt sey." Dies zu ermitteln, stellt er 67 genau beschriebene, umständliche Versuche an, ohne zu einem Resultat zu kommen; die Ansicht aber, dass im Borax noch etwas Besonderes enthalten sey, hält er aufrecht.

Jetzt brachten Crell's Annalen[5]) einen 4 Seiten langen Artikel mit der Ueberschrift: „Pnëumlaugensalz. Entdeckt von Herrn Dr. Samuel Hahnemann," worin dieser die Eigenschaften eines „neuen feuerbeständigen Laugensalzes, wegen seiner Eigenschaft, sich im Glühen bis zum zwanzigsten Umfange aufzublähen, Alcali Pneum genannt" beschrieb. Dieser Artikel ging auch in andere Zeitschriften über.

Hahnemann war seit 20 Jahren eifrig und mit vielen schönen, Wissenschaft und Menschenwohl fördernden Erfolgen in der Chemie thätig gewesen und zwar als Privatmann. Keine Staats- oder anderweitige Unterstützung war ihm zu Theil geworden, auch war er nicht in der Lage, wie die Apotheker, sich so wie so ein Laboratorium einrichten zu müssen. Nur uneigennütziger Forschungsdrang, die Liebe zur Wissenschaft hatten ihn ganz ungewöhnliche

[1]) Versuch einer natürlichen Geschichte des Borax und seiner Bestandtheile. Jena 1784.

[2]) Ueber die reinen Luftarten, übers. von Hahnemann II. S. 273.

[3]) Crell's chem. Annalen 1796. II. 453.

[4]) Ib. 1799 II. 320 u. f.

[5]) 1800 I. S. 392—395.

Ausgaben für Laboratorium, theure Chemikalien etc. machen lassen. Nun, da er glaubte, etwas Hervorragendes gefunden zu haben, übergab er sein Alcali pneum einem Commissionär in Leipzig, bei welchem dasselbe gegen ein Entgelt, das Loth zu einem Friedrichsdor, zu haben war. Patente gab es damals nicht, wodurch heute die Chemiker ihre Entdeckungen auszunützen suchen, und dadurch die Abnehmer, eventuell auch die Kranken (z. B. bei der Salicylsäure) besteuern.

Die Professoren Klaproth, Karsten und Hermbstädt untersuchten dieses neue Laugensalz und fanden — Borax. Statt sich nun an Hahnemann, der Beweise genug gegeben, dass er mit ihnen nach demselben Ziele der Erkenntniss strebe, persönlich zu wenden, und ihn um Aufschluss zu bitten, machten sie ihren Fund öffentlich im Intelligenzblatt der Jenaer Literaturzeitung bekannt, und forderten von Hahnemann Aufklärung.

Sofort beeilte sich Prof. Trommsdorff, der Apothekenbesitzer, diese Angelegenheit im Reichsanzeiger, wie der Allgem. Anzeiger der Deutschen damals noch hiess, einem noch grösseren Publikum zu unterbreiten, und Hahnemann's Auftreten eine „beyspiellose Unverschämtheit“ zu nennen. Crell[1]) aber bedauerte den „grossen Irrthum“ Hahnemann's.

Dieser gab alsbald Aufklärung in mehreren Zeitschriften, unter Andern auch in Prof. A. N. Scherer's Journal der Chemie (1801. S. 665): „Ich bin nicht fähig, willkürlich zu täuschen, wohl aber, wie andere Menschen, unwillkürlich zu irren; mein Fall ist der Klaproth's mit seiner Diamantspaterde und Proust's mit seinem Perlsalze. Ich hatte rohen (vermuthlich chinesischen) Borax (von I. Fr. Nahrmann in Hamburg) vor mir. In eine filtrirte, noch nicht krystallisationsfähige Lauge getröpfeltes Gewächslaugensalz schlug einen häufigen Salzsatz mehlartig nieder. Da nun die Schriftsteller versichern, dass reiner Borax durch Zusatz von Laugensalz unkrystallisirbarer werde, was Wunder, dass ich das niedergefallene Salz für eine neue sonderliche Substanz ansehn konnte. Die Reagenzen zeigten auch wirklich abweichende Erscheinungen, von denen des gewöhnlichen Borax,“ welche Hahnemann bei Crell a. a. O. bereits mitgetheilt. Auf 3 Seiten erzählt nun Hahnemann ausführlich den Gang und Grund seines Irrthums,

---

[1]) Register zum Jahrgang 1800.

und erklärt zuletzt, dass er das eingegangene Geld bereits zurückgewiesen habe gegen Quittung.

Prof. A. N. Scherer setzt hinzu: (l. c.) „Warum wartete Herr Prof. Trommsdorff (der Einzige nämlich, welcher sehr voreilig an Hahnemann's Ehrlichkeit einen Zweifel zu äussern gewagt hatte) in Erfurt nicht erst diese Vertheidigung ab, ehe er (im Reichsanzeiger) in die äusserst inhumane und intolerante Anzeige gegen Hahnemann ausbrach? Dass Herr Dr. Hahnemann ein rechtschaffener, wahrheitsliebender Mann ist, wird jeder, der ihn kennt, wie ich selbst, bezeugen. Dass er also geradezu Borax für einen neuen Körper verkaufen sollte, das liess sich doch wahrlich nicht erwarten! Eine solche Charlatanerie würde sich gewiss Hahnemann nicht zu Schulden kommen lassen! Welcher verdienten Prostitution hätte er nicht entgegen sehen müssen.“

„. . . Unsere auswärtigen Collegen werden an diesem Beyspiele wieder eine neue Bestätigung ihrer Behauptung finden, dass nirgend die Gelehrten inhumaner gegeneinander handeln als in Deutschland . . . Soll denn Niemand irren können! oder hat etwa Herr Prof. Trommsdorff nie geirrt! Er denke doch an seine famöse Nichtentbindung des Sauerstoffgases aus dem Quecksilberkalke (Quecksilberoxyd). Immer fällt Hahnemann's Berichtigung seines Irrthums vortheilhafter aus, als die damaligen letzten Erklärungen des Herrn Prof. Trommsdorff! Im ersteren Falle betrifft es einen unwillkürlichen Irrthum, im letztern leider einen sehr willkürlichen, denn Herr Prof. Trommsdorff gestand damals, dass er, nachdem er das neue System (Lavoisier's) bestritten hatte, erst anfangen wollte, es zu studiren.“ Zuletzt wird noch Klaproth's Diamantspath als ein dem Hahnemann'schen gleicher Irrthum erwähnt.

Nach 6 Jahren noch schrieb Hahnemann im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ 1806. S. 2297: „Beging ich einstmals einen chemischen Irrthum, (denn Irren ist menschlich) so war ich der Erste, der ihn widerrufte, sobald man mich eines Andern belehrt hatte.“

Diese Pnëumgeschichte haben die Gegner bis auf den heutigen Tag möglichst entstellt, um für ihr Publikum einen Beweis zu schaffen, dass Hahnemann ein gemeiner Betrüger sei, und dann die Erfindung der Homöopathie diesem „Betruge“ gleichzustellen.

Gereicht ihnen solche Kampfesweise zur Ehre?

Der Brief an den Vater des Epileptischen.

Um Hahnemann als Charlatan zu brandmarken, wurde ein Brief von ihm fleissig verbreitet, den er am 1. Juni 1796 zu Braunschweig an den Vater eines Epileptischen schrieb, und welcher 12 Jahre später im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen 1808 von dem ehemaligen herzoglichen Leibarzt Dr. Brückmann veröffentlicht wurde. Hahnemann hatte einen Epileptischen in Behandlung und forderte ein ungewöhnlich hohes Honorar in einem an den Vater des Patienten gerichteten Briefe, aus welchem Brückmann und die Gegner beweisen wollen, dass Hahnemann ein „Charlatan" gewesen sei. Erst in den dreissiger Jahren wurde dieser aus sichtlich persönlichen Gründen von Brückmann veröffentlichte Brief von den Gegnern als Waffe hervorgeholt. Dieser Brief beweist aber nicht, dass Hahnemann als Charlatan auftrat, dass er in gewinnsüchtiger Absicht Erfolge versprach, von denen er selbst glaubte, dass sie nicht zu erreichen seien. An vielen Stellen seiner medicinischen Schriften in Hufeland's Journal (1796), Apothekerlexikon u. A. tritt er bestimmt für die Heilbarkeit der Epilepsie ein. Er wandte damals dagegen besonders Belladonna, Hyoscyamus, Stramonium, Conium etc. an; diese Arzneien waren erst vor kurzer Zeit von Störck in den Heilschatz eingeführt. Der Gebrauch dieser „heroischen Gewächssubstanzen" war nicht allgemein. Die meisten Aerzte scheuten dieselben wegen der heftigen Vergiftungserscheinungen, welche sie bei den gebräuchlichen Gaben und den unsicheren Präparaten wahrnahmen. Hahnemann hatte ebenfalls diese Narkotica in den gewöhnlichen Gaben gereicht, und üble Erfahrungen damit gemacht.[1]) Er verliess aber deshalb diese Mittel nicht, sondern verkleinerte die Gabe, wie wir oben gesehen, und hierdurch war er in den Stand gesetzt, eine ausgedehnte Anwendung von ihnen zu machen, während seine Amtsbrüder dieselben zum Theil noch nicht kannten, zum Theil wegen der heftig toxischen Wirkungen davon Abstand nahmen.

Ausserdem gab er seine selbst und gut bereiteten Mittel einfach und nicht in langen Recepten. Hahnemann war also schon damals seinen Collegen gegenüber im Vortheil.

---

[1]) Hufeland's Journal 1798. Bd. 5. St. 1.

S. 787 l. c. schreibt Brückmann: „Dr. Hahnemann gab nun einige Monate hindurch unserm Kranken sehr kleine Pillen, ungefähr von der Grösse eines grossen Nadelknopfs und nur in sehr geringer Anzahl,“ in Uebereinstimmung also mit seinen Angaben über Gabengrösse der Narkotica z. B. im Apothekerlexikon. Wenn also Hahnemann versprach, glücklicher zu sein bei der Behandlung der Epilepsie, so war das seine feste Ueberzeugung.

Die Veranlassung zu diesem persönlichen Angriff Brückmann's wird sehr bald durchsichtig. „Hahnemann tadelt und verkleinert seine Nebenärzte bloss aus Gewinnsucht.“ Hahnemann hat bis 1796 und noch mehr bis 1808 hinlängliche Beweise gegeben, dass er von der Gefährlichkeit der Aerzte fest überzeugt war. Diese legten schon aus Hass seinem Handeln einen unlauteren Beweggrund unter. Der Menschheit hat Hahnemann durch sein unerschrockenes Auftreten, wo er hinkam, nur genützt. Hahnemann hatte Zutritt zum Herzog von Braunschweig und mag auch bei diesem unumwunden seine Ansicht ausgesprochen und Verständniss gefunden haben. Brückmann's, des Leibarztes Stellung, wurde dadurch nicht behaglicher.

S. 785 l. c. sagt Brückmann: „Hahnemann hat nur geringe practische Kenntnisse.“ S. 788: „Verschiedene dieser Aerzte bekamen die von Hahnemann behandelten und misshandelten (!) Patienten nachher in die Kur, und stellten deren Gesundheit wieder her.“ Die damaligen Aerzte gegenüber Hahnemann! S. 788: „Hahnemann begegnete seinen Patienten auch moralisch übel. Eine gewisse Fräulein aus dem Hannöverschen und andere mehr könnte ich anführen.“ Die Gegner nennen Brückmann einen „würdigen“ Mann, um seinen Auslassungen Gewicht beizulegen. Wer sich nicht scheut, solche elenden Klatschgeschichten zur Verkleinerung seines persönlichen Gegners in eine der gelesensten Zeitschriften Deutschlands einrücken zu lassen, kann nicht „würdiger Mann“ genannt werden; wir sahen oben, dass Hahnemann bei sich und andern streng auf Sittlichkeit hielt.

Wenn Gegner sich auf den Ausspruch eines dritten Arztes berufen sollten, welcher Brückmann einen „würdigen Greis“ nennt, (ib. S. 993) so darf nicht verschwiegen werden, dass dieser Dritte[1]) unmittelbar darauf folgenden Ausspruch thut: „Den Dr. Hahnemann kenne ich nur aus seinen wahrhaft gelehrten und

[1]) „H. aus dem Departement Ocker“.

wirklich brauchbaren Schriften, und ehre und bewundere diesen Mann als einen Gott, selbst wenn nicht alle seine Bemerkungen über die Wirkungsart der von ihm beschriebenen Arzneymittel vollkommen sich bestätigen sollten." Brückmann hatte nämlich[1]) über die Arzneiprüfungen an Gesunden gespottet, und mit Hinweis auf Hahnemann's Fragmenta de viribus medicamentorum, deren Unvollkommenheit Hahnemann selbst hervorgehoben, geäussert: „Wenn alle Aerzte dergleichen Versuche an sich selbst machen müssten oder wollten, so fürchte ich, dass sie sämmtlich an Seele und Leib verkrüppelt werden dürften." Derselbe Dritte schreibt: „Der angeführte Brief ist wirklich sonderbar genug gefasst, aber man sollte an einem Manne, der schon jetzt so grosse Verdienste um die Medicin hat, lieber das Gute und Verdienstliche aufsuchen."

Ferner: „Uebrigens wäre es sehr zu wünschen, dass man mit dergleichen Verhandlungen, wie die vorliegenden, das grosse Publikum verschonen möchte, sie sind ihm ein Gräuel." Einen Mann, dem man, wie hier dem Leibarzt Brückmann, öffentlich einen solchen wegwerfenden Rath gibt, hält man nicht für einen „würdigen Greis", und diese Bezeichnung erscheint als eine leere Formel, und der Maassstab zur Beurtheilung des Charakters dieses Mannes bleibt allein sein Aufsatz. Nach 12 Jahren erzählt er noch Klatschgeschichten, um seinem Gegner zu schaden, er erzählt sie öffentlich in einem der gelesensten Blätter Deutschlands! Das genügt schon zu seiner Charakterisirung. Er nannte Hahnemann einen „Charlatan".

Hahnemann antwortete[2]): . . . „In Braunschweig kennt man seinen Character, und sein Aufsatz deckt in jeder Zeile eine Seele auf, die den Schatten in einem Gemälde edler Menschheit abgeben kann." . . . „Zwölf Jahre lang hielt er listig seine Verläumdung zurück, bis die damaligen Zeugen, dass er unwahr rede, gestorben waren, und bis der einsichtsvolle Herzog von Braunschweig verblichen war, der eine solche That gegen mich, den er liebte, nicht unbestraft gelassen haben würde."

. . . „Eine Scharteke dieser Art (mit der ich nicht weiss, wie der Herausgeber den sonst von schimpfwörtlichen Personalitäten und bübischen Verunglimpfungen unbescholtener Männer so rein

---

[1]) l. c. S. 792 und 793.
[2]) ib. N. 97 S. 1025 u. f.

erhaltenen Anzeiger der Deutschen beschmutzen konnte) verdient eigentlich keine Widerlegung."

„Neid war die Triebfeder dieses Libells, in welchem Verläumdung, Lügenkunst und Geistesschwäche mit einander um den Vorrang streiten. Neid über mehrere, mir im Braunschweigischen gelungene Heilungen seltener Art war es einzig, der ihm die hämischen Privatinsinuationen einhauchte, womit er mich schon damahls eifrig verfolgte —; Neid war der noch zwölf lange Jahre in ihm glimmende Funke (denn noch bis jetzt hatte ich aus seiner Gegend Kranke), welchen er hier in ein Strohfeuer auflodern lässt, um an seinem trüglichen Scheine die Welt das wichtige Geheimniss lesen zu lassen, mir wäre doch die eine oder die andere Cur nicht gelungen. —"

Brückmann war es auch, welcher l. c. als der Erste öffentlich den Irrthum des Alkali pneum gegen ihn anwandte. „War diess blosse Gewinnsucht oder lag hier sonst etwas zum Grunde?" Diese Redewendung war nur für das ununterrichtete Publikum berechnet. Brückmann musste wissen, wie die Sache lag oder sich vorher informiren, bevor er öffentlich in dieser Weise auftrat. Die Zeit des Irrthums lag nur 8 Jahre zurück.

„Ein anderer Theil," entgegnet Hahnemann, „sind verjährte, von Schmähungen vor Jahren aufgetischte, längst widerlegte und hier nochmals von ihm (der die Widerlegungen nicht gelesen hatte oder ignoriren wollte) wieder aufgewärmte Vorwürfe mit Ignoranzen und Missverständnissen durchwebt. Das Uebrige sind baare Unwahrheiten, die nur in seiner Seele empfangen und geboren werden konnten."

Brückmann hatte ihn einen Geheimnisskrämer genannt und über seinen häufigen Ortswechsel gespottet, also auch hier wieder seine Privatverhältnisse in einem von Tausenden gelesenen Blatte beklatscht. Hahnemann antwortet: „Als ich damals seinen Neid erregte, konnte ich die Grundsätze, die ich bey meiner neuen hülfreichen Heilart befolgte, der Welt noch nicht vor Augen legen; sie waren noch nicht so weit gediehen. Als ich sie aber zur Reife gebracht hatte, legte ich sie der Welt offen vor in einem Buche, das freylich weder er, noch seines Gleichen, in uralten Vorurtheilen eingerostet, geniessen konnte; hinc illae lacrimae! Der einsichtsvollern Welt legte ich meine Verfahrungsart offen hin. Gerade das Gegentheil thut der Geheimnisskrämer."

„Ob ich polypenartig, an meinem Geburtsfelsen eingewurzelt,

unbeweglich hätte fortvegetiren, und nicht von Zeit zu Zeit, ein Freier, in verschiedenen Ländern hätte wohnen sollen, um mich auszubilden (wie die ausgezeichnetsten Männer aller Zeitalter thaten), darüber kann ich von Brückmann und Consorten keine Belehrung annehmen."

„Hahnemann leugnet die Naturheilkraft."

Auf einen Passus im Organon hin ist Hahnemann vorgehalten worden, dass er die Naturheilkraft leugne. Die Gegner haben diesen Vorwurf so häufig und consequent wiederholt, dass schliesslich die Homöopathen selbst irre geworden sind, und in ihren Schriften und selbst auf einer Centralvereinsversammlung in den dreissiger Jahren (in Magdeburg) erklärten, „sie stimmten in der Verwerfung der Naturheilkraft mit Hahnemann nicht überein."

Um die betreffende, unten angeführte Stelle aus dem Organon zu verstehn, ist es nöthig, sich die damalige Situation zu vergegenwärtigen. Seine Feinde hatten ihm unter Anderm den Vorwurf gemacht: Du widersprichst durch Deine Heilweise auf das Gröbste unserer grossen Lehrmeisterin, der Natur. Oeffne Deine Augen! Ein Blutandrang zum Kopf, ein congestiver Kopfschmerz wird von der Natur geheilt durch wohlthätiges Nasenbluten. Wir ahmen die Natur nach, und lassen Blut, wo vermehrter Blutandrang stattfindet. Du schlägst die Natur in's Gesicht und verwirfst den Aderlass. Hier siehst Du eine Augenentzündung, in der Nähe entsteht ein Ausschlag, und die Entzündung verringert sich. Wir folgen diesem Winke der Natur, erregen einen künstlichen Ausschlag, eine künstliche Entzündung durch Blasenpflaster, Moxen, Glüheisen, Haarseile etc. Hast Du nie gesehen, dass durch Metastasen die ursprüngliche Krankheit gehoben, hast Du nie beobachtet, dass ein Hautausschlag durch einen entstehenden Durchfall abblasste? Mit der Natur im Widerspruch sträubst Du Dich, ihren Aufforderungen nachzukommen.

Solche Vorwürfe wurden Hahnemann in den ersten Gegenschriften ständig gemacht, und die von allen spätern Gegnern aus der 4. Auflage des Organon citirte Stelle ist als eine Antwort auf diese Angriffe aufzufassen, wie aus dem Wortlaut deutlich hervorgeht. „Sie (die Allopathen) erklären ihre vielen und mancherlei Ausleerungen für eine durch Ableitung helfende Cur-Methode,

worin ihnen die Natur des kranken Organismus in ihren Bestrebungen sich zu helfen, mit ihrem Beispiele vorangehe, Fieber durch Schweiss und Urin entscheide, Seitenstiche durch Nasenbluten, Schweiss und Schleimauswurf — andere Krankheiten durch Erbrechen, Durchfälle und After-Blutflüsse, Gelenk-Schmerzen durch jauchende Schenkelgeschwüre, Halsentzündung durch Speichelfluss etc oder durch Metastasen und Abscesse entfernen, die die Natur in, vom Sitze des Uebels entfernten Theilen veranstalte. — Sie glaubten daher am Besten zu thun, wenn sie dieselbe nachahmten . . . Sie suchten bei dieser Nachahmung der sich selbst helfenden Natur in den Gebilden, welche am wenigsten krank sind . . . neue Symptome rege zu machen . . . um so den Heilkräften der Natur eine allmälige Lysis zu erlauben." Und hierzu macht er die Anmerkung: „Nur die mässigen, acuten Krankheiten pflegen, wenn ihre natürliche Verlaufszeit zu Ende geht, ohne und bei Anwendung nicht allzu angreifender, allöopathischer Arzneien, sich, wie man sagt, zu indifferenziren und sich ruhig zu beendigen. Aber in hochacuten und chronischen Krankheiten muss diess die rohe Natur und die alte Schule bleiben lassen." Hierbei ist festzuhalten, dass er hier nur von dem Ableitungsverfahren spricht; der Sinn ist also im Zusammenhang so zu verstehn, dass durch Metastasen und Geschwüre etc. hoch acute und chronische Krankheiten durch Nachahmung jenes, in diesem Falle rohen Verfahrens der Natur nicht geheilt würden.

„Die alte Schule folgte bloss dem Vorgange der rohen instinktartigen Natur in deren, bloss bei mässigen acuten Krankheits-Anfällen nothdürftig durchkommenden Bestrebungen." —

Dazu sagt er in einer Anmerkung: „Die jammervolle, höchst unvollkommene Anstrengung der Lebenskraft zur Selbsthilfe in acuten Krankheiten ist ein Schauspiel, was die Menschheit zum thätigen Mitleid und zur Aufbietung aller Kräfte unseres verständigen Geistes auffordert . . . "

Er sucht nun diese Selbsthilfe der Natur, worauf sich seine Gegner zur Rechtfertigung ihrer Aderlässe, Purgirmittel, Haarseile etc. stützten, als durchaus nicht nachahmungswerth hinzustellen.

Dass diese unsere Auffassung die richtige ist, erhellt daraus, dass er an andern Stellen und zu jeder Zeit die Naturheilkraft rückhaltlos würdigt.

In „Ueber ein neues Princip etc.“ 1796[1]) hebt er hervor, dass die Natur die acuten Krankheiten grösstentheils selbst besiegt, wenn wir die Hindernisse der Genesung entfernt halten.

Im Jahre 1797[2]) sagt er: „Von Diätkuren ohne Arznei kann hier nicht die Rede sein, deren Wirkung sich jedoch, wenn sie nur recht einfach sind, gar wohl berechnen lässt, und von denen in besonderen Fällen ungemein viel zu erwarten ist.“

. . . „Sind grosse Aenderungen in der Diät und Lebensordnung zu machen, so thut der einfache Arzt besser, erst zu sehen, wie weit er die Krankheit durch diese Lebensordnung und Diätänderung bessern kann, ehe er das mindeste Arzneimittel verordnet.“

In der citirten Kritik Brown's in Hufeland's Journal[3]) ist zu lesen: „Dass die gute Natur und Jugend bei einem so zweckmässigen Regime Krankheiten von weit anderer Grundursache, als Mangel und Ueberfluss an Erregbarkeit ist, auch durch sich selbst heile, ist dem vorurtheilsfreien Beobachter eine alltägliche Erscheinung, die aber Brown wegläugnen musste, um sein scholastisches System aufrecht zu erhalten. Aber auch diese göttliche Kraft hier weggerechnet“ . . etc. —

Im Jahre 1801[4]) kritisirt er Brown: „Nach ihm darf man den Kräften der Natur nichts zutrauen, man darf nie mit Mitteln ruh'n, immer muss entweder stimulirt oder geschwächt werden. Welche Naturlästerung, welche gefährliche Insinuation für den gewöhnlichen, nur allzu geschäftigen Halbarzt! Welcher Stolz, als Herrn der Natur, wird ihm hier eingeflösst!“ —

Im „Aesculap auf der Waagschale“ 1805 macht er gleichfalls auf die Naturheilkraft aufmerksam (Stapf II. 249): „So könnte ich die Reihe aller acuten Krankheiten durchgehen und finden, dass die Heilung derer, die nach so entgegengesetzten Methoden behandelt worden, keine Heilungen, sondern Selbstgenesungen sind.“

1808 schreibt Hahnemann:[5]) „Wurden die Armen nicht weit eher gesund, die keine Arznei brauchen konnten, an eben der Art

---

1) l. c. — Stapf I. S. 149.

2) Hufeland's Journal. Band 4. St. 4. — Stapf l. c. I. S. 6 u. f.

3) Bd. 5. St. 2. 1801. — Stapf l. c. I. 34.

4) „Monita über die 3 gangbaren Kurarten“ Hufel. Journ. Bd. 11. St 4. — Stapf l. c. I. S. 119.

5) Allg. Anz. d. D. Nr. 207. Jahrg. 1808. — Stapf I. 49.

Uebel, wo der bemittelte Kranke alle Fenster voll mit grossen Arzneiflaschen besetzt hatte?"

In seiner Schrift „Die Allöopathie" führte er im Jahre 1831 aus[1]):

„Wäre so etwas eine heilsame Methode, wie wollen sie es beschönigen, dass von allen Todten im Jahr ihnen über ein Sechstheil an Entzündungskrankheiten stirbt, wie ihre eignen Tabellen ausweisen! Nicht ein Zwölftel derselben würde gestorben sein, wenn sie nicht in solche blutgierige Hände gerathen wären, wenn sie sich blos ihrer Natur überlassen hätten, fern von jener alten Verderbungskunst."

Griesselich[2]) hat Hahnemann anno 1832 in Cöthen besucht. „Man hat Hahnemann oft sein Verachten der Naturkraft vorgeworfen! Ich bin früher auch irre geworden, wenn ich las, was im Organon steht . . . In Hahnemann's Gesprächen habe ich von dem Läugnen dieser Kraft durchaus nichts bemerkt. Es scheint, als ob der Reformator zu Missverständnissen Veranlassung gegeben hätte." Unachtsames Lesen und Unkenntniss seiner Schriften sind die Ursache für jene Missverständnisse.

Ein Anhänger Hahnemann's, Dr. Kammerer in Ulm, schrieb 1834 ein kleines Buch: „Die Homöopathik heilt ohne Blutentziehungen" (Leipzig 1834). Hahnemann hat dasselbe bevorwortet und sich völlig einverstanden erklärt mit dem Inhalte. Welche Rolle spielt darin die Naturheilkraft? (S. 1.) „Die Blutentziehungen sind eine Herabwürdigung und Hintansetzung der grossen Naturkraft." S. 6 u f wird der Verlauf von Entzündungskrankheiten, Lungenentzündung etc. beschrieben, die der Natur überlassen bleiben und meistens günstig sind. „Der Aderlass schwächt den Organismus und stört die Naturheilkraft." S. 16: „Die heilsame Naturkraft." S. 17: „Die eigene Heilkraft der Natur vollbringt oft wunderbar schnelle und schöne Kuren" „Die bedeutendsten Krankheitszufälle werden oft von selbst und schnell zur Genesung gebracht." „Auch in chronischen Krankheitsfällen zeigt sich dieselbe bewunderungswürdige Heilkraft der Natur." S. 18: „Eine andere Kraft — eine Arzneikraft kann dem Organismus unmöglich befreundeter sein, als die innewohnende Heilkraft."

[1]) Es handelt sich um Blutentziehungen bei Fieberkranken, besonders Pneumonikern.

[2]) Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen, Karlsruhe 1832. S. 35.



S. 21: „Krankheiten werden durch die eigene Heilkraft der Natur eben so schnell und oft noch schneller beseitigt, als durch die vorzüglichsten Heilmittel."

So wird in dieser 80 Seiten langen Schrift auf fast jedem Blatt die Naturheilkraft hochgehalten. Am Ende heisst es: „Möchten die Medicinalbehörden mehr beachten, was die Natur will." Hahnemann schliesst seine Vorrede: .... „unser lieber Kammerer in Ulm, dessen sinnige Abhandlung ich hier dem Publikum mit Vergnügen vorlege."

„Hahnemann hat seine Lehre von andern Schriftstellern gestohlen."

Es wurde bereits gesagt, dass Hahnemann schon 1805 zur Stütze seines Heilgrundsatzes das Zeugniss älterer Autoren anrief, unter andern auch das des Hippokrates bei dem Passus Περὶ τόπων etc.

1806 trat Ploucquet[1]) auf, und führte eine Stelle aus Thom. Erasti disputat. (III. 226) an, worin der Satz vorkommt: cum dicit Paracelsus, simil. similibus curari, non insanit, non stulte loquitur, sed recte sentit et philosophice pronunciat — ohne dass Ploucquet weitere Bemerkungen daran geknüpft; er trägt diesen Fund vielmehr wie eine zufällige Entdeckung bei der Lectüre jenes Schriftstellers vor.

1808 wird von einem Arzt, der gegen Hahnemann zu Felde zieht, im Allg. Anz. der Deutschen No. 78 diese Bemerkung von Ploucquet angeführt, um Hahnemann die Priorität seiner Lehre streitig zu machen.

1829 erschien ein Dr. Mannsfeld in Henke's Zeitschrift für Staatsarzneikunde[2]) und erwähnte des Hahnemann'schen Sim. Simil. als „Wiederholung des Paracelsischen Paradoxons".

1831 betrat Prof. C. H. Schultz in Berlin den Kampfplatz und schrieb die „Homöobiotik". Darin wurde klar gemacht, dass Hahnemann seine Homöopathie von Paracelsus entlehnt habe. Denn, so weist Schultz ganz bestimmt nach, das Aehnlichkeitsprincip, die Verwerfung der Naturheilkraft, des contraria contrariis,

---

[1]) Huf. Journ. St. 1. S. 170.

[2]) Kleinert, Repertorium der ges. deutsch. med. u. chir. Journalistik 1830. I. S. 143.

der Vielgemische, der grossen Arzneigaben findet man schon im Paracelsus, ebenso den Dynamismus. Folglich hat Hahnemann sein System dem Paracelsus entlehnt. Trotzdem hat er diesen aber völlig missverstanden. „Die Homöopathie ist das durchaus missverstandene, im besondern falsch dargestellte und in gänzlich unwissenschaftliche Form gebrachte Princip des Paracelsus.“ (S. 108.). Im Archiv f. d. hom. Heilkunst[1]) hat sich Rummel die unnütze Mühe gemacht, diesen Unsinn zu widerlegen, anstatt darüber zu lachen.

Ein ernstes und gewiss dankbares Daraufeingehen wäre möglich gewesen, wenn der Professor gezeigt hätte: Die und die Mittel führt Paracelsus auf und beweist ihre Heilkraft nach jenem Grundsatz, dort und dort ist es zu lesen. Schultz hätte sich dadurch das regste Interesse und den wärmsten Dank sämmtlicher Homöopathen erworben, die ihm gewiss das unschuldige Vergnügen der Plagiatsbeschuldigung gern dafür gegönnt hätten. Er hüllt sich aber in diesem Punkte in ein tiefes Schweigen und führt statt dessen 2 allgemein gehaltene Redensarten an, welche Rademacher ganz anders auslegt, und Rademacher ist doch gewiss einer der besten Kenner der Paracelsischen Schriften.

In dem ganzen, 263 Seiten langen Buche ist trotz eifrigen Suchens kein weiterer Beweis für die aufgestellte Behauptung des Paracelsischen Grundsatzes zu finden; statt dessen wird der Leser mit Sätzen, wie der folgende, S. 192, bearbeitet: . . . „Daher konnten natürlich die wesentlichen Bestimmungen: der Potenzirung, der Selbstrepulsion und Selbstattraktion in sich und der unmittelbaren Selbstentwickelung einer neuen Repulsion aus der durch Attraktion gebildeten Substanz, welches die eigentliche Organisirung dieser Kräfte zu einem lebendigen System ist, nicht aufgefasst werden.“

Nichtsdestoweniger gab diese Schrift den andern Gegnern der Homöopathie willkommenen Anhalt zum Beweise, dass Hahnemann seine Heilidee nicht selbst gefunden, sondern gestohlen habe. Vor allen griff Simon dieselbe eifrig auf.

Zum Unglück musste Rademacher, der mehr wie alle Andern zusammengenommen die Verdienste jenes Arztes und seine Lehre begriff und den Aerzten zugänglich machte, auftreten und[2]) folgende Ansicht aussprechen: „Den Satz contraria contrariis verwarf er. Dass er jedoch den Satz: Gleiches wird durch Gleiches geheilt (so

[1]) Bd. 11. Heft 1. S. 196 u. f.
[2]) 3. Ausgabe, Berlin 1848. I. S. 87 u. a. a. O.

übersetzt R. auch später, S. 115, das Similia Similibus) an dessen Stelle gesetzt haben sollte, ist zwar gesagt und noch in unsern Tagen gesagt, aber ganz unwahr. Paracelsus sagt: „Ein natürlicher. wahrhaftiger Arzt spricht: das ist Morbus terebinthinus, das ist Morbus sileris montani, das ist Morbus helleborinus etc. und nicht: das ist Branchus, das ist Rheuma, das ist Coriza, das ist Catarrhus. Diese Namen kommen nicht aus dem Grunde der Arznei; denn Gleiches soll seinem Gleichen mit dem Namen verglichen werden."

Paracelsus behauptet, jedes kranke Organ habe in der äussern Natur sein Heilmittel. Diese Heilmittel nennt er (auf die Signaturen anspielend) die äussern Organe .... daraus macht er also „das scheinbare Paradoxon", Gleiches müsse mit Gleichem vertrieben werden. ... Also, sagt Paracelsus, sind die Kräuter auch Glieder: Das ist ein Herz, das ist eine Leber, das ist eine Milz etc, womit gesagt sein soll, das Kraut wirkt auf's Herz, das auf die Leber etc.

Der (allopathische) Geschichtschreiber H. Damerow bestreitet, dass Hahnemann aus Paracelsus geschöpft.[1])

Auf homöopathischer Seite wurde indess vielfach Paracelsus als ein Vorläufer Hahnemann's betrachtet.[2]) Als solcher ist er auch anzusehn, aber nicht in Bezug auf das Similia Similibus, vielmehr insofern, als er im Gegensatz zu den Galenikern nicht gegen die vermeintliche Krankheitsmaterie und gegen die Erscheinungen, welche man in der Leiche fand, ankämpfte, sondern die specifischen Heilmittel in Anwendung zog, ohne dass er den experimentellen und individualisirenden Standpunkt Hahnemann's innegehabt hätte.

Jedenfalls hat die durch Hahnemann hervorgerufene Bewegung den hauptsächlichsten Anstoss dazu gegeben, dass der durch 3 Jahrhunderte verkannte Mann unter dem Schutt von Beschimpfungen und Verläumdungen wieder hervorgezogen wurde. 100 Jahre nach seinem Tode hatte es Guido Patin noch den Buchhändlern übel genommen, dass sie die Schriften „des grossen Hallunken" verlegten (Rademacher), und A. F. Hecker (l. c. S. 67) bezeichnet ihn 1819 als „einen in einem seltenen Grade rohen, unwissenden, ungesitteten, selbstsüchtigen Menschen".

J G. Zimmermann, derselbe, welcher Friedrich den Grossen in seiner letzten Krankheit mit behandelte, zeichnete ihn so: „Er

---

[1]) Jahrbücher f. wissenschaftl. Kritik. 1832. S. 274.

[2]) Trinks, Hahnemann's Verdienste um die Heilkunst. Leipzig. 1843. ferner Oesterr. Zeitschr. für Hom. 1848. S. 478. u. A.

versicherte seine Lehrjünger sogar, er frage den Teufel um Rath, wenn Gott nicht helfen wolle. Uebrigens lebte er wie ein Schwein, sah aus wie ein Fuhrmann und fand sein grösstes Vergnügen in dem Umgang des niedrigsten und liederlichsten Pöbels. Durch die meiste Zeit seines ruhmvollen Lebens war er besoffen, auch scheinen alle Schriften desselben im Rausche geschrieben."

H. Conring, Professor in Helmstädt, nannte ihn ein „Monstrum hominis, in perniciem omnis melioris doctrinae natum".[1])

Zum Theil hatte Paracelsus die Verkennung seitens seiner Collegen selbst verschuldet, indem er dieselben gar zu hart anfuhr, und die Anatomie, sowie das Wissen der Aerzte zu sehr missachtete. Seine grösste Schuld aber war, dass er es wagte, gegen die Zopfgelehrten aufzutreten, und solches Beginnen haben diese noch nie ungerächt gelassen, sowie überhaupt die Aerzte in ganz besonderem Maasse denjenigen stets mit Heftigkeit verfolgt haben, der ihre heilig gehaltenen Gewohnheiten anzutasten und durchgreifende Neuerungen einzuführen die Stirn hatte. Sie unterschieden sich von den Religionsparteien nur dadurch, dass sie eines Inquisitionstribunals entbehrten. Hätten die Allopathen Scheiterhaufen zur Verfügung gehabt, Hahnemann und seine Anhänger hätten ihn besteigen müssen. Was die heutigen Allopathen thun würden, darüber mag sich der Leser später selbst das Urtheil bilden.

Dem Hippokrates wurde von seinen Zeitgenossen nachgesagt, er habe den Tempel zu Delhi verbrannt, andere beschuldigten ihn, eine Büchersammlung entwendet zu haben, während wieder andere Collegen ihn σκοτόφαγον (Kothfresser) nannten wegen seiner sorgfältigen Beobachtung der Excremente.

Galen, welcher durch eine lange Reihe von Jahrhunderten die Vorstellungen und Maassnahmen der Aerzte geleitet hat, wurde von den Aerzten seiner Zeit so leidenschaftlich verfolgt, dass er endlich Rom verlassen musste.

Harvey (gest 1657) erfuhr die heftigste Opposition, als er seine Entdeckung von dem Kreislauf des Blutes veröffentlichte. Man erklärte ihn für geistesgestört, so dass das Publikum das Vertrauen zu ihm verlor, und seine Praxis nahm ab. 30 Jahre nachher nannte ihn Prof. Riolan in Paris noch einen Charlatan:

---

[1]) Vergl. Fr. Mook, Theophrastus Paracelsus. Würzburg. 1876. 4. S. 3 ferner M. B. Lessing, Paracelsus etc. Berlin. 1839. S. 247.



Malo cum Galeno errare, quam cum Harveyo esse circulator (circulator auch = Charlatan). Und doch lagen die Beweise so klar zu Tage, dass man nur hinzusehen brauchte, um sich zu überzeugen, und nicht erst, wie bei der Homöopathie, sorgfältiges, eifriges Studium und zahlreiche Nachprüfungen zu unternehmen hatte. Als Harvey's Lehre allmälig anerkannt wurde, erstanden Schriftsteller, welche bewiesen, dass ihm die Priorität der Entdeckung nicht zukäme.

Blumenbach's „medic. Bibliothek" schildert das Getreibe der Welt so[1]): „Viele Leute fanden es doch in der That bedenklich, ihre Gesundheit einem Menschen anzuvertrauen, mit dem es nun so weit gekommen sey, dass er behaupten dürfe, der liebe Gott lasse das Blut in unserem Leibe anders laufen, als es der grosse Galenus hatte haben wollen! — Zugleich hagelte es nun aus allen Enden von Europa vermeinte Widerlegungen auf ihn, immer eine massiver und hohnlachender als die andere. — Und wie sich endlich das in die Länge doch nicht mehr wollte thun lassen, sondern die Richtigkeit der Sache eingestanden werden musste, so erhob nun ein anderes Heer seine Stimme und schrie: obs möglich sey, dass man das für was neues halten könne! ob denn nicht König Salomo im Predigerbuch Cap. XII. v. 6 mit klaren Texteswörten vom silbernen Strick rede, und von der güldnen Quelle und vom Eimer am Born und vom Rad am Born, und ob denn das nicht der leibhafte circulus sanguinis maior nach dem Leben geschildert sey! — Andere wollten freilich diese Ehre nicht dem weisen Salomo, sondern dem weisen Plato aufdringen; andre ihrem Vater Hippokrates; andre dem ehrlichen Bischof Nemesius; andre einem spanischen Cur-Schmidt de la Reyna; andre noch andern, nur ja dem wahren Erfinder nicht!"

Selbst nach 2 Jahrhunderten, anfangs der 1840er Jahre, kann ein amerikanischer Professor noch nicht zur Ruhe kommen, er streckt „unter Schelten und Poltern" die Hand aus, um von Harvey's Haupt den Lorbeerkranz zu reissen, und ihn einem Amerikaner aufzusetzen. Von der andern Seite kommt darauf (1846) ein Italiener und zieht zu Felde „gegen die blinde Unverschämtheit jenes Engländers Harvey, der mit gefälschten Druckschriften, die durch Italien verbreitet wurden, dem Cesalpino den Preis raubte, und im Leben dieses englischen Seeräubers liest man, er habe im Jahre 1606 Italien verlassen." Der Italiener

[1]) Bd. 3. Nr. 1. S. 365, Göttingen 1788.

Andreas Cesalpinus war der Entdecker des Kreislaufes für denjenigen, der's glauben will.[1])

Unserm Hahnemann erging es nicht viel besser.

Die Stellen aus alten Schriftstellern, welche er selbst zu seinen Gunsten angezogen hatte, wurden von den Gegnern zunächst scharf kritisirt und für unzutreffend gehalten; Kurt Sprengel behauptet, die Stelle aus Hippokrates περὶ τόπων etc. sei aus dem Zusammenhange gerissen und eher im Sinne des contraria contrariis zu verstehn.[2])

Prof. Sachs hat sich in seinem „Schlusswort" 1826. S. 88 die Stelle von einem Philologen, wie er sagt, übersetzen lassen, bringt den ganzen, von Hahnemann nur kurz wiedergegebenen Passus wörtlich, und kommt zu dem Schluss, dass Hahnemann selbst nicht an seine eigene Auslegung geglaubt habe. Andere, worunter Simon der Wortführer war,[3]) hatten wieder einen neuen Beweis, dass Hahnemann ein Schwindler war. Auch im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen war diese Stelle besprochen, aber in Hahnemann's Sinne ausgelegt (1822. S. 2617).

Da erschien 1846 in der Zeitschrift Janus (Bd. 1 S. 787) ein Artikel: „Hippokrates ein Homöopath", der so beginnt: „Dr. Landsberg hat die ebenso interessante als auffallende Entdeckung gemacht, dass die Homöopathie nicht eine Erfindung Hahnemann's, sondern in ihren Urelementen schon in den unter dem Namen des Hippokrates auf uns gekommenen Schriften enthalten ist. Auffallend müssen wir dies darum nennen, weil einerseits der Hippokrates so viele tausendmale durchstudirt worden, ohne dass die Entdeckung so klar und deutlich ausgesprochen, je gemacht worden wäre. Man ist so oft geneigt, dem Hippokrates Kenntnisse zuzuschreiben, die er nicht gehabt hat, und überging hier eine in historisch-medicinischer Hinsicht so wichtige Thatsache, die nicht blos das Resultat von oft nur zu trügerischen Schlüssen, sondern als unumwundenes Apophthegma daliegt. Und doch hat man von Seiten der Allopathen sowohl als Homöopathen, wie Herr Landsberg (der Artikel des Dr. Landsberg ist nämlich aus des be-

---

[1]) Cf. Janus, Zeitschrift f. Gesch. der Med. II. S. 547

[2]) Kurt Sprengel, über Homöopathie, eingeleitet von Schragge Magdeburg 1833.

[3]) Geist der Hom.-Pseudomessias.

kannten v. Walther's und v. Ammon's Journal. V. Heft 3 herüb genommen und diese einleitenden Bemerkungen scheinen vom Pr Henschel zu stammen) sehr richtig bemerkt, sich vielfach Mü gegeben" etc. Man erwartet nun mit Spannung diese berühmte, neu entdeckte Stelle. Professor v. Walther, der Kgl. sächsische Leibarzt von Ammon, und Prof. Henschel erkennen sie als beweisend an, und der Geschichtschreiber Prof. Haeser erwähnt sie in demselben Bande S. 872, und hat ebenfalls nichts dagegen einzuwenden, fügt nur seufzend hinzu: „So wächst denn mit jedem Tage die beseligende Hoffnung, die frühesten Keime der Homöopathie dereinst noch bis zu den Göttern und Halbgöttern Indiens verfolgen zu können!" Und wie heisst die berühmte Stelle, die noch Niemand kannte? — Περὶ τόπων τῶν κατ᾽ ἄνθρωπον etc., dieselbe also, welche Hahnemann bereits vor 41 Jahren angeführt, und deren Auslegung in seinem Sinne ein Beweis wurde, dass er ein Schwindler war.

Im Janus wird die Stelle ausführlicher gebracht und mit Bemerkungen versehn: „Eine andere Art, sagt Hippokrates, die Arzneikunst auszuüben ist folgende: „„Durch Anwendung eben desselben, was die Krankheit hervorbringt, genest man auch wieder durch die Krankheit."" Hierzu werden einige Beispiele von der Strangurie und vom Husten angeführt, ferner vom Fieber, welches bald durch die nämlichen Dinge, die sie hervorgebracht — homöopathisch – auch wieder beseitigt werden könne, bald durch entgegengesetzte — allopathisch —, wozu wiederum in pharmakodynamischer Hinsicht als Beispiel der reichliche Gebrauch warmen Wassers als Getränke und zu Bädern benutzt wird, indem durch die mittelst derselben dem Körper zugeführte Hitze die Fieberhitze vertrieben werde. Ebenso werde ein gastrisches Erbrechen durch den Gebrauch eines brechenerregenden Mittels gehoben, so wie dieses wiederum bei Gesunden Brechen hervorbringe. Hippokrates fügt aber hinzu, und würdigt hiedurch gewissermassen, wie der Verfasser bemerkt, die Homöopathie als Methode, dass es Fälle gebe, die sich besser für die allopathische Behandlung (ὑπεναντίοισι), Andere, die sich besser für die Homöopathie (τοῖσιν ὁμοίοισι) eignen etc."

„Am Schlusse dieses Abschnittes — der nur auszugsweise hier wiedergegeben ist — spricht sich Hippokrates auch über die Grösse der Dosis aus, und bemerkt in dieser Beziehung, man müsse nicht kräftige Mittel ohne Noth anwenden, und etwa durch quantitative Verhältnisse sie entkräftigen wollen, sondern für heftige

Krankheiten kräftige Mittel, für minder bedeutende schwächere Mittel gebrauchen. — Diese Vorschrift hat denn Hahnemann freilich nur benutzt, um sie zur Carricatur zu machen, d. h. seine Lehre mit einem Nimbus zu umgeben, der dem Grundsatze des mundus vult decipi entspreche. Es ist aber jedenfalls so viel gewiss, dass er die Idee seiner Verdünnungstheorie ebenso wie des ὅμοια δι' ὅμοια vorgefunden, und dass endlich von seiner ganzen Lehre ihm nichts eigen, als die in späterer Zeit erst geborene — Psora."

Da aber die Psora Hahnemann's von seinen Anhängern verworfen wird, so bleibt Hippokrates der Vater der jetzigen Homöopathie. Und all das Unheil, welches sie angerichtet, und all der Aerger, den sie den Allopathen bereitet hat, möge über Hippokrates kommen; all die Schimpfnamen sind also über den Kopf Hahnemann's hinweg an Hippokrates zu richten.

Eines aber ist schwer zu begreifen; alle diejenigen, welche den Gründer der Homöopathie des Plagiats beschuldigen, nennen diese selbst eine Irrlehre. Warum ist es dann noch nöthig, diese Irrlehre auf andere Männer zurückzuführen? Liegt hierin nicht eine grosse Inconsequenz, deren Spitze sich gegen die Streiter selbst richtet?

Dann noch eine weitere Bemerkung zu diesem Kapitel: Wir geben gewiss zu, dass es zur Verkleinerung Hahnemann's zweckmässig ist, ihn als einen Menschen hinzustellen, der keine eigenen Gedanken gehabt, und in seiner Schlauheit oder Dummheit von Andern das gestohlen hat, was von Tausenden von Aerzten seit 70 und mehr Jahren der Hauptsache nach für wahr gehalten und practisch erprobt worden ist. — Hahnemann erscheint als Dummer und Charlatan und seine Anhänger mit ihm. Deshalb wird bis in die neueste Zeit unter Zustimmung der allopathischen Presse dieses Manöver fortgesetzt. Wenn aber keine Einigkeit in dieser nicht unwichtigen Sache herrscht, so läuft man Gefahr, dass schliesslich trotz der bestimmtesten Versicherungen das Publikum nicht mehr daran glaubt. In ihrem eigenen Interesse erlauben wir uns deshalb, den Allopathen den Rath zu geben, sich schlüssig zu machen, wer der Uebelthäter sein soll, soll's Hippokrates sein oder soll's Paracelsus sein.

Oder soll es lieber „H. Alberti" sein, wie ein dreizehnter (Köppe) will? Zwar hat dieser Mann, dessen Schrift citirt wird, nicht „H. Alberti" sondern M. Albertus geheissen und gerade das

Gegentheil behauptet, wie Sorge[1]) nachwies. Doch das lässt sich ein zielbewusster allopathischer Streiter nicht anfechten.

Leupoldt[2]) hinwiederum berichtet von Galen, dass derselbe dem Grundsatze Similia Similibus nicht abgeneigt gewesen sei. Es könnte also auch sehr gut Galen als der von Hahnemann Beraubte hingestellt werden.

Nachversuche der Gegner.

Hahnemann's Entwicklungsgang zeigt, dass er nicht auf dem Papier zu seinen Entdeckungen gelangte, sondern dass er den Weg der Induction betrat. Freilich suchte er seine Funde durch Theorien zu stützen, hob aber ausdrücklich hervor, dass er nur nach den Erfolgen beurtheilt werden wollte. Wiederholt nennt er seine Forschungsresultate „unerhört," „unglaublich." „Machts nach, aber machts genau nach," ist sein bekannter Ausspruch. „Wenn das nicht alles zutrifft, was die Homöopathie lehrt, so ist sie verloren."[3])

Wie gezeigt wurde, verfuhr Hahnemann bei der Arzneianwendung schon sehr bald in einer ihm eigenthümlichen Weise. Anfangs trat er für „energisches Handeln" ein und verwandte am liebsten „stark wirkende" Arzneien. Besonders bei den narkotischen Gewächsen sieht man ihn behutsam steigend die Arznei in einigen Gaben bis zu einer beabsichtigten Wirkung geben. — Dann setzt er aus, um den Erfolg und die Dauer des Arzneieinflusses genau zu beobachten. Im Laufe vieler Jahre kam er dazu, nur eine einzige Gabe zu geben, und sorgfältig auf den Eindruck zu achten, den sie auf den Körper machte; nach Ablauf der Wirkung erst wiederholte er die Dosis.

Welcher Arzt hat wol diese schwierige Frage so sorgsam studirt, als der grosse Beobachter Hahnemann? Kein Gegner ist ihm mit ernstem Eifer auf diesem wichtigen Forschungswege nachgegangen; von keinem einzigen Arzte berichtet die Literatur, dass derselbe mit so eifriger Mühe und so ruhiger, treuer Beobachtung diese wichtige Frage in dieser nicht zu umgehenden Art zu lösen versuchte. Durch solche jahrelangen Studien führte der Weg unsern

---

1) Zeitschr. des Berl. Ver. hom. Aerzte I. S. 35.
2) Geschichte der Medicin. 1863. S. 145.
3) R. Arzneimittell. 2. Aufl. 1825. S. 1.

Hahnemann Schritt für Schritt aus den gewöhnlichen Anschauungen heraus auf das grosse, heilbringende Feld seiner Arzneibereitungslehre.

Die Allopathen, um nur ein Beispiel aus dem fraglichen Gebiete anzuführen, reichen, wie auch die Homöopathen, Quecksilber bei gewissen Arten von Darmcatarrhen. Ihre Gabengrösse in diesem Falle ist ungefähr 0,01 Gramm Calomel. Hat schon ein Professor oder ein anderer Arzt sich ganz genau die Fälle mit allen Nebenumständen aufgezeichnet (die bis jetzt in den allopathischen Schriften vergebens gesucht werden), in denen Calomel genützt hat, und hat er dann in einem solchen Falle einmal eine zehnfach „schwächere" Gabe verordnet, von der er sich fest überzeugt halten konnte, dass sie nach Hahnemann's Vorschrift bereitet war? Hat er dann die Wirkung derselben genau beobachtet? Hat er im Falle des Nichterfolges nun bei dem betreffenden Kranken die Gabe wieder verstärkt, und nun Heilerfolge gesehn, welche von der „schwächern" Gabe nicht bewirkt wurden? Hat er solche sorgfältigen Forschungen, die zudem im eigensten Interesse des Kranken liegen, durch viele Jahre fortgesetzt, und dieselben mit genauester Berücksichtigung aller objectiven und subjectiven Erscheinungen aufgezeichnet?

So ungefähr verfuhr Hahnemann allmälig bei seiner Krankenbehandlung. Kein Gegner hat's nachgemacht! Selbst seine mühsam errungenen, diesbezüglichen fertigen Resultate hat man trotz Hahnemann's wiederholter, dringender und ernster Aufforderung verächtlich behandelt, dafür die Pillen und Mixturen desto geschäftiger gepflegt.

„Was würden die Gegner gewagt haben," sagt Hahnemann, nachdem er vorher die Entdeckung seiner Arzneibereitung „unerhört" genannt,[1]) „wenn sie meinen Angaben gleich anfänglich gefolgt, und gerade diese kleinen Gaben zuerst in Gebrauch gezogen hätten? Konnte ihnen da etwas Schlimmeres begegnen, als dass diese Gaben nicht halfen? schaden konnten sie doch nicht!"

Selbst oberflächliche Prüfungen haben die meisten Gegner unterlassen, und die Wenigen, welche prüften, scheinen selbst ihre oberflächlichen Prüfungen mit vorgefasster Absicht ausgeführt zu haben:

Bischoff[2]) sagt, die Pflicht erlaube es nicht, Versuche mit der Homöopathie bei Lungenentzündung anzustellen.

---

[1]) Chron. Krankheiten. Vorrede V.

[2]) l. c. S. 127.

Heinroth, welcher zugleich mit Hahnemann in Leipzig [s]einen Wohnsitz, und somit Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten, s[agt] l. c. S. 5: „Dass Herr Hahnemann ebenso sehr von sei[ner] Lehre überzeugt, als ein Mann von festem Character i[st,] hat er vielfältig bewiesen.“ Prüfungen hat Heinroth ind[ess] nicht angestellt, „Falsche Begriffe führen zu falschen Resultaten.“

Elias ebenfalls nicht; S. 18: „Facta gegen die Homöopathie fehlen sehr.“

Sachs im „Schlusswort“ und Fischer erwähnen von Versuchen nichts.

Simon[1]) stimmt mit Mückisch überein, dass die Aufforderung Hahnemann's zu Nachversuchen „eine elende Bemerkung sey,“ weil kostbare Zeit verloren ginge. „Jeden notorischen Unsinn zu prüfen,[2]) kann uns billiger Weise nicht zugemuthet werden, dazu ist die Lebenszeit zu edel.“

Sachs (Die Homöopathie und Herr Kopp. S. 56) streitet gegen die Bemerkung Kopp's, „die Thatsachen könnten wahr sein, während die darauf gegründete Theorie falsch sein könnte.“ Bei der Homöopathie träfe das nicht zu (S. 57), „weil sie eben nicht ist.“

Stieglitz (l. c. S. 163): Hahnemann's Mangel an Glaubwürdigkeit verpflichtet uns nicht, factisch zu prüfen.

Prof. Munk:[3]) „Ich würde es für gewissenlos halten, meine Kranken nach einem Verfahren zu behandeln, welches von dem Augenblicke des Entstehens an bis auf die jetzige Zeit von der gesammten (?) wissenschaftlichen Welt als ein nutzloses und dadurch schädliches Ding betrachtet wird.“

„Ausserdem aber ist eine weitere Prüfung der Homöopathie am Krankenbette schon deshalb ganz überflüssig, weil diese Prüfung häufig genug, vollkommen unparteiisch und objectiv gemacht worden ist.“ Aehnlich oder gerad so urtheilen alle nachfolgenden Streiter.

Hufeland, Groos, Kopp haben Versuche gemacht, die der Homöopathie günstig waren.

Andere, wie Lesser und Friedheim machten Nachversuche und fanden, dass man zu Ader lassen müsse in Krankheiten, von denen heute Jeder weiss, dass Blutausleerungen dabei schädlich sind.

---

[1]) Pseudomess. S. 300.

[2]) Geist der Hom. S. 77.

[3]) Die Homöopathie. Bern. 1868. S. 106.

Eigenbrodt, ein junger, noch in der Ausbildung begriffener Militärarzt, also ohne practische Erfahrung, wohnte im Auftrage der hessischen Regierung den Krankenbehandlungen in Wiener homöopathischen Spitälern bei, versicherte, seine Ansicht sei, die Homöopathie sei leistungsunfähig, und suchte es zu beweisen. Die betreffenden Homöopathen[1]) stellten den Verlauf der gemeinschaftlich beobachteten Fälle anders dar, und erklärten, dass die Berichte von Eigenbrodt tendenziös gefärbt wären.

Folgende öffentliche Prüfungen der Homöopathie wurden unternommen:

1821 wurden von Stapf in der Berliner Charité einige chronische Kranke behandelt. Die Kranken genasen, die Versuche wurden abgebrochen; Sachs[2]) sagt: „Die Resultate sollen sehr ungünstig gewesen sein, ja, das Stillschweigen der Commission kann nur als ein Beweis der völligen Nichtigkeit betrachtet werden.“ Als ob die Commission nicht laut in alle Welt hinein die Erfolge ausposaunt hätte, wären sie ungünstig ausgefallen.

In demselben Jahre wurden von Wislicenus Versuche im Berliner Allgemeinen Garnisonlazareth gemacht unter Controlle von Militärärzten. Die Erfolge waren günstig. „Die Militärzte nahmen das von Wislicenus unter ihrer Aufsicht geführte Journal mit, um es zu Hause mit besserer Musse durchsehn zu können. Ungeachtet der dringendsten Erinnerungen seitens des Dr. Wislicenus vergassen sie es wieder mitzubringen.“[3]) Lesser[4]) sagt, das Journal sei von einem dazu bestimmten Compagniechirurgus geführt und der Commission abgeliefert worden. „Es war nicht Sache (?) der höchsten Behörden, über diese Versuche Rechenschaft abzulegen.“ „Dereinst werde ich sie bekannt machen.“ Lesser's Buch strotzt von Gehässigkeiten gegen die Homöopathie, sodass selbst Schmidt's Jahrbücher ihren Unwillen darüber äussern. Der Leser würde nicht auf „dereinst“ vertröstet worden sein, und bis heute vergebens darauf warten, falls sich Ungünstiges hätte finden lassen.

Im Jahre 1829/30 wurden von dem Leipziger Homöopathen

---

[1]) Caspar, Parallelen zwischen Hom. u. Allop. Wien u. Olmütz. 1856.
[2]) Schlusswort. S. 67.
[3]) Rosenberg. l. c. S. 21.
[4]) l. c. S. 305. Anm.

Dr. Herrmann in Russland, (in Tultschin und in Petersburg) auf Anregung des russischen Kriegsministeriums Hospitalkranke behandelt. In Tultschin wurden auf diese Weise 165 Kranke behandelt, davon starben 6, in Petersburg kamen 409 Patienten in homöopathische Behandlung, davon starben 16. So berichten die Homöopathen.[1]) Die Allopathen erzählen: In Tultschin starben dem Homöopathen von 128 Kranken 5, wobei sich dieser alle denkbaren Vortheile für seine Kranken ausbedang, uns Allopathen aber starb in derselben Zeit von 457 Kranken kein Einziger (!). In Petersburg gingen, nach allopathischer Quelle, bei homöopathischer Behandlung von 431 Patienten 31 zu Grunde.[2]) Die Russen waren ebensolche Liebhaber der damaligen „wissenschaftlichen" Behandlung wie die deutschen und andere Professoren. Auch bei der Cholera, so erfuhren wir schon durch Hasper, waren die homöopathischen Resultate in Russland „sehr ungünstig gegenüber der Aderlassbehandlung." Das grösste Contingent der Kranken bei diesen Versuchen stellten Lungenentzündung, gastrische und Nervenfieber, und nach den Berichten der Allopathen hatte der Homöopath wie in der Ordnung, grosse Sorgfalt auf frische Luft, Reinlichkeit und Diät gelegt.

In Wien wurden (1828) homöopathische Versuche angestellt vom Stabsarzt Dr. Marenzeller. Die Homöopathen berichten (Rosenberg l. c.) Günstiges, und veröffentlichen die einzelnen 37 Krankheitsfälle. Die Allopathen schweigen über dieselben. Das Urtheil der allopathischen Commission fiel dahin aus, dass diese Versuche nicht gegen, auch nicht für die Homöopathen sprächen. Die Versuche wurden trotzdem früher abgebrochen, als ursprünglich bestimmt war. Die allopathischen Streiter behaupteten, der Kaiser habe erklärt, seine Soldaten seien ihm zu lieb, als dass er sie der todtbringenden homöopathischen Behandlung weiter überlassen könne. (Rosenberg l. c.). Simon[3]) kennt den Hergang genauer: Der Homöopath liess seine Kranken, wenn sie am Sterben waren, in die allopathische Abtheilung befördern, und entlastete so seine Sterbeliste. „Diese Geschichte kam dann zu den Ohren des würdigen Beichtvaters Sr. Majestät des Kaysers, sey es nun, dass er von den Listen der homöopathischen Station Einsicht genommen, oder dass er nur dem Gerüchte Glauben beymass. So viel ist

[1]) cf. Rosenberg l. c. S. 12.
[2]) cf. Antihomöop. Archiv 1834. Bd. I. Heft 2.
[3]) Antihomöopath. Archiv 1834. Bd. I. Heft 2. S. 125 u. f.

indess gewiss, dass der Kayser, nach einer Unterredung mit ihm, augenblicklich durch ein Handbillet Befehl ertheilte, die homöopathischen Versuche einzustellen."

Seinem Princip, die Gegner stets persönlich anzugreifen, wird Simon auch hier nicht untreu: „Was endlich Marenzeller persönlich betrifft, so ist er ein Mensch ohne alle wissenschaftliche, ja selbst ohne alle humane Bildung. Er kann z. B. nicht zwey Zeilen richtig deutsch schreiben." „Er behauptete, um eine glückliche Niederkunft zu haben, müssten schwangere Frauen auf allen Vieren kriechen, wie die Thiere, die eben deshalb so leicht und glücklich gebären." Simon gibt für seine Behauptungen keinen Gewährsmann, keine Quelle an.

Wir wollen nur erwähnen, dass Stabsarzt Dr. Marenzeller, Leibarzt des Erzherzogs Johann von Oesterreich, ein kenntnissreicher Mann war, der auf der Höhe des Wissens seiner Zeit stand, bei seiner zahlreichen, meist zu den intelligenteren Klassen gehörigen Clientel in grossem Ansehn war, und sich dadurch die Parteiwuth der Gegner in hohem Maase zuzog.

Marenzeller, 1765 geb., trug anfangs im allgemeinen Krankenhause in Wien als Privatdocent die Anatomie und Operationslehre vor, machte 1788 als Regimentsarzt den Türkenkrieg mit, und wurde 1813 zum Feldstabsarzt bei den italienischen Spitälern ernannt.[1]) Er war der erste in den österreichischen Staaten, der offen für Hahnemann eintrat, wozu kein geringer Muth gehörte. 1854 starb er in Wien, 89 Jahre alt, und lebte bis ein Jahr vor seinem Tode in der angestrengtesten ärztlichen Thätigkeit.

Angesichts des ganz unqualificirbaren Auftretens der allopathischen Streiter erscheint es nicht überflüssig, hier ein Schreiben des Königs Friedrich Wilhelm IV. an Marenzeller wieder zu geben d. d. Charlottenburg, 3. Jan. 1842: „Ich bin Ihnen für das Vertrauen, mit welchem Sie in Ihrem Schreiben vom 14. Oct. v. J. die homöopathische Heilmethode Meinem Schutz empfohlen haben, dankbar verbunden, und lege nicht geringen Werth auf die Empfehlung dieser wichtigen Angelegenheit durch einen Mann, der wie Sie die Homöopathie bereits ein volles Menschenalter hindurch mit Erfolg ausgeübt hat. Gern werde Ich, wie Ich begonnen habe, auch fortfahren, dieser Heilart jeden Vorschub zu leisten, der zu ihrer Entwickelung förderlich sein kann. Die Errichtung eines homöo-

---

[1]) Allg. hom. Zeitung Bd. 49. S. 54.

pathischen Hospitals habe Ich bereits unter Bewilligung der erforderlichen Mittel aus der Staatskasse genehmigt, und beabsichtige auch, den homöopathischen Aerzten unter gewissen Modalitäten das Selbstdispensiren zu gestatten, über welchen Gegenstand indessen die Verhandlungen noch schweben."[1])

Stieglitz[2]) sagt 1835 über die Versuche von Marenzeller: „Was die Bekanntmachung dieser Versuche verhinderte, ist in Dunkel gehüllt. (Liegt aber für jeden Unparteiischen auf der Hand. A.) Nur das steht fest, dass in Folge dieser Versuche in den Oesterreichischen Staaten die Ausübung der Homöopathie verboten wurde" Es steht fest, dass schon 9 Jahre früher, 1819, die Ausübung der Homöopathie in den Oesterreichischen Staaten verboten wurde, und zwar auf Betreiben desselben Dr. Stifft, welcher Präses der Prüfungs-Commission bei diesen Versuchen war, desselben Stifft, der ein so grosser Anhänger der „wissenschaftlichen" Blutentleerungen war.

Der Wortlaut des Verbotes lautet: „In Folge der mit Hofkanzleidekrete etc. bekannt gemachten allerhöchsten Entschliessung vom 13. v. M. haben Seine Majestät anzuordnen geruht, dass die homöopathische Kurmethode des Doktors Hahnemann, allgemein und strenge zu verbieten sei."[3])

Stieglitz[4]) führt auch den Bericht von Mühry aus Casper's Wochenschrift von 1835 an über homöopathische Heilversuche von Andral und Bailly in der Pitié. Nach diesem Bericht sei in fünf Monaten kein Einziger geheilt. Das ist selbst dem „grossen Kritiker" Stieglitz zu viel. Er meint, es hätten doch wenigstens durch die Naturkraft Heilungen vor sich gehen müssen.

Munk[5]) sagt von denselben Versuchen: „Andral behandelte in Gegenwart von Homöopathen 130—140 Kranke ganz nach homöopathischen Grundsätzen, aber ohne allen Erfolg."

1828 wurden in Neapel Prüfungen angestellt. Die Homöopathen[6]) schreiben sich den Sieg zu, und datiren von da an die

[1]) Allg. Leipz. Zeitg. Nr. 21, 1842. S. 229 — Allgem. hom. Zeitg. Bd. 21. S. 224. (Ueber das erwähnte Hospital weiter unten.)

[2]) l. c. S. 191 und 192.

[3]) Gubernialdekret vom 2. Nov. 1819. Zahl 49665. Allg. hom. Zeitg 20. S. 271.

[4]) l. c. S. 196.

[5]) l. c. S. 53.

[6]) Rosenberg l. c. ferner Allgem. hom. Zeitg. Bd. 23. S. 18., ferner ib. Bd. 33. S. 310.



Verbreitung der Homöopathie in Italien. Die Allopathen[1]) behaupten, die Homöopathie sei unterlegen. Das Resultat war dieses: Von 60 Kranken wurden 52 vollkommen hergestellt, und 6 gebessert; 2 sind gestorben.

Diese Versuche verursachten in Neapel eine grosse Erregung im Volke. Die Allopathen hatten das Gerücht verbreitet, es gebe in der homöopathischen Anstalt eine Menge Todter und Sterbender, sodass der König von Neapel den Kronprinzen zur Untersuchung hinschickte. Dieser fand keinen Sterbenden und keinen Todten. „Also sind," rief er aus, „die ich hier sehe, von den Todten auferstanden?"[2])

Prof. Ronchi in Neapel schob Hahnemann einen Anfall von Geistesverwirrung zu,[3]) und anfangs der 30er Jahre erklärten die Allopathen die Homöopathie in Neapel für todt. In Wirklichkeit verbreitete sie sich dort immer mehr bis auf den heutigen Tag.

Weitere Versuche wurden angestellt von den Homöopathen Tessier in Paris und Chargé in Marseille. Die Erfolge waren nach allopathischer Angabe ungünstig, die Homöopathen behaupten von Ersterem das Gegentheil; bei Letzterem handelte es sich anfangs der 50er Jahre um die homöopathische Behandlung der Cholera. Er erhielt einen Krankensaal im Hôtel Dieu in Marseille, wobei die Kranken bestimmungsgemäss ihm von den Allopathen zugewiesen wurden. Die allopathischen Hospitalsärzte schickten ihm, wie zu erwarten, die hoffnungslosesten Kranken zu[4]). Der Versuch dauerte 3 Tage.

Im Hôtel Dieu in Lyon sollen Kranke 17 Tage lang von einem Homöopathen Dr. Gueyard behandelt worden sein (wann?), welche nach Aussage von Munk[5]) ein schlechtes Resultat hatten. In der homöopathischen Literatur findet sich, wie scheint, nichts darüber erwähnt.

1835 wurden in Stuttgart Krätzkranke homöopathisch behandelt. Fiasco des Homöopathen.

Zur Cholerazeit 1831 ersuchten die Leipziger Homöopathen den dortigen Stadtrath darum, ihnen eins der zu errichtenden Cholerahospitäler zur unentgeltlichen Behandlung der aufzunehmenden

---

[1]) Munk l. c. S. 107.
[2]) Allg. hom. Zeitg. Bd. 33. S. 305 und f.
[3]) Kleinert, Repertorium der ges. med. J. 1833. VII. 141.
[4]) Allgem. hom. Zeitg. 51. S. 63.
[5]) l. c. S. 108.

Kranken zu überlassen. Durch den Stadtphysikus Clarus wurde geantwortet, dass dieses Gesuch unter folgenden Bedingungen genehmigt würde: „Die aufzunehmenden Kranken sollten von Clarus vor der Aufnahme untersucht, und der Aufnahmeschein von ihm unterzeichnet werden."

„Die homöopathischen Arzneien sollten aus einer Apotheke entnommen sein."

Die Homöopathen erwiderten, dass Clarus und andere Allopathen das Krankenhaus zu jeder Zeit besuchen könnten, dass aber die Aufnahme der Patienten nicht von Clarus ausgehen könne (der als fanatischer Gegner bekannt war), weil sonst kein Kranker anders als halbtodt in's Hospital kommen würde. Die Arzneien sollten unter Controlle zubereitet und gegeben werden, aber auf die Dispensation durch die Apotheker könnte man nicht eingehen.

Hierauf ging der von Clarus beeinflusste Stadtrath nicht ein.[1])

In Miskoltz in Ungarn practicirte der homöopathische Arzt Dr. Stern. Derselbe hatte früher ein Pamphlet gegen die Homöopathie verfasst,[2]) war aber durch ein besonderes Zusammentreffen von Umständen aus einem Saulus ein Paulus geworden, wie die Geschichte der Homöopathie viele Beispiele kennt. Er wollte nun öffentlich zeigen, dass die Leistungsfähigkeit der Allopathie von den Erfolgen der neuen Heilart übertroffen werde, und kam beim Vicegespan des betreffenden Comitats um die Erlaubniss ein, die zahlreichen Sträflinge dort ein Jahr hindurch in einem eigenen Lokale unentgeltlich behandeln zu dürfen. Dieses wurde gestattet, und den Sträflingen freie Wahl in Bezug auf homöopathische oder allopathische Behandlung gelassen. Eine lebhafte, mündliche und literarische Agitation seitens der Anhänger der alten Schule war die Folge, aber ohne den ersehnten Erfolg. Die Homöopathie war Spiegelfechterei, Charlatanerie etc., und ein Dr. Fleischer beklagte sich über Undankbarkeit gegen die vieljährigen Verdienste der allopathischen Aerzte. Aber es blieb bei dem Entschluss. Der Homöopath begann 1844 seine Thätigkeit; die vorausgesagten Todesfälle blieben aus, und nach Ablauf des Jahres war von 99 Kranken nicht allein kein Einziger gestorben, sondern die Heilung so schnell erfolgt, wie man sie bei allopathischer Behandlung nicht zu sehen

---

[1]) Die betr. Akten sind nachzusehen in „Cholera, Homöopathik u. Medicinalbehörde," vom Leipziger Localverein hom. Aerzte. Leipzig 1831.

[2]) Allg. hom. Ztg. Bd. 56. S. 159.



gewohnt war. Ausser verschiedenen äussern chronischen Uebeln bildeten gastrische etc. Fieber, Lungen- und Brustfellentzündungen das Hauptcontingent des Beleges. Die Agitation der Allopathen wuchs; sie veranstalteten Sitzungen und Berathungen, denn dieser abscheuliche Homöopath hatte sich erfrecht, einen Antrag auf Fortdauer seiner Behandlung einzureichen. Endlich, nach 3 Monaten, hatten die Gegner ihr Ziel erreicht, und von der Königlichen Statthalterei kam der Befehl, die weitere homöopathische Behandlung der Sträflinge zu sistiren, weil das Hospital ohne Erlaubniss der Statthalterei, also widerrechtlich eingerichtet sei, und weil die homöopathische Methode „schon ihrer Natur nach" für manche Krankheitsspecies nicht passe. Wer Vergnügen daran findet, den Edelmuth der Allopathen in dieser Streitsache zu bewundern, erhält dazu Gelegenheit in der Allgemeinen homöopathischen Zeitung.[1])

In den vierziger Jahren wurden einem homöopathischen Arzte 2 Zimmer im Elisabeth-Krankenhause in Berlin behufs homöopathischer Behandlung überlassen, wovon sich derselbe nach einiger Zeit wieder zurückzog aus Gründen, welche nicht die Frage der Leistungsfähigkeit der Homöopathie betrafen.

In Folge einer Immediatvorstellung seitens 6 Berliner homöopathischer Aerzte wurde diesen durch Ministerialrescript vom 10. September 1841 eröffnet, dass die Errichtung eines homöopathischen Hospitals mit 12 Betten auf Staatskosten für die Dauer von 3 Jahren bewilligt werden solle, unter der Bedingung, dass die Aufnahme der Kranken durch eine vom Ministerium zu ernennende Kommission stattfinden solle. Die 6 Homöopathen wurden aufgefordert, einen geeignet scheinenden Arzt vorzuschlagen. Die Wahl traf Dr. Melicher. Das Hospital kam nicht zu Stande. Melicher erklärte später aufrichtig, dass er selbst „wesentliche Schuld" daran trüge, weil die Zeit von 3 Jahren bei 12 Betten für eine so wichtige Entscheidung zu kurz, und nach den gemachten Erfahrungen den allopathischen Richtern keine Unparteilichkeit zuzutrauen wäre.[2])

Aus welchem Grunde wol waren die allopathischen Rathgeber so sorgfältig darauf bedacht, dass durch sie die Aufnahme der Kranken erfolgen müsse? Warum genügte es ihnen nicht, dass sie jeder Zeit freien Zutritt in die Krankensäle hatten?

---

[1]) Bd. 29. S. 97 u. f.

[2]) Allg. homöop Ztg. Bd. 33. S. 179.

Das sind die Prüfungen der Homöopathie am Krankenbette, von denen die Gegner behaupten, die Resultate seien ungünstiger gewesen, als bei der allopathischen Behandlung. und die Ohnmacht der Homöopathie sei dadurch hinlänglich erwiesen. Bei der äusserst feindlichen Stimmung liess sich schon von vornherein erwarten, dass die Allopathen das Uebergewicht der Homöopathie über die alte privilegirte „auf den Erfahrungen von Jahrhunderten beruhende“ Medicin nie. und nimmer zugeben würden.

„Die Homöopathie hat ihre Präponderanz vor andern Heilmethoden bei der Cholera nicht bethätigen können,“ erklärt 1833 der Anonymus in Wunder der Homöopathie (S. 47.).

Simon schreibt 1834[1]): „Die neue Behandlungsweise lieferte in Russland keine günstigeren Resultate als die alte.“

In No. 11 der „Beobachtungen bair. Aerzte über die Cholera“ 1832 erklärt Dr. W. Sander, dass die Homöopathie schlechtere Erfolge erzielt habe als die Methode mit Blutentziehungen und Brechmittel.

Prof. Hasper, der grosse Empfehler der „energischen Blutentziehungen“ bei Cholera, macht 1832 bekannt: „Diejenigen Fälle, wo die homöopathische Methode in Anwendung gebracht worden, gingen am schnellsten in den Tod über.“[2])

Andere Kritiker, wie Stieglitz etc. drückten sich so aus: „Die Resultate der homöopathischen Heilweise kamen denjenigen der diätetischen Behandlung gleich.“ Da aber dieselben Kritiker die Blut- etc. Methode für heilbringender erklärten, als die diätetische, so war das Urtheil dasselbe, nämlich: Die Allopathie hatte bessere Erfolge bei Behandlung von Lungenentzündung, Brustfellentzündung, Masern, Scharlach, gastrischen Fiebern, Typhus, Ruhr, Cholera etc. als die homöopathische.

Nachdem der Blutdurst der Allopathen und die Liebhaberei für Brech- und Abführmittel sich gelegt, sind keine staatlichen Prüfungen der homöopathischen Erfolge mehr vorgenommen.

Heute wird auch von den Allopathen zugestanden, dass die damalige „rationelle“ Behandlung schlechtere Ergebnisse hatte als die Natur allein. Lassen wir alle Schlüsse auf die positiven Re-

---

[1]) Antihom. Archiv. I. S. 19.
[2]) Hufel. Journ. Bd. 73. St. 4. S. 43.

sultate der Homöopathie einmal bei Seite. Was folgt aus diesen angegebenen Thatsachen?

Die Behauptung der Allopathen, dass die Homöopathie bei den angestellten Untersuchungen unterlegen sei, und keine besseren Resultate ergeben habe als die allopathische Behandlung, beruht auf offenbarer Unwahrheit.

Die Allopathie hat sich als höchst parteiische Richterin in dieser eigenen Angelegenheit erwiesen, und ihr Urtheil ist deshalb in Sachen der Homöopathie ohne jeglichen Werth.

Weiter: An zahlreichen Stellen haben die Allopathen die übrigens selbstverständliche Ansicht ausgesprochen, dass zur Beurtheilung einer Behandlungsmethode bei einer einzigen Krankheit einige Hundert Krankheitsfälle noch nicht genügten. Bei der Homöopathie haben sie für sämmtliche hundert und mehr Krankheitsformen zusammen nur einige Hundert Fälle nöthig gehabt, um ihren Wunsch erfüllt zu sehn, dass die Homöopathie wirkungslos sei. Wie schrieb doch Dr. Fischer in Dresden? (oben S 214.) „Wenn wir von homöopathischen Erfolgen hören, immer wünschen wir dann, dass es nicht wahr sein möge." Damit ist die allopathische Denkungsart bis heute bezeichnet

Eine sehr characteristische Beleuchtung allopathischer Taktik gibt Horner aus der Geschichte Englands in einer Broschüre: „Warum ich der Homöopathie den Vorzug gegeben."[1]) Derselbe war früher Präses der aus mehreren 100 Mitgliedern bestehenden Provincial medical and surgical Association zu Brighton. In einer Versammlung, in welcher er präsidirte, wurde beschlossen, dass fortan jeder Homöopath unwürdig sein solle, diesem grossen Verein anzugehören. Sechs Jahre später war Horner aus einem Gegner ein Anhänger der Homöopathie geworden. Er hatte nämlich erst nach jenem Beschluss sich praktisch mit der Homöopathie beschäftigt. Allmälig wurde er von deren Vorzüglichkeit auf das Schlagendste überzeugt, und war der Erste, an dem jene Beschlussfassung der Gesellschaft zur Ausführung kam. Horner war zugleich der älteste Arzt am Huller-Krankenhause, und er hielt es für seine Pflicht, auch seine Spitalkranken homöopathisch zu behandeln. Er wurde zur Niederlegung dieser Stellung gedrängt. Dieses Ereigniss erregte grosses Aufsehn, und seine genannte Recht-

---

[1]) Aus dem Engl. von Massiah. Sondershausen 1860.

fertigungsschrift verbreitete sich durch England in wenigen Monaten in mehr als 90 000 Exemplaren.

Horner erzählt darin: Bei der letzten Heimsuchung Londons durch die Cholera wurde auch der homöopathischen Behandlung ein Spital übergeben. Es ward ein ärztliches Gesundheitscomité mit dem Präses des Royal College of Physicians an der Spitze in's Leben gerufen; sodann wurde ein sehr erfahrener allopathischer Arzt Dr. Macloughlin zum Inspector der Cholera-Spitäler angestellt, und die Listen unter fortwährender Aufsicht dieses inspicirenden Arztes geführt. Das Gesundheitscomité, bestehend aus den ersten allopathischen „Autoritäten“, dem die Regierung diese so höchst wichtige und heilige Angelegenheit anvertraut hatte, unterschlug mit Vorbedacht und Absicht den statistischen Rapport des homöopathischen Cholera-Hospitals. Dieser Rapport bezeugte, dass die homöopathische Behandlung eine viel günstigere war als die allopathische. Das Parlament verlangte aber eine vollständige Darlegung der Prüfungsergebnisse, und so drang der Vorzug der Homöopathie in die Oeffentlichkeit.

Der Gesundheitsrath fand sein einziges Entschuldigungsmittel in einem Manifeste, welches folgende Worte enthielt: „Hätte man die Berichte der homöopathischen Ärzte mitgetheilt, so würde man ein empirisches System, welches gegen alle Wahrheit und Wissenschaft ist, auf unverantwortliche Weise unterstützt haben.“ Dass die homöopathische Statistik vollkommen mit der Wahrheit übereinstimmte, bestätigt der inspicirende, erfahrene Dr. Macloughlin in seinem Bericht: „Alle die Kranken des homöopathischen Spitals, welche ich mit meinen eigenen Augen sah, waren wirklich von der asiatischen Cholera, in den verschiedenen Stadien derselben, befallen; ferner sah ich, dass verschiedene dieser Kranken, ich erkläre es ohne Zögern, die jeder anderen Behandlung unterlegen hätten, durch die homöopathische Kur genasen,“ und fügt hinzu, „wenn ich an der Cholera erkrankte, möchte ich lieber von einem Homöopathen als von einem Allopathen behandelt werden.“ Diese Dinge wurden vor dem Parlamente verhandelt und sind also actenmässig festgestellt. Kein Gegner hat ihre Wahrheit anzutasten gewagt; man geht mit Vorsicht darüber hinweg.

Mit Recht schrieb der gewiss nicht homöopathisch gesinnte Geschichtschreiber Leupoldt[1]) im Jahre 1863: „Es gilt noch immer,

[1]) Geschichte der Medicin. S. 570.

mehr und positiver auf die Homöopathie einzugehn und zwar vorerst noch immer weniger blos theoretisch als experimentell.“ Damit gesteht also dieser angesehene Geschichtschreiber ein, dass die Homöopathie auf dem einzig maassgebenden Gebiete der praktischen Beobachtung bis zum Jahre 1863 noch nicht genügend geprüft worden ist. Nach 1863 aber sind keine praktischen Prüfungen vorgenommen worden.[1])

Spätere Angriffe.

Desto eifriger ergriff man alle nur denkbaren Mittel, die Homöopathie als das Erzeugniss eines schlauen Betrügers, als eine jeden ernsten Strebens baare „sogenannte Heilmethode,“ als einen auf die Spitze getriebenen, mit Sympathie und Mondscheincuren in eine Klasse zu setzenden Mysticismus hinzustellen. Die Streiter aus den dreissiger Jahren hatten dazu die Grundlage gelegt. In den ersten Decennien achtete man noch die Verdienste Hahnemann's aus früherer Zeit, und erinnerte sich ihrer mit Dankbarkeit. Eine Schrift, welche wie die heutigen, Hahnemann's Leistungen mit Hohn besprochen hätte, würde damals jedem Leser den Stempel des ungezügelten Parteihasses sofort gezeigt haben Allmälig traten beim grossen Publikum die Folgen des Calumniare audacter ein, das Andenken an die früheren Verdienste des Stifters der Homöopathie waren glücklich verwischt, und die Bahn war frei. In den Collegien, in medicinischen Schriften hatte man nur mehr Hohn und Spott für ihn; den jungen Aerzten wurde systematisch der grösste Widerwille gegen die Homöopathie eingeflösst.

Die politischen und belletristischen Blätter dienten natürlich der Majorität. Hier fanden die Allopathen den willkommenen, ungestörten Tummelplatz; hier drohte keine Entgegnung, keine Widerlegung selbst der ungeheuerlichsten Behauptungen;

[1]) Welche Gesinnungen und Absichten die Gegner in Bezug auf die Homöopathie haben, zeigt neuerdings wieder in handgreiflicher Weise ein Vorfall in England. Ein Major Vaegham Morgan bot dem St. George-Hospital in London einen Beitrag von 25 000 Doll. an, wenn fünf Jahre hindurch der Homöopathie ein entsprechender Platz in der Behandlung der Patienten eingeräumt werde, um durch eingehende Versuche den Werth oder Unwerth des Hahnemann'schen Heilverfahrens sicher zu stellen. Das Anerbieten wurde abgelehnt und Morgan trat mit andern Hospitälern in Unterhandlung und zwar mit demselben Erfolg. Allg. homöop. Zeitung Bd. 107. S. 111.



denn mit kaum nennenswerthen Ausnahmen wiesen sämmtliche derartigen Organe eine Berichtigung selbst der geradesten Unwahrheit, selbst eine Verbesserung geschichtlicher Fälschungen, die Aufnahme einfach hingestellter Thatsachen, ohne Weiteres zurück. Das Grossartigste wurde hierin von der „Gartenlaube“ geleistet.

Jeder Arzt, welcher über die Homöopathie Günstiges äusserte, kam sofort in den Verdacht der Ketzerei; wer sie ausübte, war ein Paria, wurde aus dem ärztlichen Verbande ausgestossen und mit Hass verfolgt. Da war es einerlei, ob er vordem Beweise genug eines eifrigen, redlichen Strebens gezeigt, ob er makellosen Characters dastand — er war ein Ketzer und wurde als solcher gebrandmarkt und moralisch verbrannt. Weshalb? Weil er andere wissenschaftliche Ansichten hatte, als die Allopathen. Wie es bis heute ist. Männer in angesehenen Stellungen, welche es wagten, öffentlich für die erkannte Wahrheit einzutreten, wurden verdrängt — bemerkenswerther Weise. War man so fest von dem „Unsinn“ der Homöopathie überzeugt — nun so war ja Oeffentlichkeit die beste Waffe gegen sie. Der Schwindel scheut das Licht. Wollte man die Homöopathie ehrlich bekämpfen, fühlte man sich fest im Sattel, weshalb verdrängte man z. B. einen Mann, der öffentlich für sie eintrat? W. Rapp, Professor der medicinischen Klinik in Tübingen, hatte in der traurigen Zeit der allgemeinen therapeutischen Zerfahrenheit, zur Zeit des herrschenden Nihilismus den strebsamen Sinn, die Schriften jener Männer zu studiren, welche nicht an der schönen ärztlichen Kunst verzweifelten und mit Prof. Dietl ausriefen: „Im Wissen, nicht im Handeln liegt unsere Kraft,“ sondern wie Hahnemann fest daran hielten: „Es giebt eine Genesungskunst!“

Rapp hatte gefunden, dass der verketzerte Hahnemann in freilich rauher Schale viel Gutes, viel Brauchbares zu Tage gebracht, und er war Mann genug, für seine Ueberzeugung öffentlich einzutreten. Die Folgen waren vorauszusehn. Man hatte es bald dahin gebracht, dass ihm vom Ministerium angetragen wurde, auf den klinischen Unterricht zu verzichten, und sich mit theoretischen Vorlesungen zu begnügen; man unterliess aber nicht, auf der andern Seite Rapp's „treffliche Eigenschaften im Uebrigen und seinen regen wissenschaftlichen Eifer gebührend zu schätzen.“ Dieser kam unter diesen Umständen um seine Entlassung ein (1854), und wurde unter Belassung seines Titels und Ranges und mit einem passenden Ruhegehalt als Oberamtsarzt nach Rottweil versetzt.

Die Anzahl der Zuhörer Rapp's war grösser, als die seines

Vorgängers Wunderlich. Dieser hatte in den letzten 6 Semestern in seiner theoretischen Vorlesung 99, Rapp in demselben Zeitraum (Sommer 1851 bis Winter 1854) 145 Schüler. Wunderlich's Klinik wurde in der entsprechenden Zeit von 191, Rapp's Klinik von 228 Studirenden besucht. Jetzt ist Rapp Kgl. Würtembergischer Leibarzt.

Wenige Jahre vorher war Prof. Henderson, der sich einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt, und ein zahlreiches Auditorium erworben hatte, aus gleichem Grunde aus der Edinburger Facultät verdrängt. Ueberhaupt wurde in England der Streit von Seiten der Allopathen mit der grössten Erbitterung geführt. Dort fassten 1851 die Universitäten St. Andrews und Edinburgh sowie das Royal College of Physicians den Beschluss, von nun an keinem Studenten der Medicin die Doctorwürde zu verleihen, der sich nicht vorher durch feierliches Versprechen verpflichtet hatte, nie in seinem Leben die Homöopathie auszuüben.

Man stiess einen jeden allopathischen Arzt aus dem ärztlichen Verbande, welcher es wagte, mit einem Homöopathen zu consultiren. Diese Praxis wurde mit der grössten Strenge durchgeführt.[1])

Nicht anders handelte man in Frankreich[2]) und den andern „cultivirten" Ländern. Ueberall wiederholten sich die nämlichen Angriffe, welche in ihrer Heftigkeit jedesmal dem Grade der Ausbreitung der Homöopathie entsprachen — genau so wie in Deutschland.

So wurde und wird bis heute mündlich und schriftlich von den Allopathen fortgearbeitet. Zur Beurtheilung der jetzigen Kampfesweise sollen die Leistungen einzelner noch lebender Streiter dienen.

„Die Wunder der Homöopathie, allen Freunden der Wahrheit, insbesondere den Regierungen an's Herz gelegt von einem Kenner derselben, Prof. Dr. Karsch in Münster." Sondershausen 1862.

Karsch erzählt und beweist in seinem Buche seinen Lesern Folgendes: Hahnemann hatte zwar Kenntnisse, konnte aber kein hinreichendes Auskommen finden für sich und seine Familie; aus Verzweiflung warf er sich deshalb auf die Charlatanerie und stiftete

---

[1]) Vergl. Allg. hom. Zeitg. Bd. 54. S. 80 u. Bd. 65. S. 32.
[2]) ib. Bd. 43. S. 140 u. Bd. 46. S. 364.



die Homöopathie, woran er selbst gar nicht glaubte. Letzteres beweist Karsch so: Hahnemann und die Homöopathen hätten gesagt, Hahnemann sei seit 1790 von der gewöhnlichen Bahn abgegangen. Karsch stellt nun einige von den Fällen hin, in denen Hahnemann nach 1790 noch starke Arzneigaben verordnete, und hie und da hergebrachte Ansichten äusserte. „Also“: Hahnemann war von seinen homöopathischen Grundsätzen selbst nicht überzeugt, „alles Märchen“, „elende Lügen“, „Aufschneiderei“.

Ebenso sei es mit der Psora, deren Lehre Hahnemann gegen seine eigene Ueberzeugung bekannt gemacht. So sei die ganze Homöopathie das Produkt eines durch die Noth zur Verzweiflung getriebenen schlauen Charlatan's, aufgestellt gegen dessen besseres Wissen und nur zu dem Zweck, sich auf Kosten der thörichten Menschheit zu bereichern. Die homöopathischen Aerzte hätten denselben Zweck.

Karsch hatte also eine schwere Aufgabe. Hahnemann's Schriften sehen, durchlesen, sich in der Lage befunden haben, Zeuge seines tiefen Ernstes, seines eminenten Fleisses im Arbeiten und Beobachten zu sein und dann noch behaupten und aus eben diesen Schriften beweisen wollen, dass er selbst nicht von seinen Lehren überzeugt gewesen sei — wahrlich! dazu gehört, neben andern Eigenschaften, ein Muth, vor dem man staunen muss. Wollten wir dem Autor bei seiner Arbeit Satz für Satz folgen, und sein Wirken besprechen, so möchte der geduldigste Leser wol bald die Geduld verlieren. Hier nur einige wenige Proben von Karsch's Leistungsfähigkeit:

Er spricht S. 66 vom Angriffe Hahnemann's auf die Aerzte des Kaisers Leopold (vergl. oben S. 88 u. f.), und behauptet, Hahnemann habe von der Behandlung keine genügende Kenntniss gehabt und trotzdem die Behandlungsart angegriffen, „er der eigentlich kaum jemals selbstständig Kranke behandelt hatte.“[1]) Von dem 4maligen Aderlass, worauf es hier bei dem geschwächten Körper des Kaisers gerad ankam, schweigt Karsch sehr, sehr vorsichtig, nennt statt dessen lieber die Leibärzte „anerkannte und ausgezeichnete Praktiker.“ Dabei erwähnt er auch des Dr. Stöller, nennt ihn aber Stölter. Und merkwürdig! Stölter wird er auch in „Wunder der Homöopathie“ von 1833 S. 5 genannt. Karsch erwähnt hier zwar die Quelle nicht, kennt aber das Buch sehr genau,

---

[1]) Vergl. oben S. 73—74 u. S. 154.

hat ihm sogar den Titel entlehnt. Jene Schrift betont aber die Aderlässe; damals waren sie noch wissenschaftlich, und ihre Verwerfung ein sehr grosser Fehler Hahnemann's, der schon für sich allein zur Herabsetzung in den Augen der Leser vollständig genügte, so dass es gar nicht erst nöthig war, die Leibärzte „ausgezeichnete und anerkannte Praktiker“ zu nennen. Karsch konnte den Aderlass nicht gebrauchen, musste anders handeln, und nannte jene Aerzte lieber „ausgezeichnete“ Praktiker, die er aber mit Entsetzen anstarren würde, wenn sie mit der rothen Aderlassbinde und dem Schnepper behufs 4maligen Aderlasses an seinem Krankenbette erschienen.

S. 60. 61 zeigt der Autor dieselbe Kunstgeschicklichkeit bei Erwähnung des Falles Leischke, (vergleich oben S. 235) von dem er erzählt, derselbe sei bei homöopathischer Behandlung „wegen mangelnder Kunsthülfe“ um's Leben gekommen. Dass diese mangelnde, von den Allopathen dem schon vorher chronisch lungenkranken Patienten zugedachte „Kunsthülfe“ in Aderlass etc. bestand, durfte nicht erwähnt werden, entsprach nicht dem Zweck der Schrift. Karsch spricht deshalb nicht mit einer Silbe davon.

Hahnemann hat in einem Briefe an Hufeland geschrieben, dass er eine Zeit lang, um 1790, an der ärztlichen Kunst verzweifelt, und sich davon mehr zurückgezogen habe. Karsch erwähnt dieses und sagt S. 43: Dem widerspricht eine Behauptung Hahnemann's, die er machte, „nachdem er angeblich an dieser Kunst verzweifelt hatte,“ und führt die Stelle an aus Hahnemann's „Alte Schäden etc.“, worin dieser von seinen guten Erfolgen spricht und diese anrühmt; das hat Hahnemann gethan 1784. Karsch verlegt aber diese Schrift in das Jahr 1794; nur so konnte Karsch für seinen Zweck den Ausspruch Hahnemann's gebrauchen. Karsch hat aber diese Schrift in Händen gehabt, denn er citirt wörtlich mit Angabe der Seitenzahl. Nebenbei spricht hier Hahnemann von einer engbegrenzten Klasse von Krankheiten und nicht von der ärztlichen Kunst im Allgemeinen. Nachdem Karsch diese That vollbracht, stellt er sich hin und ruft auf Grund dieses Beweises von Hahnemann's Falschheit aus: „O! Ihr potenzirenden Homöopathen! Was bleibt in Wahrheit in Euren Potenzen, wo ist hier die rührende Gewissenhaftigkeit, die gerühmte Bescheidenheit! Wo ist der Beweis für Eure dreisten Behauptungen!“

Dass Karsch die Schrift selbst in ein recht schlechtes Licht stellt und sie S. 42 „ganz werthlos“ nennt (vergl. das Urtheil von

Prof. Baldinger oben S. 62. 63.), bedarf bei solcher Kampfesweise wol nicht erst der Erwähnung.

Von Hahnemann's Werk über den Arsenik weiss er zu sagen Seite 24:

„Hahnemann schrieb auch die Schrift über die Arsenikvergiftung, in welcher er ein schon von Navier (Gegengifte des Arseniks. Greifswald 1782. S. 65.) empfohlenes Gegengift. Seifenwasser nämlich — ein Pfund Seife gerieben und mit 4 Pfund kochenden Wassers übergossen, 2 Minuten aufgekocht und gequirlt tassenweise binnen 2 Stunden genommen — als probat empfiehlt." Dies ist Alles, was Karsch, und zwar mit der hier wiedergegebenen Druckauszeichnung, von diesem Werke sagt. Er lenkt die Aufmerksamkeit des Lesers auf das Seifenwasser, spricht weitläufig von dessen Zubereitung, von Quirlen und Kochen etc., als ob dies der Hauptinhalt der Schrift wäre. Die Hauptsache, um die sich dies ganze Werk dreht, erwähnt er mit keiner Silbe. Dazu verfehlt er nicht, selbst die Seife einem Andern zuzuerkennen, und nennt Navier, und gibt ganz genau die Stelle an, wo dieser von der Seife spricht, als ob er, Karsch, dieses herausgefunden, während gerade Hahnemann diese von Karsch citirte Quelle schon hat, (Arsenikschrift S. 98), also durchaus nicht etwa die Seife als fremdes Eigenthum sich aneignen will.

Ein ähnliches Manöver macht Karsch bei Besprechung des Merc. solubil. S. 26. Hier erwähnt er, dass man vor Hahnemann bereits ein Quecksilberoxydul gekannt, und führt zum Beweise, gleichsam gegen Hahnemann, 2 Autoren an. Diese beiden Autoren führt aber auch schon Hahnemann selbst an, was Karsch verschweigt. Dieser bekennt zwar, von einem Homöopathen provozirt, dass Hahnemann ein kenntnissreicher Mann und tüchtiger Chemiker gewesen sei, stellt aber alle seine Leistungen so verkrüppelt, zum Theil ganz unrichtig dar, und beschneidet sie derartig, dass der Leser einen ganz falschen Begriff von Hahnemann's Leistungen erhalten muss. So hat er auch die Bedeutung der „Weinprobe" nicht begriffen oder begreifen wollen.

Dass Hahnemann entgegen seiner ausdrücklichen Lehre selbst Vielgemische gab, beweist Karsch mit Bestimmtheit und der ihm gegebenen Gewandtheit. Bekanntlich behandelte Hahnemann den wahnsinnigen Klockenbring 1792. Hahnemann erzählt nun gelegentlich, dass zu seiner Verwunderung der Wahnsinnige sich selbst aus dem Kopfe ein Recept gegen Wahnsinn verschrieben und

zwar in der schicklichsten Form und Gabe; der Anfang sei gewesen: Rp. Sem. Daturae gran II. „Schade, ewig Schade," ruft Karsch aus, „dass wir die weiteren kostbaren Ingredienzien nicht kennen." Auf diese Weise, aus dieser Kritik Hahnemann's über das Recept eines Wahnsinnigen soll der Beweis hervorgehn, dass Hahnemann, entgegen seiner Lehre, Gemische angewandt, und dass hier von einer homöopathischen Behandlung nicht die Rede sein könne. Aus dem Recept des Wahnsinnigen geht überhaupt nichts hervor. Hahnemann sagt nicht, dass er selbst diese Verordnung gemacht Dass die Behandlung Klockenbring's keine homöopathische war, erhellt aus den 25 Gran Brechweinstein, die er von Hahnemann erhielt. Wenn ein Homöopath behauptet hat, diese Cur sei eine homöopathische gewesen, so folgt daraus dessen Unkenntniss mit der Geschichte der Homöopathie — weiter nichts.

Folgt zweiter und letzter Beweis für des schändlichen Hahnemann Vielmischerei: 1797 übersetzte dieser nach Angabe des „biographischen Denkmal" anonym die Rossarzneikunde des Engländer Taplin. Karsch schildert die einleitenden Bemerkungen, worin von „neuen Verbesserungen" und älteren schlechten Kurarten die Rede ist. Im Buche selbst finden sich einige lange Recepte. Karsch ruft nun: „Wie konnte Hahnemann . . . ein so durch und durch unhomöopathisches Machwerk mit solchen Theriakrecepten der Welt als neue Kurart preisen! . . . Er war eben kein Homöopath." Das klingt zwar sehr schön, indess unterlässt Karsch hinzuzufügen, dass die einleitenden Bemerkungen nicht von Hahnemann, sondern von Taplin selbst sind, dass Hahnemann also in diesem ganzen Buche nichts anpreist, im ganzen Buche nicht eine einzige Anmerkung macht, eben nur übersetzt.

Solcher Gestalt hat nun Karsch bewiesen, dass auch Hahnemann's Auftreten gegen die Vielmischerei seiner Ueberzeugung und Praxis zuwider war.

Fernerhin instruirt Karsch seine Leser: „Wenn Homöopathen den grossen Hufeland als einen Verehrer Hahnemann's hinstellen, so vergessen sie dabei zu bemerken, dass Hufeland 1831 eine besondere Schrift veröffentlichte: Die Homöopathie — Berlin, Reimer 8. 44 S. —, in welcher er sein Urtheil dahin ausspricht, dass das Neue darin nicht gut, das Gute nicht neu sei, und dass sie als das Grab der Wissenschaft angesehen werden müsse." Hiermit ist die Karsch'sche Kritik über dieses Buch erschöpft. Man vergleiche hiermit oben S. 198, u. f., 203 u. Vorwort, oder

noch besser, man lese Hufeland's Schrift selbst, um die allopathische Kampfesweise kennen zu lernen.

Bei der Schilderung von Hahnemann's Character wurde ersichtlich, wie gemüthvoll derselbe das Familienleben auffasste, mit welcher Liebe er an seiner Frau und an seinen Kindern hing. Von Ersterer spricht er stets mit Achtung und Verehrung, obgleich Brunnow von ihrem herrischen Auftreten erzählt. Wenn Hahnemann trotzdem stets mit Liebe ihrer gedenkt, so ist das ein Zeichen edler Denkungsart und gewiss des Lobes werth.

Karsch sieht zu, ob er nicht auch hier seinem Feinde einen Makel ankleben könnte. Mit Rücksicht auf Brunnow's Bemerkung sagt er S. 108: „Durch die verbesserten Situationsverhältnisse konnte eine Characterveränderung der Frau Hahnemann bewirkt worden sein; Emporkömmlinge werden häufig eitel, stolz und dünkelhaft. Hahnemann selbst spricht mit der grössten Achtung von seiner Gattin. In seiner 1791 zu Leipzig verfassten Selbstbiographie z. B. sagt er: ‚Vier Töchter und ein Sohn machen nebst meiner Gattin die Würze meines Lebens.' Auch Senf und spanischer Pfeffer sind freilich eine Würze!"

So kennzeichnet sich ein Mann, welcher dazu berufen ist, dem Staate Rath zu ertheilen, auch in Sachen der Homöopathie, und die Jugend unterrichten zu helfen.

Im Jahre 1876 stand Prof. Jürgensen in Tübingen auf.[1] „Wissen ist Macht", beginnt er, „wer heute an das Krankenbett tritt, braucht nicht mehr zu entsagen und zu verzagen. . . . Gerade in den eben vergangenen Jahrzehnten ist die langsam reifende Frucht: Heilkunde im Lichte der Wissenschaft mehrfach gezeitigt."

1826, also gerade 50 Jahre früher, hub der Kämpfer Mückisch a. a. O., gleichfalls Vorsteher eines grossen Krankenhauses, also an: „Die Heilkunde, jene erhabene Wissenschaft, hat unstreitig im neunzehnten Jahrhunderte auf eine Stufe der Vollkommenheit sich emporgeschwungen, von der aus sie mit möglichst grösster Sicherheit segensvoll das Leben der Generationen schützt, und gegen frühzeitigen Tod durch das zahllose Heer der Krankheiten bewahrt."

---

[1]) Die wissenschaftliche Heilkunde u. ihre Widersacher. Sammlung klin. Vorträge Nr. 106. S. 879—916.

Und Mückisch liess kräftig zu Ader, selbst bei Kindern, und liess Brechen und Purgiren, als ob es sich darum handelte, einen Dampfschlot zu reinigen.

Jürgensen gibt Chinin bei Lungenentzündung bis zu 5 Gramm und darüber und Chloralhydrat bis zu 8 Gramm, ja, er droht sogar, die Chinindosis noch zu erhöhen, wenn das Fieber sich widerspenstig zeigt. Dabei werden Beobachtungen in der allopathischen Literatur erzählt, dass schon bei wenigen Gramm Chinin Blindheit und Taubheit mit destructiven Processen in der Paukenhöhle und im Labyrinth, und schon bei 2—5 Gramm Chloralhydrat hohe Lebensgefahr und Tod „die Frucht der Heilkunde im Lichte der Wissenschaft“ war.

„Dass unsern Enkeln erreichbar sich zeigt, was uns versagt blieb — dafür gibt die Entwicklung der Therapie sichere Bürgschaft.“ Fast steht zu befürchten, dass die Enkel sich ebenso abwehrend gegen die Erbschaft von Jürgensen verhalten werden, wie sie dieses mit Mückisch zum Theil schon gethan haben.

„Muss sich der Arzt sagen lassen,“ meint Jürgensen, „was Homöopathie ist, weiss er nicht mehr davon, als dass diese mit unendlich kleinen Arzneigaben heilen will, dann wird er schwer im Stande sein, den mit dem System Hahnemann's vertrauten Laien eines Bessern zu belehren.“

„Was weiter daraus folgt, gehört nicht hierher. Das Ansehn des Arztes wird durch solche Unkenntniss sicher nicht gefördert, seine Stellung gewiss nicht gefestigt.“

Diesem allgemeinen Misstande abzuhelfen, ertheilt nun Jürgensen entsprechenden Unterricht.

Weder für die Entwicklung der Medicin, noch in ihrem ärztlichen Thun hat nach Jürgensen die Homöopathie etwas Gutes, sie ist eben ganz und gar Unsinn. Sie hat nichts Gutes geleistet, leistet nichts Gutes und wird auch in Zukunft keinen Vortheil für die Wissenschaft bringen. Nur die einzige Bestimmung hat sie, als Distel auf dem Acker der Wissenschaft ausgerodet zu werden.

Zur Erheiterung seiner Leser hebt er einzelne, ihm besonders schroff erscheinende Sätze aus Hahnemann's Schriften heraus, hält sie seinen Lesern vor, und ruft aus: Seht her! kann man mit diesen Leuten unter einem Dache wohnen? O nein! Das leidet nicht die Wissenschaft.

Da die Allopathen fortgesetzt eine besondere Genugthuung darin finden, dass sie einzelne Absurditäten und Theorien Hahnemann's mit unserm heutigen Wissen widerlegen, so erklären wir

wiederholt, dass er selbst auf seine Erklärungsversuche für seine Funde gar kein Gewicht legte und betonte: „Ich stehe nur für das Was, nicht für das Wie.“ Schon Hahnemann's erste Anhänger haben sich diesen Irrthümern und Theorien gegenüber ablehnend verhalten, so schreibt C. Hering[1]): „Man hält mich allgemein für einen Schüler und Anhänger Hahnemann's, und ich erkläre, dass ich zu denen gehöre, die ihm am getreuesten anhängen und seiner Grösse mit Begeisterung huldigen, aber dennoch erkläre ich auch, dass seit meiner ersten Bekanntschaft mit der Homöopathik (1821) bis auf den heutigen Tag (1837) ich noch niemals, auch keine einzige der Theorien im Organon so angenommen habe, wie sie da gegeben werden.“

Jürgensen ist von verschiedenen Seiten zurechtgewiesen, so auch von Huber.[2]) Hier nur Einiges über ihn zur Characteristik der allopathischen Kampfesart. J. benutzt Aeusserungen eines homöopathisirenden Laien dazu, die Homöopathie anzuschwärzen, ohne hinzuzufügen, dass die homöopathischen Aerzte selbst am meisten solche Auffassungen von dem Wissen eines Arztes perhorresciren.

Jürgensen bringt seinen Genossen folgende „Wahrheit“ bei: „Man hat Hahnemann zum Lobe nachgesagt, er habe zuerst auf die Nothwendigkeit hingewiesen, an Gesunden die Wirkung der Arzneimittel zu untersuchen. Nach seiner eigenen Meinung gebührt dieses Verdienst Albrecht von Haller.“

Welche Unkenntniss oder Verdrehung der Thatsachen liegt allein in dieser Wortfassung! Dieser eine Satz schon gibt laute und schlagende Antwort auf die Frage: Welche Zwecke hat Jürgensen bei seiner Arbeit verfolgt? Waren sie rechtlicher, waren sie würdiger Art?

Die sogenannte Isopathie entstand vor 50 Jahren; die Allgemeinheit der Homöopathen hat zu keiner Zeit sich damit befasst. Nur vereinzelte Stimmen sprachen für dieselbe, indem sie auf die nach gleichen Principien von Allopathen eingeführte und grösstentheils von diesen ausgeübte Kuhpockenimpfung als Analogon mit Recht hingewiesen.

Jürgensen stellt natürlich diese „Isopathie“ möglichst ungünstig dar und fügt hinzu, dieselbe sei „neuerdings“ eingeführt. Das

---

[1]) Archiv für die hom. Heilkunst. Bd. 16. Heft. 3. S. 92.

[2]) „Audiatur et altera pars“, Wien 1877.

„neuerdings“ zeigt wieder recht deutlich die Absicht, welcher diese Schrift zu dienen hatte. Seit circa 40 Jahren sind auch die wenigen homöopathischen Aerzte, die anfangs für die Jsopathie eintraten, verstummt.

Solche Angriffe, macht Jürgensen[1]) seine Leser glauben, seien „einfache, den Quellen entnommene Schilderung.“

Ein einziger Allopath treibt durch sein Impfen mehr Isopathie, als sämmtliche homöopathischen Aerzte zusammengenommen seit 50 Jahren, seitdem eben die „Isopathie“ auf die Welt gekommen ist.

Aus einem Bericht der Pesther homöopathischen Klinik beweist Jürgensen, dass die Resultate der Homöopathie keine therapeutischen Vorzüge ergeben hätten, lässt aber dabei die an der Quelle näher angegebenen Krankheitsumstände beim Typhus fort. Diese lassen nämlich die Resultate wesentlich anders erscheinen, als sie Jürgensen darstellt.

In seiner „Behandlung der Lungenentzündung“[2]) ist ihm die Zahl von 400 Pneumonikern zur Beurtheilung der Therapie noch zu klein, und hier genügen 306 Pneumoniker, 68 Typhöse etc. dazu, um die homöopathischen Erfolge zu beurtheilen.

Jürgensen durchblättert das Organon. Sieh! Da finden sich am Schluss auch einige, wenn auch nebensächlich gehaltene Bemerkungen Hahnemann's über den Mesmerismus. Charmant! Das lässt sich ja vorzüglich verwerthen! Hängen wir Hahnemann noch den lebensmagnetischen Mantel um. Jetzt noch den Mesmerismus in das grellste Licht des Schwindels gestellt! So! Nun ist der Mystiker Hahnemann fertig.

So gut es Herr Jürgensen gemeint, und so sehr er das Lob verdienen mag, dass ihm die Allopathen zollten, so ist er doch von einem recht ärgerlichen Geschick betroffen. 1876 war der Mesmerismus noch Mysticismus, Unsinn, Blödsinn und Aehnliches. Jürgensen konnte drum noch gesperrt drucken lassen: „Naturgesetze haben für den magnetischen Zustand keine Gültigkeit.“

Ein Jahr vorher hatte ihn Virchow[3]) noch eine „Irrlehre“ genannt. Da muss 3 Jahre später der dänische „Magnetiseur“ Hansen auf die unglückliche Idee kommen, eine „Kunstreise“ auch durch Deutschland zu machen. Deutsche medicinische Professoren

---

[1]) l. c. S. 880.

[2]) Sammlung klin. Vorträge v. Volkmann. Nr. 45. S. 349.

[3]) Heilkräfte des Organismus. S. 10.

müssen dann darauf verfallen, die magnetischen Künste nachzuahmen, und was schlimmer war, sie müssen Erfolg damit haben, vielfach aufgelegte Bücher darüber schreiben, und den Magnetismus in den medicinischen Journalen als Heilmittel empfehlen; ja was das Schlimmste war, auf dem ersten medicinischen Congress in Wiesbaden wurde die Existenz des Mesmerismus ohne jeden Widerspruch, sowie seine therapeutische Verwerthung besprochen — und Jürgensen war auch anwesend und hörte und — schwieg. Jürgensen konnte freilich nicht wissen, dass Hansen seinen Reisekoffer schon packte, als Jürgensen in den Kampf zog.

Doch sehen wir von den überraschenden Erfolgen des Dänen Hansen ganz ab, so gab es zu Hahnemann's Zeit wohl kaum einen Arzt, der so viel über Medicin geschrieben, und dabei so selten die Heilkraft des Mesmerismus erwähnt, als Hahnemann. Sehr selten hat ihn Hahnemann verordnet, ob er ihn je selbst ausgeübt, ist nicht erwiesen und sehr unwahrscheinlich. Und doch war zu Hahnemann's Zeiten der Mesmerismus wissenschaftlich trotz des Unfuges, der mit ihm getrieben wurde. Es erschienen mehrere Zeitschriften für Lebensmagnetismus, so das „Magnetische Magazin für Niederdeutschland" Bremen 1787 und 1788, (nicht ungünstig recensirt im „Medicin. Journal" von Prof. Baldinger); dann das „Archiv für Magnetismus und Somnambulismus" von Hofrath Prof. Böckmann zu Carlsruhe. Strassburg 1787 und 1788. Die Professoren Eschenmayer, Kieser und Nasse gaben ein „Archiv für thier. Magnetismus" heraus, Leipzig 1817—1824, und Prof. Wolfart von der Berliner Fakultät redigirte die „Jahrbücher für den Lebensmagnetismus" Leipzig 1818—1822. A. v. Humboldt schrieb[1]): „Auch an die Möglichkeit der sogenannten Magnetischen Curen, bei denen die blosse Nähe der Hand Wärme und Reiz in den entblössten Theilen hervorbringen soll, möchte ich hier erinnern. . . . Bequemer ist es freilich, Facta zu leugnen, als sie zu untersuchen, oder durch Gegenversuche zu widerlegen."

Lichtenstädt, Treviranus, G. H. Schubert, Nees v. Esenbeck, Olbers, Ennemoser u. A. anerkannten die Existenz dieser unerklärbaren Erscheinung. In den medicinischen Journalen von etwa 1785—1835 findet man zahlreiche Aufsätze über „die oft vorzügliche Wirsamkeit des thierischen Magnetismus" bei „heftigen

---

[1]) Versuche über die gereizte Muskelfaser. Posen und Berlin 1797. Bd. I. S. 225 u. 226.

Krampfzufällen", bei „schwachem Gehör", bei „Gemüthskrankheiten", auch über „die nachtheiligen Folgen seines Missbrauchs", die auch in Wiesbaden 1882 zugegeben wurden.

Prof. Puchelt sprach im Jahre 1819 in folgender Weise über den Lebensmagnetismus:[1]) „Da die Mesmer-Wolfart'sche (Wolfart war von der preuss. Regierung zu Mesmer geschickt, um sich direct an der Quelle ein Urtheil über den fraglichen Gegenstand zu verschaffen. A.) magnetische Medicin jetzt durch die Kieser'sche Schule des Magnetismus in den Schranken gehalten wird, da durch Kieser sowohl, als durch die bei weitem grössere Zahl von Aerzten, welche von dem Magnetismus etwas halten (und dazu muss denn doch wohl in unsern Zeiten bald ein Jeder gezählt werden, der durch Bücherstaub nicht gänzlich erblindet ist für Naturerscheinungen oder der im Umgang mit chemischen Arbeiten nicht allen Sinn für die Lebenserscheinungen verloren hat), die Anwendbarkeit des Magnetismus auf einzelne Fälle gehörig eingeschränkt wird, und da durch solche Ansichten eine Verbindung der magnetischen Medicin mit der wissenschaftlichen bereits angedeutet ist, so ubergehen wir dieselbe hier."

In Oesterreich wurde die Anwendung des Lebensmagnetismus verboten.[2])

In Berlin figurirte der Lebensmagnetismus im Lehrplan der Universität. Prof. Wolfart hielt Vorlesungen „Ueber den Mesmerismus und die Heilanzeigen des Lebensmagnetismus".[3])

Prof. Ph. v. Walther erhob sogar den thierischen Magnetismus zum Princip in der Materia medica, und machte den Erfolg aller Arzneimittel von einer thierisch-magnetischen Wirkung abhängig. „Das Heilgeschäft ist ein fortdauernder magnetischer Process," meinte er. „Darin liegt das Magische der Heilkunde und die verborgene Kraft der Arznei: Ein Verhältniss muss bestehen zwischen dem Arzte und dem Kranken von der Art desjenigen, welches in dem thierischen Magnetismus wirksam ist."[4])

Anno 1834 gab der „redliche Wahrheitssucher" Hufeland sein letztes Urtheil über den Mesmerismus ab,[5]) und erklärte: Die

---

[1]) Hufel. Journal 1819. Bd. 49. St. 6. S. 10.

[2]) Horns Archiv f. med. Erfahrungen 1808. S. 1021.

[3]) Hufel. Journal 1819. St. 1. S. 118.

[4]) Ephemeriden der Heilkunde, von Adalb. Fr. Markus. Bamberg und Würzburg 1812. Bd. IV. Heft 3. S. 173 u. f.

[5]) Hufel. Journal. Bd. 79. St. 1. S. 44 u. f.

französische Regierung veranlasste in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Pariser medicin. Fakultät zu einem Urtheil über den Lebensmagnetismus, welches denselben völlig verwarf als eine Täuschung. 1831 erschien ein Bericht derselben Fakultät, welcher der Sache günstig war, also das gerade Gegentheil von dem behauptete, was die Gelehrten früher decretirt. Hufeland erzählt, dass er zuerst 1784 aus Unkenntniss dagegen angekämpft; seit 50 Jahren habe er aber die Sache verfolgt und sei nun zu folgendem Resultat gekommen: 1. „Der Magnetismus hat faktische Existenz". 2. „Dieser Zustand kann bei disponenten Subjekten durch Einwirkung eines andern lebenden Individuums absichtlich hervorgebracht werden". 3. „Durch eine solche magnetische Einwirkung können mancherlei krankhafte Affectionen, welche vom Nervensystem bedingt sind, aufgehoben werden". Zum Schluss fügt er hinzu: „Nie werde ich vergessen, was mir einst Göthe bei einer Unterredung über diesen Gegenstand sagte: „Ich habe mich nie mit Magnetismus befassen wollen, denn er hat zu viele Mauselöcher und Mausefallen.""

Kant soll es gewesen sein, der zuerst die Anhänger des Lebensmagnetismus mit den Betrügern in eine Kategorie stellte, später in erster Reihe Pfaff in Kiel. Dann hatte Rudolphi, der Berliner Physiologe, wie die Allopathen seiner Zeit versicherten, „den Muth", den sogenannten Lebensmagnetismus als einen Schwindel hinzustellen, und von da an wurde dieser „Muth" wissenschaftlich und ging natürlich auch auf Jürgensen über.

Bei einem selbst oberflächlichen Durchblättern der deutschen homöopathischen Literatur würde Jürgensen gefunden haben, dass dort zu allen Zeiten viel weniger vom Mesmerismus die Rede war, auch relativ, als in den allopathischen Schriften. Es kommt hier, wie überall, selbstverständlich nur die ärztliche Literatur in Betracht. Der von Jürgensen citirte homöopathische Arzt B. Hirschel trat 1840 öffentlich gegen den Missbrauch auf, den man mit dem Lebensmagnetismus trieb. Schmidt's Jahrbücher[1]) urtheilen darüber: „Verfasser verfährt mit wissenschaftlichem Sinn, mit Befähigung, Kritik, naturwissenschaftlicher Kenntniss, Besonnenheit und Wahrheitsliebe. Er arbeitet der Unvernunft entgegen. Er sei auf das Freundschaftlichste willkommen geheissen."

Dass Hahnemann 1796 zuerst mit seiner besonderen Art zu

---

[1]) Bd. 32. S. 375.

heilen in ärztlichen Kreisen hervortrat, seine beiden andern bezüglichen Werke nur für Aerzte schrieb, und sich auch mit seinem Organon, wie besonders die erste Auflage zeigt, nur an die Aerzte wandte, ist bekannt, geht auch schon daraus hervor, dass dieses Werk in ausschliesslich ärztlichen Schriften recensirt wurde.

Der streitende Jürgensen bestimmt indess: „Hahnemann wandte sich gleich Anfangs nicht an die Aerzte allein." Allerdings dient diese Behauptung besser dem Zweck der Schrift.

Dann fährt er fort mit Beziehung auf die Laien: „Es ist ein hoher Grad von Bildung von Nöthen, damit Einer seine Unfähigkeit dort eine Meinung zu äussern eingesteht, wo ihm der Sachverständige sagt, er habe die Pflicht, das zu thun. Der grosse Haufe ist solcher Selbsterkenntniss und Selbstbeherrschung nicht fähig."

Ein grosses Hinderniss für die Aufnahme der Homöopathie war ihre Verwerfung des Aderlasses. Viele der von Hahnemann auf die schädlichen Folgen desselben aufmerksam gemachten Laien durchschauten diesen verderbenbringenden Unfug, und hielten sich die Aderlasser fern, als die Vertreter der Wissenschaft noch die Nothwendigkeit der Blutentleerungen bei den „entzündlichen" und vielen andern Krankheiten bis zur Evidenz klar legten. Hier hätten diese Laien also nach Jürgensen so viel „Selbstbeherrschung" besitzen sollen, und lassen durch die „Sachverständigen" ruhig ihr Blut wissenschaftlich wegnehmen!

Jürgensen betont an anderer Stelle, dass man bei Pneumonie zur Herabsetzung des Fiebers nicht zu Ader lassen dürfe, und dass solches Beginnen Sache „eines schwachen Mannes sei, den das Schicksal zur Strafe seiner Mitmenschen zum Arzte machte."[1]) Es waren demnach laut Ansicht von Jürgensen die allopathischen Professoren und Aerzte aus Hahnemann's und spätern Zeiten Leute, die das Schicksal zur Strafe ihrer Mitmenschen zu Aerzten gemacht, und diesen Werkzeugen des bösen Geschickes sollten die damaligen Laien „Selbstbeherrschung" besitzen, sich urtheilslos anzuvertrauen. Die Meisten haben ja diese gerühmte Selbstbeherrschung bis zur Vernichtung gezeigt, und das waren diejenigen, die Jürgensen von allem Tadel freispricht, Patienten, wie er sich dieselben wünscht, die ihr eigenes Denken auf dem Altare der „Wissenschaft" opferten.

Jürgensen ist ein Freund der Wasserbehandlung. Bei der Entwicklung dieser Therapie scheinen die Laien sich nicht auf die

---

[1]) Volkmann's Sammlung kl. Vortr. No. 45. S. 336.

passive Rolle beschränkt zu haben. Die Hydrotherapie lag noch sehr im Argen, als der nichtmedicinische Professor Oertel zu Ansbach im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen 1826 kräftig für dieselbe eintrat,[1] und von da an in einer langen Reihe von Jahren ununterbrochen die leidende Menschheit auf den „Nutzen des frischen Wassers Gottes“ aufmerksam machte. Welches medicinische Journal damaliger Zeit hat so viel zur Verbreitung der Wasserbehandlung beigetragen, als dieser, von einem Laien redigirte Allgemeine Anzeiger der Deutschen? Freund und Feind kamen dort zum Wort, und es fehlte nicht an warnenden Stimmen der allopathischen Aerzte, welche darauf aufmerksam machten, wie gefährlich das Wasserverfahren sei z. B. bei Hämorrhoiden und bei Gicht, indem dadurch Gehirnentzündung, Lungensucht etc. entstehen könnte.[2] Oertel war unverdrossen, antwortete auf jeden Angriff, und gewann viele Laien für seine Heilweise, welche nicht müde wurden, ihre Erfolge zu veröffentlichen, günstige wie ungünstige. Hierdurch wurde eine wohlthätige Pression auf die Aerzte ausgeübt. Auf die „Medicinalärzte“ war Oertel freilich schlecht zu sprechen, hielt sich aber stets in parlamentarischen Grenzen. Von seinen Schriften empfahl er u. A. „Neueste Wassercuren mit einer Musikbeylage, Nürnberg bei Campe. 48 kr.,“ brachte also seine Leser nicht mit Stossen und Drängen, sondern sanft auf den Schwingen der Musik in das Reich der Wassernixen. Freilich arbeitete er zu sehr nach der Schablone und theilte das Geschick der meisten Aerzte, welche ein Heilmittel, von dem sie in einzelnen Fällen gute Wirkung sehen, sogleich generalisirend auf viele Krankheitsformen ausdehnen

Gegen die heranrückende Cholera empfahl Oertel natürlich ebenfalls das frische Wasser Gottes, und rief später aus: „Victoria, kalt Wasser hat die Cholera besiegt!“ Jedenfalls hatte er bessere Resultate als die Allopathen.

1830 trat unter Andern auch ein Arzt im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen[3] auf, und machte auf die Gefahren der heranrückenden Cholera aufmerksam. Er erinnert daran, dass dem Lazarethfieber erst dann ein Damm entgegengesetzt wurde, als Prof. Markus den Aderlass dagegen empfahl; man solle sich also zeitig gegen die Cholera schützen. Wie viele Laien diesem „sachverständigen“ Rathe

[1]) Vergl. No. 287 u. 289.
[2]) Vergl. 1830. No. 63. S. 801 u. f. und an vielen andern Stellen.
[3]) Nr. 314. S. 4203.

mit „Selbsterkenntniss" gefolgt sind, lässt sich schwer sagen. Wohl aber kann man nachweisen, dass Oertel, welcher statt des Aderlasses für Anwendung des Wassers sprach, einen grossen Einfluss ausübte. Dieser Laie hat mit Bewusstsein, Thatkraft und Ausdauer auf die Wasserheilkunst in den weitesten Kreisen aufmerksam gemacht, als in der Wissenschaft noch sehr wenige Aerzte dieses Verfahren ausübten.

Oertel selbst gibt bereitwillig zu, dass dem Arzt I. S. Hahn in Schweidnitz († 1773) das Verdienst zukomme, die Wasserbehandlung wissenschaftlich begründet zu haben.[1]), und legte dessen Schrift,[2]) welche zu Lebzeiten des Verfassers in 4 Auflagen erschienen war, die erste 1738, zum 5. Male auf.[3])

Ausser diesem Arzte (dessen Vater und Bruder sich ebenfalls darum verdient gemacht), vindicirt sich Oertel das Verdienst, bis dahin am Erfolgreichsten für das kalte Wasser eingetreten zu sein. Er hat Recht. Anklänge und einzelne Anwendungen gibt die Geschichte für viele Dinge, die erst nach Jahrhunderten Gemeingut geworden sind. Das Verdienst knüpft sich an die Einführung der Methode; und von diesem Verdienst gebührt Oertel ein gutes Theil.

Noch mehr ist dieses bei dem Bauersmann Priessnitz aus Oesterreichisch-Schlesien der Fall, der mit noch grösserer Energie bald nach Oertel für das kalte Wasser eintrat. Priessnitz haben wir die Einführung der Wasserheilanstalten zuzuschreiben, und wie ist dieser Mann von den Aerzten verfolgt worden! Er hatte nicht, wie Jürgensen sagt, „den hohen Grad von Bildung, seine Unfähigkeit, eine Meinung zu äussern, dort einzugestehn, wo ihm der Sachverständige sagt, er habe die Pflicht, das zu thun."

---

[1]) l. c. 1832. No. 338. S. 4425 u. a. a. St.

[2]) „Unterricht von Krafft und Würckung des frischen Wassers, in die Leiber der Menschen." Vierte und vermehrte Auflage, Bresslau und Leipzig. 1754. 290 S. mit einem Titelbilde und 35 Krankheitsfällen „aus eigener und 2 anderer Medicorum Erfahrung zusammengetragen" und dem Briefe „eines vornehmen Geistlichen von anderwerts," worin eine Reihe glücklicher Erfolge erzählt werden, welche dieser Geistliche bei Anwendung des kalten Wassers hatte und auch, wie ein Medicus im Orte des Geistlichen dagegen eiferte, und die Kranken davor warnte S. 271 u. f. In der Vorrede wird erzählt, dass Dr. Schwerdtner in Jauer und Hahn's Vater dem Verfasser kräftig vorgearbeitet „Trotz aller Lästerungen und Widerstrebungen mancher in Vorurtheilen steckender oder den Verfall der Medicinischen Nahrung befürchtender Mit-Brüder."

[3]) Ilmenau 1833 und Nürnberg 1834.

Wir möchten wohl die Antwort hören auf die Frage „Welcher Arzt hat sich solche Verdienste um die Einführung der Hydrotherapie erworben, als die Nichtärzte Oertel und Priessnitz?" Beide haben freilich grobe Fehler begangen, besonders Priessnitz, obgleich die „wissenschaftlichen" Aerzte ihnen im Schadenbringen auf anderem Gebiete nichts nachgaben.

Jürgensen stellt die geschichtliche Entwicklung der Wassertherapie freilich anders dar[1]): „Leider war dieses Interesse nur ein vorübergehendes, man vergass, oder wollte vergessen! Namentlich dieses letztere mag durch den Einfluss Priessnitz's, Oertel's und der andern Hydropathen . . . bedingt sein." Jürgensen wird über kurz oder lang beweisen, die Professoren von Salamanca hätten Amerika schon viel früher entdeckt, wenn ihnen nicht Columbus im Wege gestanden hätte. Um Missverständnissen vorzubeugen, wollen wir indess erklären, dass wir nicht etwa dem heute üblichen generalisirenden Gebrauch des kalten Wassers bei Fieber oder überhaupt der übertriebenen, schematischen Anwendung desselben das Wort reden wollen.

Welcher Professor, Wirkliche Geheime Obermedicinalrath und Excellenz hat die Heilgymnastik in unsere Therapie eingefügt? Es war der schwedische Fechtmeister Ling (1776—1839.).

Die irisch-römischen und russischen Bäder haben ihren Ursprung gleichfalls nicht im Universitätswissen, sie sind aus dem Laienthum hervorgegangen.

Die „Streichfrauen" haben viel Unheil angerichtet, und thun es noch; dass sie aber manchen besternten Professor aus dem Sattel gehoben haben, bezweifelt wohl jetzt Niemand mehr. Dass die „Wissenschaft" das deutsche Wort „Streichen" mit der „Massage" der Franzosen vertauscht hat, ändert an dieser Thatsache ebenso wenig, wie der Ausdruck „Hypnotismus" an der Existenz des Lebensmagnetismus, welcher ebenfalls von den Laien über Wasser gehalten wurde.

Wären die alten Aerzte sämmtlich gleicher Ansicht wie Jürgensen gewesen, so stände er jetzt ohne das Universalmittel Chinin da, und Quecksilber, Secale, Opium, Sarsaparilla, Ipecacuanha etc. etc. wären nicht so bald oder zum Theil noch gar nicht in den Arzneischatz eingeführt. Hochmuth ist auf dem Felde der

[1]) Klinische Studien über die Behandlung des Abdominaltyphus mittelst des kalten Wassers Leipzig 1866. S. 13 u. 14.



Therapie ein schlechter Gesellschafter. Man wird uns nicht missverstehn.

Es ist der ewige Vorwurf, den die Gegner seit 70 Jahren gegen Hahnemann und die Homöopathen richten, dass sie sich an die Laien gewandt. Fein artig hätten sie sich bescheiden sollen, wenn die Herren Professoren sie zurückstiessen. Sehen wir hier ganz von den positiven Leistungen der Homöopathie ab, und denken wir an die Blutentleerungen. Jürgensen ergründete 1872 die Schädlichkeit der Venäsection als Antifebrile bei Lungenentzündung. Man stelle sich vor, Jürgensen habe schon 1772 diese Entdeckung gemacht und veröffentlicht, die Professoren hätten ihn aber zurückgestossen, ihn „unwissenschaftlich“ geheissen, mit mancherlei Ehrentiteln belegt und wiederholt in Anklagezustand versetzt, weil er nicht zu Ader liess, wie die Ankläger. Was hätte dann wohl Jürgensen unternommen? Wir denken, Jürgensen hätte ebenfalls zu den Laien gesprochen und diese zu Richtern aufgerufen; denn es blieb kein Ausweg übrig, da man die Energie hatte, die gerechte Sache durchzukämpfen.

An der Psora, dem „Krätzmiasm“ Hahnemann's hat Verfasser eine so grosse Freude, dass man sich mitfreut; zugleich aber drängt sich wiederum die Frage auf: aus welchem Grunde hat Jürgensen die damaligen Krätztheorien und ihre Verbreitung mit Stillschweigen bedeckt? Auf keinen Fall wäre es überflüssig gewesen, wenn Jürgensen seinen Lesern durch Schilderung der damaligen Ansichten eine geschichtliche Basis zur Beurtheilung dieser Lehre Hahnemann's gegeben hätte. Es wäre wol auch nur gerecht gewesen, hätte der Belehrende erwähnt, dass in den ersten Jahren nach Veröffentlichung dieser Theorie schon constatirt wurde, dass kein Homöopath die Krätze als ein solches Urübel anerkannte. Will man die Persönlichkeiten aus ihrer Zeit herausnehmen, so kann man auch beweisen, dass Hannibal ein schlechter Feldherr war, weil er nach der Schlacht bei Cannä Rom nicht mit gezogenen 48 Pfündern angegriffen hat. Aber das ist allopathische Kampfesart. Was Hahnemann Gutes geschaffen, hat er Andern entwendet, und was aus seiner Zeit ihm anhängt, wird ihm allein nachgesagt und nach unserm jetzigen Wissen beurtheilt. Es gewährt einen belehrenden Einblick in die allopathische Waffensammlung, wenn wir, den Kunstgriffen dieses Professors gegenüber, einige der

früheren Gegner Hahnemann's über die Psora sprechen lassen:

Wedekind 1825. l. c. S. 87: „Dass Lungensucht und Engbrüstigkeit von Krätze herrühren können, will ich Herrn Hahnemann glauben."

Hufeland 1831, Die Homöopathie S. 32: „Endlich entdeckt der Arzt, dass eine verborgene Scabies oder Syphilis . . . zum Grunde liegen."

„Wunder der Homöopathie" 1833. S. 69: „Dass auf unterdrückte Krätze sehr häufig chronische Krankheiten erfolgen, war allen Aerzten bekannt, und Hahnemann hätte, um dieses zu beweisen, nicht 13 Blätter mit Citaten aus älteren Schriften zu füllen gebraucht . . ., indess seine Geldgier, das Honorar zu vermehren, trieb ihn dazu."

Schmidt's Jahrbücher 1834:[1]) „Hat nicht lange vor Hahnemann schon Autenrieth an eine freilich geläutertere Lehre von der Psora gedacht?"

Lesser 1835. l. c. S. 334: „Das Wahre an der Sache ist, dass eine inveterirte und unvorsichtig unterdrückte Krätze zu allen Zeiten Nachkrankheiten, ja nicht selten den Tod herbeigeführt hat. Dies ist indess etwas, was jeder vernünftige Arzt längst gewusst."

Eisenmann, der bekannte Anhänger der naturhistorischen Schule, schreibt in „Die Prüfung der Homöopathie" Erlangen 1836. S. 24: „Ein berühmter teutscher Arzt hat lange zuvor, ehe Hahnemann die Krätztheorie von demselben geschnurrt hat, die Behauptung aufgestellt, dass sehr viele chronische Krankheiten — aber nicht $^6/_8$ derselben wie Hahnemann faselt — durch schlecht behandelte und zurückgetretene Krätze erzeugt seyen."

Oben erfuhren wir, dass in zwei medicinischen Journalen die Erklärung abgegeben wurde, Hahnemann habe seine Heilmethode dem Hippokrates „entlehnt bis auf die Psora." Diese Journale wurden redigirt von sehr angesehenen Professoren. Nun erscheint Eisenmann, der Grausame, und nimmt Hahnemann auch das Letzte, die Psora weg. Eisenmann gehört zu den geachtetsten Allopathen seiner Zeit. Somit ist also Hahnemann nicht nur völlig vernichtet, sondern in ein Nichts aufgelöst.

---

[1]) Bd. 1. S. 393.

Jürgensen wurde 1881 abgelöst von einem Gesinnungsgenossen Namens Köppe, welcher seinen Lesern unter Andern verrieth, dass Hahnemann im Jahre 1796 „ein bis dahin kaum gekannter Arzt“ war, ebenso S. 41: „Bald aber fingen auch die Aerzte an, sich mit der Homöopathie zu beschäftigen“, und weitere ähnliche Kenntnisse vorführte. Köppe hatte wol ganz richtig vermuthet, dass Jürgensen seine Schrift wahrscheinlich an einem unfreundlichen, ärgerlichen Tage nach Durchblättern einiger in die Hände gefallener homöopathischer Schriften zu Stande gebracht hatte, und sich wohl gemerkt, dass man ohne Sachkenntniss bei den Glaubensgenossen ein beliebter „Vorkämpfer“ werden kann. Häser[1]) erklärt: „Dass allerdings auch manche Gegner im Kampfe gegen die Homöopathie selbst die unehrenhaftesten Waffen nicht verschmähten, zeigte ein gewisser Fickel.“ Köppe bedient sich dieses Fickel an vielen Stellen mit sichtlichem Behagen.

Er wurde von 2 Seiten widerlegt,[2]) eine Ehre, die ihn wohl selbst am meisten überrascht hat, die aber gewiss nur dem Umstand zuzuschreiben ist, dass die Allopathen ihm grosses Lob ertheilten, ohne seine Fechtweise auch nur im Geringsten zu bemängeln.

Inzwischen war Prof. Liebreich in Berlin öffentlich gegen die Homöopathie aufgetreten in einem Tone, den er im eigenen Interesse besser nicht angehoben hätte.

Er erklärte, dass die mit Reichthum gepaarte Dummheit die Masse der homöopathischen Clientel bilde, dachte aber in dem Augenblick wol nicht an die, von 8 Aerzten verwaltete Berliner homöopathische Poliklinik, welche von unbemittelten Kranken aufgesucht wird, und zwar in einer stetig wachsenden Frequenz, sodass die Aerzte nicht immer im Stande sind, alle die Hülfesuchenden zu berathen Die Journale weisen nach, dass in der Zeit von 1878—1883, also in 5 Jahren, rund 24 000 verschiedene Kranke behandelt wurden in mehr denn 120 000 Consultationen.

[1]) Geschichte der Medicin. 1881. II. 802.

[2]) Sorge, Zeitschr. des Berliner Vereins hom. Aerzte. 1881 u. Mayntzer, Die Homöopathie und Allopathie. Leipzig 1882.

Die täglichen, kleinlichen, gereizten persönlichen Angriffe der Allopathen im Verkehr mit dem Publikum, in Versammlungen, in politischen und andern Blättern etc hat jeder Leser vor Augen. Es verdient hier vielleicht noch erwähnt zu werden, dass in jüngster Zeit in Berlin Doctor-Dissertationen gegen die Homöopathie geschrieben wurden Wenn wir hinzusetzen, dass sie Professoren gewidmet sind, so kennt der Leser den Inhalt schon von vornherein. Es wäre Unrecht, mit den Verfassern zu rechten. Niemand ist für den Unterricht verantwortlich, den er genossen, und eine höchst seltene Ausnahme ist es, wenn ein junger Arzt beim Verlassen der Universität frei von Autoritätsglauben ist. Die meisten Aerzte sind ja durch ihr ganzes Leben in demselben befangen.

Ein Geschichtschreiber als allopathischer Parteikämpfer.

Wenn selbst ein Geschichtschreiber von der Bedeutung Häser's sich zu Parteizwecken herleiht, so ist das ein schlagender Beweis, dass der Hass bei den Gegnern tief eingedrungen ist. Häser l. c. handelt den Gegenstand der Homöopathie auf elf Seiten ab. Von Hahnemann sagt er: ... „nach Beendigung seiner Studien“ ... Welcher Studien? Dies wird nicht angegeben, bleibt aber durch das Folgende zweifelhaft: „Die Universität Erlangen ertheilte ihm die Doktorwürde in absentia.“ Diese Art, Hahnemann zu verkleinern ist durchaus neu und diesem Geschichtschreiber eigenthümlich. Als seine Quelle für die Lebensgeschichte Hahnemann's gibt er an „Ein biographisches Denkmal“ und Karsch. Karsch aber, der doch auch ein tüchtiger Mann ist, erwähnt von der absentia nichts, und im „Biographischen Denkmal“ ist S. 5 zu lesen, dass Hahnemann in Erlangen bei 4 Professoren Collegien hörte, am 10. August 1779 seine Dissertation vertheidigte, und darauf die Doctorwürde erhielt. Dasselbe wird erzählt in dem von Häser citirten Buche von Karsch S. 21.

Häser erscheint sogar als der rücksichtsloseste Parteimann, wenn man liest, dass er sich herbeilässt, die zweite Frau Hahnemann's anzugreifen, „welche meist in männlicher Kleidung erschien, anatomische Vorlesungen besuchte etc.“ Das etc. kann nach dem Zusammenhange nur bedeuten, sie war ein ehrloses Geschöpf, und

Hahnemann, der sich im 80. Jahre mit ihr verheirathet, erscheint als ein unmoralisches Subject.

Wie verhielt sich denn die Sache in Wahrheit? Mélanie d'Herbilly-Gohier kam in ihrem 35. Jahre, 1834, von Paris nach Cöthen, um Hahnemann zu consultiren. Wie allerdings die Fama sagt, machte sie diese Reise in Mannskleidern, vielleicht der grösseren Sicherheit wegen oder aus irgend einem andern Grunde, der Kaffeeschwestern, aber nicht einen Mann interessiren kann. Sie hatte auch die Anatomie besucht. Weshalb? Sie war die Tochter eines Malers und selbst Malerin von ungewöhnlichem Talent. Es existirt noch ein von ihrer Hand in Oel gemaltes, grosses Porträtstück Hahnemann's, welches nach Art der Auffassung und Ausführung sofort die Künstlerin verräth, und nach dem Urtheil von Männern, welche Hahnemann persönlich gekannt, das beste Bild von ihm ist. Häser verschweigt, dass Mélanie Malerin war, und es steht doch da in „Biographisches Denkmal," welches er ausdrücklich als seine Quelle anführt, und von dem er die Ansicht hat, dass es sich „durch das Streben nach Unparteilichkeit auszeichne." Dort ist noch Weiteres zu lesen. Dort findet man auch zahlreiche Briefe von ihr und von Hahnemann an die Angehörigen, welche in Deutschland zurückgeblieben waren. Man sieht daraus, welch glückliches Familienleben Hahnemann in Paris führte, wie liebevoll er der Seinigen in der alten lieben Heimath gedachte, denen er auf Zureden eben derselben Frau sein ganzes Vermögen bis auf eine kleine Summe zurückliess; man liest, nicht ohne Mitempfindung, wie sie voll Freude an die Anverwandten schreibt: „Er blüht wie eine Rose und ist lustig wie ein junger Vogel" Hinwiederum ihr Gatte ist voll des Lobes über ihre treue, sorgsame Pflege: „Ihr selbst könntet nicht besser für mich sorgen." „Sie wird Euch sogleich selbst deutsch schreiben, wie sie denn kann, was sie will." Die Briefe der Pariser Homöopathen schildern mit Genugthuung die treue Sorgfalt von Hahnemann's Gattin für den von Allen hochverehrten Mann. Alles Dieses und noch viel Dergleichen enthält das von Häser angezogene Buch; und diesem erscheint es angezeigt, in einem Geschichtswerke den Stifter der Homöopathie und sein Familienleben, welches bei jedem Manne unangetastet zu lassen als ein heiliger Grundsatz gilt, in dieser Weise zu bewerfen, und zwar zu einer Zeit, da die nächsten Anverwandten noch zu den Lebenden zählen.

Dass er die Waffen Fickel's verschmäht, ist ihm freilich unter diesen Umständen um so höher anzurechnen. Es kann aber nicht mehr überraschen, wenn er schreibt: „Eitelkeit und Gewinnsucht lagen dem Auftreten Hahnemann's zu Grunde.“ Welche Schilderung der Homöopathie von solchem Manne geliefert wird, kann sich nach dem Gesagten Jeder leicht ausmalen.

Kurt Sprengel hatte andere Grundsätze, als er seinen „Versuch“ einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde schrieb, dieses durch 36jährige, bienenfleissige Arbeit geschaffene Riesenwerk, welches noch unerreicht dasteht. Ihn leitete der Grundsatz, welchen Thucydides sich erwählt: „einen Schatz und ein Besitzthum für alle Zeiten zu schaffen und nicht den Kampfpreis blos für die Gegenwart zu erringen.“ Kurt Sprengel wollte Lucian's Worte sich zur Richtschnur machen: „Gedenke daran, dass Du nicht in der Absicht schreiben sollst, von Deinen Zeitgenossen gelobt und geehrt zu werden, sondern habe immer Dein Augenmerk auf alle kommenden Zeitalter. Von diesen erwarte die Belohnung für Deine Arbeit, dass man von Dir einst sage: Das war ein Mann voll freien Sinns und freien Muths im Reden und im Schreiben, von Schmeichelei so weit als von knechtischem Sinn entfernt, ein Mann, dem die Wahrheit über Alles ging.“

Ein Dr. Johannes Rigler hielt im October 1880 vor dem Aerzteverein von West-Berlin einen belehrenden Vortrag über Homöopathie. Darnach ist keine Pfuscherei „bedeutungsvoller und betrübender“ als diese Heilweise.

Die Ausführungen des Herrn Rigler „fanden die vollste Zustimmung aller anwesenden Vereinsmitglieder.“

Es sollen sogleich einige von diesen Ausführungen mitgetheilt werden. Hahnemann „trat mit seiner wunderlichen Lehre zuerst 1810 in dem zu Dresden erschienenen Organon der Heilkunde hervor.“ —

„Mit raffinirter Schlauheit verwarf Hahnemann von Anfang an die Competenz der Aerzte zur Beurtheilung und berief sich auf das unparteiische Urtheil der Laien.“

Wir haben gesehen, dass gerade das Gegentheil der Fall war. Die ersten Auseinandersetzungen machte er in Hufeland's Journal, seine ersten Arzneiprüfungen veröffentlichte er in lateinischer Sprache, und im Organon (1. Aufl. S. 104) empfahl er diese lateinische

Schrift zum Nachversuche seiner Grundsätze. Und auf Grund jener Unwahrheit wird Hahnemann der „raffinirten Schlauheit“ beschuldigt.

„Der Gemeinschaft der Aerzte blieb somit nichts übrig, als das widerliche Unwesen mit stillem Verdrusse zu ignoriren.“ (!!)

Was sagt der gegnerische, aber leidenschaftslose Krüger-Hansen? „Dadurch hat Hahnemann denn auch eine sehr bittere Opposition, sogar Interdicte gegen sich aufgeregt, ja man würde ihn eingesperrt, verwiesen oder wie man das früher mit klugen Männern so hielt, gerne gekreuzigt, ja verbrannt haben, wenn man nur im Besitz eines Inquisitionstribunals gewesen wäre.“

Ferner: „Es ist wunderbar, dass der grösste Theil der Allopathen sich so grimmig gegen die Homöopathie geberdet, und fast jeder Homöopath von ihnen angefeindet wird.“[1])

Ueber die homöopathischen Aerzte hingegen schreibt Ebenderselbe: „ich habe oftmalige Gelegenheit gehabt, in schriftliche Berührungen mit den eifrigsten Vertheidigern und Bekennern seiner Lehre zu kommen; daher fühle ich mich verpflichtet, hier öffentlich zu bekennen, dass ich durch das freundlich humane Entgegenkommen sehr überrascht worden bin (da Krüger-Hansen die Homöopathie heftig angriff, aber sachlich) und ihnen stets sehr dankbar verbunden bleiben werde.“[2])

Rigler fährt fort: „Wie es Hahnemann überhaupt hat möglich machen wollen, seine Hunderte von Mitteln in dieser Art zu prüfen, ist unbegreiflich. Hier tritt sofort, ganz abgesehen von dem absurden Unsinn an sich, die handgreiflichste und unverschämteste Lüge zu Tage. Und wie es zu geschehen pflegt, dass eine Lüge die andere gebiert, so geschah es auch hier.“

Schon Sorge hat auf die völlige Unwahrheit jener Behauptung hingewiesen, indem er zeigte, dass die von Hahnemann und seinen ersten Schülern geprüften Arzneien im Zeitraum von mehr denn 40 Jahren nur 95 an der Zahl waren. Hiervon hat Hahnemann selbst nur einen Theil geprüft, wie er klar und deutlich angibt, in seinen Fragmenta de viribus etc., Arzneimittellehre und „Chronische Krankheiten“. Zahlreiche Anhänger

---

[1]) Die Homöopathie und Allopathie auf der Waage. Güstrow u. Rostock 1833. S. 11.

[2]) Heil und Unheilmaximen der Leibwalter. Quedlinburg und Leipzig 1840. S. 22.



unterstützten ihn bei den Prüfungen der übrigen Mittel in einem Zeitraum von 28 Jahren.

Nie und nirgends hat zudem weder Hahnemann noch irgend einer seiner Anhänger behauptet, dass er *Hunderte* von Mitteln geprüft habe.

Hier wird also dem Erfinder der Homöopathie eine absolute Unwahrheit in den Mund gelegt, und auf Grund dieser Unwahrheit wird er bezichtigt der „*handgreiflichsten und unverschämtesten Lüge.*“ Und — wohlbeachtet! — die *sämmtlichen* allopathischen anwesenden Aerzte ertheilen *Rigler* ihre „vollste Zustimmung“, an der Spitze der Geheime Ober-Medicinalrath Dr. *Bardeleben*, Professor und Lehrer der hiesigen Königlichen Universität.

Weiter geht die Belehrung des Vortragenden dahin, dass Hahnemann die Giftkröte (rana bufo) zu arzneilichen Zwecken verwandt habe.

Abermals unbedingte Unwahrheit.

16 Jahre nach Hahnemann's Tode war es vielmehr ein Allopath, *Vulpian*, welcher zuerst Versuche mit dem Krötengift anstellte und erst *nachher* wurde desselben in homöopathischen Zeitschriften erwähnt [1])

Nachdem *Rigler* dem, getreulich und gutmüthig seinen Worten Glauben schenkenden Verein diese Instruction ertheilt, knüpft er folgende Bemerkungen daran:

„Wie der vortreffliche Hahnemann auf die letztere (die Kröte) verfiel, und weshalb er sie zu der Tortur verurtheilte, dem homöopathischen Heilapparat einverleibt zu werden, hat er leider nicht verrathen. Nach dem Tiroler Volksglauben sind die Kröten arme Seelen, die in dieser Gestalt auf der Erde herumirren und ihre Sünden büssen Möglich nun, dass nach einem grausamen Beschluss des Schicksals die *Homöopathie nur deshalb in die Welt* kam, um die Busse dieser Aermsten durch ein neues Martyrium zu krönen. Oder nahm Hahnemann das Dichterwort für baare Münze:

Es trägt die Kröte, hässlich und voll Gift,
Ein *wunderwirkendes* Juwel im Haupt.

Doch genug der Thorheit!“

Man vergegenwärtige sich die Situation. Ein Arzt unternimmt es, vor einem Verein von Aerzten, dessen Vorsitzender ein vom

---

[1]) Zeitschrift des Vereins hom. Aerzte Oesterr. 1859. Bd. 2. Nr. 7 und Allg. hom. Zeitg. 1860. Bd. 60. Monatsbl. Nr. 1 u. 2.

Staate angestellter Universitätslehrer ist, einen Vortrag zu halten, den er betitelt: „Wider Homöopathie und Homöopathen und ihre jetzige Stellung im Staate.“ Dabei befördert er die gröbsten Unwahrheiten zu Tage, unter „vollster Zustimmung aller anwesenden Vereinsmitglieder.“ Nicht eine einzige Stimme erhebt sich dagegen, vielmehr ist man von dieser Belehrung derartig erbaut, dass einstimmig, ohne jede Widerrede beschlossen wird, diesen Vortrag durch den Druck zu vervielfältigen und ihm die weiteste Verbreitung zu geben

Dies geschah. Nachdem nun die andern Allopathen Einsicht genommen von dieser sonderbaren Belehrung, erhob sich aus der Gesammtheit nicht eine einzige Stimme dagegen, und speciell andere ärztliche Vereine wandten sich an den Westverein, dem dieser kostbare Unterricht zunächst ertheilt worden war, mit der Aufforderung, geeignete Schritte zu thun zur Unterdrückung der verderbenbringenden Homöopathie.

Mittlerweile hatte ein homöopathischer Arzt[1]) auf die Ungeheuerlichkeiten in dem Rigler'schen Vortrage aufmerksam gemacht, und es war dafür gesorgt worden, dass diese durch Anführung von Thatsachen begründete Berichtigung Bardeleben, Rigler und Genossen unbedingt zu Gesicht kommen musste. Es ist nun von grosser Wichtigkeit in Bezug auf die Absichten der Gegner, dass trotzdem von keiner Seite der Versuch gemacht wurde, die groben Fehler zu verbessern.

Im Gegentheil, man wandte sich an die Staatsgewalt, um sich deren Beistand im Kampfe zu erbitten.

In jener so wunderbar erleuchteten Sitzung des Berliner ärztlichen West-Vereins aber hatte Rigler schon vorher unter „vollster Zustimmung aller anwesenden Vereinsmitglieder“ den Wunsch ausgedrückt: Es soll „den Apothekern untersagt werden, ferner mit den Inschriften „homöopathische und allopathische Apotheke“ „ihre Firmen zu verunstalten.“

Sodann wurden folgende Forderungen angenommen:

Aufhebung des Selbstdispensirrechts der homöopathischen Aerzte, welches „zum grössten Nachtheil des Ansehens und der Würde der Heilkunde“ bisher bestanden. Ferner dürfen in Apotheken keine Arzneien in homöopathischer Form mehr vorräthig gehalten werden.

---

[1]) Sorge, „Für die Homöopathie“. Berlin. 1880.



Gewiss sehr schöne und schnell zum ersehnten Ziele führende Beschlüsse.

Rigler arbeitete weiter und schrieb 1882 ein Buch: „Die Homöopathie und ihre Bedeutung für das öffentliche Wohl.“

In der Vorrede heisst es: „Unkenntniss mit dem wahren Inhalt und Wesen der Sache hat vielfach im grossen Publikum und selbst in gesetzgebenden Kreisen in Betreff der Homöopathie Anschauungen Platz gewinnen lassen, die keineswegs zutreffend sind, und die nicht anders als nur höchst nachtheilig auf Staat und Gesellschaft einwirken konnten. Möge dieserhalb Leben und Wirken des Begründers der Homöopathie, sowie die Entwicklung und der Geist seiner Erfindung im Lichte der Wahrheit an uns vorüberziehn!“

Hierbei stützt er sich auf das in „jeder Hinsicht ausgezeichnete kleine Werk von Karsch,“ welches wir oben kennen lernten.

„Karsch hat sich durch diese Arbeit, die als ein Muster in ihrer Art hingestellt werden darf, ein hohes Verdienst erworben.“ Rigler aber hat diesen Verdiensten noch seine eigenen hinzugefügt und Karsch in mancher Beziehung noch überflügelt.

Welche Mühe hatte sich Karsch gegeben, Hahnemann der Vielmischerei zu überführen! Rigler vereinfacht das Verfahren und schreibt S. 25: „Im Uebrigen behandelte er seine Patienten ganz in der hergebrachten Weise mit Arzneigemischen“ und führt zum Beweise Stellen aus Hufeland's Journal an, in denen von Arzneigemischen mit keiner Silbe gesprochen wird.

Karsch suchte sich wenigstens noch den Anschein zu geben, als ob er Hahnemann's Kenntnisse würdige, Rigler findet bei Hahnemann nur „Scharfsinn und eine gewisse literarische Befähigung.“

Den Angriff Hahnemann's gegen die 4 Aderlässe, womit man dem Kaiser Leopold das Leben verkürzte, nennt er „die schändlichste Beschuldigung.“ Dass er dabei die Blutentziehung listig verschweigt und nur von „Behandlung“ spricht, wird man von seiner Geschicklichkeit erwarten, und man täuscht sich nicht. Hätte Hahnemann solche „schändlichsten Beschuldigungen“ nur häufiger wiederholt, hätte er nur mit noch mehr Kraft und Wucht, als er schon besass, den menschenverderbenden Unfug des Blutlassens gegeisselt, wahrlich! manches Glück wäre ungestört geblieben. Auch die Entziehung des kostbaren Blutes, sogar „bis zur tiefen Ohnmacht,“ womit man unter Beihülfe der „evacui-

renden Methode" den Lebensfaden der unvergesslichen Königin Luise vorzeitig durchschnitt, wäre dann wohl unterlassen worden.

Hahnemann's erste Frau betitelt Rigler so: „Hahnemann's edle Gefährtin seines Künstlerlebens, wie er die „keifende Xantippe" zu nennen beliebte, die er das Glück hatte, Gattin zu heissen." Seine zweite Frau sucht er in ein möglichst schlechtes Licht zu stellen, erzählt völlig unverbürgte Klatschgeschichten und lässt sie erst 18 statt 35 Jahre alt sein, was allerdings in seinen Roman besser hineinpasst, gibt aber hierfür keine Quelle an. etc. etc. etc.

Und die homöopathischen Aerzte?

S. 67: „Die ganze Rotte überbietet in Infamie und Tücke der Abwehr selbst den Meister," sagt er von den ersten Anhängern Hahnemann's. Griesselich soll die Gegner „als Hunde bezeichnet und zum Todtschlagen derselben aufgefordert" haben. Wo sagt dieser solche Dinge? R. verschanzt sich hinter Stürmer, der sein Gesinnungsgenosse war, Stürmer gibt die Quelle nicht an. Griesselich war Generalstabsarzt der badischen Armee und als solcher auch bei seinen Untergebenen beliebt. Das wäre bei solchen niedrigen Gesinnungen unmöglich gewesen.

Den homöopathischen Aerzten werden Worte in den Mund gelegt S. 59 wie: „Affinitätsamelioration, Indifferenzirungsblandität, Participialeinschachtelungsmethode" etc. Wo in aller Welt steht denn so etwas geschrieben? Weshalb fehlt hier die Quelle? Man erinnert sich nicht, je so etwas gelesen zu haben. Und sollte irgend ein verschrobener Kopf wirklich solchen Unsinn zu Tage gefördert haben, mit welchem Recht legt man es der Gemeinschaft zur Last?

In seiner Schilderung der homöopathischen Aerzte redet Rigler mehrfach den Sanitätsrath Dr. B. Hirschel an. (S. 33 und 75). Dieser hat in der Geschichte der Homöopathie eine Rolle gespielt, indem er dieselbe mit der Universitätsmedicin in Einklang zu bringen und besonders auch die hohen Arzneibereitungsstufen Hahnemann's zu bekämpfen suchte. Er gründete und redigirte gegen 20 Jahre die „Zeitschrift für homöopathische Klinik", welche nach seinem Tode, der 1873 erfolgte, bald zu erscheinen aufhörte. Wer die Geschichte der Homöopathie kennt, „gründlich" kennt, dem kann Alles dieses nicht entgangen sein.

Rigler redet nun Hirschel im Jahre 1882, also 9 Jahre nach dessen Tode, folgender Weise an: „Ich kann diesem verehrten Autor, mit dessen literarischen Productionen ich mich leider beschäftigen musste, versichern, dass ich mir mit grosser Selbst-

verleugnung die gründlichste Kenntniss der Homöopathie und ihrer geschichtlichen Fortentwicklung verschaffte." Er lässt in seiner Unkenntniss und Aufregung also nicht einmal die Todten ruhen.

Was Hirschel's literarische Productionen betrifft, so haben wir schon oben S. 346 das Urtheil eines Allopathen über eine Schrift von ihm kennen lernen. Er ist ausserdem der Verfasser der „Geschichte der Medicin" Wien 1862. 2. Auflage und der „Geschichte des Brown'schen Systems", welche in ‚Janus", Zeitschrift für Geschichte der Medicin (1846 I. S. 871) mit folgender Recension angezeigt ist: „Der Plan des Verfassers, die Geschichte der medicinischen Systeme der Neuzeit zu schreiben . . . kann nur willkommen sein, besonders wenn die Ausführung mit so grossem Fleisse, so sorgfältigem Quellenstudium, und im Allgemeinen mit so klarem Urtheile geschicht, als der bereits durch historische Arbeiten bekannte Verfasser in der vorliegenden Arbeit an den Tag gelegt hat . . . Ich wiederhole, dass diese Arbeit als ein werthvoller Beitrag zur Specialgeschichte der medicinischen Systeme gelten muss . . . Die Fortsetzung dieser Unternehmung ist nur zu wünschen." R. hat sich „leider mit den literarischen Productionen Hirschel's beschäftigen müssen."

Um die Anhänger Hahnemann's insgesammt des Mangels an Ueberzeugungstreue zu zeihen, erzählt er das beklagenswerthe Beispiel eines „homöopathischen" Arztes, welcher Arzneien in allopathischer Dosis empfiehlt und setzt hinzu, dass Hirschel bei Croup Brechmittel anriethe, verschweigt natürlich wieder, dass Hirschel hier von sehr seltenen Ausnahmefällen spricht, und dass die grosse Mehrzahl der homöopathischen Aerzte diesen Standpunkt Hirschel's perhorrescirt, wofür die homöopathischen Schriften und ebenso ihr Handeln genügende Beweise geben. Was beweisen ausserdem solche vereinzelten Fälle?

Zu Berlin wirkt ein Allopath noch heute, welcher selbst Schwindsüchtigen in einem Sitz 2 Pfund Blut ablässt, der solchen Unglücklichen in 5 Monaten 11 Pfund Blut raubte, und sie dem schnellen Tode zuführte; es liegen wohl beglaubigte, zweifellose Erfahrungen vor, dass Professoren der innern Medicin die gröbsten, von jungen Aerzten zu vermeidenden Fehler in Diagnose und Behandlung machten. Was würden wohl die Allopathen dazu sagen, wollte man solche Einzelheiten als Beweis gegen die Gesammtheit vorbringen? Und solche Einzelheiten könnte man in sehr grosser Zahl gegen sie zusammenstellen. Sind die Homöopathen solche

elenden betrügerischen Charlatane, wie ist es dann möglich, dass ihre Zahl auf der ganzen Welt von Jahr zu Jahr zunimmt, wie ist denn überhaupt erklärlich die Existenz ihrer nach Tausenden von Bänden zählenden Literatur?

Es erscheinen gegenwärtig in Deutschland 4 ärztliche homöopathische Zeitschriften, davon die „Allgemeine homöopathische Zeitung" seit 1832. Dies ist die älteste von allen lebenden medicinischen Zeitungen Deutschlands, sie erscheint vom ersten Tage an alle 8 Tage in Stärke von einem Druckbogen und vollendet augenblicklich die Reihe von 107 Bänden, die alle Zeugniss ablegen von der innigen Ueberzeugungstreue der Homöopathen, abgesehen von den zahllosen übrigen Zeitschriften und Schriften.[1])

Solche Thatsachen wären doch wohl einer kurzen Erwähnung werth, besonders in einer Schrift, bei welcher dem Leser, wie Rigler S. 45 ausdrücklich betheuert, „der Spiegel der reinen und ungeschminkten Wahrheit" vorgehalten wird

Rigler führt am Ende seines Buches 3 Seiten Literatur an, die er aber nicht alle benutzt hat z. B. die zur Beurtheilung der Ueberzeugungstreue und des ernsten Studiums so wichtigen Werke von Bähr, Kafka, Sorge etc. von deren Inhalt er mit keiner Silbe spricht, auch ihre Namen nicht einmal im Text vorbringt. Auf diese Weise hätte der Autor seine Literatur noch um das zwanzigfache vermehren können

Gewöhnlich führt man nur diejenige Literatur an, die man zum Aufbau einer Schrift wirklich verwandt und auf deren Inhalt man Rücksicht genommen. Rigler macht hierin eine Ausnahme, ist mithin ein wahres Schriftstelleroriginal.

Sein Verfahren hat auch richtig den Eindruck gemacht, den es unbedingt machen musste So schreiben die „Hamburger Nachrichten": Rigler hat für seinen Zweck die gesammte, in einem Anhange aufgezählte Literatur für oder gegen die Homöopathie be-

[1]) Dass sich der Homöopathie hie und da Schmarotzer ansetzen, ist wahr und von den Homöopathen am meisten beklagt. Sie können dies aber ebenso wenig verhindern, wie die Allopathen das Hereinpfuschen in ihre Therapie seitens der Schäfer, Schinder, alten Weiber etc.

Zieht man in Betracht, dass jeder homöopathische Arzt ohne Ausnahme vorher allopathischer Arzt war, dass es in Deutschland noch keine öffentlichen Bildungsanstalten für Homöopathie gibt, dass jeder Homöopath Autodidakt ist und erst allmälig die ihm einerzogenen, plumpen allopathisch therapeutischen Anschauungen abstreifen kann, so ist die Zahl der Pseudo-Homöopathen eine sehr geringe.



nutzt." Die „Pharmaceutische Zeitung" (1882. Nr. 38.) erklärt: „Das Rigler'sche Werk ist unter Benutzung der gesammten vorhandenen Litteratur über die Homöopathie verfasst." Die Leser bilden sich also ein — und sie sind durch das Rigler'sche Verfahren vollständig entschuldigt — Rigler habe die gesammte fragliche Literatur genau durchstudirt und gäbe das Ergebniss davon im „Spiegel der Wahrheit" wieder.

Nach dieser Untersuchung der Kenntnisse und Absichten, welche Rigler bei Abfassung seiner Schrift begleitet haben, soll uns derselbe die Entstehung der Homöopathie und die Charactereigenschaften Hahnemann's auseinandersetzen. Diese Darstellung ist in hohem Grade ergötzlich.

Man sieht Hahnemann mit Frau und 8 Kindern im Lande umherziehn. Er sucht Nahrung für sich und seine Familie. Vergebens hatte er danach getrachtet, mit Chemie und Schriftstellerei das tägliche Brod zu erwerben. Die dringende Noth treibt ihn jetzt dem Laster in die Arme, er wird ein elender Betrüger und Charlatan. Es erfasst ihn die niedrigste Geldgier — halt! jetzt hat er's gefunden! — Er beschliesst, die Homöopathie in's Leben zu rufen!

Es erschien also in Hufeland's Journal 1796 als der Anfang hiervon ein bez. Aufsatz Hahnemann's, bei dem es indess Rigler mit Hülfe von Karsch nicht entgangen ist, dass derselbe „zum Theil, was Hahnemann allerdings verschweigt, einfach dem Werke Cullen's entlehnt ist, zum Theil aus anderem Ursprung hervorgegangen, auf welchen wir später noch zurückkommen werden."

Ausserdem schrieb Hahnemann „Aesculap auf der Wagschaale" — „Heilkunde der Erfahrung" und „De viribus medicamentorum etc." Diese 3 Werke bilden das Fundament der Homöopathie.

„Jetzt blieb ihrem Erfinder," hebt Rigler S. 32 an, indem er die Worte Karsch's citirt, „jetzt blieb ihrem Erfinder nur die Aufgabe, für die Verbreitung seiner Lehre zu wirken, um als Reformator und womöglich als ein neuer Messias der Heilkunde dazustehn. Gelang Dieses, so war sein Process gewonnen, und es gelang, denn — „nicht die Kinder bloss speist man mit Märchen ab." Lessing, Nathan III, 6."

Hahnemann's Arzneibereitungslehre ist das „Fabuloseste, was je der Menschheit dargeboten wurde," „Tollhäuslerideen," „womit es der Schamloseste der Schamlosen wagte, mit frecher Hand der gesunden Vernunft in's Antlitz zu schlagen, seinen frivolen Scherz mit der Menschheit zu treiben und leider, leider! selbst für diese

fadesten der Abgeschmacktheiten gelang es ihm, Freunde und Vertreter zu finden."

S. 45: „Wir sagen: für die wissenschaftliche Medicin hat Hahnemann keine, oder doch nur die negative Bedeutung, dass er der Begründer eines wohlorganisirten Pfuscherunwesens wurde, welches er mit dem Flittergold einer erlogenen Gelehrsamkeit umkleidete, um dadurch die Augen der Menge zu blenden. Er erfand ein auf unsinnigste Vermuthung und wohlerdachte Lüge begründetes, angebliches Heilsystem, welches einem jeden, der nur der gesunden Kritik in genügendem Maasse entbehrt, es möglich macht, sich mühelos, wo nicht äussere Vortheile, so doch den lieblichen Duft eines Wohlthäters der leidenden Mitmenschen zu verschaffen. Dies ist sein Werk, das ihn unsterblich macht . . . Der unlautere Geist des Hochmuths und der Verleumdung waren die Grundlagen, auf denen unter dem Einfluss äusserer Noth und habsüchtiger Begierde ein Schwindelbau von Lug und Trug entstand, wie die Geschichte ihn zum zweiten Male nicht aufzuweisen hat . . . Hierdurch schädigte Hahnemann mit frevelnder Hand nicht nur die Wissenschaft, sondern die gesammte Kultur, und Jeder, dem der wirkliche Fortschritt des Menschengeistes, Jeder, dem Recht, Wahrheit und Menschenwohl am Herzen liegt, muss mit uns ankämpfen gegen diesen Dämon, der unser Zeitalter mit Schmach bedeckt."

Damit nun der beabsichtigte Eindruck bei dem Leser besser hafte, wird Seite 46 noch ein Repetitorium mit ihm durchgegangen, und derselbe eingeladen, „noch einmal kurz zurückzuschauen."

In immer wachsender Erregung wird wiederum dasselbe gesagt, und dem Leser die festeste Versicherung gegeben, dass Hahnemann nur aus der niedrigsten, gewinnsüchtigsten Absicht die Homöopathie erfunden habe.

Soweit wäre Hahnemann geschlagen genug. Doch das Gericht über ihn ist noch nicht geschlossen.

S. 47: „Wenn der vielbelesene Hahnemann auch unterliess, es anzugeben, von wannen diese Wissenschaft ihm kam, ja sogar kecklich den Ruhm der Originalität für sich beanspruchte, die leidige Geschichte straft auch hier wiederum den Meister lügen. Nicht von Hahnemann rührt die Grundidee der Homöopathie her — dieselbe ist lediglich von Theophrastus Bombastus Paracelsus aufgestellt worden." Das hat Rigler gefunden, und lüftet mit schonungsloser Hand den Schleier.

Sein Zeuge ist Schultz, auf dessen Schrift er sich beruft.

Vergl. oben S. 312. Rigler schreibt dessen Namen fälschlich „t". Es ist derselbe Schultz, welcher sich später Schul Schultzenstein nannte, und als solcher unter Andern das B schrieb: „Leben- Gesundheit- Krankheit- Heilung" (2. Aufl Basel 1873). Hierin beweist er auf Seite 187, dass die Zellenlehre keine deutsche, sondern eine französische Doctrin sei und „Diejenigen irren gänzlich, welche diese Lehre als ein Werk deutschen Fleisses, wie man sagt, betrachten wollen." Sie ist von dem französischen Blumenmaler Turpin — das hat Schultz ebenfalls entdeckt — begründet, und „seine Lehre ist von Schleiden, Schwann und Andern nachgeahmt, . . . Die Rolle Turpin's also in Deutschland nur fortgespielt worden." Seite 289 gibt er seine Ansicht dahin ab, dass die Medicin in Deutschland „eine wissenschaftliche Latwerge aus Zellen und Stoffwechselingredienzien" sei.

Mögen also gewisse Leute mit Rigler gut Freundschaft halten. Geht dieser gegen sie ebenfalls auf die Wahrheitssuche, so könnte er sie in demselben „Spiegel der Wahrheit an sich vorüberziehen" lassen, wie er dieses mit Hahnemann zu thun, unbarmherzig genug gewesen ist.

Hahnemann's Verdienste werden zuletzt nochmals zusammengestellt, klar, deutlich und leicht fasslich:

„Hahnemann's Streben ging dahin, die nothwendigen Schranken der Wissenschaft überhaupt zu durchbrechen, mit Lügen und Albernheiten die Heilkunde in kindische Spielerei zu verwandeln, die deutschen Aerzte und die gesammte ärztliche Kunst zu schwächen und zu verleumden, die Quellen des ärztlichen Wissens als höchst nichtig und verwerflich hinzustellen, endlich dem schmachvollsten Missbrauch ehrloser Geheimmittelkrämerei Eingang in die Praxis zu verschaffen. Ja, um die Travestie zu vollenden, unterliess auch Hahnemann es nicht, auf die Würde der deutschen Sprache aufmerksam zu machen, aber nur, indem wir sie schmerzlich entbehren, wenn wir in seinen Schriften Härten aller Art und den unerhörtesten Barbarismen begegnen."

Stieglitz (l. c. S. 89.) hatte wenigstens noch zugegeben: „Hahnemann ist Meister in der Kunst, anschaulich, bestimmt und kräftig zu schreiben." Stieglitz hat also geirrt.

Der feierliche Schluss dieses seltsamen Kapitels ist dieser: „Und dennoch errichtete ihm, diesem Elendesten aller Charlatane und Betrüger die Nachwelt „in dankbarer Anerkennung seiner unsterblichen Lehre und seiner unermesslichen Verdienste um die

Heilkunde" in dem Mittelpunkte Deutschlands ein ehernes Denkmal, und eine deutsche Stadt duldete solche Schmach! Deutschlands Rechtsbewusstsein, deutsche Wahrheitsliebe und deutsches Schamgefühl wo weiltet ihr? Erwachet! werft diesen Lügengott von seinem Bettelthron und schützet die Kultur vor weiterem Verderben!"

Nur aus schnödester Gewinnsucht, zur Ausbeutung der sich ihnen arglos anvertrauenden Kranken bestehen die Homöopathen, nach Rigler, darauf, ihre Arzneien selbst auszugeben.

Durch seine Ausführungen über das Selbstdispensiren werden nicht die schlagenden Gründe für das Selbstdispensiren aller Aerzte, auch der allopathischen, — dieses selbstverständliche Recht — widerlegt, welche Sorge in einer bereits erwähnten Schrift aufführt. Rigler schweigt vollständig über dieselbe, erwähnt sie nicht einmal in seiner „gesammten Literatur."

Am Ende seines Buches macht Rigler ganz unerwartet und plötzlich einen vernünftigen Vorschlag: Die Homöopathen sollen ihre homöopathischen Mittel, bei denen weder durch die Chemie noch durch Geschmack, Geruch oder Farbe etwas Arzneiliches wahrzunehmen ist, (also vielleicht jenseits der 3. oder 4. Decimalstufe oder auch jenseits der 2. Centesimalstufe)[1]) selbst ausgeben dürfen, wollen sie aber stärkere Gaben etwa 1 : 10 anwenden, so sollen sie diese Dosis „ordnungsmässig" verschreiben.

Als Hahnemann das Selbstausgeben seiner Arzneien verboten wurde, verfasste er eine Vorstellung an die Leipziger Behörde, worin er sie auf die in diesem Verbot liegende Inconsequenz hinwies. „Ich verwende nur solche Arzneigaben . . . welche so klein sind, dass sie durchaus unerkennbar mittelst der Sinne und aller erdenklichen Analysen der Chemie sind."

„Diese unnennbare Kleinheit der Gaben einfacher Arzneisubstanzen in dieser neuen Heilkunst entfernen allen möglichen Verdacht einer schädlichen Grösse der dem Kranken gereichten Gabe einfacher Arznei."

„Unfähig sich zu belehren, dass die in wohlthätigen Erfolgen sich zeigende, grosse Heilkraft so kleiner Gaben einfacher Arznei auf einer, bisher unbekannten, der homöopathischen Kunst eigenthümlichen Wahl der für sie passenden Krankheitsfälle beruht, wovon in

---

[1]) Dass einzelne Stoffe durch die Chemie in einer Verdünnung von 1: 2 000 000 und durch die Spectralanalyse noch in einem Verhältniss von 1: 1 000 000 000 nachweisbar sind, kann hierbei nicht maassgebend sein.



der gewöhnlichen Arzneikunst nichts geahnet wird, lächelt der Apotheker über das Nichts so kleiner Gaben, da er durch alle Sinnen, sowie durch die beste Analyse der Chemie nichts von der Arznei antreffen kann."

„Wenn nun selbst der auf die neue Heilkunst eifersüchtige Apotheker nichts von Arznei oder Giften in den Mitteln des ächten homöopathischen Arztes finden kann, — was schädlich scheinen könnte —, so kann die Staatsaufsicht bei den Mitteln, welche die Homöopathie den Kranken gibt, unendlich beruhigter sein, als bei dem Handverkauf der Apotheker, wo eben diese Arzneien in mehr als millionenmal grösseren Gewichten an Jedermann unbedenklich verkauft werden, bloss unter der Einschränkung, nicht Arsenik, Sublimat, Opium und noch einige wenige Andere an Unbekannte zu verabreichen."

Diese Vorstellung Hahnemann's bespricht Rigler S. 38 und führt genau die Quelle an, natürlich ohne sie wörtlich zu bringen, denn die Worte Hahnemann's werden dem Leser mit grosser Beharrlichkeit nur entstellt oder ausser dem Zusammenhange vorgehalten: sonst möchte Hahnemann nicht in dem gewünschten Lichte erscheinen, und auch in diesem Falle hätte Rigler, ohne bei dem gutmüthigsten Leser den Glauben zu verlieren, nicht die Bemerkung daran knüpfen können: „Die Behörde liess sich mit Spitzfindigkeiten und Sophistereien nicht abfertigen." Wo liegen denn hier die Spitzfindigkeiten und Sophistereien, bei Hahnemann oder bei den vereinigten Apothekern und Allopathen?

Rigler macht S. 144 genau denselben Vorschlag, den Hahnemann hier ausführt, freilich in dem Wahne, damit die Homöopathie zu vernichten. Er nennt also dort Spitzfindigkeit und Sophisterei, was er hier selbst beantragt.

Würde eine solche Bestimmung Gesetzeskraft erhalten, so wäre der Homöopathie ein grosser Dienst erwiesen. Denn was bezweckten und bezwecken unzählige Schriften und Petitionen der Homöopathen? was ist auch jetzt noch einer ihrer sehnlichsten Wünsche? Die Gewährung des Rigler'schen Vorschlages. Was trieb denn den greisen, wackern Hahnemann, was trieb ihn mit Weib und Kind aus seinem Heim in Leipzig? Was hat den homöopathischen Aerzten unsägliche Chikanen und Intriguen bereitet und bereitet sie alltäglich? Der Mangel an einer solchen Bestimmung.

Doch wie Rigler schreibt, so denkt und plant nicht die Mehrzahl der Streiter. Diese sehen tiefer und werden einem solchen



Vorschlag ihre Zustimmung versagen. Sie werden es mit Behagen empfinden, wenn es Rigler gelingt, die Homöopathie recht anzuschwärzen, aber darüber hinaus ist er nicht zu gebrauchen. Er haut zudem in seinem blinden Eifer derartig um sich, dass er seine eignen Leute in's Gesicht schlägt, indem er mit dem aderlassenden Simon ausruft: „Dem Narrenkönig gehört die Welt!" ganz übersehend, dass die Welt vorläufig noch den Allopathen gehört.

Den Geist kennen zu lernen, der durch Rigler's Schrift weht, stellen wir einige von den Bezeichnungen zusammen, mit denen Hahnemann, die Homöopathie und die Homöopathen belegt werden:

Hahnemann: „S. 25: Wucherer mit Geheimmitteln, Charlatan der verwerflichsten Art — S. 27: ärztlicher Vagabond, Abenteurer — S. 28: Lügner, Betrüger, Beutelschneider, Windbeutel — S. 34: der alte Rattenfänger — S. 35: schlauer und gewissenloser Lügner und Betrüger — S. 36: der Schamloseste der Schamlosen — S. 40: Grossmeister der Lüge — S. 42: Lügenfürst — S. 52: Elendester aller Charlatane und Betrüger, Lügengott auf dem Betteltbron — S. 57: dieser Erbärmliche — S. 64: Erzvater der Lüge."

Die Homöopathie: „S. 16: Schwindelbau — S. 38: Schwindel — S. 41: Aberwitz, Lüge — S. 45: auf unsinnigste Vermuthung und wohlerdachte Lüge begründetes angebliches Heilsystem, Schwindelbau von Lug und Trug — S. 46: Dämon, der unser Zeitalter mit Schmach bedeckt — S. 47: Charlatanerie — S. 51: kindische Spielerei mit Lügen und Albernheiten — S. 54: Gewebe von Aberwitz und Lüge — S. 59: elender Wust des Unsinns — S. 69: In Russland wurde die Seuche eingeschleppt durch etc. — S. 70: Zuflucht für Schelme und Charlatane — S. 75: ruchloses Spiel, dreistes Laster in seiner Erbärmlichkeit — S 84: Narrenspossen, Mistbeet der homöopathischen Praxis — S. 85: Widerwärtiger, alberner Unsinn — S. 86: elender Schmutz des erbärmlichsten Aberglaubens."

Gewiss ein recht rauhborstiger Schriftsteller!

Titel für die Laienhomöopathie: S. 99: „Das Unheilvolle der Homöopathie in seiner ganzen Ruchlosigkeit — S. 100: Schändlicher Betrug — S. 102: Dieser wilde Unfug, Betrügerei, Lüge, Aberglauben, Invasion der Seuche in eine bis dahin freie Gegend — S. 109: Wahnsinn — S. 133: Schwindelbau — S. 146: homöopathische Trugmethode, Charlatanerie, lebensgefährlicher Unfug; der Lüge die Vernichtung — S. 150: Unehre des ärztlichen Standes, Schande der Zeitalters."

Die homöopathischen Aerzte: S. 61: „Verräther an ihrer Wissenschaft — S. 67: die ganze Rotte überbietet an Infamie und Tücke den Meister — S. 70: Narren, Schelme, Charlatane, Verrückte, Marktschreier — S. 75: Mit Hahnemann und seinem Anhang keine Schonung, haben Wahrheit und Wissenschaft geschändet mit einer Schamlosigkeit, für die keine Sprache hart und streng genug — S. 78: Es gibt Kranke, die der gesunden Vernunft entbehren, und es gibt Aerzte, die homöopathisch sind — S. 86: Die Heilkunde zerren sie in den elendesten Schmutz des erbärmlichsten Aberglaubens herab."

Nur eine Probe der Rigler'schen Redefertigkeit ist hier angeführt. Wollten wir dieses Thema erschöpfen, so wäre es nöthig, die Hälfte der Rigler'schen Schrift wiederzugeben. „Eingedenk des ridendo dicere verum habe ich es nach Kräften vermieden, hart und bitter zu werden," sagt Rigler in seiner Vorrede.

Man könnte glauben, dass ein solches, aus Entstellungen und Ausdrücken persönlicher Gereiztheit zusammengestelltes, mit Unwahrheiten gespicktes Buch keine Beachtung verdiene. Wenn ein Franzose deutsches Land und deutsche Zustände zu schildern unternähme, und dies etwa auf folgende Weise thäte: Endlose, öde, unfruchtbare Strecken ziehen sich breit durch das ganze Land. Das Klima ist stets rauh, kalt und regnerisch, und von Getreidearten gelangt nur Hafer zur Reife. Die ganze Nation nagt am Hungertuche, und lebt nur noch nothdürftig von dem Rest der uns geraubten Milliarden. Ihre Nahrung besteht grösstentheils in Haferbrod und Kartoffeln, von denen sie unglaubliche Massen zu vertilgen im Stande sind, sodass ihre Bäuche davon froschartig aufgequollen erscheinen, zu welcher widerlichen Verunstaltung des Körpers auch noch das Nationalgetränk „Bier" das Seinige beiträgt, welches ihren Nasen eine kartoffelartige Form und röthlichen Glanz verleiht. Durch den bis zum thierischen Saufen ausgedehnten Genuss dieser bräunlichen, alcoholhaltigen Flüssigkeit ist ihr Gehirn beständig umnebelt und macht sich das angeborne rohe, tölpelhafte Benehmen in noch erhöhterem Masse geltend. Ihre Häuser sind elende Hütten, und deren einziger Schmuck die von uns gestohlenen Pendülen, die aber beständig den Besitzer wechseln, weil die Deutschen die Neigung, Mein und Dein zu verwechseln, nicht zu überwinden vermögen; dabei sind im ganzen Volk vom Höchsten bis zum Niedrigsten derartig Lüge und die gemeinsten Betrügereien an der Tagesordnung, dass man kaum einen Menschen findet, dem man halbwegs ver-

trauen kann. (Sodann werden zur Illustration völlig unverbürgte „Thatsachen" erzählt und die eigenen Worte der Deutschen verdreht.) Wagt es Jemand, auf der Strasse französisch zu sprechen, so sieht man sich sofort von allen Seiten nach dem Sprecher um, und durchbohrt ihn mit wüthenden Blicken Die grösseren Städte sind Berlin, Spandau, Kassel und Breslau. Berlin liegt in Brandenburg, Spandau in Pommern, Breslau im Osten und Kassel ist die Hauptstadt von Westfalen. Dies ist der wahre Zustand Deutschlands, der im Spiegel der reinen und ungeschminkten Wahrheit an uns vorüberzog — Würde man einen solchen Franzosen widerlegen? Man würde staunen ob der dreisten Entstellungskunst, man würde schlechterdings die Geschmacklosigkeit und die Unkenntniss unbegreiflich finden, fast bemitleiden, wenn so etwas Beifall spendende Leser träfe, und mit Genugthuung könnte man sich sagen, dass solche Ungeheuerlichkeiten umgekehrt in Deutschland vergebens eine Stätte suchen würden.

Genau so ist es mit Rigler. Er ist nur deshalb der Erwähnung werth — und dies ist auch allein der Grund, weshalb wir uns so lange bei ihm aufhielten — weil die allopathische Kritik seines Buches uns eine bequeme und gesuchte Handhabe gibt zur Beurtheilung der allopathischen Kenntnisse und Gesinnungen in Bezug auf die Homöopathie.

Von Interesse und von der grössten Wichtigkeit für das Urtheil über die allopathische Kampfesart ist deshalb die Aufnahme, welche die Rigler'sche Schrift bei den Allopathen gefunden. Da stehen wir denn vor der werthvollen Thatsache:

Die Gesammtheit der Allopathen ist mit Rigler's Schrift ganz und gar einverstanden, und nicht eine einzige Stimme erhebt sich gegen ihn, um auch nur den leisesten Tadel wider ihn auszusprechen.

Rigler's Buch, Rigler's Verfahren ist von der gesammten allopathischen Kritik nur im günstigsten Sinne recensirt worden.

Rigler empfängt wegen seiner Kampfesart sogar Lobeserhebungen.

Hier einige wenige Proben aus der grossen Summe dieser Kritiken, welche ihren Rigler theilweise noch zu überbieten suchen, und — ihre Kenntnisse und Gesinnungen trefflich charakterisirend — grosse Freude über das Buch an den Tag legen.

Die „Berlin. klin. Wochenschrift“ 1882. S. 338 rühmt: „Herr Rigler, der sich als einer der rüstigsten Vorkämpfer gegen das Unwesen der Homöopathie bereits mehrfach bekannt gemacht hat, gibt in diesem Werkchen eine zumeist aus den Quellen der eigensten homöopathischen Literatur d. h. den Werken Hahnemann's und seiner Nachfolger geschöpfte Darstellung von dem Wesen oder vielmehr dem unglaublichen Unwesen, welches diese Spottgeburt von Dreck und Milchzucker fort und fort erzeugt hat.“

„Wir müssen es dem Verfasser Dank wissen, dass er es unternommen hat, sich durch den Wust des vorliegenden Materials durchzuarbeiten und uns das Facit in einer Form vorzulegen, die uns die Lectüre des Buches trotz des traurigen Gefühls, das einen Jeden dabei beschleichen muss, zu einer ergötzlichen macht. Wir empfehlen dasselbe zu der allerweitesten Verbreitung und hoffen, dass es nicht wenig dazu beitragen wird, auch dem grossen Publikum die Augen über die „Aehnlichleider“ wie Herr Rigler das Wort Homöopath übersetzt, und ihre Misslehre zu öffnen.“

„Deutsche medicinische Wochenschrift“ 1882. S. 565 beginnt: „Es wäre ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn eine Arbeit wie die Rigler's auch heute noch, wie in den Tagen eines Bleekrode, Gmelin und Stieglitz, wesentlich der Tendenz zu dienen hätte, einen Kampf der Vernunft gegen den Aberglauben und den platten Widersinn derjenigen Medicinalpfuscher zu inauguriren, welche sich Homöopathen nennen.“

Also die Tage eines Bleekrode! — mit dem Kampfe der Vernunft gegen den Aberglauben und den platten Widersinn! Wer war Bleekrode? Wo und wie hat er gegen den „Aberglauben“ und „Widersinn“ der Homöopathie angekämpft? Bleekrode schrieb „Commentat. medic. inaugur., pars prior, sistens Palaeolog. reg. therap. Similia Similibus curantur. Groningae 1835.“ Hierin wird der Versuch gemacht, das Similia similibus als ein altes, schon von den alten Judäern gekanntes Heilprincip hinzustellen. Die Bibel und der Talmud werden nachgeschlagen, die alten Chaldäer und Aethiopier herangezogen, dann kommen Hippokrates und die Griechen, Galen und auch das Mittelalter an die Reihe. Von Paracelsus sagt er S. 102, nachdem er unmittelbar vorher von Simil. Simil. und den kleinen Gaben geredet: „Si vero ad Paracelsum spectes, plane hisce contraria inveniemus. Paracelsus enim arte sua signata, anatomica et magica, in medicaminum vim inquirebat, licet nonnullis in casibus ejusmodi remedia laudaverit, uti arsenicum,

(dies ist das einzige Mittel, welches Bleekrode nach dieser Indication bei Paracelsus erwähnt. Vergl. S. 89.) cujus vis medicatrix ipsi innotuit symptomatum similitudine, quae ex actione in sanum hominem sequuntur.“ S. 123 u. f. wird erwähnt, dass schon Fr. Hoffmann und Albrecht von Haller für Prüfung der Arzneien gesprochen, ohne sie indess auszuführen S 125: „Ita inter multos Greding, Ludwig, Störck[1]) ideo laudabant narcoticorum in neurosibus, mania, paralysi etc. usum, quia haec a sano consumta ipsum iisdem morbis aegrum reddere solent“

„Etiam specificorum indicatio inde deprompta fuit, quia remedia haec sanis in eodem organorum systemate morbum excitant. Ita cantharidum usum laudarunt in organorum uropoëticorum morbis, quia haec organa hisce eadem ratione aegrescunt. Aloe et sulphur hämorrhoidibus laborantibus porrigebantur, quia in organa abdominalia vires suas exserunt. Plura hujusmodi exempla addi possunt, etiam fusius ab Hahnemanno indicata. Multa etiam exstant exempla remediorum adhibitorum, de quibus non dubitandum est, quin a sanis consumta eandem symptomatum seriem produxissent, quae morbum determinavit; sed haec a posteriori ita visa sunt sese habere, quippe quae empyrica ratione vel periculi faciendi causa tentata sunt.“

Nachdem Bleekrode kurz die Entstehungsgeschichte der Homöopathie geschildert, gibt er sein Urtheil, welches auch auf Versuche am Krankenbett gegründet ist, ab und führt häufig den von ihm sehr hochgehaltenen Hufeland und Kopp, den clarissimum virum, an, deren Standpunkt er einnimmt. S. 143: „Eadem quippe regula: similia similibus curantur, quae hujus systematis est fundamentum, aliquando probabiliter Methodus Therapeutica Medicinae Rationalis erit, quemadmodum nostra aetate nonnulli jam praesagire inceperunt.“ Dann sucht er die Grenzen der Anwendung der Homöopathie zu bestimmen. An der Wirksamkeit der Hahnemann'schen Arzneien zweifelt er nicht, tadelt aber mit Recht seine Systemsucht und Anderes, was Hahnemann's Anhänger schon 10 Jahre früher ebenso gut gesagt hatten. Ueber Hahnemann urtheilt er S. 127: „Vir celeberrimus et acutissimus, qui semper magna cum sagacitate in literis versatus et praeterera de arte Chemica optime meritus.“

[1]) Wir sahen, dass diese Autoren schon von Hahnemann citirt wurden.

Das sind die „Tage eines Bleekrode!“ und dessen „Kampf gegen Aberglauben und den platten Widersinn.“

Stieglitz und Gmelin verwarfen freilich die Homöopathie. Von Stieglitz haben wir gehört, dass 1835 die Homöopathie bald untergehen, und die Anhänger derselben sich der Allopathie wieder zuwenden würden, in dankbarer Erinnerung ihrer Leistungen (der damaligen Aderlässe, Brech- und Purgirmittel), und wie dann in die Stelle von Stieglitz als Königl. hannov. Leibarzt ein Homöopath einrückte, welchem der König brieflich versicherte, dass die Erfolge der Homöopathie bei ihm günstiger seien, als die seiner früheren Aerzte. Gmelin machte den Homöopathen einen grossen Vorwurf wegen Unterlassung der Blutentleerungen und der Brechmittel. Er gestand aber trotzdem manches Gute z B. Prüfung der Arzneien ein, und wies dabei auf diese Lücke der alten Medicin hin.

Eine Zusammenstellung von Bleekrode, Stieglitz und Gmelin, wie sie hier geschieht, gibt auch aus andern Gründen, die den Kenner dieser Schriften zur Heiterkeit zwingen, wiederum einen Beweis von der absoluten Unkenntniss der Allopathen, und lässt die Sicherheit anstaunen, mit der sie über eine Sache reden, deren Existenz ihnen zwar höchst verdriesslich und ärgerlich, über deren Wesen und Geschichte sie aber in baarer Unkenntniss oder Täuschung verharren. Ein merkwürdiger Zufall ist es, dass in der Geschichte von Häser (1881. S. 797) dieselben drei Namen ebenfalls zusammengestellt sind. Man braucht nur einen kurzen Blick auf diese Seite und das Kapitel „Beurtheilung der Lehre Hahnemann's“ zu werfen, und sofort fallen diese drei Namen in die Augen.

Gmelin gehörte übrigens zu den höchst seltenen Gegnern, welche eingestanden, dass man die Homöopathie „mit unedlen Waffen angriff.“[1])

Es wäre drum für diese Zeitung, wie sich sogleich des Weiteren zeigen wird, keineswegs so überflüssig, wenn sie die Schriften, welche sie mit dem Schein der Sachkenntniss ihren Lesern vorführt, vorher wenigstens oberflächlich angesehn hätte.

Dieselbe „Deutsche medicin. Wochenschrift“ fährt fort: „Jedermann, Anhänger wie Gegner der Homöopathie, weiss sehr wohl, welches beutelschneiderische Princip sich in der Person des überall herumabenteuernden, vor keinem Mittel, sich Praxis zu verschaffen, zurückschreckenden Erfinders der Homöopathie verkörperte; Jeder-

---

[1]) l. c. S. 247.

mann kennt und verabscheut die zudringlichen Kniffe, mittelst deren diese Sorte des Quacks sich neben so manchem andern au niveau zu erhalten sucht."

. . . „Hierhin gehört ausser der vernichtenden Biographie des Hauptschwindlers der kritische Beitrag zu der Ueberzeugungstreue der neueren ärztlichen Homöopathen (den wir oben besprachen. A.), welcher darlegt . . . wie sie in ihrer seichten Stammelsprache von den pathologischen Entdeckungen der Heilkunde Nutzen zu ziehen suchen, wie sie auf Wunsch des ihnen in die Hände fallenden Thoren ihn auch unhomöopathisch curiren."

Der Recensent befindet sich in einem recht hohen Stadium der Erregung, in welches kein Anhänger einer vom Staate obendrein so mächtig unterstützten Majorität zu gerathen pflegt, wenn er so fest davon überzeugt ist, dass er einen gerechten Kampf mit tadellosen Waffen führt. Dass die Homöopathen ihre Patienten auf deren Wunsch auch allopathisch behandelten, ist eine Anklage, welche so alt ist, wie die Homöopathie, und wenn sie begründet wäre, in der einfachsten Weise die Charlatanerie der Sache darlegte. Aus diesem Grunde wird sie frischweg stets wiederholt. Hin und wieder stösst man auch im Publikum auf solche Angaben, die sich wiederholt als völlig aus der Luft gegriffen erwiesen haben. Einem solchen Arzt wäre das Brandmal „Charlatan" mit unlöschbaren Zeichen in die Stirn gedrückt.

Was die Ueberzeugungstreue der homöopathischen Aerzte anbelangt, so verweisen wir die Herren an ihren Gewährsmann Gmelin, welcher l. c. S. 246 sagt: „Die homöopathischen Aerzte sind Begeisterte . . . Die Jünger würden für die neue Lehre das Leben lassen." Wer mit homöopathischen Aerzten verkehrt, erhält je länger um so fester die Gewissheit, dass ihre Ueberzeugungstreue unerschütterlich ist, und dass dieselben eine Berufsfreudigkeit besitzen, wie der Allopath sie längst nicht immer hat.

Von der Dispensirfreiheit der homöopathischen Aerzte, welche bekanntlich in Preussen besteht und an ein eingehendes staatliches Examen geknüpft ist, das für jeden Arzt mit den daraus entspringenden Rechten zugänglich ist, schreibt diese Zeitung: „So bildet die Entwicklungsgeschichte der homöopathischen Dispensirfreiheit auch für Preussen ein Blatt, welches den Nachkommen ein ähnlich aus ungläubigem Zweifel und unwilliger Scham gemischtes Gefühl erregen wird, wie es uns jetzt beim gelegentlichen Lesen

über Goldmacherei, Wehrwölfe und Hexenprocesse beschleicht.“ In solcher Weise spricht man über eine bestehende Staatseinrichtung!

Dann wird betont, dass der Staat die Pflicht hätte, „die durch den Homöopathenschwindel eo ipso Geschädigten . . . nicht neben der Ausbeutung durch diese „Heilmethode“ auch noch der directen Piraterie durch die Selbstdispensirenden Preis zu geben.“ „Rigler hat in höchst dankenswerther Weise . . . grösste Sorgfalt . . . Reinheit der Sprache . . . Ruhe der Gedankenführung“ etc. . . . „Wenn er sich und dem Leser das odiöse Thema durch Kraftausdrücke und Sarkasmen etwas geniessbarer zu machen sucht, — wer wollte es ihm ernstlich verargen?“

Der preussischen Regierung traut diese Zeitschrift zu: „Würde speciell das Schlusskapitel an maassgebender Stelle nur gelesen, so würde eine Aenderung dieser Zustände (des Selbstdispensirens) nicht lange auf sich warten lassen.“ . . . „Ein Beitrag zur Reorganisation des Medicinalwesens soll die Monografie (Rigler's) sein.“ Ist es auf der einen Seite unmöglich, den Ernst zu bewahren, wenn man Rigler mit seiner Wahrheit zermalmenden Kraft sich vorstellt als „Reorganisator der Medicinalverfassung,“ so begreift man andererseits schwer, wie man einer Regierung, welche aus ruhig und unparteiisch erwägenden Männern bestehen soll und besteht, die Schrift eines Mannes als Grundlage ihrer Entschliessungen empfehlen kann, welcher schon vorher der, aus persönlicher Gereiztheit und Parteisucht entspringenden, grellsten Unwahrheiten öffentlich sich musste bezichtigen lassen, und anstatt sein Unrecht einzugestehn, nichts Besseres zu unternehmen wusste, als seine früheren Unwahrheiten durch eben diese Schrift zu überbieten und zu übertünchen.

Ein anderes Fachblatt urtheilt über die Schriften Köppe's und Rigler's: „Das Erscheinen dieser beiden Schriften ist vollkommen zeitgemäss. Die erste führt äusserst ruhig und gemessen, mit klarem Urtheil und ungetrübter Denknothwendigkeit den Beweis der Nichtigkeit wissenschaftlicher Methode in dem ganzen „Systeme“, die zweite (Rigler) zieht das scharfe Schwert gegen Unwahrheit mit dem Feuer gerechten Zornes. Jeder von diesen beiden Schriften aber kann nachgerühmt werden, dass sie sich in historischer Wahrhaftigkeit und ernster Wissenschaftlichkeit als tadellose Waffen in einem Streite bedienen, bei welchen das gänzlich Ungereimte, ja das Lächerliche so nahe liegt, dass es als die grösste Schwierigkeit erscheinen möchte, satyram non scribere. In dem

Kapitel über die Dispensirfreiheit beleuchtet Dr. Rigler sehr ernsthaft die nachtheiligen Folgen der Hahnemann'schen Heilart für das öffentliche Wohl."

Das Organ des deutschen Aerztevereinbundes, Das „ärztliche Vereinsblatt für Deutschland" gibt (1882. S. 118) seiner Ansicht dahin Ausdruck, dass die „historisch-kritische Abhandlung Rigler's unter allem, was bis heute über Homöopathie und Homöopathen geschrieben worden ist, einen hervorragenden Platz einnimmt."

„Der erste Theil — Samuel Hahnemann, ein Lebensbild — liefert der homöopathischen Geschichtsbaumeisterei ein Treffen, von dem sich ihre Koryphäen schwerlich jemals erholen werden."

„Er liefert den Beweis, dass die Gottesgabe der Homöopathie weiter nichts war, als eine der Noth des Daseins abgerungene und mit wachsendem Speculationsgenie weiter vervollkommnete Erfindung. Das ist die geschichtliche Wahrheit, von Rigler in so schneidiger und doch wieder so köstlicher Weise dargethan, dass dieses Eine Kapitel allein der Arbeit einen dauernden Werth verleiht."

Nachdem der Schrift in jeder Hinsicht und in allen ihren Theilen das höchste Lob gespendet worden, werden die Allopathen darauf hingewiesen, dass Rigler „jedem Arzte Material in ausgezeichneter Menge liefert, die Frage gründlich kennen zu lernen, und dadurch sich zu befähigen, im Interesse des ärztlichen Standes an ihrer Lösung mitzuarbeiten." „Rigler schliesst mit einer energischen Apostrophe an die Aerzte, sich zur mannhaften Bekämpfung des Uebels endlich aufzuraffen," als ob die Allopathen bis dahin der unbequemen Ausbreitung der Homöopathie unthätig und kindlich harmlos zugesehen hätten.

Hätte ein Homöopath der Welt beweisen wollen, in welcher dunklen Unkenntniss die Allopathen über Hahnemann und seine Lehre herumtappen, er hätte es nicht geschickter anfangen können als Rigler. Dieser hat der gesammten Allopathie wider Willen ein Fangnetz gestellt. Einer nach dem Andern ist mit Begierde hineingegangen, ebenso und zwar mit derselben Freudigkeit eine grosse Zahl politischer Blätter, eine Thatsache, die gleichfalls sorgfältig zu registriren ist. Aus dem reichen Fischzuge, den Rigler gethan, wollen wir noch auf zwei besonders bemerkenswerthe Exemplare in Rigler's Netze aufmerksam machen:

Das Eine ist das Organ der Apotheker, das „Central-Organ für die gewerblichen und wissenschaftlichen Interessen der

Pharmacie, die Pharmaceutische Zeitung".[1]) Die Genugthuung der Apotheker über die Rigler'sche Schrift scheint noch grösser zu sein, als diejenige der Allopathen. Mit freudigem Behagen geben sie in ihrem Central-Organ einen sehr ausführlichen Auszug, der mit grosser Gewissenhaftigkeit sämmtliche Kraftstellen Rigler's wörtlich citirt, über den sie voll des Lobes sind. Dieser Auszug erstreckt sich in einzelnen, jedesmal mehrere Spalten zählenden Artikeln durch 5 Nummern.

Die Stimmung unter den Apothekern wird dadurch eine so heitere, dass in Nr. 45 ein Spottgedicht auf Hahnemann aus dem Anfang dieses Jahrhundertes in Erinnerung gebracht, und in Nr. 49 folgende Witze reproducirt werden:

„O, dass ich ein Homöopath wäre! Ich wollte, ich könnte an Hahnemann's Theorie glauben. Aber ich kann nicht. Ich will gleich sagen, warum. Ich pflege viel über die Homöopathie zu lesen und fand die Theorie gut, aber die Praxis falsch. Eines Tages litt ich stark an Diarrhoe. Nun — sagte ich zu mir selbst — hier soll die Homöopathie eine schöne Probe machen Was ist die Ursache meiner Krankheit? Saure Pflaumen. Also saure Pflaumen sollen mich kuriren, — sie tödteten mich fast. Ich kann an das Gleich-durch-Gleich-Heilsystem nicht glauben. Thäte ich es, so würde ich ein Monument im Mittelpunkt einer Stadt errichten, ähnlich einer Trinkfontaine; würde ringsherum Bassins setzen mit Röhren, die zu einem Reservoir führen und über jedem Bassin würde ich die Worte anbringen:

Fremder hier
Lass Deine Thränen fallen.

Wenn das Reservoir mit Thränen gefüllt wäre, würde ich dieselben zur Trockne eindampfen und jeden Gran des gewonnenen Salzes in einer Gallone Wasser lösen, die Lösung in 5 Gramm-Gläser füllen als: ‚Dolorin, eine Schmerzensessenz, sichere Kur jedes Grams' etiquettiren und zu hohem Preise verkaufen. Jeder Homöopath ist eingeladen, die Idee zu benutzen, sie ist noch nicht patentirt."

Das Referat über Rigler's Buch wird mit folgenden Auslassungen begleitet:

„Die durch Rigler anscheinend unumstösslich hingestellte Thatsache, dass sowol Hahnemann als die andern Häupter der Schule grobe Charlatane waren."

---

[1]) 1883. Nr. 38, 41, 42, 45 u. 49

„Anfang der dreissiger Jahre war die Homöopathie von den deutschen Aerzten wieder ziemlich verlassen, dafür nahm sich nunmehr der hohe Adel und die Geistlichkeit ihrer an.“

„Durch das Dispensirrecht der homöopathischen Aerzte wurde die Arzneibereitungskunst herabgewürdigt.“

„Das wilde Begehren nach Dispensirfreiheit blieb das Feldgeschrei der Hahnemannisten. Das Selbstdispensiren sank zu einem ganz elenden Zwischenhandel herab, der aber direct und indirect grossen Vortheil gewährte und nur dieserhalb, lediglich also aus Gewinnsucht, so eifrig festgehalten wurde.“

„Hahnemann hat das Gold in Haufen zusammengescharrt und im üppigsten Wohlstande gelebt. Ist es ein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Homöopathie bei Aerzten wie bei Laien begeisterte Anhänger findet? Dem Philosophen aber predigt die Geschichte der Homöopathie die traurige Lehre: Dass jede Speculation auf die Unvernunft der Menschen, namentlich wenn sie mit der nöthigen Dreistigkeit in's Werk gesetzt wird, die grössten Aussichten auf materiellen Erfolg und Nachahmung hat.“

Wenn die Apotheker solche Ansichten niederschreiben und für einen weiten Leserkreis drucken lassen, so lässt sich schon daraus mit Sicherheit schliessen, von welcher Gesinnung über die Homöopathie sie beherrscht werden, auch wenn nicht ausserdem noch viel greifbarere, täglich sich mehrende Beweise dafür vorlägen.

Durch solche Selbstkritik geben sie dankenswerthe Anhaltepunkte für die sehr wichtige Frage, mit welchem Vertrauen die homöopathischen Aerzte homöopathische Arzneien aus der Hand allopathischer Apotheker verordnen können.

Der andere, vielleicht noch zu erwähnende Fang Rigler's ist die „Wiener medicinische Wochenschrift.“

Nach derselben (1882. S. 1199) müssen die Allopathen „Rigler aus vollem Herzen dafür dankbar sein, dass er so viel Arbeit und Sorgfalt auf das Studium eines an sich so nichtigen Gegenstandes verwandt hat,“ welcher eine „bewusste Speculation auf die Leichtgläubigkeit, den Aberglauben und die Dummheit eines grossen Theiles der Menschheit“ ist und nicht die geringsten Ansprüche an das Wissen ihrer Anhänger stellt. „Deshalb ist auch die Homöopathie bei ihren ärztlichen Anhängern so beliebt.“ Es werden darauf die schroffsten Entstellungen, welche Rigler geliefert, behufs einer Schilderung Hahnemann's und der Homöopathie zusammengestellt mit dem Abschluss, dass das Verdammungsurtheil

Rigler's das Ergebniss eines gründlichen und umfassenden Studiums der homöopathischen Literatur sei.

Was die „leichte Erlernbarkeit" der Homöopathie gegenüber der Allopathie anbelangt, von der diese Zeitschrift glaubt oder behauptet, dass durch dieselbe die Homöopathen besonders angezogen würden, so vergisst sie ganz und gar, dass die Homöopathen dieselben Studien, dieselben Examina gemacht haben, wie die Allopathen, dass sie zur Erlangung des Selbstdispensirrechtes noch ausserdem ein Examen in der Chemie, Arzneibereitungslehre und homöopathischen Therapie machen müssen, dass die Homöopathen überhaupt noch Vieles dazu lernen müssen, dass also das therapeutische Wissen eines jeglichen wahren Homöopathen dasjenige der Allopathen übertrifft. Doch hiervon abgesehn! Die therapeutischen Künste der Allopathen erfordern zur Erlernung nur ein Minimum an Zeit gegenüber der homöopathischen Therapie.

Fieber und Chinin; Morphium, Chloralhydrat und Schmerz oder Schlaflosigkeit; Eisen und Bleichsucht; Salicylsäure und Rheumatismus jeder Art etc. kann man jedem Laien in kürzester Zeit beibringen. Auch das übliche Mischen der Arzneien ist nicht so schwer zu erlernen. Der homöopathische Arzt hat's nicht so bequem; er hat in den einzelnen Fällen unter einer grösseren Zahl von Mitteln zu wählen, und muss die Wirkungen der Arzneien und ihre Anwendungsart viel genauer kennen; dies erfordert ein eigenes, sehr fleissiges, unausgesetztes Studium mit sorgfältigen schriftlichen Aufzeichnungen; wer des Eifers in diesem Punkte entbehrt, kann nie ein guter Homöopath werden, wenn ihm auch Niemand verbieten kann, sich „Homöopath" zu nennen. Nur ein fleissiger, strebsamer Mann kann ein guter homöopathischer Therapeut werden, der nie nach allopathischer Art Chinin gibt gegen Fieber, auch nicht gegen Wechselfieber, der scrophulösen Augenentzündungen nur mit inneren Mitteln nach homöopathischer Bereitung entgegentritt, der bei Diphtherie nie äussere Medicamente anwendet etc. etc., sondern hier überall nur Arzneien in homöopathischer Gabe gebraucht und bei alledem Resultate erzielt, welche ihn die allopathischen Verfolgungen mit der Ruhe eines guten Bewusstseins betrachten lassen.

Wer anders handelt, nennt sich entweder ohne Berechtigung Homöopath oder befindet sich noch im Uebergangsstadium oder hat seine Studien vorzeitig zum Abschluss gebracht, ein Missstand, welcher, wenn er vorhanden, zu einem grossen Theil aus dem

Mangel an homöopathischen Kliniken und Lehrern erwächst. Auch Salicylsäure bei Gelenkrheumatismus und Quecksilber in chemisch nachweisbaren Mengen bei Syphilis werden mit Umgehung jener verderblichen Nebenwirkungen und mit viel besseren Erfolgen durch Arzneien nach Hahnemann'scher Zubereitung ersetzt.

Wenn wir wiederholt Gelegenheit hatten zu zeigen, dass diejenigen Gegner die grösste Erbitterung zur Schau trugen, deren Therapie die schlechtesten Resultate am Krankenbett aufwies, und die von ihrem Können am Wenigsten überzeugt waren, so liefert diese Zeitschrift, welche freudig und mit Dank „aus vollem Herzen" die Rigler'schen Entstellungen aufgreift, einen weiteren Beleg für unsere Behauptung. Dieselbe „Wiener medicinische Wochenschrift", von der hier die Rede ist, äussert nämlich unter derselben Redaction folgende Ansichten über die allopathische Therapie [1]):

„Was der Eine preist, das verlacht der Andere; was der Eine in grossen Gaben gibt, wagt der Andere nicht in kleinen zu geben, und was der Eine heute als etwas Neues rühmt, das findet der Andere nicht werth, dass es der Vergessenheit entrissen wurde. Der Eine schwört nicht höher als auf Morphium, der Zweite kurirt Dreiviertel seiner Patienten mit Chinin, der Dritte erwartet alles Heil von den Purganzen, der Vierte von der Heilkraft der Natur, der Fünfte vom Wasser, der Eine segnet, der Andere verflucht den Merkur. Während ich nur denke, war die Schmierkur in floribus, wurde verpönt und kam abermals zu Ehren: man glaubte sie schon begraben, man hielt ihr schon sehr ehrenrührige Nekrologe, und man grub sie wieder aus, und singt nun neuerdings begeisterte Loblieder zu ihrem Heilruhme. Und dergleichen erlebt man binnen wenigen Decennien von ein und derselben „Schule", von ein und denselben mit dem Schwerte der siegreichen Wissenschaft umgürteten, unfehlbaren, therapeutischen Despoten!"

Weiter gibt dieselbe Zeitschrift, welche von jeher Andersdenkende auf das Heftigste verfolgt hat, folgende Kritik der eigenen allopathischen Arzneimittellehre.[2])

„Vor allem andern muss hier von jenem grossartigen Schwindel die Rede sein, welchen die Hohenpriester der Arzneiwissenschaft ihren Jüngern vormachen, obwohl sie selbst und das Gros der Aerzte gar

---

[1]) 1867. Nr. 54. S. 861.
[2]) 1872. Nr. 44. S. 1113.

nicht daran glauben, ich meine die Märchen der sogenannten Pharmakodynamik, der Arzneimittellehre . . . Diese neuere Pharmakologie, welche man heut zu Tage noch an den Universitäten lehrt, über welche man dicke Bücher schreibt, die die Studirenden mit grosser Mühe fast auswendig zu lernen genöthigt sind, gehört gewiss zu 9 Zehntheilen ihres Inhaltes in das Gebiet der Sagen und Märchen, und ist als solches noch Ueberbleibsel des alten Zauberglaubens. Dass man sich noch immer mehr und mehr Mühe gibt, dieses Gebiet so viel als möglich zu erweitern, und das Reich der Zauberei und des Aberglaubens auszudehnen, davon geben die massenhaft erscheinenden Annoncen neu erfundener Arzneimittel Zeugniss, welche wir in allen medicinischen Journalen von Apothekern angepriesen und mit dem Unfehlbarkeitszeugniss der Aerzte ausgestattet vorfinden."

Rückblick.

Blicken wir noch einmal kurz auf die Bekämpfung der Homöopathie zurück.

Als Hahnemann mit seiner Art zu heilen zuerst auftrat, war er in ganz Deutschland und im Auslande bekannt als verdienstreicher Chemiker. Die Pharmaceuten verehrten in ihm einen eifrigen Beförderer der Apothekerkunst, und wo die klangvollsten Namen genannt wurden, da fehlte Hahnemann's Name nicht. Als Gelehrter genoss er überall die verdiente Hochachtung, und unter den Aerzten galt er als einer der vorzüglichsten Vertreter ihrer Kunst, dem sie bis dahin schon manchen wichtigen Beitrag zur Vervollkommnung der Wissenschaft verdankten, wie häufig und ohne Rückhalt anerkannt wurde.

Bei seinem lebhaften, oft ungestümen Temperament, bei seinem Feuereifer, die erkannten Schäden zu verbessern; bei seinem Riesenplan, die ganze bisherige innere Medicin über den Haufen zu werfen, sie von Grund aus umzugestalten und auf die, mit der ganzen Kraft seiner Ueberzeugung festgehaltenen Principien neu aufzubauen, gerieth er fast mit der gesammten Arztwelt in einen Kampf auf Leben und Tod. Er griff die Medicin an ihren schwächsten Seiten an, und erklärte ohne alle Umschweife bei jeder Gelegenheit das

Treiben jener Aerzte für gefährlicher als die Krankheit selbst. Diese fühlten die Grundlagen ihrer Therapie erschüttert, und suchten dieselben mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten; es handelte sich für sie um die Rechtfertigung des grössten Theiles ihrer bisherigen Berufsthätigkeit, um ihr Ansehn bei der Menschheit, um die Cardinalfrage, ob ihre Arbeit bisher eine, Menschenleben schützende und rettende, oder Menschenleben vernichtende gewesen sei. Sie stritten mit dem höchsten Grade der Erbitterung, wie stets geschieht, wenn der Grund und Boden, auf dem die Angegriffenen stehn, so unsicher ist.

Manche Aerzte indess sahen Hahnemann's Angriffe auf die elende Krankenbehandlung nach allerlei nebelhaften Theorien, auf das unvernünftige Blutentziehen, auf die Ausfegemethode, auf die Receptmacherei wenigstens theilweise als begründet an; auch sein Bestreben, durch einfache Verordnungen, durch strenges Individualisiren, durch sorgfältiges Achten auf die Zubereitung der Arzneien, durch Prüfungen derselben an gesunden Organismen, durch ihre Anwendung nach bestimmten Principien und durch das genaueste Beobachten am Krankenbette für das ärztliche Handeln eine feste naturwissenschaftliche Grundlage zu schaffen und Muthmassung und Aberglauben aus der Medicin zu verbannen, fand allerdings bei Vielen Anerkennung. An vielen Stellen ist Dieses ausgesprochen, und mit Dank erkennt man seine Verdienste in diesen Punkten an, fordert Hahnemann aber wiederholt auf, seine Heilmethode nicht als das allgemein und allein Gültige hinzustellen. Doch unentwegt blieb Dieser bei seiner Richtung, schloss sich ab, wurde dadurch einseitig und gerieth nebenbei in Irrthümer, die ebensoviele Angriffspunkte für seine Gegner bildeten.

Ein Haupthinderniss der Verständigung war der Aderlass, an dem die Gegner mit der Zähigkeit des religiösen Glaubens hingen. Die Verwerfung des Aderlasses trug dem unerschrockenen Hahnemann die grösste Erbitterung, die heftigsten Angriffe und rücksichtslosesten Beschimpfungen ein. Die blutentziehenden Widersacher sind jetzt bis auf einen kleinen Rest verschwunden, die Beschimpfungen und Verleumdungen aber, die sie in blindem Hass gegen ihren gefährlichen Feind geschleudert, sind haften geblieben, haben sich fortgeerbt, und sind von den nachfolgenden Streitern immer weiter ausgedehnt.

Zu Anfang sprach jeder Gegner noch voll Hochachtung von Hahnemann's früheren Verdiensten. Ende der zwanziger und An-

fang der dreissiger Jahre erschienen indess schon Schriften, welche seine früheren Leistungen völlig unberücksichtigt liessen, desto eifriger seine Schwächen darstellten. Seine, in ausdauerndem, redlichem Forschen mühsam gefundenen, unerhörten Funde der Arzneibereitung dienten zur beständigen Zielscheibe des Spottes, und wurden eifrig dazu benutzt, ihm die Narrenkappe aufzusetzen.

Einzelne, selbst erbitterte Gegner wagten im Anfang noch nicht, Hahnemann als Charlatan zu bezeichnen. Sie hatten sich noch einige Ueberlegung bewahrt, und sahen die psychologische Unmöglichkeit ein, dass ein Mann, der im Verlaufe von einigen 20 Jahren so handgreifliche Beweise seines nie rastenden Fleisses, seines ernsten, eifrigen Strebens nach Wahrheit gegeben, den die ausgezeichnetsten Männer öffentlich ihrer Freundschaft versicherten, nicht plötzlich zum gemeinen Charlatan werden und die folgenden 40 und mehr Jahre seines Lebens sich nur einzig und allein damit beschäftigen kann, die Menschheit, die leidende, bei ihm in ihrem Unglück Hülfe suchende Menschheit in der niederträchtigsten Weise zu betrügen. Diese Klasse der Gegner verfuhr wenigstens consequent und erzählte von ihrem Feinde, er sei geistesschwach geworden.

Allmälig aber verschwanden die früheren Verdienste Hahnemann's in der sorgfältig gehüteten Vergessenheit, und man konnte jetzt frisch daran gehen, durch Verdrehungen und Entstellungen ihn als Schwindler, Betrüger, Charlatan hinzustellen. Seine Anhänger traf dasselbe Loos „Für solche Ausfälle auf die Aerzte habe ich ihm mit gerütteltem Maasse vergolten, und wenn noch nicht alles Gefühl für Wahrheit in ihm erloschen ist, so wird er gestehen müssen, dass ich mindestens in dieser Hinsicht den Geist seiner Lehre, „similia similibus curentur“ vollkommen begriffen und ihn nach echt homöopathischen Grundsätzen behandelt habe,“ ruft mit befriedigtem Rachedurst ein leidenschaftlicher Gegner Hahnemann's und Vertheidiger des Aderlasses[1]) aus.[2])

Die Apotheker, welche in der Homöopathie eine Schädigung ihrer Existenz sahen, leisteten den Allopathen eifrigen Beistand, und belegten die Homöopathie fleissig mit der Bezeichnung „Schwindel.“ Das hinderte sie indess keineswegs an dem Bestreben, ihre Privilegien auch auf die Homöopathie auszudehnen.

---

[1]) Selbst gegen drohende Schwindsucht.
[2]) Simon, Geist der Hom. Hamburg. 1833. S. VIII.

Der mächtige Aufschwung der medicinischen Hülfswissenschaften, der „naturwissenschaftlichen“ Schule trat hinzu, welcher den Gegensatz zu der homöopathischen Richtung scheinbar vergrösserte, und die Idee aufkommen liess, die Homöopathie sei ein Hinderniss für die naturwissenschaftliche Entwicklung der Medicin.

Universitätslehrer, welche sich mit der Homöopathie beschäftigten, wurden verdrängt, und den jungen Aerzten wurde methodisch der grösste Abscheu gegen Alles eingeflösst, was mit der Homöopathie zusammenhängt. Zahlreiche Angreifer wurden nicht müde, durch alle die zugänglichen, der Majorität dienenden Organe diese Lehre weithin und laut als Narrheit und Betrug auszurufen.

Die Homöopathen lebten dem Ausbau ihrer Lehre, antworteten zwar in zahllosen Gegenschriften, worin sie den reellen Gehalt ihrer Therapie nachwiesen, unterliessen es aber, die Geschichte der Homöopathie wahrheitsgemäss zu entwickeln, der Wahrheit nach Kräften die weiteste Verbreitung zu geben, und damit die groben Entstellungen zu widerlegen, die von Mund zu Mund, von Schrift zu Schrift sich mehrend und wachsend, mit der Zeit in's Ungeheuere angeschwollen sind.

Jedem einzelnen Gegner konnte bis jetzt Entstellung oder Täuschung, kurz Unkenntniss und Unwahrheit in seiner Darstellung der Homöopathie unwiderleglich nachgewiesen werden. Hiervon gibt es nicht eine einzige Ausnahme.

Von den meisten Gegnern wurden Hahnemann und die Homöopathen mit leidenschaftlicher Frivolität beworfen, sodass nunmehr die Absicht derselben glücklich erreicht wäre, die Homöopathie als einen Berg von Schmutz erscheinen zu lassen.

Nur der Zufall lässt deshalb den einen oder andern Arzt einen Blick in das wahre Wesen der Homöopathie thun, und mit Staunen gewahrt dieser die Barrikaden, welche die Allopathen in bedauernswerther Verblendung gegen die Wahrheit hier aufgeworfen haben. Hat er dann den grossartigen Irrthum der Gegner erkannt, forscht er mit gerade deshalb verzehnfachtem Eifer dem Kern dieser Lehre nach, ergreift er mehr und mehr das Wahre in dieser Therapie, und hat er dann die Energie, öffentlich dafür einzutreten — sofort treffen ihn von allen Seiten die heftigsten Verfolgungen, er wird, einerlei ob er vorher Beweise eines redlichen Strebens ge-

nugsam gegeben hat, aus der ärztlichen Gesellschaft ausgestossen und wie ein Pestkranker gemieden; er hat ein Todesverbrechen begangen und wird verbrannt.

Durch solche, gewiss recht wunderliche Zustände werden wir gezwungen, die Universitätstherapie näher zu betrachten, und zuzusehn, ob denn wirklich die That jener so schwarz ist, welche, mit dieser Krankenbehandlung unzufrieden, sich nach etwas Besserem umgesehen haben.

ANHANG.

Die heutige Universitätsmedicin.

In Deutschland waren die Gemüther der naturforschenden Aerzte noch im Nebel der Naturphilosophie befangen, als in England und Frankreich die inductive Forschungsweise bereits festen Fuss gefasst. In England hatte zumal John Hunter (1728–1793) durch geistreiche Untersuchungen viele naturwissenschaftliche Thatsachen zu Tage gefördert, und besonders bei der Lehre von der Entzündung den Nachweis zu liefern versucht, dass die krankhaften Vorgänge physiologischen Gesetzen folgten.

In Frankreich war es in erster Reihe Bichat (1771—1802), welcher, obgleich nicht frei von unbegründeten Theorien, die ärztliche Forschung auf den Weg der Thatsachen zu führen suchte, „dem ärztlichen Denken eine anatomische Grundlage gab.“ „Observer la nature, rassembler beaucoup de faits, prendre leur ensemble pour principes . . . Qui sommes nous pour nous detourner de cette voie?“ „Was ist Beobachten,“ sagte er ferner, „wenn wir den Sitz der Krankheiten nicht kennen?“

Unter den Klinikern war Broussais (1772–1838) einer der Ersten, welcher die Krankheit zu localisiren, sie auf bestimmte anatomische Veränderungen zurückzuführen sich bestrebte. Er gerieth dabei in die Einseitigkeit, die meisten Krankheiten auf eine Entzündung, auf eine Gastro-enteritis zurückzuführen, welche (mit Aderlässen und) mit Schwärmen von Blutegeln bekämpft wurden, womit er, unter Mitwirkung seiner Schüler und Anhänger, viele Tausende von Menschen, und zuletzt sich selbst aus der Welt schaffte.

Die sich um diese Zeit entwickelnde „anatomische Schule“ ging sehr gründlich zu Werke. Diejenigen Krankheiten, für welche



man in der Leiche kein anatomisches Substrat auffinden konnte, z. B. Neuralgien, wurden ohne Weiteres gestrichen. Die Percussion und Auscultation wurde von Corvisart und Laënnec ausgebildet. Corvisart wandte die Auenbrugger'sche Percussion an, wozu Piorry das Plessimeter einführte; Laënnec erfand und lehrte das Stethoscop gebrauchen. Ihre Anerkennung war in Frankreich und England fast allgemein, als in Deutschland diese Untersuchungsmethode erst eine beschränkte Anwendung fand.[1])

Die neuere Wiener Schule verpflanzte die französische Richtung nach Deutschland. Rokitansky „der Altvater der neueren deutschen Medicin," wie er vor Annahme der Cellularpathologie genannt wurde, verschaffte der pathologischen Anatomie Verbreitung, und bildete sie weiter aus, und Skoda und Andere pflegten und lehrten die physikalische Untersuchungsmethode.

So sah man wohl die Veränderungen, welche die Krankheit machte, aber aus welcher Ursache entstanden sie? wo war ihr Ausgangspunkt?

Der Anstoss zu den pathologischen Processen wurde gegeben durch Säfteentmischungen. Worin bestanden diese chemischen Veränderungen? Dieses sollte erst noch gefunden werden. Man fand es nicht, und es fehlte der therapeutische Angriffspunkt. Das war die Zeit des Nihilismus, als es „wissenschaftlich" war, über die Heilkraft der Arzneien zu lachen.

Was die Entwicklung der pathologischen Abweichungen anbelangt, so glaubte man in den 50er Jahren und später noch an eine freie Zellbildung auf strukturlosem Boden, „aus freiem Blasteme," als man auf dem übrigen Gebiete der Naturforschung eine Generatio aequivoca bereits verworfen hatte. Eine hervorragende Bedeutung beim Zustandekommen der Krankheitsprocesse hatte die Exsudationstheorie. — —

Die Naturphilosophie construirte aus der Krankheit einen besonderen Organismus, den einige Anhänger in ihrer Weise mit Wurzeln versahen, welche im Organismus hafteten, und den sie grünen und blühen liessen. Durch die Naturphilosophen entstand indess eine eifrige Pflege der Naturwissenschaften, wobei die französische Richtung nicht ohne Einfluss blieb.

---

[1]) J. H. Kopp. Aerztliche Bemerkungen, veranlasst durch eine Reise in Deutschland und Frankreich. Frankfurt a. M. 1826. Desgl. A. Mühry. Darstellungen und Ansichten zur Vergleichung der Medicin in Frankreich, England und Deutschland. Hannover. 1836.

Kieser, Ph. von Walther, Döllinger waren Anhänger der Naturphilosophie, und ein Schüler der beiden Letzteren war Schönlein. Schönlein begründete die „exacte klinische Forschung". Johannes Müller schaffte der Physiologie eine breitere und festere Grundlage.

Ein Schüler Schönlein's und Müller's war Virchow. Seine Lehre, so viel wie möglich mit seinen eigenen, klaren Worten vorgetragen, ist im Auszuge folgende:

Der menschliche Organismus ist zusammengesetzt aus einfachen kleinen Theilen, Zellen genannt, welche wiederum als Organismen, als Elementarorganismen aufgefasst werden können; denn jede dieser Zellen ist wieder selbstlebend und selbstthätig, und ihre Kraft ist begründet in ihrer eigenen Einrichtung.

Der menschliche Körper ist deshalb keine Einheit im strengen, materiellen Sinne des Wortes, sondern eine Mehrheit, eine Art geselliger Einrichtung, gewissermaassen ein Staat.

Die einzelne Zelle innerhalb eines Gewebes wird nicht ernährt, sondern sie ernährt sich, d. h. sie entnimmt den Ernährungsflüssigkeiten, welche sich in ihrer Umgebung befinden, den für sie erforderlichen Theil. Sowohl quantitativ als qualitativ ist die Ernährung daher ein Ergebniss der Thätigkeit der Zelle, wobei sie natürlich abhängig ist von Quantität und Qualität des ihr erreichbaren Ernährungsmaterials. Hierbei ist sie aber keineswegs genöthigt, in sich aufzunehmen, was und wieviel ihr zufliesst.

Gleichwie die einzelne Zelle eines Pilzes oder einer Alge aus der Flüssigkeit, in der sie lebt, sich so viel und so beschaffenes Material nimmt, als sie für ihre Lebenszwecke braucht, so hat auch die Gewebszelle inmitten eines zusammengesetzten Organismus elective Fähigkeiten, vermöge welcher sie gewisse Stoffe verschmäht, andere aufnimmt und in sich verwendet. Das ist die eigentliche Nutrition im cellularen Sinne.

Es gibt keine einheitliche Kraft, welche den Organismus beherrscht, sondern seine Thätigkeit hängt ab vom Zusammenwirken vieler Kräfte. Diese Kräfte gehen aus von den einzelnen Elementarorganismen, den Zellen.

Selbst die höchste einheitliche Erscheinung im Menschenleben, das geistige Ich, ist daher keine beständige Grösse, sondern eine veränderliche.

Wenn trotzdem der menschliche Organismus uns als ein einheitlicher erscheint, so beruht dies auf dreierlei Umständen:

Erstens ist in der Einrichtung des Gefässsystems und des in ihm circulirenden Blutes ein durch den ganzen Körper zusammenhängendes System gegeben, welches den materiellen Verkehr der Stoffe vermittelt und eine gewisse Abhängigkeit der einzelnen Theile vom Blute bedingt.

Zweitens besitzen wir in den Einrichtungen des Nervensystems, an welches auch die höchsten Leistungen des Menschen, die geistigen geknüpft sind, ein durch den ganzen Körper verästigtes System, welches in den grossen Centralmassen des Gehirns und Rückenmarks zusammenläuft.

Drittens wird dem Körper das einheitliche Gepräge gegeben durch Zusammenordnung unendlicher Summen jener Zellen. Solche Gewebsordnungen sind z. B. die Muskeln, die Drüsen.

Jede dieser Anordnungen, jedes dieser sogenannten Organe ist wiederum eine Mehrheit aus zahllosen Elementarorganismen. Auch das Nervensystem und das Blutgefässsystem sind zusammengesetzt aus diesen zelligen Elementen.

Folglich ist jede Betrachtung des Organismus oberflächlich, gleichsam nur äusserlich, welche sich nicht an die zusammensetzenden Elementen wendet.

Ergibt eine solche Auffassung auf den ersten Blick eine Auflösung des Körpers, eine Zersplitterung der Anschauung, so zeigt doch alsbald eine weitere Betrachtung, dass diese unzähligen Elemente nicht zufällig und nicht gleichgültig neben einander vorhanden sind.

Sie gehören zu einander, einmal wegen ihrer gemeinsamen Abstammung aus einem einfachen Grundelement, welche Gemeinsamkeit eine gewisse ursprüngliche Aehnlichkeit und Beziehung der Elemente unter einander bedingt, wie bei den Abkömmlingen einer Familie. Sie gehören aber auch deshalb zu einander, weil sie sich gegenseitig ihre Existenz verbürgen, weil das eine ohne die andern sein Leben nur für kurze Zeit zu unterhalten vermag. Sie werden also zusammengehalten durch das gegenseitige Bedürfniss. Wie die Gefässe, oder das Blut und wie die Nerven die übrigen Gewebe beeinflussen, so werden sie auch ihrerseits wieder von diesem beeinflusst. Daraus entsteht eine Gegenseitigkeit der Bewirkung, welche je nach Umständen wohlthätig oder schädlich für das Gesammtverhältniss sein kann.

Das Studium der Krankheitserscheinungen erfordert deshalb

die Kenntniss derjenigen Theile, von denen alle Thätigkeit des Körpers ausgeht, also der Zellen.

Krankheit ist Veränderung der Zellen. Diese Veränderung geht vor sich nach ganz bestimmten Gesetzen, nach denselben Gesetzen, welchen auch die gesunde Thätigkeit unterliegt.

Es ist deshalb Krankheit keine fremdartige, im Körper ihr Unwesen treibende Existenz, Krankeit ist nur ungeregelte Lebensthätigkeit. Jede krankhafte Erscheinung, jedes krankhafte Gebilde hat sein physiologisches Vorbild und keine pathologische Form entsteht, deren Elemente nicht Wiederholungen normaler Vorgänge wären.

Die Entwicklung des Fötus und des Ei's sind auf dieselben Grundgesetze zurückzuführen, welche für das spätere Leben und die krankhaften Störungen Gültigkeit haben.

Die krankhaften Gebilde unterscheiden sich von den normalen nur durch die ungehörige Art ihrer Entstehung und ihres Vorkommens. Diese Ungehörigkeit bezieht sich entweder darauf, dass ein Gebilde erzeugt wird an einem Punkte, wo es nicht hingehört, oder zu einer Zeit, wo es nicht erzeugt werden soll, oder in einem Grade, welcher von der typischen Norm des Körpers abweicht.

So ist es ebenso gut möglich, die Elemente des Krebses im normalen Organismus wiederzufinden wie diejenigen des Eiters. Die krankhaften Gebilde entsprechen nicht immer einem einzigen physiologischen Gewebe; so enthält z. B. der Krebs, ähnlich wie eine Drüse, zellige Elemente in besonderen Hohlräumen oder Kanälen, welche getragen werden durch ein Stroma von Bindegewebe mit Gefässen.

Alle pathologischen Gewebe gehen continuirlich aus physiologischen hervor.

Das Blut darf nicht als Ganzes gegenüber den andern Theilen betrachtet werden, es ist kein constantes, in sich unabhängiges Fluidum, von dem die Masse der übrigen Gewebe mehr oder weniger direct abhängig ist. Dieses ist die fehlerhafte Anschauung der Humoralpathologie, welche sich in ihren meisten Sätzen auf die Voraussetzung stützt, dass gewisse Veränderungen, welche im Blute eingetreten sind, mehr oder weniger dauerhaft seien. Gerad in der Lehre von den chronischen Krankheiten pflegt man sich vorzustellen, dass die Veränderung des Blutes eine continuirliche sei, ja dass durch Vererbung von Generation zu Generation sich eigenthümliche Veränderungen des Blutes übertragen und erhalten können.

Das Blut als solches ist nicht der Träger der Dyskrasie. Das Blut ist kein in sich unabhängiger, sich aus sich selbst regenerirender Saft, sondern es ist ein flüssiges Gewebe, welches sich in einer constanten Abhängigkeit von andern Theilen befindet.

Jede dauernde Dyskrasie ist abhängig von einer dauerhaften Zufuhr schädlicher Substanzen aus gewissen Punkten (Atrien, Heerden) her, wenn auch diese Localisationen noch nicht überall gefunden sind.

Jede dauerhafte Veränderung im Zustande der circulirenden Säfte muss von einzelnen Organen oder Geweben hergeleitet werden.

Eine Dyskrasie, bei der das Blut der dauerhafte Träger bestimmter Veränderungen ist, gibt es nicht.

Es gibt zwei Kategorien von dyskrasischen Zuständen, je nachdem abweichende morphologische Bestandtheile im Blute enthalten sind, oder ob die Abweichung eine mehr chemische ist und an den flüssigen Theilen sich befindet. In der Regel verlaufen die morphologischen Dyskrasien nicht ohne chemische Dyskrasien und umgekehrt.

Bei der Frage, welches die eigentlich infectiöse Substanz sei, ob sie an zellige Elemente oder an besondere Organismen gebunden oder blos chemischer Natur sei, ist eine überaus schwierige, und nirgends ist das Generalisiren bedenklicher als gerade hier.

In Bezug auf die Theorie der Dyskrasie ergibt sich, dass entweder Substanzen in das Blut gelangen, welche auf die zelligen Elemente desselben schädlich einwirken und sie in ihrer Function stören oder dass von einem bestimmten Punkte aus, sei es von aussen, sei es von einem Organe Stoffe dem Blute zugeführt werden, welche von dem Blute aus auf andere Organe nachtheilig einwirken. Endlich kann es sich ereignen, dass die Bestandtheile des Blutes nicht in regelmässiger Weise ersetzt werden.

Keine permanente Dyskrasie ist möglich, ohne dass neue Einwirkungen von einem bestimmten Heerde aus auf das Blut stattfinden. Daraus folgt consequent der auch für die Praxis ausserordentlich wichtige Gesichtspunkt, dass es sich bei allen Formen der Dyskrasie darum handelt, ihren örtlichen Ursprung aufzufinden.

Durch das Studium der pathologischen und pharmakodynamischen Erscheinungen wird man mit Nothwendigkeit dazu getrieben, gewisse Affinitäten zuzulassen, welche zwischen bestimmten Stoffen und bestimmten Geweben existiren, Beziehungen, welche auf chemische Eigenthümlichkeiten zurückgeführt werden müssen, in Folge deren

gewisse Theile mehr als andere befähigt sind, aus der Nachbarschaft und somit auch aus dem Blute gewisse Substanzen anzuziehn.

Besondere Stoffe, welche in das Blut gelangen, können einzelne Theile des Körpers zu besonderen Veränderungen induciren, indem sie in dieselben aufgenommen werden vermöge der specifischen Anziehung der einzelnen Gewebe zu einzelnen Stoffen. Fast überall ergeben sich specifische Beziehungen zwischen den erregbaren Theilen und den Erregungsmitteln.

Bei allen Geweben finden wir die Function hauptsächlich begründet in der feinen räumlichen Veränderung des Zelleninhaltes oder des Protoplasma's, von der es wahrscheinlich ist, dass sie auf einer geringen chemischen Veränderung der Molekeln beruht.

Virchow fühlt es selbst, dass der Organismus durch seine Lehre in einzelne Zellencomplexe zersplittert wird; er sucht sie deshalb durch die „gegenseitige Bewirkung" zusammenzuhalten. Das genügt aber nicht zur Erklärung der organischen Vorgänge. Betrachtet man die harmonischen Bewegungen in dem einzelnen Individuum, des pflanzlichen wie thierischen, die Vererbung der Eigenschaften der Eltern bis in die kleinsten Einzelheiten, die von Generation zu Generation sich fortpflanzenden, stets aus einer kleinen Zelle sich herausentwickelnden, immer wiederkehrenden Eigenschaften der Gattungen und Arten: durchdenkt man die, unveränderlichen Gesetzen unterworfenen Vorgänge des Wachsens, der Gestaltung, welche der Entstehungszelle bestimmt vorgeschrieben scheinen und innerhalb des Individuums bis zum Untergange desselben Geltung behalten — so gelangt man nothgedrungen zur Annahme eines einheitlichen, vererbbaren, die Thätigkeit des Organismus erregenden Principes. Diese Grundkraft kann natürlich nur ein Bestandtheil der Naturkräfte überhaupt sein.

Man hat in früheren Zeiten diese Grundkraft „Lebenskraft" genannt, und dieser Alles das zur Last gelegt, was man sich nicht erklären konnte. Hierdurch setzte man dem Streben nach naturwissenschaftlicher Erkenntniss ein unüberwindliches Hinderniss entgegen, welches von dem menschlichen Forschungsdrange wieder niedergerissen wurde. Es entstanden die Iatromechaniker und Iatrochemiker, welche das Geschehen im Organismus den jeweiligen

chemischen und physikalischen Anschauungen anpassten. Diese Anpassungen mussten bei den primitiven Zuständen dieser Wissenschaften zu den rohesten Anschauungen führen, die nicht befriedigten und — die Lebenskraft war wieder da.

Da man aber glaubte, dass unter der Herrschaft der „Lebenskraft" eine naturwissenschaftliche Forschung nicht gedeihen kann, so ist man in letzter Zeit sehr streng gegen dieselbe vorgegangen. und man belegt Jeden mit dem Bann, welcher eine solche Grundkraft annimmt. Hierdurch ist man in das entgegengesetzte Extrem hineingerathen.

Zur Aufrechterhaltung dieses Standpunktes geht man sehr radikal vor. Es wird einfach übergangen oder abgeleugnet, was nicht in's System hineinpasst. Die Physiologie übergeht die Besprechung der Kräfte, welche die Entstehungszellen zur Entwicklung des Individuums anregen, obgleich sie doch gerade mit dieser Frage beginnen sollte. Den Lebensmagnetismus hat man dem System zu Liebe lange abgeleugnet, Virchow hat ihn hartnäckig bis in die letzte Zeit eine Irrlehre genannt. Jetzt ist er plötzlich „wissenschaftlich" geworden, ragt aber wie eine Zaunstange in das Universitätswissen hinein und ist trotz aller Bemühungen, besonders Heidenhains[1]), nirgends unterzubringen. Die medicinischen Fakultäten haben mit Hochmuth eine Thatsache abgeleugnet, die sie nicht kannten, die sie sich zu prüfen weigerten, weil sie eben nicht in das Wissen hineinpasste. Man verschloss die Augen absichtlich, um das System aufrecht zu erhalten.

So ist's auch mit der Annahme einer Grundkraft. Es hat gewiss Berechtigung, sich die Lebenskraft nicht zu nahe kommen zu lassen, weil sie den Mysticismus gern zum Begleiter hat. Darum hat man aber noch nicht die Berechtigung, sie einfach vor die Thür zu setzen.

Dies ist ein Fehler der Universitätsmedicin, der zu ihren therapeutischen Irrgängen eine der ersten Veranlassungen ist.

In ihrer Nomenclatur hat sie nach Virchow das abstracte Wort „Reiz" wiederum hervorgeholt und aufgenommen, wenngleich dasselbe einen weiteren Begriff umfasst. „Die Zelle ist von einem Reiz getroffen," heisst es; ein völlig nichtssagender Begriff, der aber täglich gebraucht wird, ohne dass es ersichtlich wäre, dass man jedesmal einen bestimmten Gedanken damit verbindet.

---

[1]) Der sog. thier. Magnetismus. Leipzig 1880.



Ein zweiter grosser Fehler, an dem die Staatsmedicin leidet, ist Widerspruch mit sich selbst, ein Zwiespalt zwischen Lehre und Handeln. Sie sagt: „Bei allen Geweben finden wir die Function hauptsächlich begründet in der feinen räumlichen Veränderung des Zelleninhaltes oder des Protoplasma's, von der es wahrscheinlich ist, dass sie auf einer chemischen Veränderung der Molekeln beruht."

Man trüge den Thatsachen mehr Rechnung, wenn gesagt würde: „Die Zellenthätigkeit wird beeinflusst von einer Bewegung chemischer Moleküle." Ob es ferner nicht gewagt erscheint, die Thätigkeit des Menschen, die ganze Welt seines Denkens und Empfindens, das Gedächtniss etc. zurückzuführen allein auf die Chemie, mag dahingestellt bleiben.

Jedenfalls ist es nach dieser Ansicht die Haupt-Aufgabe der Untersuchung, die chemischen Veränderungen kennen zu lernen. Die physikalischen, anatomischen Erscheinungen sind also erst die Folge des Chemismus. Die Forschung hat sich demnach in erster Linie auf die chemischen Vorgänge zu erstrecken, und erst in zweiter Linie die pathologische Anatomie zu berücksichtigen.

Statt dessen geschieht gerade das Umgekehrte. Die physikalischen Zellenveränderungen bilden den hauptsächlichsten Forschungsgegenstand und nebenbei beschäftigt man sich auch etwas mit Chemie.

Schon bald nach dem Erscheinen der Cellular-Pathologie drängten sich in der Therapie die physikalischen Theorien in den Vordergrund, weil man eben beständig die anatomische Form der Zellen und Zellengruppen vor Augen hatte. Bis dahin hatte man z. B die Wirkung des Eisens bei Chlorose erklärt durch Ersatz dieses fehlenden Blutbestandtheils; jetzt bewies man die Unhaltbarkeit dieser Theorie, und führte allgemeiner die Wirkung zurück auf die tonisirende Eigenschaft dieses Metalls und berief sich dabei auf die Wirkung der Stahlbäder.

Eine zufällig gemachte Entdeckung Virchow's, dass die Flimmerbewegungen durch Alkalien angeregt werden, suchte man therapeutisch fruchtbar zu machen, und man fand frohlockend darin eine Stütze für die Erklärung der Mineralwasserwirkung, zog die angebliche Entdeckung von der lähmenden Einwirkung des Kohlenoxydgases auf den (nach heutiger Ansicht beim Menschen nicht existirenden) Kern der rothen Blutkörperchen heran, und knüpfte an solche Dinge die Hoffnung, in dieser Weise für andere Zellen-

gruppen andere verwerthbare, erregende, physikalische Agentien zu finden.

Virchow selbst war es, der die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die pathologische Anatomie lenkte, was durch sein besonderes Lehrfach wohl erklärlich ist. Damit trug er selbst am meisten dazu bei, seine Theorie für die innere Medicin unfruchtbar zu machen. Er stand sogar nicht an, die Behauptung aufzustellen, die Chlorose sei zurückzuführen „auf Mangelhaftigkeit in der Bildung des Herzens und der grossen Arterienstämme.[1])"

Deshalb ist nach ihm die Bleichsucht unheilbar und nur vorübergehend ein Erfolg zu erzielen. Wäre Virchow praktischer Arzt, so hätte er wohl nie diese Behauptung aufgestellt oder sie wenigstens auf einzelne Fälle beschränkt. Jedenfalls ist sie recht bezeichnend, und man braucht sich gewiss nicht mehr zu wundern, wenn, wie man liest, Neigung zu chronischem Schnupfen zurückgeführt wird auf den anatomischen Bau der Nase.

Stimmen die anatomischen Anschauungen der Pathologie überein mit den Forschungen der Physiologen? Wie lehrt der Physiologe? Bei allen Organen sucht er u. A. den Einfluss der Nerven auf ihre Function zu erfahren und macht die möglichst genauesten Untersuchungen über die chemischen Vorgänge, die sich im Körper je nach seiner Thätigkeit abspielen.

Man denke an die Functionen der Milz, des Pankreas, der Leber. Bei der Letzteren z. B. wird Rücksicht genommen auf die chemische Zusammensetzung der Galle, auf den Zusammenhang der Gallenbestandtheile mit den Blutbestandtheilen, auf die Veränderung derselben bei gewisser Thätigkeit anderer Organe, bei Reizung gewisser Nerven, auf die chemischen Veränderungen dabei im Koth, Harn, Blut, Speichel etc. Von Zellen ist kaum die Rede.

Wie verfährt man in der Krankheitslehre? Hier sind die physikalischen Zellenveränderungen das fast allein Maassgebende, von Nerveneinfluss wird wenig oder gar nicht gesprochen, und die Chemie spielt eine verhältnissmässig untergeordnete Rolle.

Hier tritt die offenbarste Disharmonie in der Forschungsweise zu Tage, die den Pathologen zur Last fällt. Sie selbst sagen, die Chemie ist das Primäre, die physikalischen Erscheinungen sind das Secundäre. Sie richten drum nach ihrer eigenen Theorie ihren

---

[1]) Ueber die Chlorose. Berlin. 1872. S. 3.

Angriff auf die Folgen der Krankheit, nicht auf die Krankheit selbst. „Zwischen Wissen und Können herrscht in der ärztlichen Kunst noch eine grosse Kluft," sagt Virchow von der Allopathie. Es wäre bei solcher Forschungsweise merkwürdig, wenn es anders wäre.

Wenn überhaupt Aussicht sein soll — was wir bezweifeln — dass man auf strenger Grundlage unserer jetzt noch so unvollkommnen physikalischen und chemischen Kenntnisse eine leistungsfähige Therapie aufbauen kann, so muss man der Chemie eine viel grössere Beachtung schenken, als bisher der Fall war. Es sind nach dieser Richtung hin von Einzelnen Versuche gemacht worden; hier ist besonders der leider verstorbene Beneke zu nennen, welcher aber bei der allgemeinen Strömung überhört wurde, zumal da seine Bestrebungen keine therapeutische Fruchtbarkeit hatten, weil auch er von zu rohen Begriffen ausging.

In neuerer Zeit haben besonders Baumann, Brieger und E. Salkowsky (letztere Beiden unter Frerichs und Virchow) schöne Resultate zu Tage gefördert. Rühmlich verdient auch genannt zu werden das Werk von Salkowsky und Leube „Die Lehre vom Harn" Berlin. 1883.

Das sind Bestrebungen Einzelner, sie sind nicht allgemein; die Untersuchungen werden nicht methodisch regelmässig angestellt. Dazu kommt das Suchen nach „Stickstoff", „Phosphorsäure", „Schwefelsäure" etc., wovor man beim Lesen von betreffenden Schriften keinen Augenblick sicher ist.

Wie sollen solche plumpen Experimente einen Einblick in die chemischen Bewegungen des Organismus gewähren? Zur oberflächlichen Untersuchung des Werthes eines Nahrungsmittels möchten derartige Angaben allenfalls genügen, aber nicht dazu, um den verwickelten chemischen Processen im Organismus näher zu treten. Derartige „Forschungen" sind ein Hohn auf unser Wissen und ein Fingerzeig, dass das richtige Verständniss für die Bedeutung der Chemie noch sehr im Argen liegt. Dies beweist auch schon der Umstand, dass man immer noch keine selbstständigen Professuren für pathologische Chemie hat, welche für die innere Medicin von ebenso grosser Wichtigkeit sind, als die Professuren für pathologische Anatomie.

Nie oder selten findet man in den Schriften der Allopathen, denen doch für ihre Forschungen hinreichende Staatsunterstützung nach jeder Richtung hin gewährt wird, eine Krankengeschichte mit ge-

nügender Diagnose. Hat Jemand die anatomische Veränderung, so gut es gerade möglich ist, festgestellt, so hat er der „Wissenschaft“ Genüge geleistet; hat er dabei den Harn auf Eiweis, Zucker und „Stickstoff“ untersucht, so steht er vollendet da. Man kann von der mit so reichen Hülfsmitteln versehenen Universitätsmedicin erwarten, dass neben der anatomischen auch eine chemische Diagnose gestellt wird, welche unter strengster Berücksichtigung der Einnahmen, der Aussentemperatur, des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft, des Barometerstandes alle Secrete des Körpers, den Harn, die Fäces, den Auswurf, Speichel, wenn möglich auch die Exhalationen und bei Thieren das Blut genau chemisch untersucht, um auf diese Weise einen, dem Stande des gegenwärtigen Wissens entsprechenden Einblick in den Chemismus des Körpers zu erhalten.

So ist beispielsweise der Harn bei Fieberkranken nicht einfach auf Stickstoff zu untersuchen und dieser in Harnstoff umzurechnen; auch die andern stickstoffhaltigen Bestandtheile, Kreatinin, Xanthin, Hippursäure etc. sind zu berücksichtigen. Für den praktischen Arzt sind solche Untersuchungen nur mit den grössten Schwierigkeiten möglich, in den Krankenhäusern können dieselben mit Hülfe von Assistenten wenigstens bei je einer Krankheitsform durchgeführt werden. Spätere Generationen werden lächeln darüber, dass wir es uns so leicht mit der Diagnose machen.

Wie einseitig physikalisch sich das Denken der Allopathen gestaltet, dafür liefern auch die „Lehrbücher der Allgemeinen Pathologie“ einen Beleg. Die gebräuchlichsten sind die von Uhle und Wagner, von Samuel und von Cohnheim. In allen Dreien wird die Chemie höchst stiefmütterlich behandelt. Die bekannten chemisch-pathologischen Forschungsresultate sind nur selten, meistens gar nicht erwähnt.

Die rohesten Vorstellungen von den Bewegungen im Organismus müssen bei solcher Behandlung der Medicin Platz greifen. So unterrichtet Prof. Jürgensen seine Zuhörer in folgender Weise: „Die Axe an einem Waggon wird allmälig durch die stetig wiederkehrende Erschütterung krystallinisch und wenig tragfähig. So mag auch das Gefüge einer ursprünglich riesenfesten Constitution durch die Mühen des Lebens allmälig gelockert werden.“[1])

Wenn ein Universitätsprofessor, der den angehenden Aerzten auf physiologischer Grundlage Heilkunde dociren soll, der die Stu-

---

[1]) Sammlg. klin. Vortr. von Volkmann. Nr. 61. S. 482.

direnden zum Nachdenken anzuregen hat über das naturgesetzliche Geschehen im Organismus, wenn ein so berufener Mann solche plumpen, mittelalterlich iatromechanischen Anschauungen den jungen Köpfen einpflanzt, solche Lehren sogar sich beeilt, durch den Druck in die weitesten Kreise zu tragen, so bedarf es nur der einfachen Erwähnung dieser Thatsache, um die Allopathie zu charakterisiren. Das Bild Jürgensen's mit der Waggonaxe aber sollte den Allopathen als ein Warnungszeichen beständig vor Augen schweben.

In seiner antihomöopathischen Schrift meint Jürgensen: „So lange unsere Studieneinrichtungen es möglich machen, dass der junge Mediciner, ohne Denken gelernt zu haben, mit fadenscheinigem Wissen in das praktische Leben übergeht, so lange ist die Wahrscheinlichkeit, dass er bald in die Reihen der Gegner treten wird, eine grosse.“ Jürgensen kann ruhig sein; so lange man noch solche Waggonaxen-Begriffe vortragen darf, so lange ist man von der Annahme der Homöopathie noch himmelweit entfernt.

In der letzten Zeit hat man an die interessanten Entdeckungen der Bacterien in den verschiedenen Krankheitsheerden die weitgehendsten, therapeutischen Hoffnungen geknüpft. Die Bacterien bilden allerdings einen sehr verführerischen Angriffspunkt für die Maassnahme des Arztes. Klar läge die Indication vor Augen, und die Therapie wäre sehr einfach. Bisher haben die Erfolge den Erwartungen nicht entsprochen. Bei keiner innerlichen Krankheit schien nach bisheriger Ansicht der Allopathen der Angriffspunkt gegen die Bacterien so günstig zu liegen, als bei der Diphtherie. Trotzdem sind die Resultate der allopathischen Behandlung geradezu traurige. Allein in Berlin sterben alljährlich beinahe 2000 (zwei Tausend) Kinder an dieser Krankheit — trotz der zugestandenen schlechten hygienischen Verhältnisse eine furchtbare Zahl!

Als Beleg für die Wichtigkeit der Bacterientödtung wird die antiseptische Wundbehandlung, in erster Linie mit Carbolsäure, angeführt. Hier treten indess Thatsachen zusammen, welche vielleicht nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Es soll unter Andern die Carbolsäure die Temperatur herabsetzen;[1]) ferner will man bemerkt haben, dass Carbolsäure und andere Antiseptica den Austritt der weissen Blutkörperchen, also den Vorgang der Entzündung und Eiterung lähmen resp. hindern. Auffallend ist ferner, dass nach den Untersuchungen im Reichsgesundheitsamt Carbolsäure in öliger

[1]) Schmidt's Jahrb. Bd. 194. S. 232.

Lösung die Bacterien unberührt lässt, während Aerzte, die ihre Beobachtungen nicht der Theorie unterordnen, nach wie vor eine antiseptische Wirkung des Carbolöls annehmen, obgleich Oel an und für sich kein zweckmässiges Verbandmittel abgibt.

Bemerkenswerth ist ferner, dass ausser Andern auch das vielgebrauchte „Antisepticum" Jodoform selbst in sehr grosser Menge nicht im Stande ist, Fäulniss von Eiweissstoffen zu verhindern. Auf die chemische Einwirkung der aromatischen Verbindungen auf den bei Entzündung und Fieber vor sich gehenden Process der Harnstoffbildung etc. müsste ebenfalls mehr Rücksicht genommen werden als es geschieht.

Von Wichtigkeit zur Beurtheilung der Bacterienfrage wären die Untersuchungen von Rosenberger[1]) und Andern, wonach das von Bacterien befreite septicämische Gift dieselben Infectionserscheinungen hervorbrachte, wie das bacterienhaltige; sogar die specifischen Septicämie-Bacterien bildeten sich in dem ohne Bacterien inficirten Organismus. Die so entstandenen Septicämie-Bacterien waren nach Rosenberger's Ansicht hervorgegangen aus gewöhnlichen, im normalen Organismus vorkommenden Spaltpilzen. Natürlich bedürfen solche schon früher aufgestellten Behauptungen der Bestätigung.

Buchner hat die Umwandlung ungefährlicher Bacillen in giftige bei den Heu- und Milzbrandbacillen gefunden, was trotz des Widerspruchs von Koch, von andern Forschern bestätigt wird.

Dass eine den Körper treffende Schädlichkeit im Stande ist, die normaler Weise in demselben befindlichen Bacterien zu vermehren, hätte Rossbach[2]) dargethan durch seine Versuche über die Wirkungen des Papayotin. Durch Einbringen dieser Substanz in die Blutbahn wurde schon nach 1—2 Stunden eine ungemein grosse Menge von Mikrococcen im Blute erzeugt. Dieser durch Controlversuche erhärtete Fund würde im Fall anderweitiger Bestätigung auch den experimentellen Nachweis liefern, dass ein organismenfreies Gift im Stande ist, die im Körper präexistirenden niederen Organismen gerade so, ja noch erstaunlich viel schneller zu vermehren, als dies bei einer wirklichen Infection der Fall ist.

Rossbach kommt mit Recht zu dem Schluss, „dass bei wirklicher Infection neben den eingeimpften organischen Keimen auch das gleichzeitig vielleicht damit verbundene chemische Gift oder

---

[1]) Centralbl. f. d. med. Wiss. 1882. S. 65 u. f.
[2]) Ib. S. 81. u. f.

Ferment nicht bedeutungslos ist." Es kann hinzugesetzt werden, von viel grösserer Bedeutung ist, als die Bacterien, welche die Träger dieses Giftes sind, das auch ohne dieselben existirt.

Den Beweis liefert die Erblichkeit der Syphilis. Diese soll auch durch Parasiten übertragen werden. Ein einziges Spermatozoon genügt zur Conception. Dieses eine Samenthierchen ist neben vielem Andern auch der Träger des syphilitischen Giftes. Das Virus scheint hier structurlos zu sein, und zwar ein Stoff in unendlich kleiner, homöopathischer Menge.

Nicht unwichtig ist ferner, dass die Ausdehnung und Intensität eines Krankheitsprocesses nicht immer proportional der Menge der aufgefundenen Pilze sich verhielt.

Ein bestimmtes Urtheil über die Bedeutung der Bacterien in Bezug auf die Hygiene jetzt schon abzugeben, wäre gewagt. So viel lässt sich indess schon jetzt mit Sicherheit behaupten, dass sie für die Therapie die Fruchtbarkeit nicht haben werden, welche die Allopathen von ihr erwarten. Bis jetzt sind die erzielten Resultate völlig unbefriedigend. Trotzdem tritt die Forschung nach dieser Richtung hin stark in den Vordergrund. Viele haben es schon so weit gebracht, dass sie die Heilkraft der Arzneien nach ihrer bacterientödtenden Kraft bemessen, und Arzneiwirkungen ableugnen, welche nicht gegen die Bacterien gerichtet sind.

Die Bacterientherapie, welche auch auf dem Congress für innere Medicin 1883 eine so grosse Rolle spielte, ist das Gegenstück zu den besprochenen früheren chemischen Theorien. Wie heute durch die Auffindung der Bacterien, so war man damals geblendet von den grossen, durch Lavoisier's Entdeckungen angeregten Fortschritten in der Chemie. Voreilig suchte man sie am Krankenbette zu verwerthen — Bestrebungen, an denen selbst ein A. v. Humboldt sich betheiligte. Mangel und Ueberfluss an Sauerstoff waren Krankheitsursachen, und es gab dementsprechend Arzneien, die durch Erzeugung oder Absorption von Sauerstoff heilend wirken sollten. Etwas Wahres lag ja auch jenen Anschauungen entfernt zu Grunde.

Wie wir indess heute auf die Naivetät solcher physiologischen Begriffe zurückblicken, so wird man später über die heutigen Bestrebungen der Bacterientherapie lächeln, die sogar nicht ansteht, die Wirkungen der kalten Bäder theilweise durch Beeinflussung der Bacterienvegetation zu erklären, wie u. A. aus den Verhandlungen auf den stattgehabten Congressen für innere Medicin hervorgeht.

Der Parasitismus, auf den ein grosser Theil der Allopathen jetzt seine ganze Kraft und Hoffnung setzt, trotz der laut abmahnenden Misserfolge, zeigt sehr deutlich, wie wenig sie selbst von ihrer bisherigen Therapie erbaut gewesen sind; derselbe zeigt ferner, dass sie die schöne Lehre Virchow's nicht zu verwerthen verstehn, dass sie die Bedeutung derselben nicht völlig begriffen haben.

Der grosse Kern seiner Lehre, den Niemand vor ihm mit solcher Ueberzeugung ausgesprochen und mit solchen Beweismitteln erhärtet hat, von dem auch Hahnemann ausging, ist dieser: Krankheit ist ein physiologischer Process. Daraus folgt: Studirt die Kräfte, welche den gesunden Organismus bewegen, ihm innewohnen, suchet die Stoffe auf, woran sie gebunden sind, und verwendet diese Kräfte zur Krankenheilung

Die Bacterienrichtung wirft diese Grundregel über den Haufen, für sie sind die Processe im Körper ja gleichgültig, sie tödtet einfach die Parasiten und heilt den Kranken, falls derselbe sich nicht vorher durch den Tod dieser Wohlthat entzogen hat; denn dass ein bacterientödtendes Agens den Trägerorganismus ebenfalls zu Grunde richten oder doch bedenklich schädigen muss, scheint unzweifelhaft.

Wir sehen beim Typhus, Scharlach, Masern etc. den Körper Kräfte entwickeln, welche die Krankheit mitsammt den Bacterien überwinden: diese Kräfte bei Krankheitsprocessen zu unterstützen und anzuregen, ist das wahrhaft physiologische Heilverfahren.

Die Virchow'sche Theorie, welche länger als 20 Jahre die Grundlage der Universitätsmedicin bildete, sodass Virchow, der „Vater der deutschen Medicin" genannt wurde, wird seit den letzten Jahren von Vielen verlassen. Während dieselbe vordem die Vorstellungen sämmtlicher Allopathen völlig beherrschte, während diese eine segensreiche Entwicklung der inneren Medicin auf Grund derselben mit Zuversicht voraussahen, und alle Andersdenkenden stolz verachteten, zeigte sich auf der Naturforscher- und Aerzteversammlung in München 1877 und in Cassel 1878 schon ein entschiedener Opponent. Klebs trat mit grosser Entschlossenheit in Cassel gegen Virchow auf, ohne indess auch nur einen Augenblick die grossen Verdienste desselben aus dem Auge zu verlieren:

„Die Grundidee der ganzen cellularen Anschauung," erklärte Klebs, „ist entschieden vollkommen unbewiesen, ja sogar höchst unwahrscheinlich." In der Annahme der Selbstthätigkeit der Zelle liege versteckter Vitalismus, der zu verwerfen sei. „Eine eigene

Zellkraft, welche sich dem Insult gegenüber erhebt, und mit dem Feinde eine Art von Kampf führt, die cellulare Lebenskraft, existirt nicht.“ — „Wir können die Autonomie der Zellen als Krankheitsprincip nicht anerkennen.“ — „Eine Metaplasie der Zellen, wie sie von Virchow angenommen wird, findet nicht statt.“ — „Die Cellularpathologie hat sich nicht die Frage vorgelegt, weshalb diese oder jene Elemente ausser Rand und Band gerathen.“

„Die wichtigste Aufgabe der Medicin (die Heilkunde) wird nicht von der Cellularpathologie erfüllt; dieselbe vernachlässigt Alles, was den cellularen Veränderungen vorangeht, und ist absolut unfruchtbar geblieben in der Erkenntniss aller derjenigen Krankheitsprocesse, bei denen cellulare Veränderungen gar nicht oder spät auftreten.“

„Dementsprechend hat sich im Gefolge der cellular-pathologischen Doctrin keine rationelle, d. h. wissenschaftliche, auf die Erkenntniss der Vorgänge begründete Therapie entwickeln können“. . . „Amicus Plato, major amica veritas!“

Hier stellt also ein Allopath und Verehrer Virchow's fest, dass dessen Lehre für eine rationelle Therapie unfruchtbar geblieben sei, eine Thatsache, welche gegenüber den hochgeschraubten, daran geknüpften Erwartungen und gegenüber dem hochmüthigen Verachten aller Andersdenkenden seitens der unbedingten Anhänger Virchow's eine grosse Bedeutung gewinnt.

Für die Chirurgie sind die physikalischen Forschungen von entscheidender Bedeutung. Mit Befriedigung empfindet man täglich die Wohlthaten ihrer grossen Fortschritte, obgleich die Uebergriffe in das Gebiet der inneren Medicin mit schädlichen Folgen von Jahr zu Jahr sich mehren.

Auch die Gesundheitspflege zeigt eine gedeihliche, grosse, segenbringende Entwicklung.

Um so trauriger ist der Zustand der inneren Therapie. Von vornherein schon liegt es nach dem Vorhergehenden auf der Hand, dass das allopathische Verfahren, welches die treibenden Kräfte unberücksichigt liess, ein symptomatisches und roh mechanisches sein musste. Die tägliche Erfahrung bestätigt es.

In dem „Handbuch der Krankheiten des Chylopoëtischen Apparates“[1]) führt Leube die günstigen Wirkungen von Karlsbad, Marienbad, Tarasp auch darauf zurück, dass der schädliche Inhalt des

[1]) I. 2. Aufl. S. 77. Leipzig 1878.

Darmcanals schneller herausgeschafft würde, weshalb es als erste Regel gelte, so viel Wasser dem kranken Intestinalcanal zuzuführen, dass mehrere wässrige Stuhlgänge dadurch erzielt würden.

Man glaubt sich in das vorige Jahrhundert versetzt, wenn man so etwas liest. Es liegt hier dieselbe rohe und grobe Vorstellung vom Heilungsvorgang zu Grunde, wie sie die alten seligen Aerzte hatten mit ihren Stasen, Anschoppungen und unreinen Säften. Schon theoretisch müsste sich jeder Arzt sagen, dass dann jedes Abführmittel einen ähnlichen Erfolg haben müsste, selbst wenn nicht die oberflächlichste Beobachtung ergäbe, dass diese Mineralwässer auch in solchen Gaben einen günstigen Einfluss äussern, welche nicht direct ausleeren, dass eine bei der Brunnencur eintretende Verstopfung die Aussicht auf den Heilerfolg drum nicht zweifelhafter macht, ja dass bei mässig getrunkenem Brunnen der Erfolg ein besserer ist, als wenn durch die gewöhnlichen, häufigeren Stuhlgang bezweckenden unmässigen Portionen der Organismus überladen und geschwächt wird.

Denselben Schornsteinfegergedanken hegt man bei Anwendung der Magenpumpe. Dieses in sehr seltenen Fällen gewiss nützliche Instrument ist in einer Weise gemissbraucht worden, die deutlich zeigt, wie unzufrieden die Allopathen mit ihren bisherigen Erfolgen bei Magenkrankheiten waren. Anfangs auf Magenerweiterung und Magengeschwüre beschränkt, beherrschte nach kurzer Zeit die Magenpumpe alle chronischen Magenkrankheiten. Der Eifer ging so weit, dass ein Allopath sich bitter beklagte, dass sein Name bei der Magenpumpe nicht genannt wäre, obgleich er doch als einer der Ersten dieselbe bei jedem Magencatarrh empfohlen. Leube erhob sich zu folgendem Ausspruch[1]): „Im engen Rahmen spiegelt sich hier (bei der Magenpumpe) der mächtige Fortschritt wieder, den die klinische Medicin in unserem Jahrhunderte gemacht hat."

Noch ist diese Lobpreisung nicht verhallt, so erheben sich allmälig Stimmen, die den Irrthum darthun, worin man wieder einmal so allgemein befangen gewesen, und Einer nach dem Andern stellt den „Beweis für die mächtigen Fortschritte" der Allopathie in die Rumpelkammer zu den Vorgängern.

Wäre die Theorie der Wirkung der Magenpumpe richtig, so müsste auch jeder Schnupfen durch häufiges Reinigen der Nase schnell geheilt werden, und die Physiologie wäre ein Unding.

---

[1]) Die Magensonde. Erlangen 1879. S. 81.

Der Irrthum des Einzelnen ist zu entschuldigen, wenn aber die Gesammtheit einen durchaus unphysiologischen Gedanken in dieser Weise ausbeutet, so gibt sie dadurch zu erkennen, dass ihre therapeutischen Principien nicht auf physiologischer Grundlage sich bewegen.

Aehnlich verhält es sich mit dem pneumatischen Apparat, der ehedem in keinem „wissenschaftlichen“ Sprechzimmer fehlen durfte. Jetzt spielt auch dieser nur mehr bei wenigen Aerzten seine untergeordnete Rolle.

Das einseitig symptomatische allopathische Kurverfahren zeigt auch die so häufige Verbrüderung von Schmerz und Schlaflosigkeit mit Morphium oder Chloralhydrat.

Bei einer sehr grossen Menge von fieberhaften Krankheiten wird ebenfalls das therapeutische Augenmerk ausschliesslich auf eine Folge des Processes, auf eine Theilerscheinung der Krankheit, auf das Fieber gerichtet. Seit einigen Jahren ist Chinin das grosse Mittel gegen die verschiedenartigsten Krankheitsvorgänge mit Fieber; es ist das grosse Fiebermittel.

Eine Zeitlang schien ihm die Salicylsäure den Rang streitig zu machen; in letzter Zeit wurde dieselbe indess mehr und mehr auf den Rheumatismus beschränkt, aber auch hier sind sie, trotzdem die Zahl ihrer Beobachter nach Zehntausenden zählt, nach so vielen Jahren noch nicht im Stande, genau die Fälle anzugeben, wo es am Platze ist. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass die Salicylsäure eine Bereicherung der allopathischen Therapie bei dieser Krankheit darstellt, obgleich die Allopathen durch ihre übermässigen Gaben den Nutzen dieses Mittels wieder in Frage zu stellen scheinen.

Vor Chinin war Digitalis durch Traube und Wunderlich als „Fiebermittel“ in die Mode gekommen. Auch Chinin wird wieder vom Throne gestossen werden, und schon tauchen neue Usurpatoren auf, welche die Herrschaft über alles Fieber an sich reissen wollen. Als neuestes und natürlich auch bestes Fiebermittel bringt ein Professor in Erlangen das Oxychinolinmethylhydrür auf's Tapet. Dieses Mittel, welches er der Kürze halber Kairin nennt, „ist im Stande, ohne irgend welche unbequemen Nebenwirkungen die fieberhafte Temperatur zur Norm zurückzuführen.“[1]) Also müsste dieses Wundermittel die verschiedenartigsten pathologischen Processe mit den verschiedensten Krankheitsursachen zur Norm zurückführen.

[1]) Berl. klin. Wochenschrift. 1882. S. 681.

So lange man auf den Universitäten noch in dem Wahne befangen ist, dass *ein* Mittel gegen *eine* Folgeerscheinung gerichtet die Krankheitsbewegung hemmen und zurückführen könne, ist von ihnen nichts Gutes zu erhoffen.

Die tägliche Erfahrung vermehrt zur Genüge die Beweise für das *oberflächliche* und einseitig symptomatische Verfahren der Universitätsmedicin.

Ein weiterer Fehler, welcher der gewöhnlichen Praxis noch immer anklebt, ist die *Vielmischerei*. Virchow, welcher nie, wie so mancher seiner besonderen Collegen, an der Therapie verzweifelt hat, gibt den Allopathen den vernünftigen Rath, sich be der Frage der Arzneiwirkungen zunächst nur um das „Was," nicht um das „Wie" zu kümmern. Er appellirt also an die Erfahrung, hätte aber, um seinem Vorschlage Erfolg zu versprechen, die Mahnung des alten Prof. v. *Wedekind* hinzufügen müssen, welcher im Jahre 1828 warnte:[1])

„Bei der jetzigen *Vielmischerei* gelangen die Aerzte wohl im Alter zu grauen, und so Gott will auch zu weissen Haaren, aber nie zur Erfahrung. Bringen uns aber die Homöopathen dahin, dass wir weniger Arznei geben, weniger mit den Arzneistoffen wechseln, nicht ohne Noth mehrere Arzneistoffe zusammensetzen, so werden wir dereinst bei sorgfältiger Beobachtung der Erscheinungen . . . dahin einmal gelangen, dass wir ohne Prahlerei von ärztlicher Erfahrung mehr rühmen können, als es dermalen leider der Fall *nicht* ist; o, mit wie vielem Vergnügen wollen wir dann dem Unfuge der Homöopathen zuschauen."

Die wüthigen Angriffe zeigen, dass das Vergnügen über den „Unfug" der Homöopathen nicht gross ist, desto grösser der Hang zum Mischen, wie die allopathischen Recepte Tag für Tag bekräftigen. Nicht weniger zeigen es die Arzneiverordnungslehren z. B. von *Waldenburg* und *Simon*, worin nach Versicherung der Vorrede die „besten Recepte" zusammengestellt sind; und in der That! man findet hier fast nur lange, oder wie der Apotheker sagt, *schöne* Recepte zum Gebrauch für angehende und erfahrene Aerzte hübsch geordnet. Wie fleissig diese Formeln benutzt werden, sieht man aus den vielen Auflagen dieses Buches, zu welcher im Jahre 1883 eine neue hinzugekommen ist, wiederum bearbeitet von einem Arzt Ewald und

---

[1]) *Hufeland's* Journ. Bd. 66. St. 6. S. 4. u. 5.

einem Apotheker Lüdecke.[1]) Die Recepte sind ebenso lang und schön geblieben, wie sie waren.

Die ersten „Autoritäten“ huldigen dem Mischmasch, der, wie Hahnemann vor fast 100 Jahren so oft gepredigt, mit der Quacksalberei stets Hand in Hand geht. Wenn man es denn neuerdings allgemein für nöthig hielt, Hahnemann als einen Charlatan zu brandmarken, das eine Verdienst hätte man ihm wenigstens lassen und von ihm lernen sollen: die Einfachheit seiner Arzneien, ohne welche Beobachtungen nicht denkbar sind. Doch davon ist man noch weit entfernt. Die angesehensten Professoren mischen vier, fünf Mittel „wissenschaftlich“ zusammen, schliessen sich in diesen Stücken den Quacksalbern an, und unterrichten die Jugend.

Zur Entschuldigung des Componirens beruft man sich auf die Pflanzen und Mineralbrunnen, welche gleichfalls Zusammensetzungen seien. Diese sind aber ganz bestimmte, unabänderliche Verbindungen verschiedener Körper, welche als Ganzes geprüft sind, und deshalb als Arzneiindividuen angesehn werden können. Der Mischer setzt nach Willkür verschiedene Mittel, für jedes Symptom ein besonderes, zusammen, und ist in dem Wahne, dass jedes Mittel dabei seine eigenthümlichen Kräfte bewahre und an die richtige Adresse gelange, wie die Briefe aus dem Briefkasten, oder er bildet sich ein, dass ein Mittel das andere „corrigire.“

Einzelne Mittel, bei denen ihnen selbst klar ist, was sie damit bezwecken, geben die Allopathen, wenigstens ein Theil von ihnen, einfach, so Morphium, Chinin, Salicylsäure, (salicylsaures Natron) Quecksilber — nähern sich also wenigstens bei einigen Arzneien, ebenso wie bei der Blutentziehung und der „evacuirenden Methode,“ „schon“ dem Standpunkt des grossen Hahnemann.

Freilich wechseln sie noch zu häufig mit den Arzneien, lassen sie nicht gehörig auswirken, und begehen den noch grösseren Fehler, dass sie dieselben in übermässigen Gaben verabreichen, die natürliche Krankheit noch mit einer künstlichen complicirend.

Doch ein echt „rationeller“ kenntnissreicher Allopath weiss

---

[1]) In der Vorrede wird von den langen Recepten Rademacher's gesprochen zum Beweise, dass die neuen Bearbeiter über Rademacher's Therapie völlig im Unklaren sind und das von ihnen „bearbeitete“ Buch nicht zu kennen scheinen. In demselben sind die Recepte Rademacher's angegeben, und diese gehören gerad zu den kürzesten. Es ist das wieder ein Beweis, mit welcher Leichtigkeit die Allopathen über Dinge urtheilen, die nicht zunftrecht sind, und die sie deshalb nicht kennen.



immer Rath; so empfiehlt beispielsweise das „Aerztliche Intelligenzblatt“ gegen die durch Salicylgebrauch hervorgerufenen, gefährlichen Gehöraffectionen — nicht etwa, die Gabe zu verringern und genau auf die Fälle zu achten, um zu erfahren, wo sie hingehört, sondern gegen die Hyperämie und Gefässlähmung — Secale cornutum als Kompensation anzuwenden, setzt aber selbst hinzu, dass sich als Folge dieses Zusatzes öfter Uebelkeit, Würgen, selbst Erbrechen einstellten.[1]) Ein anderes, vielgelesenes Blatt, die „Deutsche Medizinalzeitung“ hält diesen Fund für so wichtig, dass sie denselben mit zustimmender Einleitung auch ihrem Leserkreise mittheilt.

Um der „Wissenschaft“ Genüge zu thun, liegt es übrigens nahe, dass gegen das Würgen und Erbrechen des Secale noch Morphium zugesetzt werden muss, und um der „Nebenwirkung“ dieses vielgeliebten Medicamentes zu begegnen, wäre es gewiss „rationell,“ ausserdem noch das antidotarische Atropin als Corrigens zuzusetzen.

Bei solcher „Wissenschaft“ ist es nicht überflüssig, sich eine, wenn auch nur oberflächliche Anschauung zu verschaffen über die „Nebenwirkungen“ der allopathischen Heilwerkzeuge

Nach Chinin entstanden in Folge von Medicinalgaben: Gastralgia — Lähmungen — epileptische Zufälle — Taubheit — Amaurose — und Tod in 12 Fällen.[2])

Ein 6jähriges Kind erhielt auf 2 mal, um 2 und um 5 Uhr Nachmittags, je $0{,}_{20}$ Gramm Chinin wegen Intermittens. Eine Stunde nach der letzten Gabe bekam das Kind „Hitze, Unruhe, dann Krämpfe, Mydriasis, Blindheit“. Nach 3 Stunden trat der Tod ein.

Ein 30jähriger, an Intermittens leidender, sonst gesunder Mann, hatte innerhalb $20^1/_2$ Stunden $3{,}_5$ Gramm Chinin erhalten. $1^1/_2$ Stunden nach der letzten Gabe traten ein: Unruhe, Zittern, oberflächliches und unregelmässiges Athmen, Mydriasis, Blindheit und Convulsionen. Guersent erinnert im Dict. de méd. Vol. 26. Art. Quinquina an ähnliche von Trousseau und Giacometti beobachtete Fälle.

Bei Hunden entstanden nach Chinin: Unruhe — Erbrechen — Abführen — Muskelkrämpfe — taumelnder Gang — Lähmung der Gliedmaassen — Gefässaufregung — beschleunigter Puls, erschwertes

---

[1]) Nr. 3. 1883. — Deutsche Medizinalzeitung. 1883. S. 511 u. f.

[2]) Schmidt's Jahrbücher. Bd. 66. S. 168.

Athmen — unbewegliche, sehr erweiterte Pupillen, Verlust des Sehvermögens — Convulsionen, Coma, Zuckungen, Dyspnoe, Tod.

Die Section ergab: „Blutanhäufungen in den Lungen, ähnlich einer rothen Hepatisation." — Blutanhäufung in den Gefässen des Hirns und seiner Häute, ebenso oft auch in der Leber und in den Nieren. — „Stellenweise Blutanhäufungen im Magen und Darm." — „Das Rückenmark mehr oder weniger im Congestionszustande." —

„Die giftigen Wirkungen auf Hunde sind übereinstimmend mit denjenigen, die Chinin auf Menschen äussert."

Dr. Bazire kurirte sich mit Chinin zu Tode, und dessen Frau blieb nach in kurzer Zeit (?) genommenen 18 Gramm längere Zeit taub und blind. Kriquet sah den Tod zwei Mal nach viel kleineren Gaben eintreten, und Récamier, nachdem 2 Unzen in stündlichen Gaben von $0,_{25}$ Gramm genommen worden waren. Verfasser glaubt schliessen zu dürfen, dass die Gabe einer Auflösung von $2,_{5}$ bis $4,_{0}$ Gramm 9 mal (?) unter 10 Fällen tödtlich sein würde.[1]

Nach $2,_{5}$ Gramm Chinin. hydrocyan. entstanden „grosse Hitze des ganzen Körpers, Röthe und Anschwellung des Gesichts, harter und voller Puls, Zuckungen, geröthete Conjunctiva, sehr erweiterte Pupillen, Speichelfluss, Stottern, Convulsionen der oberen Extremitäten, sehr beengte Respiration, Angst, heftiger Schweiss auf der Brust, Convulsionen der unteren Extremitäten, unwillkürlicher Harn- und Samenabgang bei einem kräftigen 27jährigen Manne," der mit knapper Noth am Leben blieb.

Nach $2,_{0}$ Gramm Chin. sulf. entstand Amaurose, nach $2,_{5}$ Gramm erfolgten heftige Mastdarmblutungen.[2]

Ein 33jähriges Frauenzimmer zeigte nach $0,_{08}$ Gramm Chinin heftige Gehirnerscheinungen mit convulsivischen Bewegungen, welche sich nach Wiederholung der Gabe von Neuem einstellten. Noch 3 ähnliche Fälle werden angeführt.[3]

Nach Medicinalgaben von $0,_{40}-4,_{0}$ Gramm werden als gewöhnliche Erfahrung angegeben: Schwere, Vollsein, Wirrsein im Kopfe — Schwerhörigkeit — Taubheit — Gesichtstäuschungen, Schwindel — selten Delirium — sehr selten Meningitis und Convulsionen — noch seltener: allgemeiner Collaps.[4]

---

1) Schmidt's Jahrb. Bd. 63. S. 16 u. f.
2) Schmidt's Jahrb. Bd. 18. S. 292.
3) ib. Bd. 77. S. 308.
4) ib. Bd. 81. S. 157.

Bei Versuchen an 3 gesunden Collegen stellte sich heraus, dass schon von $0{,}_{60}-0{,}_{90}$ Gramm Chinin $1-1^1/_2$ Stunden nachher Röthung des Gesichts, der Ohrmuschel, besonders der Läppchen, Vollsein und Singen im Ohr, sowie starke Injection der Griffgefässe als Zeichen wahrscheinlicher Congestion zum Labyrinth eintreten.[1]

Durch Thierversuche ist mehrfach dargethan, dass nach Chiningaben starke Hyperämie und Ecchymosen der Paukenhöhlenschleimhaut, Ausschwitzungen und destructive Processe im Labyrinth eintreten können, ebenso starke Injection der Hirnhautgefässe und Ecchymosen im Gehirn.

Nicht gerade selten trifft man Leute an, welche seit dem Einnehmen von Chinin über Taubheit zu klagen haben. Dies bestätigt ein Allopath in der „Berliner klinischen Wochenschrift,“ (1881. S. 726) welcher „glaubwürdige Personen untersuchte, die erklärten, in Folge des Gebrauchs von grossen Chiningaben taub geworden zu sein.“ Zugleich wird hier die Chinintaubheit näher beschrieben, nicht ohne dass Blutentziehungen, Quecksilbersalbe und Jodtinctur als Heilmittel dagegen empfohlen werden.

In Folge einer Bemerkung Hardy's über das Vorkommen plötzlicher Todesfälle von Typhösen nach grossen Gaben Chinin unternahm Laborde[2]) physiologische Versuche an Kaninchen und Hunden mit grossen Chinindosen. Bald nach der Einspritzung vergrösserte sich die Stärke der Herzcontractionen, worauf eine Herzschwäche folgte, welche durch neue Chiningaben wieder gehoben wurde, bis zuletzt eine bedeutende Herzschwäche mit zittriger Bewegung folgte.

„Diese geschilderte Wirkung des Chinin auf das Herz legt, zumal bei prädisponirenden krankhaften Zuständen, die Vermuthung eines Zusammenhangs mit den mehrfach beobachteten, plötzlichen Todesfällen bei Typhus und schweren Fiebern ähnlicher Art durch Herz — oder selbst Athmungssynkope sehr nahe.“[3])

---

[1]) ib. Bd. 174. S. 294.

[2]) ib. Bd. 199. S. 122 u. 123.

[3]) Nach physiologischen Versuchen von Duméril, Demarquay und Lecointe fiel bei Gaben von 1—2 Gramm Chinin anfangs die Temperatur um einige Zehntelgrade, und stieg dann um $1{,}_5-2{,}_2{}^0$. (Schmidt's Jahrb. Bd. 71. S. 288.) Bei 2 Hunden (ib. Bd. 76. S. 21.) fand nach Einführung von 1—2 Gramm Chinin eine Temperatursteigerung von $1{,}_3-2^0$ statt.

In derselben Zeitschrift wird Bd. 77. S. 358 Bericht über das „Chinafieber“ der Arbeiter in der Fabrik von Zimmer in Frankfurt a. M. erstattet;

Ausser Chinin ist die Salicylsäure ein grosses allopathisches Modemittel geworden, welches man in Gaben von 12, ja sogar von 20 Gramm (Natr. salicyl.) verordnet findet.

Prof. X[1]), welcher Salicylsäure in Gaben von 0,05 - 0,10 Gramm mehrmals täglich bei Kinderdurchfällen versuchte, erklärt: „In den meisten Fällen, in denen sie angewandt wurde, traten nach kürzerer oder längerer Zeit schwere Nierenentzündungen auf, nicht selten mit Urämie und führten zum Tode. Ausserdem trat stets nach Anwendung der Salicylsäure mehr oder weniger bedeutender Collapsus auf."

Weiterhin wird von den schädlichen Folgen der Salicylsäure bei fieberhaften Krankheiten gesprochen und folgender Fall erzählt: Bei einem 5monatlichen Kinde stellten sich Fiebererscheinungen ein, „als deren Ursache wahrscheinlich Entzündnng von Impfpusteln anzusehn war, deren auf jedem Arm 3 gelegen und die in Eiterung begriffen waren." Zur Bekämpfung des Fiebers wurde Salicylsäure, 1 Gramm in 3 Gaben, die rasch hintereinander genommen werden sollten, verordnet; das Kind sträubte sich so heftig, dass es nur 0,75—0,80 Gramm bekam. Es begann sofort unruhig zu werden, schrie, warf sich umher etc.

Als Folge der Medicin war die Schleimhaut im Munde und Rachen geätzt wie von Höllenstein, das Kind konnte nicht mehr schlucken, und jede Berührung des Mundes, der Wangen und des Pharynx schienen schmerzhaft zu sein. Unter heftigen Athembeschwerden starb das Kind an den Folgen der Salicylsäure, wie die Section auswies. (ib.)

Schwindel, Ohrensausen, selbst Taubheit, Dyspnoe, werden in allopathischen Schriften als Folgen der Salicylsäure angegeben.

Bride[2]) z. B. beobachtete nach Salicylsäure völlige Taubheit; in dem Ohrpräparat dieses taubgewordenen Menschen fand er in den Bogengängen den ganzen perilymphatischen Raum mit Bindegewebsbündeln von verschiedener Dicke erfüllt.

In der Berliner klinischen Wochenschrift 1883. S. 241 u. f.

---

in demselben Artikel wird referirt über wechselfieberartige Erkrankungen der Arbeiter in Chininfabriken. In einem Falle bestand 3tägiges Wechselfieber. S. 359: „Das Fieber kündigt sich nach Zimmer bald durch eine ausserordentliche Hitze, bald durch eine eisige Kälte im ganzen Körper an, so dass man es mit einer Intermittens vergleichen kann."

[1]) Schmidt's Jahrb. Bd. 173. S. 161.

[2]) Deutsche Medizinalzeitung. 1883. S. 511.



wird berichtet, dass eine Dame bei der zweiten Dosis von 4 Gramm Natr. salicyl. toddrohende Athemnoth erfuhr. Trotzdem wurde die Gabe bei derselben Patientin später wiederholt (!); wiederum stellte sich heftige Athemnoth ein, sodass die Umgebung schon den Tod befürchtete, ferner Schwindel, Ohrensausen, systolisches Herzgeräusch, Herzschwäche, aussetzender Puls, Trübsehen.

Prof. Y.[1]) gab in der Klinik einem 17jährigen, an Rheumatismus leidenden Mädchen täglich anfangs 10, dann 12 Gramm Natr. salicyl. Am 4. Tage erfolgte der Tod. Nach Mittheilung des Sectionsberichtes urtheilt der behandelnde Professor selbst: „Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass des vorliegenden Falles tödtlicher Ausgang dem Natron salicylicum zur Last zu legen ist."

Zugleich führt er eine grössere Literatur an, worin Vergiftungen nach Medicinalgaben von Salicylsäure mitgetheilt werden.

Ein drittes, seit einer Reihe von Jahren in die Mode gekommenes allopathisches Mittel ist Chloralhydrat. Ueber seine „Nebenwirkungen" berichten die Allopathen:

„Dass grosse Dosen Chloralhydrat auch Vergiftungserscheinungen, selbst ernster Natur, und sogar den Tod herbeiführen können, geht aus einer Anzahl von Beobachtungen hervor, welche an Kranken gemacht worden sind . . . Es lässt sich mit Sicherheit bestimmen, dass einzelne Personen durch Gaben vergiftet wurden, welche innerhalb der Grenzen der zulässigen medicinischen Dosen liegen."[2])

Dieses Referat ist von Husemann, welcher die medicinale Dosis von Chloralhydrat als Hypnoticum angibt auf ½—2Gramm. (Seine Arzneimittellehre. 1875).

Ein anderer Autor erklärt[3]): „Wir müssen leider eine ziemlich grosse Anzahl von Fällen anführen, welche beweisen, dass auch das Chloralhydrat zu bedrohlichen und ungewünschten Nebenwirkungen Veranlassung gibt. Anzunehmen, dass gerade in allen diesen Fällen unreines Chloral gegeben worden sei, ist unstatthaft." Folgt nähere Beschreibung der Vergiftungen.

Weiter wird berichtet[4]): „Ueber die toxischen Wirkungen des Chloralhydrat liegen wieder zahlreiche Beobachtungen vor." Es wird eine Anzahl von Fällen beschrieben, die durch die gebräuch-

---

[1]) Berliner klinische Wochenschrift. 1882. S. 709 u. f.
[2]) Schmidt's Jahrb. Bd. 151. S. 97.
[3]) Schmidt's Jahrb. Bd. 153. S. 140 u. f.
[4]) b. Bd. 155. S. 146 u. f.

lichen Gaben dieses Mittels an den Rand des Grabes geriethen und nur mit Mühe gerettet werden konnten.

Ausserdem figuriren in diesem Berichte 7 Todesfälle als Folge von Chloralhydrat bei Menschen, die nicht an einer tödtlichen Krankheit litten. Der Tod erfolgte bei einer Frau, welche beim Zahnausziehn etwas narcotisirt werden sollte; sie erhielt $3{,}_{75}$ Gramm und starb sehr bald; desgleichen ein 43 jähriger Weinbauer nach 5 Gramm „fast augenblicklich", und ein 48 jähriger Notar nach ebenfalls 5 Gramm in ¼ Stunde; eine Frau ging zu Grunde nach 6 Gramm in 3 Stunden.

„Eine junge Dame von 20 Jahren bei übrigens guter Gesundheit" erhielt gegen Menstrualbeschwerden $1{,}_{8}$ Gramm Chloralhydrat. Sie nahm dasselbe Abends 10 Uhr und schlief nach vorhergegangener Exaltation ein und schlief hinüber in's Jenseits. Sie war trotz ärztlicher Bemühungen am nächsten Morgen eine Leiche. (ib.)

Ferner werden ib. noch ein junger Mann und ein „anderer Patient" als von dem gleichen Schicksal betroffen aufgeführt.

Eine Anzahl einschlägiger Fälle sollen sich ausserdem zusammengestellt finden im Bayr. ärztl. Intelligenz-Blatt. 1872. Bd. 19.

Auf der Naturforscherversammlung zu Freiburg 1883 wurde das Factum zugestanden, dass „in der Literatur eine grosse Reihe von Fällen verzeichnet sei, in welchen grössere Chloraldosen direct durch Gefäss- und Herzlähmung einen raschen Tod herbeiführten, indem die Patienten bei gleichzeitigem Sinken der Körpertemperatur in einen Zustand von Ohnmacht verfielen, aus dem sie nicht wieder erwachten."

Ausserdem wurden von demselben Redner die Erscheinungen der chronischen Chloral-Vergiftung besprochen als Verdauungsstörungen, Hautaffectionen, hochgradige Röthung des Kopfes beim Genuss geringer Mengen geistiger Getränke, entsprechende Hyperämie der Conjunctiva und des Augenhintergrundes, vermehrte Herzaction, bedeutende Abnahme der Körperernährung, heftige Schmerzen in den Gliedern und leichtere psychopathische Störungen. Im Anschluss daran wurde eine völlig ausgebildete Geisteskrankheit geschildert bei einem Menschen, welcher Chloralhydrat und Morphium gegen Asthma erhalten hatte.

Wem diese Andeutungen zur Beurtheilung der allopathischen „Heilwerkzeuge" nicht genügen sollten, der findet in den Jahrgängen der betreffenden Journale hinreichendes Material.

So könnte man bei den übrigen Arzneien: Morphium, Kali

chloricum, Digitalis, Jod, Quecksilber etc. in gleicher Weise zeigen, dass diese Mittel in der Hand der Allopathen täglich zu Gesundheit- und Leben vernichtenden Werkzeugen werden.

Man denke an die Massen zerstörenden Quecksilbers, welche Tag für Tag den bedauernswerthen Menschen einverleibt werden, und dessen Verwüstungen oft schlimmer als die Krankheit sind.

Zufällige und künstliche Vergiftungen mit Quecksilber haben erwiesen, dass Entzündungen und Geschwüre der Schleimhaut, umfangreiche Hautverschwärungen, Caries der Zähne, Knochenaffectionen bis zur Bildung von Geschwüren, entzündliche und destructive Processe in den Lungen, Blutspeien etc. dadurch herbeigeführt werden können. Die Sorglosigkeit verführt die Allopathen, dieses zerstörende Metall neuerdings in unglaublichen Massen durch Einreibungen etc. in den kranken Organismus hineinzutreiben. Inunctionen von 75 Gramm grauer Salbe in 10—14 Tagen sind an der Tagesordnung.

Der Umstand, dass dasselbe Gift auf alle Individuen nicht mit gleicher Zerstörungskraft einwirkt und von vielen Menschen ohne sofort eintretende Störungen ertragen wird, lässt die Allopathen vergessen, mit welch gefährlichem Gifte sie operiren, und zwar zu einer Zeit, in der man durch den grossen Forscher Hahnemann dahin gelangt ist, solche drohenden Gaben entbehren zu können.

Ueber die Nebenwirkungen des Kali chloricum, des vielgebrauchten, finden sich in Schmidt's Jahrbüchern[1]) recht ausführliche Zusammenstellungen. Dieses Mittel kann Gehirnentzündungen, Gastroenteritis, Nierenentzündung und Tod bewirken, wie schon vor 20 Jahren hervorgehoben wurde und in den letzten Jahren durch die Section in vielen Fällen bestätigt ist. Eine grosse Reihe von Beispielen wird angeführt, deren tödtlicher Ausgang allerdings meistens auf Ueberschreiten der ärztlichen Verordnungen zurückzuführen ist, wozu aber wieder die freigebige allopathische Dosirung dieses Mittels als Veranlassung sich herausstellt.

Jedenfalls ist auch hier wieder der Beweis von der Schädlichkeit der allopathischen Arzneigaben von den Allopathen selbst geliefert.

In derselben Weise ist mit leichter Mühe der Beweis von der, atrophisch und siech —, Albuminurie etc. machenden Wirkung der verderblichen allopathischen Jodgaben zu führen, sowie von der

---

[1]) Bd. 187, S. 14, und Bd. 188, S. 12.

Schädlichkeit der Digitalis und vieler anderen von den Allopathen verordneten Arzneien.

Statt abzunehmen, scheinen die Arzneigaben eher zu steigen, entsprechend den rohen und symptomatischen Begriffen, von denen die Allopathen ausgehen. 1855 konnte in dem, von Virchow herausgegebenen Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie[1]) noch gesagt werden: „Chronische Vergiftungen durch Morphium und morphiumhaltige Substanzen kommen glücklicher Weise in Deutschland so gut wie nicht zur ärztlichen Beobachtung und Behandlung, weshalb denselben ein klinisches Interesse abgeht."

Heute werden eigene Schriften über „Morphiumvergiftung", über „Behandlung Morphiumkranker" herausgegeben, und Prospecte verschickt über „Heilanstalten für Nerven- und Morphiumkranke", als ob die Morphiumkrankheit ein natürlicher Krankheitsprocess sei. Jede Morphiumkrankheit kann auf allopathische Initiative zurückgeführt werden.

Bei solchen Betrachtungen darf nicht vergessen werden, dass es kranke, geschwächte Leiber sind, denen man solche körperangreifenden Substanzen einverleibt, dass der kranke Organismus also obendrein noch mit einer Arzneikrankheit belastet und ihm zur Aufgabe gemacht wird, ausser der natürlichen auch noch die arzneiliche Krankheit zu überwinden.

In der „Allgem. Arzneiverordnungslehre"[2]) wird gesagt: „Liebermeister gibt bei starkem Fieber Pillen mit 0,005 (!) Veratrin, stündlich eine, bis starke Uebelkeit oder Erbrechen erfolgt, wozu gewöhnlich 4—6 Pillen genügen."

Solche Verordnungen erinnern wieder an die „Wissenschaft" des vorigen Jahrhundertes. Und dies ist das Verfahren eines Professors, der so und so vielen jungen Aerzten Richtung gibt für ihre therapeutischen Grundsätze. Auch ältere Aerzte ahmen solche Vorschriften nach und fühlen sich und sind für jede Situation gedeckt, wenn üble Ausgänge die Folgen solcher Behandlung sind.

In dem Handbuche der Arzneimittellehre von Nothnagel und Rossbach[3]) heisst es: „Man hat Kinder schon nach 0,001 Gramm Morphium — allerdings nur aus dem genossenen Opium berechnet — sterben sehen." Es wird deshalb von der Anwendung des Opium bei kleinen Kindern abgerathen.

---

[1]) Bd. II. Abth. 1. S. 291.

[2]) Von Ewald u. Lüdecke. Berlin 1883. S. 687.

[3]) Berlin 1878. S. 611.

Eine bestimmte Gabe Opium entspricht nach derselben Quelle aber an Intensität der Wirkung einer um 2 Drittheile kleineren Gabe Morphium.

Nun empfiehlt Prof. Seitz in Niemeyers Therapie[1]) gegen Magencatarrh mit Diarrhoe bei kleinen Kindern Opiumtinctur gtt. 2—5 auf 100,0 Salepdecoct, 2stündlich einen Theelöffel.

Das Niemeyer'sche Handbuch ist aber in der Hand eines jeden praktischen Arztes, und besonders die jungen Allopathen schöpfen ihre therapeutische Weisheit daraus. Ein solches Buch empfiehlt also Opium in einer Gabengrösse, die verhängnissvoll ist.

Die Physiologie lehrt, dass die Grösse der Erregung keineswegs äquivalent ist der Intensität des Reizes. Ein Reiz wirkt physiologisch nur auslösend auf eine Summe von Spannkräften, deren Grösse sich nicht nach dem Handelsgewicht der eingeführten Agentien berechnen lässt.

Ausser dem Unheil, welches die Allopathen mit ihren Arzneigaben anrichten, setzen sie sich also auch auf diesem Gebiete mit der Physiologie in Widerspruch. Ihre therapeutische Regel „Viel hilft viel", welche durch die Absicht des wenigstens für die innere Medicin imaginären Bakterientödtens noch einen besonderen Nachdruck erhält, ist durchaus unphysiologisch.

Geht man concreter auf die allopathische Therapie ein, so wird man die gemachten Aussetzungen bestätigt finden. Wir wählen die Lungenentzündung, nicht weil wir glauben, dass bei derselben sich in hervorragender Weise der Werth eines Heilverfahrens entscheiden lasse, wir halten sie vielmehr für ein zu diesem Zwecke sehr unbrauchbares Object, sondern weil die Allopathen sich diesen Krankheitsprocess zur Demonstration ihrer Kunst mit Vorliebe auswählen.

Die Koryphäen der einschlägigen „rationellen" Behandlung sind Liebermeister und Jürgensen, welchen deshalb auf dem Congress zu Wiesbaden Dank ausgesprochen wurde. Jürgensen hat ferner von den Fortschritten der allopathischen Therapie gesprochen, welche den Enkeln ersehnte Früchte eintragen würden. Es interessirt uns deshalb, wie dieser den Lungenentzündungskranken zur

[1]) 10. Aufl. 1879. S. 542.

Seite steht. In Volkmann's Sammlung klinischer Vorträge 1872. Nr. 45 legt er seine Grundsätze nieder.

Danach hat bei der Lungenentzündung der Arzt sein Augenmerk auf das Herz und auf das Fieber zu richten. „Die Pneumonietodten sterben an Insufficienz des Herzens.“ S. 326. Die Ursache der Herzschwäche ist das Exsudat. Also muss gegen den Process in der Lunge — nein! Jürgensen sagt, gegen die Herzschwäche vorgegangen werden und gegen das Fieber, also gegen die Folge der Krankheit.

Hiergegen kalte Bäder und Chinin. „Man kann bei hochfebrilen Zuständen einem kräftigen Erwachsenen 5 Gramm Chinin, einem Kinde unter einem Jahre 1 Gramm geben — immer in einer Gabe.“

Jürgensen ist „durchaus der Ansicht, dass diese Grenzen für das Chinin noch lange nicht die äussersten sind. Ich weiss, dass so hohe Gaben Manchem bedenklich vorkommen werden; meine Lehrmeisterin ist die Erfahrung. Gegen Thatsachen streiten nur Thoren. Wer es für seine Aufgabe hält, kranke Leute wieder gesund zu machen, am Krankenbette nicht nach Traditionen handelt, sondern weiss, was er will, wird sich keinen Augenblick scheuen, es ebenso zu machen.“

Der Ton verräth sofort den Professor. Mit beneidenswerther Kaltblütigkeit erklärt er seine „Erfahrungen“ ohne Weiteres für Thatsachen, und diejenigen, welche dagegen anstreiten, von vornherein für Thoren.

„Nicht ganz selten“ stellt sich nach Chinin Erbrechen ein. Tritt das Erbrechen bald ein, so soll man die Gabe erneuern und „wenn periculum in mora, zögere man damit nicht und gebe lieber etwas zu Viel als zu Wenig.“ Ausserdem soll der Kranke nach dem Chinin den Mund öffnen, „um dem gewöhnlich starken Speichelfluss Ablauf zu verschaffen“; dadurch wird das Erbrechen „etwas verhindert.“

„Brechweinstein und Veratrin vermindern die Temperatur nur auf Kosten des Herzens, beide erzeugen Collapsus.“

In der Therapie von Niemeyer[1]) wird Veratrin gerade empfohlen. „Dagegen lässt sich der gewünschte Effect,“ lehrt Prof. Seitz, „nur durch solche Gaben des Veratrins erzielen, welche leichte, toxische Erscheinungen — Erbrechen, Durchfall, grosse Hinfälligkeit — zur Folge haben.“ Und trotzdem wird Veratrin em-

[1]) Bearbeitet von Prof. Seitz. 1874. I. S. 197.

pfohlen, denn Erbrechen, Durchfall und grosse Hinfälligkeit sind für den wissenschaftlichen Arzt nur „leichte“ Erscheinungen. Es wird hier also geradezu gerathen, diese „leichten“ Vergiftungserscheinungen hervorzubringen, denn sonst „lässt sich der gewünschte Effect nicht erzielen.“

Seitz constatirt l. c. dass Digitalis eine „ausgedehnte Anwendung“ bei Pneumonie findet, und Jürgensen erklärt: „Wer der viel mit Digitalis zu thun hatte und wirksame Dosen des Mittels anwandte, hätte nicht schon Fälle erlebt, in denen der von der Digitalis hervorgerufene Collapsus mit dem der Defervescenz zusammenfiel?“ S. 336.

Prof. Husemann[1]) schreibt: „Während vor einigen Decennien kaum ein Fall von Lungenentzündung ohne Digitalis mit oder ohne Nitrum und Brechweinstein zur Genesung oder zum tödtlichen Ende geführt wurde, ist der Gebrauch der Digitalispräparate jetzt ein weit seltenerer geworden.“

Das Mittel ist allerdings durch Chinin augenblicklich in der Mode weit zurückgedrängt. Jürgensen gibt dem Chinin den Vorzug, weil es das „Herz nicht schädigt.“ Gegen Thatsachen streiten zwar nur Thoren, indess wir wagen es, die Ansichten anderer Männer zu nennen, mit denen sich Jürgensen abfinden mag: Nach Schmidt's Jahrbüchern[2]) ergaben zahlreiche Versuche an Hunden, dass bei Gaben von 2 Gramm Chinin eine deprimirende Einwirkung auf die Herzthätigkeit hervorgerufen wurde und in demselben Werke wird gesagt:[3]) „Die giftigen Wirkungen auf Hunde sind übereinstimmend mit denjenigen, die es auf Menschen äussert.“ Weitere Beobachtungen über Chininwirkung sind oben S. 408 mitgetheilt, wonach bei viel geringeren Dosen, als sie Jürgensen gibt, schon schwer schädigende Wirkungen eintraten; und hier werden solche massiven Gaben den jungen und alten Aerzten angerathen in solch schwerer Krankheit.

Tritt bei Pneumonie Schlaflosigkeit ein, so erräth wol Jeder, dass Morphium und Chloralhydrat hier die Panaceen sind. Chloralhydrat gibt Jürgensen bis 5, ja 8 (sage und schreibe acht) Gramm als Einzelgabe.

Wir sahen oben 5 Gramm Chloralhydrat, ja sogar schon

---

[1]) Arzneimittellehre. 1875. II. S. 920.
[2]) Bd. 81. S. 155 u. 156.
[3]) Bd. 63. S. 16.

1,8 Gramm bei nicht schwer Kranken den tödtlichen Ausgang herbeiführen. Jürgensen räth bis 8 (!!) Gramm zu geben Mit welchen Begriffen werden die jungen Aerzte von solchen Professoren gegen die kranke Menschheit, man kann sagen losgelassen!

Ueber die Diät der Pneumoniker schreibt Jürgensen S. 340: „In irgend schweren Fällen aber verlange ich, dass 1—2 Mal Esslöffelweise eine kräftige Bouillon mit 1—2 Eiern (pro die) genossen werde. Ebenso, dass im Laufe des Tages eine für den Einzelfall ihrer Quantität nach zu bestimmende Menge Milch genommen werde.“ Ausserdem spielen geistige Getränke eine Hauptrolle. Gegen diese ist nichts einzuwenden in gewissen Fällen Das Schematisiren ist hier aber durchaus nicht am Platze, noch weniger aber das gebieterische Verlangen, der Kranke soll auf alle Fälle essen. Dadurch verdirbt der Arzt dem Kranken den Magen, und macht ihn noch mehr krank. Milch ist ein zweischneidiges Schwert. Sie ist für viele Gesunde das sicherste Mittel zur Erzeugung eines Magencatarrhs, trotzdem sie nach der Theorie leicht zu verdauen ist und häufig ohne die nothwendige Vorsicht empfohlen wird.

Bei der Verordnung von Milch sollte sich der Arzt wenigstens jedesmal erkundigen, ob der Patient in gesunden Tagen Milch vertragen konnte, und danach seine Verordnung einrichten. Aber man wird sich nicht so tief herablassen; man befiehlt, und es muss geschehn.

Zur Bekämpfung der Herzschwäche: Portwein, Madeira, Sherry, Champagner, heisser Grog aus Cognac, Rum oder Branntwein, starker Kaffee oder Thee, Kampfer und Moschus — und Brown ist wieder da! obgleich die Bezeichnungen Sthenie und Asthenie vermieden werden. Ueber den Aderlass lässt sich Jürgensen ein Weites aus S. 345 und 346. Uns interessirt nur, dass man es heute noch angezeigt findet, soviel darüber zu sprechen.

Tritt in der Reconvalescenz Dyspepsie ein, so wird China mit Eisen verordnet. „Man beginnt mit einer Pille und steigt allmälig, wenn schwerere Dyspepsie vorliegt.“ S. 349. Das ist ganz gewiss „wissenschaftlich“. Je intensiver die Krankheit, um so heftiger der Ansturm, je schwächer der Magen, um so mehr Arznei. Viel hilft viel!

„Zögert die Resorption, dann kann ich Ihnen nicht dringend genug das Oleum terebinth. empfehlen,“ 6 mal täglich 12 Tropfen. (!)

Das ist das einzige dagegen erwähnte Mittel, und dieses kann Jürgensen nicht dringend genug empfehlen. Wir bezweifeln, dass dieser Lehrer jemals an seinem gesunden Körper die Wirkung

von 6 mal täglich 12 Tropfen Terpentinöl versucht hat; er würde es sonst geschwächten Kranken gewiss nicht in solchen Gaben verordnen.

Wie weit eilte doch Hahnemann auch hierin diesen Aerzten voraus!

Bei zögernder Resorption ist meistens auch der Magen im Unstande, welcher die 6 mal 12 Tropfen Terpentinöl nicht gleichgültig aufnehmen wird. „Aber gegen solche Eventualität, haben wir ja China mit Eisen," wird hier ein Allopath entgegnen Das ist freilich wahr; „rationeller" Weise müsste deshalb der Vorsicht halber China und Eisen dem Terpentinöl direct zugesetzt werden. Mit Pneumonie complicirt sich nicht selten Nephritis, wovon Jürgensen nicht redet; bekanntlich bringt Terpentinöl häufig Reizerscheinungen in den Nieren hervor. Jürgensen hätte diese Thatsache seinen Zuhörern bei seiner Verordnung nicht vorenthalten sollen.

Im Beginn des Unterrichts spricht dieser Lehrer davon, man müsse den Kranken, nicht die Krankheit behandeln, und worin besteht dieses Individualisiren? Man achte auf den Intensitätsgrad der Krankheit und wende demnach die Mittel in stärkeren und schwächeren Gaben an.

Der Beweis für die Richtigtigkeit dieser Therapie ist die Statistik, die 12 % Todte aufweist. Spätere Zusammenstellungen[1]) ergaben eine Mortalität von 12,7 %.

Ein Resultat, wie es Prof. Hasper bei der Cholera erzählt, ist indess noch um Vieles günstiger; von Hundert mit Aderlässen behandelten Cholerakranken starb — Einer.

Jürgensen beruft sich auf seine Zuhörer. Das that auch der Aderlasser Prof. Bischoff.[2]) Dieser behandelte 197 „Brustentzündungen," davon starben nur 10, also 5 %. Von diesen 10 litten 4 an Schwindsucht und 3 starben „in Folge von Diätfehlern". „Bei 26 reichte die antiphlogistische Methode im geringeren Umfange, entweder allein, oder mit Anwendung von Blutigeln verbunden hin; bei allen übrigen (auch die Peripneumonia notha Sydenhami nicht ausgenommen), wurden dem Grade der Heftigkeit der Entzündung entsprechende Aderlässe, und zwar nach Beschaffenheit der Umstände zuweilen 3, ja bis 6 mal wiederholt angewendet, und oft noch auch Anwendung der Blutigel erfordert." „Von diesem Erfolge waren sämmtliche Zuhörer Zeugen."

[1]) Jürgensen, croupöse Pneumonie. Tübingen 1883. S. 257.
[2]) Ansichten über das bisher. Heilverfahren. Prag 1819. S. 129 u. 130.

Derselbe Prof. Bischoff kam später in Wien in eine merkwürdige Lage, die ein ganz unwissenschaftliches Ende nahm.

Zum ersten vergleichenden Versuch der Homöopathie wurden 3 Pneumoniker genommen. Der Eine wurde der Natur allein überlassen, der Zweite „wissenschaftlich," der Dritte homöopathisch behandelt. Der Letztere war schon nach 5—6 Tagen in der Reconvalescenz, der wissenschaftliche Patient lag mehrere Wochen, und die Natur that ihre Pflicht bei dem Dritten nur langsam. So wollte es der Zufall, sagt Simon,[1]) und setzt hinzu:

„Ich sage: si fabula vera, weil ich mir kaum denken kann, dass in der That eine vergleichende Therapie auf so unstatthafte Weise angestellt worden ist. Was und wie können drei Krankheitsfälle, bey verschiedener Behandlung, entscheiden? Dazu gehören viele Tausende und vieljährige, ebenso treue als scharfe Beobachtungen unter den verschiedensten Umständen und bey den verschiedensten Individuen."

Wer wollte nicht beistimmen? Wir fragen aber, wo sind diese vielen Tausende von Beobachtungen zur Beurtheilung der Homöopathie angestellt, welche nach eigenem Ausspruch der Allopathen zur Entscheidung nöthig sind?

Wäre Jürgensen so unvorsichtig wie sein weiland College Bischoff, so befürchten wir sehr, es könnte ihm ein ähnliches Malheur widerfahren.

S. 333 sagt Jürgensen: „Meine Erfahrung berechtigt mich also . . . auszusprechen, dass bei Pneumonikern directe Wärmeentziehungen erlaubt sind. Ich bin glücklich, hierfür die gewichtige Autorität Liebermeister's anführen zu können, welcher bei einer rein antipyretischen Methode die Sterblichkeit von 24,4 % auf 8,8 % sinken sah."

Es wäre wohl wissenswerth, wie diese 24,4 % Todte behandelt worden sind. Die Dissertation von Major,[2]) welche Jürgensen anzieht, gibt leider keinen Aufschluss. Sie gibt an, S. 3—5, dass von 1839—1867 in der Baseler Klinik bei „acuter genuiner Pneumonie" 24,4 % starben. Von 10 zu 10 Jahren bleibt das Procentverhältniss ein Gleiches; in der Zeit von 1863—1868 starben sogar von 200 Pneumonikern 54, also 27 %!!

Wir sahen oben S. 231, dass in dem ersten Dietl'schen Ver-

[1]) Antihom. Archiv. 1834. Bd. 2. S. 127.

[2]) Ueber die Behandlung der acuten, croupösen Pneumonie. Basel 1870.

such bei Aderlass und bei Brechweinstein rund 20 %, bei diätetischer Behandlung rund 7 % Pneumoniker starben. Später, 1852, veröffentlichte Dietl, welcher von verschiedenen Seiten heftig angegriffen wurde, weitere Resultate.[1]) Er verfügte über ein Material von 750 Kranken, die er exspectativ behandelt hatte; hiervon verlor er 69, also 9,2 %. Es war hierbei keine Auswahl getroffen und alle Pneumonien mitgezählt, welche als Complicationen anderer Leiden auftraten.

Hiernach drängen sich folgende Gedanken auf: Von den 24,4 % Todten erscheinen 15 % als Opfer der Wissenschaft.

Ferner: Das Resultat der „rein antipyretischen" Methode ist ohne Beweiskraft für dieselbe, und die „gewichtige Autorität Liebermeister's" schnellt federleicht in die Luft. Seine Leistung reducirt sich einfach darauf, dass weniger Menschenleben der „Wissenschaft" zum Opfer gefallen sind.

S. 332 gesteht Jürgensen ein, dass das kalte Baden directe Veranlassung zum Tode sein könne. Die übrigen Werkzeuge dieses klinischen Lehrers sind ebenfalls als gefährlich anerkannt. Seine eigene Statistik kann bei der offenbaren Gefährlichkeit seiner Behandlung nicht zu seinen Gunsten angeführt werden, ausserdem steht sie noch unter derjenigen von Dietl.

Aus diesen Gründen ist es nicht erlaubt, die gefährlichen Experimente Jürgensen's nachzuahmen.

Im April 1882 trat der „Congress für innere Medicin" in Wiesbaden zusammen, welcher es sich zur Aufgabe macht, die innere Medicin vor der Absorption durch die Chirurgie und die Specialfächer zu retten, und die Einheitsidee des menschlichen Organismus gegenüber der drohenden Zersplitterung festzuhalten. Der Vorsitzende Frerichs weist energisch alle Vormundschaft der pathologischen Anatomie, Chemie und experimentellen Pathologie zurück, und nur die eigene Einsicht und Erfahrung soll entscheiden. Man konnte mit Recht auf die Verhandlungen dieses Congresses gespannt sein, denn es hatte sich so ziemlich Alles aus der allopathischen Welt dort eingefunden, was auf den Namen „Autorität" Anspruch macht.

Das was man nicht wollte, wurde gesagt, was man aber

[1]) Schmidt's Jahrbücher. Bd. 76. S. 30. u. f.

wollte, welche Forschungswege man für die Folge einzuschlagen gedachte, wurde hierbei nicht erwähnt, blos, dass man der „eigenen Einsicht und Erfahrung" folgen wolle.

Betrachten wir die Verhandlungen näher, was ja in sofern ein besonderes Interesse gewährt, als wir dabei mit einem Blick einen Theil der modernen allopathischen Ansichten und Leistungen übersehen.

In der dritten Sitzung war Gegenstand der Tagesordnung: „Ueber die antipyretische Behandlungsmethode."

Dass dieses Thema in dieser Weise aufgestellt werden konnte, zeigt in schlagender Weise die oberflächlich symptomatische, unphysiologische Behandlungsart der modernen allopathischen Schule. Der Referent Liebermeister spricht in der That nur vom „Fieber," welches durch abkühlende Bäder, Chinin oder Salicylsäure bekämpft werden müsse. Welcher Krankheitsvorgang dabei die Ursache des Fiebers ist, scheint völlig gleichgültig. Es kommt eben nur auf den Grad des Fiebers an.

Der Correferent Riess will kein Wort verlieren über „die allgemeine Begründung des Nutzens einer antipyretischen Fieberbehandlung," umsomehr als er überzeugt ist, dass die Mehrzahl der Anwesenden lange von diesem Gedanken durchdrungen ist. Von der Ursache des Fiebers ist also auch hier absolut gar keine Rede, es ist also Nebensache, durch welche Krankheit das Fieber bedingt ist.

Im Weiteren spricht er von der antipyretischen Behandlung im Allgemeinen, „von der Gefährlichkeit der fieberhaften Temperatursteigerung," nicht von der Art des Krankheitsprocesses, womit in naivem Widerspruch der unmittelbar folgende Satz steht: „Es zeigt sich, dass kein Parallelgehen existirt zwischen der Höhe der Temperatur und der Schwere der Krankheit." Dies zu beweisen führt er Beispiele von Recurrens und Typhus an. Man erwartet jetzt mit Bestimmtheit die Schlusfolgerung: Also muss nicht das Fieber, sondern der Krankheitsprocess der Angriffspunkt für unser Handeln sein. Statt und trotz dessen empfiehlt er ganz im Allgemeinen „innere Antipyretica" und besonders die Salicylsäure neben „kühlender Badebehandlung."

Salicylsäure wirkt nach Riess besser als das von Liebermeister angewandte Chinin: „Ein Hauptprüfstein aller antipyretischen Mittel bleibt die Behandlung des Typhus." Bei Typhus werden nun Dosen von 6, sage und schreibe sechs Gramm Salicylsäure, bei

einem mit Entzündungs- und Geschwürsprocessen erkrankten typhösen Darmkanal empfohlen. Man vergleiche die oben S. 411 angedeuteten Wirkungen der Salicylsäure.

Auch bei Lungenentzündung und bei Phthisis hat er solche Salicylsäurebehandlung in Anwendung gebracht. Dann ist wieder ganz allgemein von fieberwidrigen Behandlungsmethoden die Rede.

Zum Schluss spricht Riess die Ansicht aus, dass die Parasitentheorie die symptomatische Therapie nicht verdrängen und speciell an der Wichtigkeit „der antipyretischen Behandlung" zunächst nicht rütteln werde.

Jürgensen ist mit Salicylsäure nicht einverstanden, die Leute verlieren den Appetit und bekommen unangenehme Hirnerscheinungen. Er gibt bei schweren Typhen „nicht zu schweren Bordeauxwein, bis 2 Liter den Tag". Die Bäder müssen recht kalt gegeben werden, je kälter desto besser. „Aber das Publikum findet sich nicht in diese kalten Bäder, heisst es. Ich habe im vorigen Jahre das einzige Kind eines Kollegen an einem schweren Typhus behandelt, Vater und Mutter badeten das Kind und haben beide gesagt, dass die kalten Bäder, die nur 4 Minuten dauerten, ihnen und dem Kinde eine wahre Wohlthat gewesen wären."

Auch glaubt er mit Brand, dass durch die stärkere Wärmeentziehung die Entwicklung des Typhuskeimes im Körper aufgehalten werde, und Liebermeister sei ähnlicher Ansicht. Ist denn, so fragt man sich hier, der complicirte menschliche Organismus einfach als ein Ofen, ein Brütofen für Parasiten anzusehen, ohne alle durch Krankheitsart und Individualität bedingte Gegenwirkung? Schliesslich spricht auch Jürgensen ganz im Allgemeinen von „Antipyrese", wogegen „die Wasserbehandlung immer an der Spitze marschiren muss."

Curschmann ist auch für Kaltwasser, möchte aber Chinin der Salicylsäure vorziehn.

Binz wirft die Frage auf, ob die antipyretische Behandlung eine causale sein könne, ob sie geeignet sei, das Fiebergift im Organismus selbst zu tödten. Er bejaht sie. Die Salicylsäure setzt die Dauer des Gelenkrheumatismus auf so viel Tage herab, als er früher Wochen gedauert. (Ob ihm das alle Anwesenden geglaubt haben, ist im Berichte nicht gesagt.) Das liesse sich nur durch Vernichtung des Krankheitsgiftes erklären. Ebenso sei es beim Syphilisfieber und Quecksilber.

Zum Schluss wird von Binz über das frühere Verfahren der

Wiener Schule gesprochen, „die sagte: wir sind überhaupt nicht im Stande, eine Krankheit zu heilen; der Kranke ist nur ein Beobachtungsobject, und es ist höchstens ein Triumph, wenn wir ihn auf dem Secirtisch haben und die Richtigkeit unserer Diagnose bestätigt finden.“

Binz wird hier geradezu zum Enfant terrible des ersten Congresses für innere Medicin.

Gerhardt hält „aus voller Ueberzeugung“ die antipyretische Behandlung für den wichtigsten Fortschritt der gesammten internen Therapie.

Auf der Naturforscherversammlung in Freiburg 1883 hebt Liebermeister ebenfalls hervor: „Die antipyretische Methode wird mit Recht als einer der grössten Fortschritte bezeichnet, welche die Therapie in unserer Zeit gemacht hat,“ nennt diese Therapie aber selbst „exspectativ — symptomatisch“. Solche Aussprüche werden nach 50 Jahren aus demselben Gesichtspunkte gesammelt werden, aus dem wir heute die Verherrlichung des Aderlasses betrachten.“

Um zu dem Wiesbadener Congress zurückzukehren, so bemerkte Seitz jetzt, dass es wohl von Interesse wäre, die Frage zu behandeln, wie viel wirkt die Antipyrese in den verschiedenen fieberhaften Krankheiten. Endlich also erscheint ein Arzt, der wenigstens an das Individualisiren denkt, obgleich auch er von Antipyrese im Allgemeinen, nicht vom Krankheitsprocesse spricht.

Rühle betont, dass durch die antipyretische Methode ein Schlendrian unter dem „ärztlichen Publikum“ einreisse. „Das schädigt den wissenschaftlichen Standpunkt, den wieder zu Ehren zu bringen wir uns zur Aufgabe machen müssen.“

Diesen Ausspruch unterschreiben wir gern; aber durch solche Themata wie „antipyretische Behandlung“, in dieser Weise aufgestellt und discutirt, wird der Schlendrian zu Ehren gebracht, nicht die Wissenschaft. Wissenschaft ist das nicht. Solche Wissenschaft hatte auch der Bauer Priessnitz vor 50 Jahren. Wissenschaft ist es ebenfalls nicht, wenn Rühle Calomel bei Typhus anräth, um die Leber, „welche von dem Typhusgift als Depot benutzt wird, zu einer energischen Ausscheidung zu bringen, damit zugleich eine Portion der Schädlichkeit entfernt wird.“ Da glaubt man einen Anhänger Maximilian Stoll's aus dem Jahre 1782 zu hören, nicht aber einen Professor für innere Medicin auf einem ärztlichen Congresse des Jahres 1882.

Liebermeister verwahrt sich gegen einen etwaigen Vorwurf

des Schlendrians. „Heute stand auf der Tagesordnung die antipyretische Methode und deshalb haben wir nur von dieser geredet." Diese Thatsache, wir wiederholen es, genügt aber vollauf zur Bezeichnung des allopathischen Kurirens als Schlendrian. Und wenn Liebermeister hinzufügt, dass man diese Methode ja nicht bei Syphilis anwende, so zeugt diese weit hergeholte Rechtfertigung gerade gegen ihn.

Ferner erklärt er, auch Typhus, Scharlach und andere Krankheiten möchten sie (die Allopathen) gern mit Specificis behandeln, „vorläufig sind das aber leider noch fromme Wünsche." In Bezug auf die Parasitentheorie wäre dasselbe der Fall: „Wir möchten gern, aber wir können nur nicht." Das hat seine natürlichen Gründe trotz Binz, Chinin und Salicylsäure. Die Allopathen suchen eben da, wo nichts zu finden ist.

Zum Schluss dieser charakteristischen Discussion wird mehrfach die Freude über die allgemeine Uebereinstimmung in dieser Sache ausgesprochen zum Beweise, welche Einigkeit bei ihnen in therapeutischen Fragen zu herrschen pflegt. Diese Uebereinstimmung herrschte aber nur in der Behandlung mit kaltem Wasser. Wer hat die methodische Kaltwasserbehandlung eingeführt? Die Laien Oertel und Priessnitz, besonders der Letztere, welcher vor vielen Jahren schon so behandelte, und dafür von den Allopathen in der ihnen eigenthümlichen, dem Leser sattsam bekannten Manier angegriffen wurde. Wären diese beiden Laien nicht gewesen, wer weiss, ob die Einmüthigkeit erzielt worden wäre, worüber man sich so freute.

Man hätte deshalb wohl erwarten können, dass der Congress diesen Laien eine Ehrenschuld abgetragen gegenüber den gehässigen früheren allopathischen Angriffen, und das Andenken an sie, denen sie die Einmüthigkeit zu danken hatten, wenigstens durch einige Worte gefeiert hätte.

Uebrigens möchten wir daran erinnern, dass dieses nicht der erste allopathisch-medicinische Congress war, auf welchem Einigkeit in Bezug auf therapeutische Maassnahmen herrschte. Dieselbe Einmüthigkeit sah man wiederholt vor 50 Jahren in ebenso zahlreich besuchten allopathischen Versammlungen, nämlich als man die Anwendung der Blutentziehungen bei Cholera für wissenschaftlich und nothwendig hielt.

Die Grundlage zur Beurtheilung des Werthes eines therapeutischen Heilverfahrens wird geliefert von der Beantwortung der

Frage: Welchen Ausgang nimmt der Krankheitsprocess, wenn er sich selbst überlassen bleibt, fern von aller ärztlichen Kunst? Diese Frage wurde 33 Jahre früher auf breiter Basis beantwortet von Dietl, welcher bei einem diätetischen Verfahren, ohne alle arzneiliche Maassnahmen, eine Sterblichkeit von 9 % hatte in derselben Krankheit, bei welcher die „antipyretische Methode“ 12 % Todte aufweist, also 3 % mehr, als das exspectative Verfahren.

Wenn auch diese Zahlen für die Allgemeinheit, jedenfalls nicht zu Gunsten der Universitätsmedicin, noch eine Verschiebung erfahren werden, so geben sie doch ein sehr bemerkenswerthes Beurtheilungsmaterial.

Die heutige allopathische Therapie trifft derselbe Fluch des symptomatischen Kurirens, der auch auf den Aderlassern lag. — Hier liegt ein Pneumoniker. Er ringt keuchend nach Athem, die Schmerzen einer zugesellten Pleuritis durchstechen bei jedem Hustenstosse, bei jedem Athemzuge die Brust wie mit Messern; er fleht um Hülfe. Wir öffnen eine Ader, das Blut strömt heraus, und wie mit einem Schlage ändert sich das Bild, die durchbohrenden Schmerzen sind nicht mehr so heftig, der Athem freier, allmälig stellt sich der Appetit ein. Der Arzt, welcher nach Ansicht der Unverständigen durch sein energisches Eingreifen dem Tode die sichere Beute entriss, empfängt den dankbaren Blick des Kranken, welcher, sich selbst überlassen, nach kurzer Zeit seine Gesundheit wiedererlangt hätte, jetzt aber vielleicht dahinsiecht, und den Anstoss zur Lungenschwindsucht von seinem „Retter“ empfangen hat.

Der Arzt hatte nur auf ein Symptom der Krankheit geachtet, welches zu beseitigen sein rücksichtsloses Bestreben war. Dass des Kranken Kräfte geschont werden müssen zur Ueberwindung der Krankheit, dass jede neue Schädlichkeit und Schwächung dem schon durch die Krankheit hinlänglich Geschwächten ferngehalten werden muss, das wurde übersehen. Man hatte eben das Symptom im Auge und verlor den Ueberblick, bekämpfte das Symptom, die Folge der Krankheit, anstatt direct auf die nächste Ursache der Erscheinung, auf den Heerd der Krankheit einzuwirken und förderte so wider Willen den krankhaften Vorgang.

An demselben Grundfehler laboriren die Antipyretiker. Die Krankheitsfolgen, Fieber und Herzschwäche, sind der Gegenstand ihres therapeutischen Angriffs. Ihr Ziel zu erreichen, sind sie gezwungen, eine neue, fremdartige, eine Arznei-Krankheit der natürlichen hinzuzufügen. Chinin soll auch das Herz stärken; wir sahen

oben, dass bei der Chininwirkung einer erhöhteren Thätigkeit des Herzens ein Depressionszustand desselben folgte, welcher nach einer neuen Dosis wieder verschwindet, um dann einer desto grösseren Schwäche Platz zu machen. Unter solchen und ähnlichen Manipulationen geht dann der Krankheitsprocess nicht allein seinen Gang weiter, sondern wird durch die künstlichen Krankheitsagentien noch unterstützt.

Und da treten die „ersten Autoritäten“ der allopathischen Kunst zusammen, und wünschen sich Glück zu dem „grossen Fortschritt“, den ihre Therapie durch Einführung der antipyretischen Methode gemacht, derselben Methode, welche mehr Menschen in den Orkus hinabbefördert, als die sich selbst überlassene Natur!

Kann man solche Wissenschaft achten? Ist es ein Verbrechen, wenn man solchem und ähnlichem Verfahren den Rücken kehrt? wenn man mühsam nach etwas Besserem forscht, als solche elende, unphysiologische Therapie zu bieten vermag?

Die unerklärbare Erscheinung des Lebensmagnetismus war von den Universitäten bis in die jüngste Zeit kurzweg abgeleugnet und für „unwissenschaftlich“ erklärt worden. Es war vielleicht kein Arzt auf dem Congress anwesend, welcher nicht vor wenigen Jahren noch denjenigen für einen Mystiker, Ignoranten, unwissenschaftlichen Schwärmer, betrogenen Betrüger etc. ausgegeben hätte, welcher sich von der Existenz jenes merkwürdigen Vorganges überzeugt hielt.

Wollte man alle die Schimpfnamen, welche man Mesmer zu- und nachgerufen, aufzählen, so wäre es das Einfachste, diejenigen Epitheta zu nennen, welche man ihm nicht zuertheilt.

In Wiesbaden wurde nun von mehreren Aerzten ohne jeglichen Widerspruch die Existenz des Lebensmagnetismus besprochen, und seine therapeutische Verwerthung in Betracht gezogen. Damit hat man allgemein eine Wahrheit anerkannt, der man sich aus Vorurtheil und Hochmuth seit Decennien verschlossen hatte; man hat also einen Fortschritt gemacht.

Wem war derselbe zunächst zu danken? dem Wandermagnetiseur Hansen. Durch sein öffentliches Auftreten ist man nachweislich zuerst in „wissenschaftlichen“ Kreisen zu einer Wiederaufnahme der Nachversuche angeregt. Hansen wurde auf seinen Touren unzähligen und heftigen Insulten, deren directen oder intellectuellen Urheber die Allopathen waren, ausgesetzt. Wollte man Diesem auch keine öffentliche Genugthuung gewähren, so hätte man doch der Manen des Arztes Mesmer gedenken sollen. Aber Eingeständniss

begangener Fehler und Dankbarkeit gegenüber nichtzünftigen Aerzten wird man bei den Vertretern der „wissenschaftlichen Therapie“ stets vergeblich suchen.

Die beiden, 1882 und 1883 stattgefundenen Congresse für innere Medicin geben auch ihrerseits Zeugniss dafür ab, welch' rastloser Fleiss, welch' tiefernster Forschergeist auf unsern Universitäten herrscht; aber aus der freudig angeregten Stimmung, mit der man die interessanten Untersuchungen und Deductionen verfolgt, wird man sofort herausgeschreckt, sowie die Rede auf die Therapie kommt.

Hier scheint es fast, als ob die rohesten Vorstellungen vom Geschehen im Organismus dem Heilplan zu Grunde gelegt würden.

Da gibt z. B. ein Arzt auf diesem Congress den Rath für Schwindsüchtige: „Möglichst viel zu essen“. „Den Appetit der Tuberkulösen mittelst aller der Kochkunst zu Gebote stehenden Mittel zu reizen, ist die Hauptaufgabe bei der Behandlung der Schwindsucht.“ Derselbe Rathgeber pflichtet andern Aerzten bei, welche den Tuberkulösen im Nothfall mittelst Schlundsonde Nahrung zugeführt haben.

Ein vernünftiger Arzt wird niemals den Rath geben oder von dem Gedanken ausgehn, dass ein Schwindsüchtiger möglichst viel essen muss. Ein wahrhaft rationeller Arzt wird sich genau über den Zustand der Verdauungsthätigkeit orientiren, und nun die Speisen der individuellen Verdauungskraft und der Krankheit sorgfältig anpassen mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, zwar nicht zu hungern, aber ja nicht gegen den Appetit zu essen, weil Letzteres, zumal bei einem geschwächten Menschen, das beste Mittel ist, sich den Magen zu verderben, und weil man nur von dem lebt, was man verdaut, nicht von dem, was man isst. Aber „Viel hilft viel“ ist eine allopathische Grundregel. Welch' bejammernswerther Zustand der allopathischen Therapie aber wird durch die eine Aeusserung aufgedeckt, dass die Hauptaufgabe der Kunst darin bestände, die Schwindsüchtigen möglichst viel essen zu lassen.

Und nun gar die Ernährung mittelst Schlundsonde! deren Einführung schon den geschwächten Schwindsüchtigen wol ausnahmslos Magenstörungen erzeugen wird. Der primitivste Bauer geht nicht von so plumpen Grundsätzen aus, wenn er seine Gänse fett macht und sie nudelt, denn hier hat er einen gesunden Magen

vor sich, der aus gesundem Körper normale Verdauungssäfte absondert. So leicht dürfte sich kein Bauer finden, der seine kranke Gans nudeln würde, um sie gesund zu machen.

Die Genugthuung, welche man 1882 empfand über die Einstimmigkeit bei der antipyretischen Methode, zersplitterte sich 1883 bei der Diphtheriebehandlung in ebenso viele Theile, als Redner auftraten.

Gerhardt erklärt: „Kali chloricum ist rein Sache des Glaubens Einzelner“ und empfiehlt Papayotin und Chinolin. Merkwürdig ist sein folgender Ausspruch: „Ich kann die persönliche Erfahrung nicht unterdrücken, dass die Anwendung starker Carbolsäurelösung geeignet scheint, die Diphtherie zu unterhalten, und dass ich Fälle rasch heilen sah, wenn die bis dahin angewandte Carbolsäurelösung weggelassen wurde“

Diese Ansicht ist nicht bedeutungslos, wenn man bedenkt, dass Jahre lang auf den Universitäten ein derartiger Gebrauch der Carbolsäure während der ganzen Krankheit mit theoretischer „Begründung“ den jungen Aerzten ans Herz gelegt und ausgeführt wurde, dass die grosse Mehrheit der Aerzte so handelte und heute, wenn auch in verminderter Zahl, noch so zu handeln scheint, wenn man ferner erwägt, dass den Homöopathen der grösste Vorwurf wegen Unterlassung eben dieses Verfahrens gemacht wurde.

Heubner tritt gegen die locale Diphtheriebehandlung auf, also gegen eben dieselbe Behandlung, welche seit dem Auftreten der Krankheit von den Allopathen als der wichtigste Theil der Therapie angesehn und geübt wurde und von der grossen Mehrheit noch jetzt gehandhabt wird; man müsse durch innere Mittel den Organismus desinficiren. Die bekannten Mittel erfüllen nach Heubner noch keineswegs den Zweck, „ich erinnere an das gefährliche Experiment mit Kali chloricum, an das Experiment mit Pilocarpin, mit Terpentinöl etc.“

Jürgensen glaubt, es komme darauf an, „allen Schmutz herauszubringen,“ aber nicht mit groben Aetzmitteln; eine allgemeine Desinfection werde immer vergeblich bleiben; dabei sei es angezeigt, „den Körper möglichst zu kräftigen.“

Heubner wiederum ist der Ansicht: „Was Jürgensen sagt, ist gewiss höchst rationell, aber es ist exspectative Therapie; die hat es aber, wie gezeigt ist, noch nicht sehr weit gebracht,“ und doch ist sie höchst rationell.

Leube gesteht, dass er seit 10 Jahren im Beginn stark ätze.

Gerhardt will noch durch Anämisirung der Schleimhaut mittelst Kälte den Krankheitsorganismen den Boden für die Ausbreitung minder günstig machen. Da aber nach Heubner, dem Verfasser der preisgekrönten Schrift über Diphtherie, die Organismen im ganzen Körper vertheilt sind, so müsste folgerichtig der ganze Körper des Kranken 24 Stunde in Eisstücke eingepackt werden.

Kurz, wenn Nachbaren und Gevattersleute an einem Sonntagnachmittage sich um einen Kranken versammeln, so wird keine buntscheckigere Therapie vorgeschlagen, als hier bei der Berathung der ersten allopathischen „Autoritäten", mit dem Unterschiede freilich, dass jene nicht so viel Schaden anrichten würden, als die privilegirte „Heilmethode".

Geht man allein bei der Diphtherie die Mittel durch, welche seit 15 Jahren dagegen empfohlen wurden, vom emsigen Aetzen mit Höllenstein und Einblasen von Schwefel bis zum Papayotin und Chinolin, so erhält man durch dieses Kapitel schon einen interessanten Einblick in das allopathische Treiben. Alle Jahre andere Mittel! Bald kommt diese, bald jene Arznei in die Mode, und bei jedem neuen Mittel werden auf die früheren, soeben noch so gefeierten Heilwerkzeuge Steine geworfen, und ihnen die schlechten Erfolge zugeschrieben.

Welcher Wahnsinn liegt allein in dem Pinseln! Jedem Schwerkranken sucht man Gemüthserregungen ängstlich fern zu halten, weil man die schädliche Wirkung kennt, und hier wird ein unglückliches Kind, das den Zweck nicht begreift, mehrmals im Tage in Todesangst versetzt, ja unaufhörlich in höchster Erregung erhalten, sodass das geängstigte Wesen mit scheuem Blick im Bette daliegt und entsetzt auffährt, wenn sich nur Jemand dem Lager nahen will. Man versetze ein gesundes Kind, oder auch einen starken gesunden Mann auf irgend eine Art Tage und Nächte lang in solche Todesangst, und sehe zu, welche Wirkung eine solche Behandlung hat.

Wir fragen abermals: Ist es ein Verbrechen, wenn man sich von solcher „Wissenschaft" abwendet? Ist es nicht vielmehr Pflicht eines jeden Arztes, nachzuforschen, ob es nichts Besseres gibt, als die Universität zu bieten vermag? Wird es nicht klar, dass hier bedeutende äussere Hindernisse vorliegen müssen, welche den Arzt abhalten, sich eines Besseren zu belehren und die Gemeinschaft in der Therapie mit solchen Vertretern der Wissenschaft aufzugeben?

Tritt die Existenz dieser äusseren Hindernisse nicht noch mehr hervor, wenn man sieht, wie selbst Anhänger der Allopathie hie und da ihrer Unzufriedenheit unzweideutigen Ausdruck geben, wie wir es von der Wiener medic. Wochenschrift oben S. 381 sahen?

Eine andere Selbstkritik gelangt in Volkmann's Sammlung klinischer Vorträge zum Wort (1878. Nr. 139): „Sobald sie (die allopathische Richtung) versuchte, an die Stelle der alten eine neue, exacte, auf streng physiologische oder pathologisch-anatomische Grundlage gestützte, sogenannte rationelle Therapie zu errichten, hat sie consequent und unausbleiblich Fiasco gemacht.“ — „Ja in ihren strengsten Consequenzen, in der Wiener Schule . . . führte sie zu der Behauptung, dass es eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Therapie nicht gebe und nicht geben könne.“ — „Jede Behandlungsweise hat binnen Kurzem einer andern Platz machen müssen.“ —

S. 18 gelangt dieser Allopath zu dem Schluss, dass die Resultate der allopathisch-therapeutischen Forschung „ziemlich negativer und trostloser Art“ seien.

Schluss.

So lange die Homöopathie besteht, hat der gegnerische Standpunkt mancherlei Wandlungen erfahren. Zu Anfang traten ihr die Anhänger Brown's, die Naturphilosophen, die chemischen Theorien, die groben Anschauungen der Blut- und Saburralärzte entgegen, die heute selbst ein „wissenschaftlicher Arzt" kaum mehr in Schutz nehmen dürfte.

Sodann erschien die anatomische und darauf die Wiener Schule, welche, wie ein heutiger Professor auf dem ärztlichen Congresse 1882 erklärte, die Ansicht hatte: „Wir sind überhaupt nicht im Stande, eine Krankheit zu heilen; der Kranke ist nur ein Beobachtungsobject, und es ist höchstens ein Triumph, wenn wir ihn auf dem Secirtisch haben und die Richtigkeit unserer Diagnose bestätigt finden."

Diese Richtung musste der Cellularpathologie Platz machen, auf welche man eine Cellulartherapie aufzubauen trachtete. Mit welch freudiger Hoffnung legte man die Grundsteine! aber man hatte ein schlechtes Fundament gegraben, und man sah, und auf der Naturforscherversammlung in Kassel wurde es schon 1878 ausgesprochen: „Die wichtigste Aufgabe der Medicin, die Heilkunde, wird nicht von der Cellularpathologie erfüllt." Auch von der Biologie, welche, so hofften Einige, durch die cellulare Richtung in das Denken der Aerzte eingeführt werden sollte, hat man wenig verspürt.

Jetzt sollen die Bacterien den Karren der inneren Therapie aus dem Sande ziehn. Auf dem Congress für innere Medicin 1883 hatte man die Ansicht, dass man erst 4 bacterientödtende Mittel zur Krankenheilung kenne, Chinin, Jod, Quecksilber und Salicylsäure. „Diese Thatsachen sind aber nicht auf dem Wege wissenschaftlich methodischen Forschens, sondern einzig roh empirisch gewonnen" „Der Gedanke wäre schrecklich," meint ein Redner, „noch einmal Jahrtausende nöthig zu haben, um weitere 4 Mittel zu finden."

Deshalb soll — so beschloss der Congress einstimmig — mit Eifer methodisch nach bactericiden Mitteln gesucht werden. Man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, dass diese Art des Arzneisuchens für die innere Therapie fruchtlos bleiben wird. Der allopathische Grundsatz indess „Viel hilft viel" gewinnt durch diese Bestrebungen eine mächtige Stütze, und so wäre alle Aussicht vorhanden, dass die Allopathen noch „energischer" als bisher, gegen die kranken Menschenleiber mit starken, tiefeingreifenden Arzneigaben anstürmen werden.

Dass durch die Forschungsrichtung der Universitätsmedicin das Wissen und auch das Können des Arztes mächtig gefördert wurde, zeigt die tägliche Erfahrung. Dieser Fortschritt beruht, ausser der Hygiene, auf der Ausbildung und Ausdehnung der mechanischen Behandlung, welche aber ihre Grenzen immer weiter zu überschreiten droht.

Der Zustand der inneren allopathischen Medicin lässt den Arzt völlig unbefriedigt. Dieses rohe, symptomatische Kuriren, dieses Hineinfahren mit Gesundheit- und Leben gefährdenden Arzneien, dieses unphysiologische Verfahren lässt den denkenden Arzt trostlos. Wo findet man hier einen sicheren Anhalt? Je eifriger man in die Sache eindringt, um so mehr vermisst man den festen Boden, um so grösser sind die Widersprüche.

Welche langen Reihen von Arzneimitteln werden gegen die einzelnen Krankheiten ohne nähere Angabe empfohlen! Wie Irrlichter schweben die endlosen Mittelanpreisungen vor den Augen des Forschers herum, tauchen auf und verschwinden, werden modern und werden unmodern. — —

Alle jene verschiedenen therapeutischen Systeme und Schulen sind an der Homöopathie vorübergezogen, sind unter Schelten und Anwendung der unwürdigsten Kampfesmittel gegen sie angerannt, haben ihr den Untergang vorausgesagt und sind selbst zu Grunde gegangen.

Die Homöopathie aber steht da, fest durch ihre therapeutischen Erfolge. In der Homöopathie herrscht nicht die Mode, wie im gegnerischen Lager. Dieselben Mittel, welche Hahnemann anwandte, werden noch heute in Gebrauch gezogen und zwar nach denselben Indicationen wie damals, genauer vielleicht noch präcisirt durch die sorgiältigen Beobachtungen von vielen eifrig thätigen Aerzten.

Das Festhalten der alten bewährten Mittel schliesst die Aufnahme neuer Arzneisn in homöopathischer Zubereitung und Gaben-

grösse nicht aus. Niemals aber hat man gesehn, dass in der Homöopathie Arzneien der Mode unterliegen.

Hier ist für jedes Mittel genau der Wirkungskreis ausfindig gemacht, und will Jemand neue Mittel in die Therapie einführen, so verlangen die Homöopathen zunächst genaue Prüfung am gesunden Organismus und dann genaue Bezeichnung der Krankheitsfälle, in denen das Mittel mit Erfolg angewandt ist. Die anatomische Diagnose wird zwar zu Hülfe genommen, aber sie genügt ihnen nicht. „Gegen Krankheitsnamen gibt es keine Mittel," sagen sie.

Die Homöopathie birgt einen Schatz von kostbaren Erfahrungen, hervorgegangen aus den sorgfältigsten Beobachtungen. Die Form aber, unter welcher dieselben geboten werden, ist zumal für den allopathisch erzogenen Arzt (und so sind wir alle erzogen) eine abstossende, welche nur durch ernsten Berufseifer überwunden werden kann.

Hat man indess erst einen tieferen Einblick gethan, so wird alle Mühe durch die Erfolge am Krankenbett reichlich ersetzt, und der an der Therapie schon Verzweifelnde erlangt eine Berufsfreudigkeit, welche die Arbeit glänzend belohnt. Hier findet man ein Feld, auf dem der Arzt durch eifriges Studium sein therapeutisches Können ausbilden kann, auf dem nicht therapeutische Widersprüche ihn verwirren und trostlos machen.

Die Homöopathie besteht seit mehr denn 70 Jahren, Tausende von Aerzten üben sie aus, viele Millionen durch die Erfolge am Krankenbette begeisterte Laien hängen ihr an. Die Ausbreitung dieser Lehre nimmt stetig zu trotz der ungeheuren äusseren Hindernisse. Eine grosse Anzahl ausschliesslich ihrem Dienst gewidmeter, periodisch erscheinender Schriften existirt in allen Cultursprachen, und ihre Literatur zählt die verschiedenen Werke schon nach Tausenden.

Und eine solche feststehende Heilmethode will man durch Täuschungen, durch Schelten, Verfluchen und allerhand unwürdige, gehässige Machinationen umstossen! Thörichtes Beginnen!

Ablegung des verderblichen Hochmuthes und des Autoritätsglaubens, Selbsterkenntniss, Verbesserung der eigenen, offen zu Tage liegenden Fehler ist für die Allopathen ein Erforderniss, das sich nicht durch niedrige Kampfesmittel ersetzen lässt. Haben sie dann im eigenen Lager Ordnung geschaffen, so werden sie nicht mehr in ihrer besonderen Art ausziehen zum Kampfe gegen die Hahnemann'sche Lehre, sie werden die wichtigen, ewig gültigen Wahr-

heiten derselben freundlich aufnehmen und mit Begierde sich aneignen.

Die Geschichte wird dann dereinst wiederum auf das merkwürdige Beispiel zurückschauen, dass die Wahrheit in der Therapie von praktischen Aerzten ausging, gefunden ohne jegliche Staatsunterstützung, und dass die zur Aufsuchung der Wahrheit bestellten Universitäten so lange Jahre diese Wahrheit mit Füssen traten und selbst in den verderblichsten Irrgängen auf diesem Gebiete wandelten.

Die gesetzgebenden Factoren aber, welche sich nur Allopathen zu Rathgebern nehmen, möchten Folgendes erwägen:

Die Homöopathie ist eine Macht, mit der man rechnen muss, die allein in Deutschland schon Millionen eifriger Anhänger hat.

Hätte man nicht einseitig nur den Allopathen sein Ohr geliehen, hätte man die Homöopathen zu freier Concurrenz zugelassen, so wäre die Herrschaft der alten Blut- und Saburral-Therapie schnell zu Ende gebracht worden. Unzähligen Staatsangehörigen hätte man Gesundheit und Leben erhalten, die bei so bewandter Sachlage, der Allopathie zum Opfer gefallen sind.

Man lasse sich nicht einseitig von allopathischen Rathgebern unterrichten, welche die Homöopathie als Feindin der Wissenschaft und der naturwissenschaftlichen Forschung hinzustellen sich bemühen. Die allopathische Therapie ist eine Pseudo-Wissenschaft, dieselbe Wissenschaft, wie die Bluttherapie. Auch jene Allopathen nannten mit derselben Energie ihre Behandlung eine „wissenschaftliche“, eine „rationelle“, und brachten dabei die Menschen um, welche in ihnen ihre rettenden Engel erblickten.

Auch heute noch — wir sahen es — fallen der Allopathie Opfer genug an Gesundheit und Leben. Soll das so bleiben? Oder denkt man etwa, die Allopathen würden in den nächsten Jahrhunderten von ihrer rohen Behandlung aus sich selbst ablassen? Wer darauf sich verlässt, kennt nicht die Geschichte der Medicin.

Man lasse also die Homöopathie zu freier Concurrenz zu, räume ihr einen ihrer Ausbreitung entsprechenden Platz in den Krankenhäusern ein, den das Publikum dankbar und in ausgedehntestem Maasse benutzen wird, und mache zur Bedingung, dass ausschliesslich Arzneien in homöopathischer Zubereitung angewandt werden müssen, und dass die etwaige Anwendung allopathischer Arzneigaben jedesmal besonders zu notiren ist. Es ist drum nicht

nöthig, dem Hirngespinnste eines beliebigen Schwärmers Freistätte zu gewähren, da wo ernste Forschung sich bemühen soll um Erhaltung und Wiederherstellung des höchsten Gutes der Menschheit. Mit „Sympathie und Mondscheincuren“ lässt sich die Homöopathie trotz der, diesem Zweck gewidmeten Arbeit der Gegner nicht vergleichen.

Auch jene Heilkünstler, welche die Natur allein walten lassen, die „Naturärzte“, müssen Gelegenheit haben, ihre Existenzberechtigung zu demonstriren, falls sie einen genügenden Anhang im Publikum nachweisen können.

Eine solche Station, auf welcher den Aerzten Gelegenheit gegeben wäre, die Leistungen der Naturheilkraft zu beobachten, wäre von grundlegender Wichtigkeit Man hätte endlich ein tertium comparationis zur Beurtheilung der eigenen Heilerfolge. All' das Unheil wäre nicht durch die Aerzte über die Menschheit gekommen, hätten dieselben Gelegenheit gehabt, die Wirkungen der Naturheilkraft zu beobachten.

Mit Dankbarkeit und Verlangen hätten drum die Universitäten das Anerbieten der „Naturärzte“ und ihrer Anhänger annehmen müssen. Dass sie es aber mit Hochmuth zurückgewiesen haben, wirft kein gutes Licht auf die Ueberzeugung von der eigenen Leistungsfähigkeit.

Das Selbstausgeben der Arzneien, dieses natürliche Recht aller Aerzte jedweder Richtung, von dem seitens der Allopathen beim Gebrauch der subcutanen Injectionen, entgegen den Apothekerprivilegien, der reichlichste Gebrauch gemacht wird, sollte bei den homöopathischen Arzneien, deren Echtheit sich bei unseren heutigen Hülfsmitteln der Controlle entzieht, ohne Weiteres erlaubt sein. Die allopathischen Apotheker sind die natürlichen Feinde der Homöopathie, sie häufen Beweis auf Beweis, dass sie dieser Lehre sehnlichst den Untergang herbeiwünschen und erklären sie als Charlatanerie; einige verhöhnen sogar das Publikum, welches homöopathische Arzneien verlangt und halten es nicht für Sünde, Spiritus statt Arznei zu geben.

Hier ketten also einzelne Regierungen noch die Homöopathie an ihre Todfeinde an, und zwingen sie, ihre Arzneien von solchen feindlich gesinnten Leuten anfertigen zu lassen, die es für gleichgültig halten, ob dieselben gut oder schlecht bereitet sind.

Ist es also nicht die gerechteste, die billigste, die nach jeder Richtung hin folgerichtigste Forderung, dass den Homöopathen er-

laubt sei, jenseits der 3. oder 4. Decimalstufe ihre Heilwerkzeuge selbst auszugeben?

Eine Regierung, welche die Verwirklichung der besprochenen, gerechten Vorschläge in's Werk setzt, wird zwar in gewissen Kreisen einen Sturm der Entrüstung hervorrufen, um die leidende Menschheit aber sich grosse Verdienste erwerben, und den Dank der einsichtsvolleren Mitwelt und der Nachwelt vollauf verdienen und empfangen.

Referate.

Referate aus französischen und belgischen Journalen, von Dr. Burkhard, prakt. Arzt in Berlin.

Calendula officinalis.

Jousset sagt von der Calendula in seinem „Cours de matière médicale et de Therapeutique“ (L'Art médical. März 1883):

Man benutzte die Pflanze früher bei der Behandlung von Scrophulose, Wassersucht, Amenorrhoe und selbst Krebs.

Eine homöopathische Pathogenese der Calendula existirt nicht. Unsere amerikanischen Collegen wenden sie in der Wundbehandlung an. Die Urtinktur, mit Wasser verdünnt, dient als Verbandmittel für Wunden, deren Vernarbung sie begünstigt bei gleichzeitiger Vermeidung der Eiterung.

Arnica, das Medikament für Contusionen, sollte zur Behandlung von Wunden nicht benutzt werden, da es dieselben entzündet, und zu Complikationen mit Erysipelas Veranlassung geben kann.“ (? Red.)

Das ist Alles. Um so erfreulicher ist es, bereits im Mai-Heft derselben Zeitschrift einer Prüfung der Calendula zu begegnen, welche wir hiermit wortgetreu folgen lassen.

Eingenommenheit des Kopfes, wie nach einem Gelage.

Früh Schwere des Kopfes, wie nach einer langen Krankheit (nach drei Tagen).

Taubheitsgefühl, besonders beim Lesen, im Hinterkopf.

Gefühl von einem dumpfen Druck im hinteren Theil des Kopfes.

5. Nach dem Essen Kopfschmerz in der Stirn mit Hitzegefühl darin.

Fliegende Hitze in der Stirn, Abends (nach acht Stunden).

Das Augenweiss ist entzündet, mit drückenden Kopfschmerzen, bald in der Stirn, bald in den Schläfen, im Liegen, nicht im Stehen oder Sitzen.

Trockenheit und Brennen in den Augenlidern, wie von Rauch.

Emporschiessen kleiner Bläschen im linken Mundwinkel an der Unterlippe.

10. Die Submaxillarganglien sind geschwollen und verursachen bei Berührung einen Schmerz, als wenn sie ulcerirt wären, auch die Submaxillardrüsen sind bei Berührung schmerzhaft, vier Tage lang.

In den Drüsen hinter dem linken Unterkieferast nach oben zu heftiger Schmerz, zerrend, beim Bewegen des Kopfes.

Die Submaxillardrüsen sind bei Berührung schmerzhaft, wie wenn sie geschwollen wären, und verursachen auch sonst einen heftigen Schmerz, welcher besonders beim Schlingen zu einem Druck in der Kehle wird (nach zwei Tagen, nach dem Mittagessen).

Vor dem Essen bitterer Geschmack des Schleimes in der Kehle. Die Speisen jedoch haben ihren natürlichen Geschmack. Zu Mittag verminderter Appetit, doch schmecken ihm die Speisen beim Essen gut.

15. Vormittag zuweilen Anfälle von Uebelkeit.

Schlucksen beim Rauchen.

Ein bohrender und wühlender Schmerz tief in der Nabelgegend beim Gehen.

Dumpfe Stiche, heftig in der Mitte der rechten Bauchseite bei der Bewegung, verschwindend in der Ruhe.

Früh einmal Stuhlgang mit vorhergehendem Kneifen im Unterleibe und mit Schauer.

20 Häufige Entleerung eines wasserhellen heissen und brennenden Urins.

In der Harnröhre bei gleichzeitigem Frost zuweilen reissender Schmerz.

Zerrender Druck in der linken Seite der Brust beim Stehen.

Abends im Bett Druck und Beklemmung auf der linken Seite der Brust, im Liegen.

Anhaltender, empfindlicher, zerrender Schmerz in der linken Brust und auf dem Brustbein mit Stichen in der rechten Seite der Brust (nach zwei Tagen).

25. Empfindlicher Zerreissungsschmerz zwischen den Schulterblättern.

Unter dem unteren Winkel des rechten Schulterblattes in der

Seite empfindlicher Schmerz mit dem Gefühl als sei alles geschwürig und gequetscht (nach zwei Tagen), Nachmittags.

Zerrender rheumatischer (?) Schmerz in der rechten Seite des Halses, schlimmer beim Neigen des Kopfes und beim Heben des rechten Armes, sich bis in die Achselhöhle erstreckend (nach zwei Tagen), Morgens.

Empfindliches zerrendes Spannen in den Händen und den Fussgelenken in der Ruhe.

Schmerzen wie gequetscht in den Knien, beim Sitzen.

30. Reissender, brennender Schmerz oben an der Wade.

Zerrender Schmerz, krampfartig, am inneren Rande der Fusssohle, beim Sitzen. Diese zerrenden rheumatischen (?) Schmerzen bestehen während der Bewegung in geringerem Masse fort.

In der Wunde ein heftiger Schmerz, wie gequetscht, früh, mit Prickeln und Stechen darin, als ob sie eitern wollte.

Die Wunde wird roth und entzündet sich von neuem.

35. Lancinirende Schmerzen in der Wunde während der Fieberhitze, mit starker Röthung der umgebenden Theile. Er befindet sich am wohlsten beim Umhergehen, oder noch besser, wenn er ruhig liegen bleibt. (?)

Fast alle Symptome erscheinen begleitet von Fieberfrost. Grosse Reizbarkeit, leichtes Erschrecken.

Schlechte Laune, Schlafsucht, Neigung zu Träumereien.

40. In der Nacht ist er sehr unruhig, findet nirgends Ruhe, in keiner Lage; erwacht alle Augenblicke, lässt häufig Urin und trinkt viel.

Während des Frostes unruhige Gemüthsstimmung, mürrisch und sorgenvoll.

Frost (Schauder) im Rücken, Drücken in den letzten wahren Rippen rechts, und Regungen in der Magengegend und im Unterleibe, als überkäme ihn eine Ohnmacht.

Den ganzen Morgen über frostig und sehr empfindlich gegen Luft (nach zwei Tagen).

Den ganzen Morgen fieberhafte Kälte in den Füssen und Händen, ohne Durst; gleichzeitig rheumatische (?) Schmerzen, drückend und zerrend durch den ganzen Körper. Die Rippen sind schmerzhaft, wie zusammengedrückt und gequetscht, nachdem er einige Zeit gesessen hatte, Morgens (nach zwei Tagen).

45. Bei warm anzufühlender Haut empfindet er Frostschauer, und bekommt eine Art Ohnmacht nach dem Mittagessen, Hitze,



zwischendurch Frostschauer und heftiger Durst. So oft er trinkt, überfällt ihn ein Frostschauer.

Von 5 Uhr Abends an hält die Hitze ohne Unterbrechung an. Kalt Trinken verursacht Frostschauer. Grosse Hitze Abends im Bett.

Gegen Abend Hitzegefühl in den dabei kalten Händen und im ganzen Kopfe, mit intercurrenten Kopfschauern, ohne Durst, und fast mit Widerwillen gegen Getränk, beim Sitzen (nach neun Stunden).

50. Beim Aufstehen vom Tische Hitzgefühl im Gesicht, den Händen und Füssen, und erst eine Stunde später Durst (nach zwei Tagen).

Abends im Bett grosse Hitze; er fängt an zu schwitzen; die Füsse besonders brennen und beginnen zu schwitzen.

Den ganzen Morgen starke Hitze mit reichlichem Schweiss; die ganze Brust ist wie erweicht, und die Achselhöhlen sind sehr warm.

Von 5 Uhr Abends an lässt die Hitze nach ohne Frost, selbst in freier Luft, der Kopf ist freier, die Athmung leicht, die Stimme stärker und tief.

Bei den Arbeitern in den Fabriken für chromsaures Kali zeigt sich sehr bald eine Ulceration an der Nasenscheidewand, welche schnell an Ausdehnung zunimmt und einen Theil des Septum zerstört, während die anderen Theile der Luftwege und die Lunge intakt bleiben. Der Kranke empfindet in der Nase Kriebeln und Stechen, und bekommt etwa am zwanzigsten Tage nach Beginn Nasenbluten. Einige Arbeiter bekommen die Krankheit nicht, andere empfinden die Symptome von den ersten Wochen ihrer Beschäftigung in den Fabriken an. Es erkrankten ca. fünfzig Procent. Die Krankheit ist deshalb selten, weil es auf der ganzen Erde nur sechs solcher Fabriken giebt; drei in Glasgow, die anderen in Australien, Russland und Amerika. (Lancet Jan. 1882. L'Art med. März 1883).

Ueber den Stand der Homöopathie in England bringt uns die „Revue homöopathique belge“ in ihrer März-Nummer d. J. ein Schreiben des Dr Lambrechts jr. an die österreichische hom. Gesellschaft, welchem wir Nachstehendes entnehmen, in der Voraussetzung, dass die angeführten Thatsachen einerseits nicht allen Lesern dieser Zeitschrift bekannt, andererseits aber auch wieder

für Jeden, der sich für unsere Sache erwärmt hat, interessant genug sein werden, um ihre Verbreitung an dieser Stelle zu rechtfertigen.

Nach einigen einleitenden Worten, aus welchen wir ersehen, dass die Anhänger unserer Schule auch in England von Verläumdungen und täglichen heftigen Angriffen nicht verschont sind, dass sie aber auch dort, wie wir hier, siegreich mehr und mehr Terrain zu erobern wissen, erfahren wir aus dem Briefe folgende Einzelheiten

Der erste Schritt vorwärts war die 1849 erfolgte Gründung des „London homöopathic hospital". Dasselbe liegt im dem gesundesten und zugleich vornehmsten Theile Londons, Great Ormondstreet, Russel square, und zählt augenblicklich fünfundsiebenzig Betten in fünf Sälen, je zwei für Männer und für Frauen, und eines für Kinder. Die Säle sind geräumig, gut erleuchtet, und nach dem auch sonst in englischen Krankenhäusern gebräuchlichem System ventilirt. Man geht neuerdings mit dem Plane um, das Gebäude so zu vergrössern, dass die Bettenzahl auf hundertunddreissig vermehrt werden kann, doch sind einstweilen die dazu nöthigen Gelder noch nicht beisammen.

Die Anzahl der Kranken, welche im letzten Jahre Aufnahme fanden, betrug 487 mit 31 Todesfällen, also einer Mortalität $6^1/_2$%.

Die Behandlung geschieht durch mehrere Aerzte, welche täglich ihre Krankenvisiten machen; und ausserdem wohnen im Hause selbst zwei jüngere Aerzte für schwere und plötzlich vorkommende Fälle.

In einer speciell dazu bestimmten Abtheilung des Gebäudes wird täglich von 3—5 Uhr unentgeltlich poliklinische Sprechstunde abgehalten, und zwar ist für jedes Specialfach ein besonderes Zimmer vorhanden, so für Haut-, Augen-, Ohren-, Innere-, Frauen-, Kinder-, chirurgische- und Zahnkrankheiten.

Die verordneten Arzneien werden unentgeltlich verabfolgt, und ebenso haben die beiden jüngeren Assistenzärzte die Kranken, denen ihr Zustand nicht gestattet, selbst zu kommen, in ihrer Wohnung zu besuchen.

Wie sehr die Poliklinik florirt, ergibt sich aus der Anzahl der im verflossenen Jahre in derselben behandelten Kranken; sie erreichte die enorme Höhe von über sechszehn Tausend.

Ausser in London existiren noch verschiedene öffentliche homöopathische Krankenhäuser an anderen Orten Englands, so in Birmingham und Bournemouth, ferner einige Privatkrankenhäuser, und viele homöopathische Dispensatorien.

Verbunden mit dem Krankenhause in London ist nun aber auch noch eine homöopathische Lehranstalt. Ein grosser eleganter Hörsaal, welcher sich im Erdgeschoss des Hauses befindet, enthält alles, was neben der Vorlesung für das Studium der Homöopathie nöthig ist: eine Sammlung sämmtlicher in der Homöopathie angewandten Arzneistofte, und eine reichhaltige nach Hunderten von Bänden zählende Bibliothek. Ausserdem findet man dort die neuesten englischen und auswärtigen homöopathischen Journale, um die Studirenden auch über die neueren Forschungen auf dem Gebiete der Homöopathie stets auf dem Laufenden zu erhalten.

Die Vorlesungen, welche in der Anstalt gehalten werden sind folgende:

1) Ueber homöopathische Arzneimittellehre: Dr. Pope zweimal wöchentlich.
2) Ueber die praktische Anwendung der Homöopathie: Dr. Brown, zweimal wöchentlich.
3) Ueber die Geschichte der Homöopathie: Dr. Hughes, einmal wöchentlich

Dazu kommen dann noch wöchentlich mehrmals Vorträge mit Demonstrationen am Krankenbett.

Wenn trotz dieser gewiss zweckentsprechenden Einrichtungen die Zahl der Zuhörer bis jetzt nur eine verhältnissmässig geringe gewesen ist — im verflossenen Jahre vierzehn — so findet Verfasser des Briefes den Grund wohl mit Recht hauptsächlich darin, dass den Studirenden der Medicin schon von ihren Lehrern die verkehrtesten und lächerlichsten Ansichten über die Homöopathie eingeimpft werden, und die jungen Leute die Absurditäten, welche man ihnen auftischt, für Wahrheit nehmend, sich in Folge dessen um die Sache nicht kümmern.

Die Englische homöopathische Gesellschaft zählt augenblicklich 136 Mitglieder; ausserdem 20 correspondirende. Praktische homöopathische Aerzte gibt es in England ungefähr 300, grösstentheils im Besitze einer ausgedehnten, und sich aus Mitgliedern der höchsten Gesellschaftsklassen zusammensetzenden Clientel.

Unter den gelesensten homöopathischen Journalen sind zu nennen:

Annale of the British homoeopathic Society, zweimal jährlich erscheinend. British Journal of homoeopathy, erscheint alle Vierteljahr. Monthly homoeopathic Review, Homoeopathic world, beide in Monatsausgaben.

Noch ist interessant zu erfahren, dass auch in England, wie bei uns in der letzten Zeit von allopathischer Seite der Kampf gegen die Homöopathie von frischem aufgenommen worden ist (wem sind nicht noch die Vorkommnisse am Krankenbett des verstorbenen Lord Beaconsfield im Gedächtniss. d. Verf.). So wurde im vorigen Jahre in der Londoner medicinischen Gesellschaft, gerade wie vor Kurzem in unserem Centralausschuss der ärztlichen Bezirksvereine Berlins, der Antrag gestellt, jede Consultation mit einem homöopathischen Arzte solle refüsirt werden — ob mit demselben Erfolge wie bei uns, erfahren wir aus dem Briefe nicht.

Dieselbe Ueberzeugung aber, welche uns die oft geradezu unfläthigen Angriffe unserer Gegner nicht ungern ertragen lässt, scheint auch unsere englischen Collegen zu beseelen. „Ein unbestreitbares Zeichen der Lebensfähigkeit der Homöopathie ist die Wuth mit der man sie bekämpft. Um einen schwachen Feind kümmert man sich nicht; erst wo er drohende Ausdehnung annimmt, ist das Signal zum allgemeinen Angriff gegeben!"

Referat über einen Vortrag des Dr. Borchmann, gehalten am 8. Oktober 1883 im Bezirksverein der Oranienburger Vorstadt.

Im vergangenen Sommer hatte sich ein Arzt jener Gegend, ein Dr. Hamburg, gemüssigt gesehen, den Einwohnern der Weddings-Vorstadt einen Vortrag über die Homöopathie und speciell über ihren Begründer, Hahnemann, zu halten, der zwar Nichts Neues über diese Heilmethode und ihren Urheber brachte, dagegen von Unrichtigkeiten und falschen Urtheilen über die Persönlichkeit und den Charakter Hahnemann's, sowie über den Werth und die Berechtigung der Homöopathie strotzte. Obgleich dieser Vortrag wohl wenig geeignet schien, das Ansehen der Homöopathie in dieser Stadtgegend zu erschüttern, in der gerade unsere Poliklinik eine grosse Anzahl von Verehrern und Anhängern zählt, so war uns doch die Mittheilung davon, welche taktvoller Weise von dem Vorstand jenes Bezirks-Vereins an uns erging und die Aufforderung enthielt, diesen Aeusserungen von unserer Seite eine Entgegnung gegenüber zu stellen, wozu bereitwilligst das Lokal und eine Veröffentlichung der Zeit eines solchen Vortrages in Aussicht gestellt wurde, sehr angenehm, um eingedenk unseres Versprechens, jeden öffentlichen Angriff auf unsere Sache auch öffentlich, möglichst an derselben Stelle zurückzuweisen, auch hier die Gelegenheit nicht

vorüber gehen zu lassen, für die Homöopathie eine Lanze zu brechen. Zu dem Zwecke übernahm es einer der jüngeren Collegen, Herr Dr. Borchmann, im Auftrage unseres Vereines die Angriffe des Dr. Hamburg durch einen Vortrag zurückzuweisen, der zum Thema einen Vergleich zwischen Allopathie und Homöopathie gewählt hatte. Nachdem der Redner die Veranlassung zu seinem Auftreten erörtert und die bisher von einer Anzahl von Aerzten und Aerztevereinen beliebte Kampfesweise gehörig beleuchtet, die auch bei dieser Gelegenheit bewiesen, wie wenig Achtung unsre Gegner vor ihrem eigenen Stande haben, resp. diese Missachtung durch die unwürdigsten Angriffe gegen gleichberechtigte Standesgenossen manifestiren, die sie mit Hintansetzung aller durch ihren Stand und ihre Bildung gebotenen Zurückhaltung in die Oeffentlichkeit und in das Publikum hineintragen, ging er auf die Auseinandersetzung der Thatsachen ein, die ihn selbst zum Convertiten und der Schulmedicin Abtrünnigen gemacht und der Homöopathie in die Arme geführt, nämlich die haltlose und dabei so unwirksame Therapie der Allopathen, die er sowohl als älterer Student, wie als Arzt im Lazareth kennen gelernt, in specie, wie ihn in schweren Krankheitsfällen nahestehender Familienmitglieder die Noth zu einem Versuche mit der auch ihm als Studenten und jungem Arzte so viel geschmähten und verspotteten Homöopathie gebracht habe. Sodann wählte er aus dem Lehrbuch der Arzneimittellehre von Rossbach und Nothnagel, dem neuesten und gebrauchtesten Werke der Schulmedicin in Bezug auf Materia medica, einige prägnante Beispiele, an denen er einerseits die Homöopathicität (sit venia verbo!) derselben, als der gebräuchlichsten allopathischen Arzneimittel, aus den eigensten Beobachtungen der Schulmedicin nachwies, andererseits beleuchtete, mit welchen Widersprüchen die letztere ihre Polychreste als Gifte und zugleich in denselben Gaben als Arzneimittel betrachte, resp. anwende. Er wählte zu diesen Beispielen Calomel, Arsenik, Jodkalium, Copaiva, Chinin, Opium und Morphium und Rheum.

Diesen Ausführungen und interessanten Auseinandersetzungen zu folgen, ist hier nicht der Ort; doch hat uns die Dialektik und die Geschicklichkeit des Vortragenden, der immer nur die eigensten Worte allopathischer Literatur in's Feld führte und für seine eigne Beweisführung auf das schlagendste benutzte, höchlichst interessirt und auf die Hörer einen packenden Eindruck gemacht, ebenso wie die Wärme und der wahre Ton der Ueberzeugung, welcher den Vortragenden beseelte und dem er in lebendiger, oft etwas drastischer Weise Ausdruck gab. Dr. Windelband.

Referat über die 51. Generalversammlung des Homöopathischen Centralvereins Deutschlands in Leipzig.

Um 7½ Uhr wurde die Abendsitzung des Vereines durch den Vorsitzenden, Herrn Dr. Lorbacher, im Hotel de Prusse eröffnet.

Die Präsenzliste ergab die Anwesenheit von 36 Mitgliedern. Anwesend waren:

Dr. Billig — Leipzig.
Dr. Borchmann — Berlin.
Dr. Bürkner — Dessau.
Dr Buchmann — Alvensleben.
Dr. Burkhard — Berlin.
Dr. Fischer — Berlin.
Dr. Goeze — Hamburg.
Dr. Groos — Magdeburg.
Dr. Hammerschmidt — Elberfeld.
Dr. Heinigke — Leipzig.
Dr. Heusler — Marienbad.
Apotheker Hess — Nürnberg.
Dr. Hochecker — Hildesheim.
Prof. Dr Jäger — Stuttgart.
Dr. Kirsten — Leipzig.
Dr. Kleinschmidt — Berlin.
Dr Leeser — Lübbecke.
Dr. Lorbacher — Leipzig.
Dr. Lutze — Köthen.
Apotheker Mayer — Cannstadt.
Dr. Meschlin — Basel.
Dr. Meyner — Chemnitz.
Dr. Mossa — Bromberg.
Cand. med. Richter — Leipzig.
Apotheker Schubert — Dessau.
Apotheker Dr. Schwabe — Leipzig.
Apotheker Steinmetz — Leipzig.
Dr. Sulzer — Berlin.
Dr. Teichmann — Sommerschenburg.
Dr. Verflassen — Coblenz.
Dr. Walz — Frankfurt a. O.
Dr. Weber — Duisburg.
Dr. Windelband — Berlin.
Dr. Wugk — Königsberg i. Pr.

A. Zöppritz - Stuttgart.
Dr Zwingenberg — Berlin.

Neu aufgenommen in den Verein wurden Dr. Borchmann — Berlin, Dr. Meyner — Chemnitz und Dr. Ide — Stettin.

Nunmehr ging der Verein an die weitere Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten und wurde zunächst der von Herrn Zöppritz gestellte Antrag genehmigt, dass künftighin der Abend-Versammlung die von einem vereidigten Sachverständigen revidirte Rechnungsablage unterbreitet werde, weil bei der Kürze der Zeit eine gewissenhafte Prüfung der Rechnungen seitens der am Sitzungsabend zu ernennenden Revisoren unmöglich erschien.

Das bisherige Direktorium, bestehend aus den Herrn Dr. Lorbacher, Dr. Herm. Fischer und Dr. Weber, wurde einstimmig für den Zeitraum vom 9. August 1884 bis dahin 1887 wiedergewählt.

Ebenso wurden Herr Apotheker Steinmetz als Kassirer und die Herren Dr Lorbacher und Dr. Billig als Institutsärzte der Vereins-Poliklinik zu Leipzig von Neuem bestätigt.

Der Bericht über die Vereinsbibliothek wurde ohne weitere Debatte zur Kenntniss genommen und als nächstjähriger Versammlungsort Luzern in der Schweiz bestimmt, welche Wahl von dem anwesenden Vereins-Mitgliede aus der Schweiz, Herrn Dr. Meschlin — und er glaubte hier im Namen aller Schweizer Homöopathen sprechen zu dürfen — aufs Wärmste begrüsst wurde, indem er dem Verein zugleich einen sympathischen Empfang auf dem freien Boden der Schweiz voraussagte.

Nach kurzer Pause wurde die „Berathung der Mittel und Wege, dem Mangel an Nachwuchs abzuhelfen“ aufgenommen. Nach lebhafter Debatte einigten sich die Ansichten dahin, dass eine energische Agitation für die Homöopathie überhaupt am besten geeignet sei, uns auch neue ärztliche Kräfte zuzuführen. Es wurde eine Agitationskommission erwählt bestehend aus den Herren Dr. Walz — Frankfurt, Dr. Windelband — Berlin, Dr. Mayntzer — Zell a. d. Mosel, Dr. Schwabe — Leipzig und Herrn Milbrot — Stettin und wurde dieser Kommission anheimgegeben. zweckmässige Mittel und Wege zu berathen, um auch in ärztlichen Kreisen eine erfolgreiche Agitation für die Homöopathie einzuleiten. Um die nöthige positive Grundlage für diese Thätigkeit zu geben, stellte der Central-Verein aus seinen Mitteln für das laufende Jahr 3000 Mark zur Verfügung. Möge diese Agitation segensreiche Früchte tragen. Bereite Vereinsmittel werden auch wohl nie

bessere Verwendung finden, als wenn sie reichlich zu momentan wirkenden Zwecken fliessen, besser als wenn sie kapitalisirt zur Mehrung eines Vereinsstammvermögens dienen, das erst unsern Enkeln Nutzen bringen soll.

Auf Anregung des Herrn Collegen Windelband wurde späterhin noch das im vorigen Jahre ernannte Vertheidigungs-Comité mit dem Agitations-Comité zweckmässig vereinigt. Gleichzeitig wurde in Anregung gebracht, den sogenannten Rummel'schen Fonds — Ueberschüsse aus der Sammlung für das Hahnemann-Denkmal — statt wie bisher zu Preisaufgaben aus der Arzneimittellehre lieber zu Agitationszwecken heranzuziehen und wurde demgemäss von der Versammlung entschieden

Das Ganz'sche Legat wurde auf Antrag Fischer's dem Verein „Berliner homöopathisches Krankenhaus“ überwiesen. — Auch der von Dr. Lorbacher seiner Zeit gesammelte Berliner Spitalfonds wurde demselben Verein überwiesen und dem bisherigen Fondsverwalter der Dank der Versammlung ausgesprochen.

Der Antrag des Herrn Zöppritz auf „Gewährung einer Unterstützung von 100 Mark auf 5 Jahre der Stiftung für Studirende der Medicin in Stuttgart“ wurde nach kurzer Motivirung seitens des Antragstellers einstimmig angenommen.

Damit war die Tagesordnung erledigt, doch blieben die meisten Collegen noch bis zur späten Abendstunde im anregenden persönlichen Verkehr zur gemüthlichen Unterhaltung vereinigt. Der folgende Morgen sah schon frühzeitig die meisten Collegen auf dem Platz, von denen ein grosser Theil der Einladung des Herrn Dr. Schwabe zur Besichtigung seiner homöopathischen Offizin Folge leistete. Von der Grossartigkeit und Leistungsfähigkeit dieser Anlage kann man sich nur eine Vorstellung machen, wenn man sie gesehen hat und das Vertrauen, das sie sich allseitig als Bezugsquelle homöopathischer Arzneien erworben, gewinnt neue Nahrung, wenn man die peinliche Ordnung und Sauberkeit, die in allen Theilen herrscht, an Ort und Stelle bewundern kann. Von dem Umfange des Geschäftsbetriebes aber macht man sich vielleicht eine annähernde Vorstellung, wenn man die Riesenregale durchmustert, welche die Bestellungen aus aller Herren Länder übersichtlich in Kasten geordnet einschliessen, oder wenn man in die Kellerräume herniedersteigt, um die Vorräthe an Urtinkturen und Urstoffen auch nur flüchtig zu überblicken. Man sollte glauben, es könne leicht jedem Erdenbewohner ein Fläschchen Aconit 3 oder Pulsatilla 3 in

die Hand gegeben werden, ohne diese Riesenballons mit Urtinktur zu erschöpfen. Endlose Reihen von Tinkturen u. s. w. ziehen sich dahin, und Namen lasen wir, deren Träger bis jetzt unser therapeutisches Wissen und Können noch nicht durchkreuzt haben. Doch hier muss ja für Alle gesorgt werden. —

Das grösste Interesse erregten allgemein die sinnreich construirten Maschinen und Vorrichtungen zur Zerkleinerung der Pflanzen und Urstoffe. Da wurden gerade in unglaublich kurzer Zeit die prächtigsten frischen Calendulapflanzen in den feinsten Pflanzenbrei verwandelt, indem sie einfach durch ein System rotirender, schraubenförmig angeordneter Messer geleitet wurden. Ein grosses Mühlwerk rotirender Porzellanwalzen verwandelt den harten Milchzucker in das feinste Pulver. Sinnreich construirte Extrahirapparate entzogen den harttrockenen Pflanzentheilen (Nux vomica etc.) die wirksamen Bestandtheile bis auf die öde holzige Zellmembran. Kurzum, jeder verliess wohl mit dem Gefühle der lebhaften Befriedigung, dass der Homöopathie ein solches Etablissement zur Verfügung steht, die Schwabe'sche Offizin, da es mittlerweile eilen hiess, um der Hauptversammlung an diesem Tage beizuwohnen.

Nach Eröffnung der Sitzung durch Herrn Dr. Lorbacher erstattete derselbe einen Bericht über die homöopathische Poliklinik zu Leipzig; wegen der Details verweisen wir auf die in der Allgemeinen homöopathischen Zeitung erscheinende Zusammenstellung. Darauf hielt derselbe einen mit vielem Beifall aufgenommenen Vortrag über die Bedeutung des Leipziger Aufenthalts Hahnemann's für die Entwicklung der Homöopathie.

Da dieser Vortrag in Nr. 11 und 12 der Allgemeinen homöopathischen Zeitung in extenso veröffentlich ist, verweisen wir unsere Leser auf diese Quelle zur Information.

Hierauf erhielt Herr Dr Leeser-Lübbecke das Wort zu einem Vortrage über epidemische Heilmittel. Bei der unstreitigen Bedeutung, die der Genius epidemicus in der Therapie einnimmt, bei den auffallenden Erfolgen, die wir selbst von gewissen Arzneimitteln in gewissen Epidemien, resp. zu bestimmten Zeiten gesehen und zwar von Mitteln, die zu andern Zeiten bei ähnlichen Erkrankungen keine sonderliche Heilkraft zeigten, waren wir im höchsten Grade gespannt, das Punctum saliens in der Auffindung epidemischer Heilmittel kennen zu lernen. Wenn wir in dem mit grosser Lebhaftigkeit und entschiedener persönlicher Ueberzeugung gehaltenen Vortrage

nicht das fanden, was wir erhofft, so mag es wohl darin seinen Grund haben, dass die Auffindung der Heilmittel durch radienförmig um den Nabel liegende „Druckpunkte“, die je einem oder mehreren Mitteln entsprechen, unserer bisherigen therapeutischen Methode gänzlich fern lag und als ein vollständiges Novum auf uns einstürmte. College Weber gab wohl der Ansicht der meisten Anwesenden den rechten Ausdruck, wenn er, die Neuheit der Sache hervorhebend, auf eine grosse Reihe von Unklarheiten hinwies, wo jeder Causalnexus zu fehlen scheine, wodurch die ganze Sache einen etwas phantastischen Anstrich bekomme. Wie Herr Dr. Weyhe-Herford den Zusammenhang zwischen Druckpunkt und Mittel gefunden, wusste Redner nicht anzugeben, er registrirte blos das Faktum; so lange wir aber diesen Abgrund nicht sicher überbrücken können, werden wir wohl an der bewährten Methode, auf dem Wege des Similia similibus Heilmittel zu finden, festhalten müssen. — Wir wollen nicht unerwähnt lassen, dass Redner einen Patienten vorführte, bei dem ein Epithelialcarcinom im rechten innern Augenwinkel augenscheinlich zur vollständigen Ausheilung gebracht war und zwar mittelst der in der Zeit der Behandlung jeweilig gefundenen epidemischen Heilmittel. Auch demonstrirte Redner an dem Patienten die Druckpunkte des momentan herrschenden Mittels ad occulos.

Es war eine gewisse Bewegung unter den Anwesenden bemerkbar nach dem Vortrage, und manch bedächtiges Haupt sahen wir bedenklich schütteln ob des Neuen und Unverstandenen.

Bei der Wiederaufnahme der gestrigen Diskussion über die Nachwuchsfrage erhielt Herr Dr. Wintersohle aus Westfalen das Wort zu einem Vortrage über die Erfahrungen, die er gerade in dieser Sache jüngst gesammelt, als er nach Pesth gereist, um an der erfahrenen Hand Bakody's sich in die Hallen der homöopathischen Arzneiwissenschaft einführen zu lassen. Die Begeisterung, mit der Redner sprach, war der deutlichste Beweis, wie sehr es dem Lehrer gelungen, seinen Schüler von der Trefflichkeit der Homöopathie zu überzeugen. Auch hier verweisen wir auf den in der Allgemeinen homöopathischen Zeitung Nr. 13 und 14, Band 107, mitgetheilten Vortrag.

Jetzt trat die Versammlung in die von Herrn Dr. Mossa vorgeschlagene freie Diskussion über Cholera ein. Eigentlich Neues wurde nicht vorgebracht, da glücklicher Weise keiner der Anwesenden in den letzten Jahren Gelegenheit gehabt hatte, die wahre Cholera zu behandeln.

Schliesslich machte Dr. Walz noch die erfreuliche Mit-

theilung, dass es ihm durch die Freigebigkeit eines bei Frankfurt a. O. ansässigen Gutsbesitzers und einiger anderer Freunde der Homöopathie ermöglicht sei, noch im Laufe dieses Jahres ein kleines Hospital zu eröffnen, das besonders zur Aufnahme kranker Kinder bestimmt sein soll. Damit wurde die 51. General-Versammlung geschlossen.

Um 2 Uhr vereinigte ein solennes Festmahl die Theilnehmer nochmals im Hôtel de Prusse. Eine Anzahl anwesender Damen und Gäste trugen nicht wenig dazu bei, den festlichen Charakter des Mahles zu erhöhen. Die übliche Toaste wurden in ungetrübter Feststimmung in der Versammlung ausgebracht, während College Mossa es nicht unterlassen, seine poetische Gabe in einem lateinischen Festliede nach der Gaudeamusweise zu bethätigen.

Nach Schluss der Tafel folgten noch zahlreiche Anwesende einer Einladung des Herrn Dr. Schwabe zu einem gemüthlichen Zusammensein auf seiner Villa zu Reudnitz, wo ein genussreicher Abend den würdigen Schluss der durchaus wohlgelungenen Versammlung zu Leipzig bildete. Dr. Sulzer.

Kleinere Mittheilungen.

Das auf der vorigen Centralvereinssitzung in Leipzig ernannte Agitations-Comité hat beschlossen, einen Theil der ihm vom Centralverein zur Verfügung gestellten Gelder dazu zu benutzen, junge allopathische Aerzte, welche sich mit dem Studium der Homöopathie eingehend beschäftigen wollen, durch eine Geldsublevation bis zu der Höhe von 400 Mark zu unterstützen, wenn sie sich entschliessen, eine Studienreise nach Pesth zu unternehmen und einen achtwöchentlichen praktischen Lehrkursus in der Homöopathie bei Prof. v. Bakody, in dessen Universitätsklinik zu St. Rochus und im Krankenhaus Bethesda, durchzumachen, zu dessen unentgeltlicher Abhaltung sich letzterer in liberalster Weise erboten hat. Wir können die erfreuliche Mittheilung machen, dass bereits ein junger allopathischer College, den die Schulmedicin in keiner Weise befriedigt, nachdem er unsere Poliklinik besucht und dort hospitirt, resp. einen Einblick in unsere Behandlungsmethode gewonnen, sich entschlossen hat, von dem Anerbieten des Central-Vereins Gebrauch zu machen und bereits am 18. d. Mts. nach Buda-Pesth abgegangen ist, um einen solchen Cursus zu absolviren. Derselbe hat,

da seine Verhältnisse ihn nöthigten, eine Stellung anzunehmen, um als Arzt überhaupt festen Fuss zu fassen und den Anfang zur Praxis zu machen, mehrere Engagements als Assistenzarzt in Krankenanstalten vorläufig von der Hand gewiesen und dafür das Anerbieten einer Sublevation für die Pesther Studienreise angenommen, dafür aber einen Revers ausgestellt, in dem er sich verpflichtet, die erhaltene Unterstützung innerhalb eines Jahres zurückzuzahlen, wenn ihn die gemachte Probe nicht mit der Homöopathie der Art befreundet, dass er sie praktisch und öffentlich ausübt. Für den Fall, dass er zur Homöopathie thatsächlich übertritt, sind ihm 3 Jahre Frist gelassen, die vorgeschossene Summe zurückzuzahlen. — Jedenfalls ist dieser Anfang ein erfreulicher zu nennen und wird hoffentlich gute Früchte tragen. Dr. Windelband.

In der Pharmaceutischen Zeitung 1882. Nr. 45 finden wir folgende Notiz: Hahnemann und die Homöopathie. „Bei einem kürzlichen Besuche meiner früheren Apotheke in Torgau fand ich die Nr. 38 Ihrer Zeitung und las den Artikel: „Hahnemann und die Homöopathie.“[1])

Ueber Hahnemann fand ich in dem Tagebuche eines Torgauer Professionisten Folgendes aufgezeichnet:

„1805 kaufte Dr. Samuel Hahnemann das auf der Pfarrgasse, neben dem Diakonat gelegene Wohnhaus mit Einfahrt, um seine homöopathischen Kuren an Kranken und Leidenden zu versuchen. Da man noch unbekannt mit dieser Kurmethode war, so erregte dies Aufsehen, dass die winzigen, kleinen Streukügelchen mehr helfen sollten, als ganze Löffel Medicin. Der Glaube that aber auch

---

[1]) Das gleichzeitig mit abgedruckte Spottgedicht „An Aeskulap“ lassen wir seines albernen nnd gehässigen Inhaltes wegen selbstverständlich weg. — In oben gedachter Nr. 38 begann ein längerer Artikel, der sich durch 5 Nummern der Zeitung hinzieht, und uns homöopathische Aerzte durch Wiedergabe der kräftigsten Stellen aus dem Rigler'schen Pamphlet belehrt, wessen wir uns von den Apothekern zu versehen haben. Der Schluss des Artikels: „Möchte das Werk mehr Erfolg haben, als die bisherigen gegen die Homöopathie gerichteten Schriften; hierzu beizutragen, war der Zweck unserer ausführlichen Erwähnung desselben,“ steht einem Apotheker-Organ, das seine Hände doch aus allen rein ärztlichen Sachen, als nicht vor sein Forum gehörig, lassen sollte, nicht wohl an und vermehrt unser ohnehin nicht sehr übertriebenes Wohlwollen gegen einen Stand nicht, der der getreue Diener und Ausführer ärztlicher Verordnungen sein sollte, sich uns aber häufig als ein durchaus überwollender und unzuverlässiger erwiesen hat. Doch, Gott sei Dank, wir haben ja unser Dispensirrecht!

hier das Seinige; es wurde Vielen geholfen, aber auch Vielen nicht; er bekam Feinde und Neider, und da Torgau kein Ort für ihn sein konnte, sein Wirkungskreis zu klein, so zog er fort und ging nach Leipzig."

Knibbe.

Als bezeichnend für das Wohlwollen der „Pharmaceutischen Zeitung" für die Homöopathie ist die der gleichen Nummer jener Zeitung entnommenen Probe unglaublichen Gewäsches, welche, unter der Bezeichnung: „Homöopathisches", eine Parodie auf die Homöopathie bringt, die in der Ameke'schen Arbeit, Seite 378 schon angeführt worden ist, und welche die Pharmaceutische Zeitung als eine „launige Plauderei, dem Chem. and Druggist" entnommen," bezeichnet.

Wir würden uns mit solchen Unsinn nicht aufhalten, wenn wir es nicht für unsere Pflicht hielten, diesen Erguss der pharmaceutischen Zeitung, dem gelesensten Organe der deutschen Apotheker, als kennzeichnend für den Standpunkt des ganzen Apothekerstandes gegenüber den homöopathischen Aerzten zu registriren und zur Kenntniss der Collegen zu bringen.

Dr. Windelband.

Personalien.

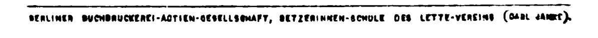
Am 15. Juli d. J. starb zu Schleswig der homöopathische Arzt **Dr. med. G. H. N. Sager.**

Am 29. September d. J. starb zu Köln a. Rh. der homöopathische Arzt **Dr. med. A. H. Hendrichs** im 69. Lebensjahre.

Am 5. October 1883 starb in Prag der homöopathische Arzt **Dr. med. Hofrichter** im Alter von 81 Jahren.

Am 6. October 1883 starb in Naumburg a. d Saale der homöopathische Arzt **Dr. med. Heinrich** im rüstigsten Mannesalter an einer Herzlähmung.

Am 15. November starb zu Dresden der **Dr. med. Kaurin** aus Christiania in Norwegen.


BERLINER BUCHDRUCKEREI-ACTIEN-GESELLSCHAFT, SETZERINNEN-SCHULE DES LETTE-VEREINS (CARL JANKE).



An unsere Leser!

Seit dem Erscheinen des 1—5. Heftes des III. Bandes unserer Zeitschrift sind uns mehrfache Beschwerden von Collegen zugegangen, die sich über den ungewöhnlich hohen Preis dieser 5 Hefte von 12 Mark beklagen, namentlich gegenüber dem Preise von 6 Mark, der für das Ameke'sche Buch, welches allerdings den Hauptbestandtheil dieser 5 Hefte bildet, normirt wurde. Wir müssen hierzu folgende Aufklärung geben. Erstens haben wir unsere Zeitschrift, allerdings im Interesse ihrer Verbreitung und ebenso im Interesse unserer Sache bisher zu einem abnorm billigen Preise herausgegeben. Bei den hohen Honoraren, welche wir den Mitarbeitern stets angeboten haben und weiterhin anbieten werden, und bei der selbstverständlich nur geringen Abonnentenzahl, die eine Zeitschrift, für homöopathische Aerzte geschrieben, nur erzielen kann, kommt für unsere Vereinskasse durch die Herausgabe der Zeitschrift eine grosse Belastung heraus, die der Verein aber gerne im Interesse der guten Sache trägt und Dank der ihm zu Gebote stehenden Mittel auch weiter stets gern tragen wird und kann. Wenn wir nun diesmal einen höheren Preis berechnen, als den bisher von uns normirten, so wird uns das Niemand verübeln, wenn wir ihm mittheilen, dass uns die Herstellung dieser Hefte und allerdings zugleich die Ausgabe des Hauptinhaltes als Separatabdruck mehr als 5000 Mark Kosten verursacht hat. Wer die Ameke'sche Arbeit genau gelesen hat, wird sich leicht sagen können, dass allein die Herbeischaffung der umfangreichen Literatur mit grossen Kosten verknüpft sein musste, abgesehen vom Honorar, Druckkosten für eine Auflage von 2000 Exemplaren, Inseriren u. s. w.

Dass unser Verein dabei, trotz der liberalen Beihülfe des Centralvereins und der Einnahme aus der Zeitschrift und dem Verkauf der Separatabdrücke noch ein beträchtliches Deficit hat, ist jedem Sachverständigen leicht ersichtlich. Wir erlaubten uns daher unseren Abonnenten, d. h. also den homöopathischen Collegen eine kleine Zubusse zu dem für die gemeinschaftliche Sache unternommenen Werke von etwa 4 Mark aufzuerlegen, die sie im Interesse unserer Sache gewiss gern tragen werden, ohne dass wir eigentlich nöthig hätten, diesen nachträglichen Apell an ihre Opferfreudigkeit zu richten.

Hierzu bemerken wir, dass der Preis des als Separatabdruck erschienenen Buches mit dem Preis der Zeitschrift nichts zu thun hat, sondern lediglich im Interesse der Verbreitung desselben in Laien- und Aerztekreisen auf 6 Mark normirt worden ist.

Wir erklären schliesslich, dass wir in Zukunft uns eine solche Extravaganz nicht gestatten, sondern die Zeitschrift weiter zu dem andern wissenschaftlichen Zeitungen gegenüber durchaus als mässig zu bezeichnenden Preise, im Interesse der Homöopathie, erscheinen lassen werden.

Berlin im März 1884.

Die Redaktion der Zeitschrift des
Berliner Vereines homöopathischer Aerzte.

Zur Charakteristik Hahnemann's und seiner Gegner.

Von

Dr. Ameke,

prakt. Arzt in Berlin.

Je grösser die von gereizter Schwäche gezeugte Wuth der Gegner ist, um so mehr wächst die Grösse Hahnemann's vor den Augen des Kenners. Die Heftigkeit des Angriffes zeigt ja nur, wie weit er seiner Zeit vorausgeeilt war, wie hoch erhaben er dasteht über den alltäglichen Geistern, denen die Kraft fehlt, sich aus den Begriffen herauszuarbeiten, die man ihnen in der Schule beigebracht hat. Wer Hahnemann's Leistungen begreifen gelernt hat, sieht nicht ohne Befriedigung zu, mit welch' unwürdigen Angriffsmitteln die Gegner sich beschmutzen müssen, dass es ihnen gelinge, den grossen Mann herabzuziehen. Ein solches Gefühl der Genugthuung empfindet man auch, wenn man die Auslassungen gegen Hahnemann bei Besprechung seiner Behandlung des geisteskranken Klockenbring liest.

Hier wird erzählt, Hahnemann habe in schwindelhafter Weise „seine Heilanstalt für Geisteskranke" angekündigt; es habe sich denn auch ein Dummer eingefangen, eben jener Klockenbring. Nun sei grosse Verlegenheit entstanden, Hahnemann sei gar nicht im Besitz einer Anstalt gewesen; endlich habe der Herzog von Gotha durch Ueberlassung eines Flügels in seinem Jagdschlosse zu Georgenthal, 3 Stunden von Gotha gelegen, der peinlichen Lage ein Ende gemacht.

Der Patient sei aber nicht geheilt worden und trotzdem habe der Schwindler Hahnemann der armen Frau, die sich durch Handarbeiten hätte ernähren müssen, 1000 Thaler abgenommen. Folgen die obligaten Ausrufe der Entrüstung und Besorgniss für das öffentliche Wohl, welches von den Anhängern eines solchen charlatanhaften Individuums in der schlimmsten Weise gefährdet sei.

Wäre Klockenbring ein unbedeutender Mensch gewesen, so hätten die Gegner ohne Angabe der näheren Umstände einfach den Beweis beigebracht, dass H. 1000 Thaler Honorar verlangt, und es wäre schwer, ja unmöglich gewesen, den Verdacht der Inhumanität von ihm abzuwälzen. Zum Glück indess gehörte Klockenbring zu den angesehenen Gelehrten und Schriftstellern und so besitzen wir über ihn eine ausführliche Biographie mit ziemlich genauer Darstellung der Kranken- und Behandlungsgeschichte, welche enthalten ist in: Nekrolog auf das Jahr 1795; enthaltend Nachrichten aus dem Leben merkwürdiger, in diesem Jahre verstorbener Deutschen, von Friedrich Schlichtegroll. Jahrgang 6. Bd. 1. S. 124—247. Gotha, Justus Perthes. 1797.

Hier wird erzählt, dass Klockenbring, geb. 1742, ein reizbarer Mensch war, dessen geistiges Wohlbefinden in hohem Grade abhing von dem Urtheil der Welt über ihn. Er wurde Ende des Jahres 1790 ohne Ursache in einem anonymen Pamphlet in niederträchtiger Weise (von Kotzebue) angegriffen, wodurch sein Gemüth derartig erschüttert wurde, dass er allmälig in eine Geisteskrankheit mit Tobsuchtanfällen verfiel. Dann heisst es wörtlich weiter:

„Während dessen war der verdienstvolle Leibmedicus Wichmann in Hannover, in Verbindung mit mehreren anderen, unablässig bemüht, alle Mittel der Heilkunde an dem Kranken zu versuchen; allein vergebens! Wenn es auch schien, dass zuweilen ein heller Zwischenraum stattfand, so zeigte sich bald darauf die Wuth der Krankheit nur verdoppelt.“

„Um diese Zeit machte der berühmte Doctor Hahnemann, der sich damals in Gotha aufhielt, durch den Reichs-Anzeiger bekannt, dass er entschlossen sei, seine ganze Zeit und alle seine Fähigkeiten solchen Kranken zu widmen, die von Gemüthskrankheiten befallen wären; dass er schon öfter den glücklichen Erfolg seiner Methode gesehen habe; dass er aber, da die Behandlung der Kranken vorzüglich auf den Geist gerichtet sein müsse und vielen Zeitaufwand erfordere, nur sehr wenige auf Einmal zur Cur übernehmen könne.“

„Nach mehreren Erkundigungen hierüber war über Hahnemann's Kenntnisse als Arzt nur Eine Stimme; nichts konnte also erwünschter sein, als dass ein so einsichtsvoller Arzt sich zu diesem traurigen Geschäfte erbot. Man wechselte Briefe mit ihm über die Sache, und er war bereit, den Kranken in die Cur zu nehmen. Madame Klockenbring kam selbst nach Gotha, um die

näheren Bedingungen mit ihm abzuschliessen. Hahnemann hatte die Ankündigung seines Instituts in das Publikum geschickt, als einen Versuch, ob er Zutrauen fände und hatte also bis dahin, in Hinsicht auf das nöthige Local, noch keine bestimmten Anstalten getroffen. Es entstand daher eine Verlegenheit für beide Theile, als sich jetzt ein dringender Fall darbot, einen wichtigen Patienten bei ihm in die Cur zu geben. Die bekannte menschenfreundliche Denkungsart des regierenden Herzogs von Gotha trat hier in das Mittel; er liess dem Doctor Hahnemann einen Flügel seines Jagd-Schlosses zu Georgenthal, drei Stunden von Gotha, zu diesem Gebrauche einräumen, und ihm sonst noch in vielen Stücken die dazu nöthige Einrichtung erleichtern."

„Im Junius 1792 ward also Klockenbring unter schicklicher Begleitung nach Georgenthal gebracht und dem Dr. Hahnemann anvertraut. Dieser gelehrte Arzt hat in einem eignen Aufsatze („Striche zur Schilderung Klockenbring's während seines Trübsinns." S. Deutsche Monatsschrift. Februar 1796.) einiges von dem psychologisch so merkwürdigen Zustande erzählt, in welchem der Kranke war, und wie sich die Stärke der Krankheit allmälig verlor. Es soll hier nur das für die Seelenlehre Merkwürdigste davon herausgehoben werden, besonders dasjenige, was dem Leser eine Vorstellung von dem talentvollen, umfassenden Geiste geben kann, der jetzt von der Gewalt der Krankheit zerstört war, aber auch in seinen Ruinen noch Bewunderung erregte."

„Die ersten Wochen beobachtete Hahnemann seinen Kranken blos, ohne ihn ärztlich zu behandeln. Dieser fiel Tag und Nacht aus einem Excess in den andern; bald sprach er als Richter und dictirte Strafen; dann declamirte er als Agamemnon oder Hector die eignen Worte der Iliade, sang dazwischen eine Stanze aus Pergolese's Stabat Mater, sagte Stellen des Alten Testaments mit den eignen Worten des Hebräischen her, suchte zu einem Liede Anakreon's oder der Anthologie die altgriechische Melodie, wechselte mit Stellen aus Milton's verlorenem Paradiese oder aus Dante's Hölle und schrieb dann wohl wieder algebraische Formeln; nichts kam gehörig zu Ende, sondern die neue Idee verdrängte eilig und mit Gewalt die erstere."

„„Das Bewunderswürdigste (sagt Hr. Dr. Hahnemann an ang. O. S. 150) war die Richtigkeit in den Ausdrücken alles dessen, was ihm sein Gedächtniss aus Schriften in allerlei Zungen darreichen musste, vorzüglich alles dessen, was er sich in seiner Jugend zu

eigen gemacht hatte.' — Es zeugt dieses Gemisch von seinen ausserordentlich mannichfaltigen Kenntnissen vielleicht aber auch von einer Begierde, hierdurch zu glänzen, sowie dadurch, dass er sich vieler vertrauter Bekanntschaften mit sehr vornehmen Personen rühmte, von welcher er auch in gesunden Tagen nicht frei war. Er zerstückelte in jener Periode alles, was ihm vorkam, unter andern auch sein Clavier, das er wieder sonderbar zusammensetzte, um wie er sagte, jenen alten Ergänzungston, den Proslambanomenon, zu finden. Mitten in diesem Zustande schrieb er sich, so wenig er sonst von Körperkrankheit wissen wollte, einst ein gleich zu verfertigendes Recept, dessen seltne Ingredienzien, nach Hahnemann's Zeugniss, so ausgesucht zusammenpassten und so schicklich zur Cur eines Wahnsinnigen dieser Art calculirt waren, dass er ihn in diesem Augenblicke fast für einen sehr unterrichteten Arzt gehalten hätte, wenn nicht die lächerliche Signatur des Receptes und die Verordnung, womit es einzunehmen sei, von Verwirrung gezeigt hätten. Aber auf welche Art, da er nichts von Büchern in seiner Gewalt hatte, so fährt Hahnemann fort, orientirte sich dieser mitten im Orkan der stürmendsten Phantasie umnebelte und mass- und steuerlose Geist für ein, so manchem Arzte unbekanntes, treffliches Heilmittel des Wahnsinnes; wie kam er auf den Gedanken, es sich zu verordnen in der schicklichsten Form und Gabe? Fast ebenso bedenklich war der Umstand, dass er in der höchsten Periode der Verstandesverwirrung, auf Befragen, nicht nur den genauen Monatstag (das war, so wenig er einen Kalender hatte, noch wohl begreiflich) sondern auch immer die richtige Stunde bei Tag und Nacht mit erstaunenswürdiger Genauigkeit sagen konnte. So wie er sich zu bessern anfing, ward diese Divinationsgabe immer schwankender und trügender, bis er endlich bei vollkommener Rückkehr seines Verstandes nicht mehr, nicht weniger davon mit Gewissheit zu sagen wusste, als jeder andere Mensch. Da er völlig wieder hergestellt war, drang ich einstmal freundschaftlich in ihn, mir doch dieses Räthsel zu lösen, oder wenigstens die Empfindung zu beschreiben, die ihn dieses jedesmal gelehrt habe. ‚Es schaudert mir,' antwortete er, ‚über den ganzen Leib und läuft mir kalt über, wenn ich daran denken will; ich bitte Sie, erinnern Sie mich nicht an diese Sache . . .'"

„Dass er in der Zeit seiner anfangenden Genesung einen unmässigen Hunger hatte (zehn Pfund Brod täglich, ausser den andern Speisen, konnten ihn damals nicht sättigen), und dass er in eben

jener Zeit eine Neigung zeigte, jedermann zu hintergehen oder zu beleidigen, da er doch nach wiedererlangter Gesundheit sehr mässig ass und sich gegen jedermann gefällig betrug, — dies sind Bemerkungen, die man schon mehrmals bei ähnlichen Kranken gemacht hat . . .“

„Es war,“ wird weiter in jenem Nekrolog berichtet, „ein glückliches Schicksal für den, in den letzten fünf Jahren von so ausgezeichnetem Unglück verfolgten Klockenbring, dass er in die Hände dieses geschickten Arztes kam, den man mehr, als blos nach seinem literarischen Rufe kennen muss, um gehörig von seinem ungewöhnlichen Scharfblicke als Arzt, und von seinen Kenntnissen als Gelehrter zu urtheilen.“

„Unstreitig wurde dadurch der gute Ausgang der Cur sehr befördert, dass der Kranke bei seiner stufenweisen Genesung in seinem Arzte einen Mann entdeckte, den er seiner Talente wegen hochachten musste, dem er sich nun mit Willigkeit unterwarf, und dessen Freund er wurde. Klockenbring behielt auch bis an seinen Tod die grösste Dankbarkeit gegen ihn, wie das die Personen bezeugen, die bis an sein Ende um ihn waren; und Hahnemann sagt gegenseitig von Klockenbring (a. ang. O. S. 157): „Seine zweijährige Freundschaft gegen mich nach seiner vollkommenen Genesung vergalt mir reichlich alle die vielen trüben Augenblicke, die ich um ihn gehabt hatte.“ —

„Im Junius war also der Kranke nach Georgenthal gekommen, und schon im August gab Hahnemann einige Hoffnung zur Genesung desselben. . . . . Seine (Klockenbring's) zu jeder Aufopferung bereite Gattin erbot sich also, den Winter in Georgenthal zuzubringen, um ihm in seinen lichten Zwischenräumen zur Gesellschaft zu dienen; aber der Arzt willigte nicht ein, und schrieb ihr noch im November, dass er nur in der gänzlichsten Einsamkeit dem Geiste des Kranken die Richtung geben könne, welche er haben müsse, und sie solle ruhig die Zeit erwarten, die er ihr bestimmen würde, um zu kommen.“

„Im Februar 1793 schrieb der Arzt ihr nun wirklich, Klockenbring sei gänzlich hergestellt, und sie möge also in einigen Wochen kommen, um ihn abzuholen. Klockenbring war jetzt genesen, und gab den besten Beweis hiervon dadurch, dass er Arthur Young's Buch über die Staatswirthschaft Grossbritanniens aus dem Englischen übersetzte und mit Anmerkungen begleitete, welches so, wie es aus seiner Feder kam, gedruckt wurde; auch

liess er eine Vergleichung der Grösse, der Bevölkerung, der Auflagen und des Reichthums Englands und Frankreichs in den Reichs-Anzeiger (1793. I, 521) einrücken. . . ."

„Klockenbring reiste nach Hannover (März od. April 1793), um wieder Besitz von seinen Aemtern und allem Seinigen zu nehmen. Man erkannte ihn für hergestellt, und sein Arzt erhielt die, ausser dem Kostgelde, für die Cur bedungenen Tausend Thaler. . . .

„Klockenbring's Geisteskräfte schienen in nichts gelitten zu haben, und er erwartete nichts anderes, als seinem sehnlichen Wunsche gemäss, wieder in seine vorige Stelle und Thätigkeit gesetzt zu werden."

Dieser Wunsch wurde nicht erfüllt, statt dessen erhielt er eine Pension und die Direction der Hannover'schen Landeslotterie. Diese Enttäuschung nagte an ihm und stimmte ihn nieder. Später wird berichtet:

„Eine lange und sehr schmerzhafte Krankheit vollendete das Gefühl seines Elendes. Hämorrhoidalische Beschwerden, welche sich immer verschlimmerten, verursachten eine Entzündung, die den kalten Brand wirklich nach sich zog, und nur der sorgfältigsten Behandlung der Aerzte und Wundärzte und der ausserordentlichen Kraft seines Körperbaues hatte er das Ueberstehen dieser schmerzhaften Zufälle zu danken. Oft glaubte er in dieser Krankheit sich dem Tode nahe und mit Sehnsucht erwartete er ihn . . . ."

„Klockenbring wurde völlig wieder hergestellt, und die wiederkehrenden Kräfte seines Körpers schienen ihm ein langes Leben zu versprechen."

„Indess versank er nach dieser Krankheit (also 2 Jahre nach der Entlassung aus Hahnemann's Behandlung A.) in eine gänzliche Unthätigkeit; alles war ihm völlig gleichgültig; nur selten konnte er aus diesem Seelenschlummer geweckt werden, und geschah es, so ward eine Heftigkeit in ihm rege, welche deutlich wahrnehmen liess, dass sein ganzer Zustand gewaltsam sei, und dass man sich hüten müsse, sein Gefühl aufzuregen, weil man die Grenzen desselben nicht kennen konnte. So lebte er noch einige Monate; sein Körper nahm zu, aber sein Geist schien völlig zu verdampfen. O, es erregte Mitleiden, zu sehen, wie dieser einst so kluge, so thätige, so viel umfassende Geist, jetzt kaum dem Faden einer einfachen Erzählung nachzugehen vermochte; wie er nichts anderes las, als die Bücher, welche ihm hingelegt wurden, nach keiner gelehrten Neuigkeit fragte, weil ihm alle Literatur ein Gräuel geworden war, und seine

neuen Geschäfte einem Andern übertrug, weil sie ihm zuwider waren! —"

Am 12. Juni 1795 verschied er im 53. Jahre, ohne vorhergegangene merkliche Krankheit, an heftigen Krämpfen, welche ihm in die Brust getreten waren; bei der Oeffnung seiner Leiche war auch keine andere Ursache seines Todes zu finden."

Aus dieser Darstellung erfahren wir also zunächst, dass Klockenbring von Hahnemann geheilt wurde, und dass alle Welt ihn als geheilt ansah, dass er aber durch Enttäuschungen später in eine gedrückte Stimmung gerieth, welche indess nicht mehr im Stande war, die bewirkte Genesung von dem Wahnsinn zu erschüttern. Die Todesursache bleibt zwar nach den Ergebnissen der Section unbekannt; wer aber den Zustand der damaligen pathologischen Anatomie und die auffallende Resultatlosigkeit so vieler jener Sectionen kennt, findet dies nicht seltsam.

Hahnemann hatte ferner circa dreiviertel Jahr seine ganze Kraft Tag und Nacht dem unglücklichen Kranken mit allgemein anerkannter Sorgfalt in einem Grade gewidmet, dass dabei an anderweitige ärztliche Thätigkeit nicht zu denken war. Er hatte darum als Honorar für seine mühevolle, aufreibende, verantwortungsreiche, langdauernde Behandlung 1000 Thaler sich ausbedungen. Dies hatte er vor Uebernahme des Patienten gethan, weil er damals Frau und 4 Kinder zu ernähren hatte.

War Klockenbring oder seine Frau zu dieser Summe nicht vermögend oder gewillt, so standen ihnen die Wege offen. Ausserdem findet sich in dieser Schrift nicht die leiseste Andeutung darüber vor, dass H.'s Forderung zu hoch gewesen sei. Das Honorar ist angegeben, weil eben die Verhältnisse Klockenbring's in sehr ausgedehnter Weise geschildert werden.

Schon vor Erwähnung der Hahnemann'schen Cur wird von der materiellen Lage der Klockenbring'schen Familie gesagt ib. S. 214: „Diese thätige Frau (Tochter eines berühmten Geschäftsmannes) hatte sicheren Grund zu hoffen, für sich und für die Unterhaltung ihres Mannes, wenn er auch nie wiederhergestellt werden sollte, ausserdem, dass man ihm doch sicher einige Pension würde gelassen haben, in Absicht auf ihr Auskommen nie in Verlegenheit zu seyn, indem sie schon seit mehreren Jahren durch eigene und

unter ihrer Aufsicht und Anleitung verfertigte Stickereyen den häuslichen Erwerb nicht unbeträchtlich vermehrt, und dadurch ihren Mann der Sorgen und Ausgaben für ihre und ihre beyden Töchter vornehmste Bedürfnisse auf die edelste Weise überhoben hatte; wobey die noch sehr jungen Töchter von ihr durchaus mit jenen Arbeiten dennoch nicht beschäftigt wurden, um ihrer Erziehung, Geistesbildung und Gesundheit dadurch nicht hinderlich zu werden."

Das Honorar erhielt H. nach der Genesung seines Patienten, (den früher die angesehensten Aerzte, wie der Kgl. Hannov. Leibarzt Wichmann und Andere, ohne den leisesten Erfolg Jahre lang behandelt), als Klockenbring die Kraft der Gesundheit fühlte, nicht etwa von der Frau nach Klockenbring's Tode, welcher, wie gesagt, 2 Jahre später aus anderer Ursache erfolgte.

Wenn drum die Allopathen ihren Anhängern erzählen, der Vater der Homöopathie habe von der Frau 1000 Thaler gefordert, so merkt man die Absicht sofort, um so mehr, wenn sie schlau von einem Recept mit Strammonium sprechen. Der Leser muss auf diese Weise nothwendig die Ansicht gewinnen, Hahnemann habe für geringe Mühewaltung „trotzdem der Patient ungeheilt blieb" von der Wittwe jene Summe erhalten. Wenn sie dann noch listig von dem Verdienst der Frau mittelst Handarbeiten sprechen, so sieht doch jeder eine unglückliche Wittwe auf einem Dachstübchen im Hinterhaus beim Schein eines kümmerlichen Lampenlichtes mit rothgeränderten Augen, gramdurchfurchten, bleichen, ausgehungerten Wangen Handarbeiten verfertigen, um dem herzlosen Schwindler Hahnemann sein Blutgeld auszahlen zu können.

Lassen wir einen allopathischen Kämpfer selbst erzählen. Karsch, den auch der Geschichtsschreiber Häser als gute Quelle empfiehlt, stellt die Behandlungsgeschichte in der geschilderten allopathischen Art hin, dreht und schraubt an den Thatsachen in bekannter Manier, erwähnt selbstverständlich mit keiner Silbe, mit welch aufopfernder Berufstreue Hahnemann dreiviertel Jahr den Kranken behandelt und erhebt sich dann (Wunder der Homöopathie S. 74) zu folgendem Entrüstungsschrei:

„Obgleich aber der unglückliche Klockenbring ungeheilt (!!) von Hahnemann entlassen wurde, so hinderte dies doch den edlen Wahrheitssucher nicht, die Menschenfreundlichkeit des edlen Herzogs weise zu benutzen und dem so überaus tief gebeugten Weibe, das schon lange durch eigene und unter ihrer Aufsicht und Anleitung

angefertigte Handarbeiten in ebenso ehrenvoller als beklagenswerther Weise den Ruin der Familie aufzuhalten bemüht war, für diese Heldenkur ausser dem Kostgelde

1000 — schreibe tausend Thaler

abzunehmen — eine allgemeine menschliche oder ihm besonders eigenthümliche Schwäche?!?"

Man gehe diese allopathische Tirade noch einmal Wort für Wort genau durch und achte darauf, welch leidenschaftliche Verbissenheit darin steckt, und wie der Schreiber danach ringt, seinen todten Feind zu entstellen.

Und solche schlecht verhaltene Wuth hat ihm von Anfang bis zu Ende seines Buches die Feder geführt.

Welche Quelle aber giebt Karsch für seine Darstellung an? Man staune! — Dieselbe, welche ich eben benutzte!

Aehnlich wie Karsch behandeln andere allopathische „Vorkämpfer" diese Episode aus Hahnemann's Leben.

Hatte ich ein Recht, oben zu sagen, die Anhänger Hahnemann's können mit Genugthuung darauf hinblicken, dass derartig niedrige Kampfesweisen bei ihnen nicht geführt wurden, trotzdem sie in der Minorität und täglich den unwürdigsten Angriffen ausgesetzt sind und noch andere ungünstige Momente bei ihnen zusammentreffen? Dieser Umstand allein schon könnte und sollte dem Einsichtsvollen zeigen, auf welcher Seite das grössere Recht ist

Dass die Homöopathen im Streite auch häufig gefehlt haben, rührt daher, dass sie ebenfalls Menschen sind; trotzdem hätten sie Manches anders machen können. Da liest man in den Schriften der angesehensten Homöopathen: Hahnemann erhielt einen Ruf an die vom Herzog von Gotha in Georgenthal eingerichtete Irrenanstalt etc. Solche Phantasien haben der Homöopathie empfindlich geschadet.

Die einfache Darstellung des Thatbestandes ehrt Hahnemann mehr, als alle solche Romane, welche nur dazu dienen, den Gegnern Blössen zu geben, welche sie in der ihnen eigenthümlichen Art gierig ausnutzen.

Ich habe es schon früher an dieser Stelle gesagt: Es ist nicht nöthig, Hahnemann schön zu färben. Man verbreite nach Kräften die einfache Wahrheit; das Ansehen der Lehre Hahnemann's wird dann schneller wachsen, als bisher.

Zur Systematik der Thermen

mit besonderer Berücksichtigung der Eisenquellen.

Eine balneologische Studie

von

Dr. Moritz Thilenius, prakt. Arzt
in Wiesbaden.

Nachfolgenden Versuch empfehle ich einer gütigen und nachsichtigen Kritik meiner Fachgenossen. Er ist deren um so mehr bedürftig, als er in einem gewissen Sinne als Revolutionär gegen althergebrachte und liebgewordene Anschauungen und Bezeichnungen auftritt. Grundlegend für den rechnenden Theil meiner Arbeit war Dr. Helfft's Handbuch der Balneotherapie, herausgegeben von Dr. Georg Thilenius in Soden.

Das Kapitel über die systematische Zusammenstellung der Mineralquellen wird von Thilenius*) mit folgenden Worten eingeleitet: „Zur besseren Uebersicht und Erleichterung des Studiums der Heilquellen hat man die grosse Zahl derselben nach einem bestimmten System zu ordnen versucht, obwohl eine streng wissenschaftliche Classification bisher noch nicht gelungen ist. Am zweckmässigsten erscheint es, die chemische Zusammensetzung als Eintheilungsprincip zu wählen, weil die Hauptbestandtheile der Mineralwasser auch ihre wesentliche therapeutische Wirkung bedingen."

Es wird meine erste Aufgabe sein müssen, zu sagen, in wieweit ich diesem für die Classification massgebenden Gedanken zustimme, oder andrerseits, inwieweit meine Auffassung eine entgegenstehende ist Gegen den Satz, dass eine streng wissenschaftliche Classification noch nicht gelungen ist, kann nicht das Geringste eingewendet werden. Sie wird so bald überhaupt nicht gelingen und der nachfolgende Versuch erhebt nicht den geringsten Anspruch darauf, diese Aufgabe zu lösen. Jedes System ist

*) Helfft-Thilenius, Balneotherapie.

eigentlich doch nichts Anderes, als ein unwissenschaftlicher Nothbehelf, um unsere unvollständigen Kenntnisse der Thatsachen zu verdecken und das Wenige, was wir von der Natur erkannt haben, in bestimmten Kategorien zu fixiren, in welchen wir dieselben bei unseren weiteren Forschungen bequem zur Hand haben. Es liegt in diesem Ausspruch durchaus keine Missachtung der Systematik, sondern es wird geradezu dadurch am allerklarsten die grosse praktische Wichtigkeit der Systeme für die Forschung ausdrücklich anerkannt. Nun können aber Systeme je nach ihrem Eintheilungsprincip mehr oder minder praktisch verwerthbar sein, und damit komme ich zu dem zweiten Gedanken des Dr. G. Thilenius, welchem es am zweckmässigsten erscheint, die chemische Zusammensetzung als Eintheilungsprincip zu wählen. Auch die Richtigkeit dieses Ausspruches erkenne ich rückhaltslos an und erst in dem Nachsatze: „weil die Hauptbestandtheile der Mineralwässer auch ihre wesentliche therapeutische Wirkung bedingen", liegt eine Auffassung, welche von der meinigen differirt.

Wenn Verfasser von den Hauptbestandtheilen der Mineralwässer spricht, so ist darunter doch nichts Anderes zu verstehen, als diejenigen Bestandtheile, welche in dem betreffenden Mineralwasser dem Gewicht nach absolut praeponderiren. Dieses Princip aber und die Ausführung desselben widersprechen sich in seiner Arbeit überaus häufig.

Der Stahlbrunnen in Schwalbach z. B., um mit der ersten Quelle zu beginnen, welche ausführlicher besprochen wird und welche ich also auch zugleich für den Anfang als Paradigma benutzen will, führt in 1000 gr. 0,0804 gr. doppelt kohlensaures Eisenoxydul. Von allen Salzen, welche derselbe enthält, figurirt die doppelt kohlensaure Kalkerde mit der grössten Ziffer von 0,2124 gr. Logischer Weise müsste also der Stahlbrunnen in Schwalbach als doppelt kohlensaures Kalkwasser classificirt werden. Es ist dies nur ein Beispiel von den ausserordentlich zahlreichen, welche sich anführen lassen.

Wenn nichtsdestoweniger der Stahlbrunnen als einfaches Stahlwasser im System erscheint, so muss wohl das in viel geringerer Menge vorhandene doppelt kohlensaure Eisenoxydul als der Hauptbestandtheil aufgefasst worden sein. Und hier möchte ich fragen, aus welchem Grunde dies geschieht. Vor der Hand lässt sich nur das Eine daraus schliessen, dass die Gewichtsverhältnisse nicht massgebend sein können für die Wirkungen einer Mineralquelle

oder überhaupt einer Arznei, denn jedes Mineralwasser ist eine Arznei und der Satz, dass die Wirkungsgrösse einer Arznei in proportionalem Verhältniss zu den eingeführten Quantitäten stehe, erleidet hier schon eine Durchbrechung.

Noch viel deutlicher spricht sich der Verfasser in der Einleitung zu den Stahlquellen auf S. 60 seiner Arbeit aus. Hier heisst es:

„Es hat bisher die Meinung vorgeherrscht, dass diejenigen Quellen die wirksamsten und kräftigsten seien, die das meiste Eisen enthalten; durch fortgesetzte Beobachtungen hat sich jedoch herausgestellt, dass die Wirksamkeit von der Quantität der im Wasser enthaltenen Salze abhängt und je grösser die letztere ist, um so geringere Erfolge erzielt werden; deshalb können Stahlwasser, die eine geringe Menge kohlensauren Eisenoxyduls im Verein mit sehr wenigen festen Bestandtheilen enthalten, eine weit kräftigere Wirkung zur Folge haben, als solche, in welchen eine grosse Menge Eisen mit grossen Quantitäten von Salzen verbunden ist."*)

In diesem Passus ist die Proportionalität von Quantität und Wirkung sogar geradezu auf den Kopf gestellt und der Homöopathie wenigstens in Bezug auf die Dosologie eine sehr wichtige Concession gemacht. Eine consequente Durchführung der darin ausgesprochenen Idee müsste jedenfalls zu den minimalen Dosen der Homöopathen führen. Aber diese Concession ist keine allgemeine, sie beschränkt sich auf das Quantum und lässt das Quale ganz ausser Acht. Und nichtsdestoweniger hat das Letztere mindestens denselben Anspruch auf Berücksichtigung wie das Erstere. Dem denkenden Balneologen drängt sich die Frage, aus welchem Grunde von den vielen Bestandtheilen des Stahlbrunnens gerade das doppelt kohlensaure

*) Genth (die Eisenquellen zu Schwalbach 1859) spricht sich ganz ähnlich aus: „Von einem grossen Theil des Publikums wird der Werth der Eisenwasser hauptsächlich nach der Menge des in ihnen enthaltenen Eisens bestimmt und von einem starken oder schwachen Wasser gesprochen, je nachdem mehr oder weniger Eisen darin gelöst ist. Es ist dies ein ziemlich falscher Maassstab. Bedenkt man — dass auch bei den grössten Schwächezuständen die Quantität des dem Blute fehlenden Eisens eine nur sehr geringe ist; bedenkt man weiter, dass der grösste Theil des dem Magen einverleibten Eisens durch den Stuhl unverdaut wieder weggeht, sonach ganz bedeutungslos war und den Darmkanal nur belästigt hat etc. etc, so wird man unschwer einsehen, dass zur Bestimmung des Heilwerthes eines solchen Wassers auf etwas Eisen mehr oder weniger es wahrlich nicht ankommt u. s. w." und in demselben Sinne äussert sich auch Frickhöfer, sowie überhaupt alle Schriftsteller über Schwalbach.



Eisenoxydul der vorzugsweise wirkende Hauptbestandtheil sein soll, nach welchem die Quelle sogar getauft wird, immer wieder in den Vordergrund.

Ordnen wir die Bestandtheile des Stahlbrunnens nach dem in 1000 gr. enthaltenen Gewicht, so erhalten wir folgendes Resultat: 1000 gr. enthalten

Doppelt kohlensaure Kalkerde	0,2124
„ „ „ Magnesia	0,2037
„ „ „ Eisenoxydul	0,0804
Kieselsäure	0,0307
Kiselsaures Natron	0,0197
„ „ Manganoxydul	0,0177
Schwefelsaures Natron	0,0075
Chlornatrium	0,0064
Schwefelsaures Kali	0,0036
Summa	0,5821*)

Wie kommt nun gerade das doppelt kohlensaure Eisenoxydul zu der Ehre, im Schwalbacher Stahlbrunnen den Herrn im Haus spielen zu dürfen? Seinem Gewichte nach kommt es erst in dritter Linie und das hätte auch Nichts weiter zu bedeuten, denn es wirkt ja, wie wir sahen, um so stärker, in je geringerer Quantität es in einem Mineralwasser enthalten ist, und wenn wir diesen Satz generalisiren und auf die übrigen Bestandtheile des Stahlbrunnens anwenden, so kommen wir zu dem Schlusse, dass der vorzugsweise wirksame Bestandtheil des Stahlbrunnens das Schwefelsaure Kali sei. Sonderbarer Weise enthalten auch die Blaud'schen Pillen, welchen von Niemeyer-Seitz der Preis in der Behandlung der Chlorose zuertheilt wird als Adjuvans ein Kalisalz.**) Schwalbacher

*) Dr. Adolf Genth, die Eisenquellen zu Schwalbach 1859, welchem die auf S. 3 mitgetheilte Analyse wohl bekannt war, sagt S. 51: „Werfen wir einen Blick auf die vorn mitgetheilte Analyse des Schwalbacher Mineralwassers, so sehen wir als Hauptbestandtheile das kohlenraure Eisenoxydul und die freie Kohlensäure; und so weiter; S. 67:

„Der Gehalt des Schwalbacher Stahlwassers an Natron, Kali, Magnesia und Kalksalzen ist höchst unbedeutend und ihre Wirkung tritt gegen die des Eisens in den Hintergrund."

Es gehört eine eigenthümliche Rechenkunst dazu, um in einem Mineralwasser, welches in 1000 gr. 0,0804 Eisenoxydul und 0,2124 doppelt kohlensauren Kalk enthält das Eisen als Hauptbestandtheil und den doppelt kohlensauren Kalk als nur in unbedeutender Menge vorhanden, zu betrachten.

**) Niemeyer-Seitz: Immermann wirft die Frage auf, ob die ganz besonders prompte und sichere Wirkung dieser Pillen (Blaud'sche) etwa mit dem

Stahlbrunnen: enthält Ferr. carb. und Kali sulfuric.; Blaud'sche Pillen: Ferrum sulf. und Kali carbonicum.

Da wie gesagt, das Gewicht es nicht sein kann, welche das Eisen als Hauptbestandtheil des Schwalbacher Stahlbrunnens erscheinen lässt, so bleibt keine andere Annahme, als dass das Eisen im Schwalbacher Stahlbrunnen alle andern noch ausserdem darin enthaltenen Substanzen in Bezug auf seine Wirkungsgrösse übertreffe, dass die Eisenwirkung besonders hervortrete, etwa so, wie eine Lösung von Strychnin. nitricum von 1 gr. auf 1000 gr. Aqua destill., welche ausserdem 5 gr. Kochsalz gelöst enthält, sich bezüglich ihres physiologischen und therapeutischen Charakters als eine Strychninlösung und nicht als eine Kochsalzlösung erweise.

Das scheint in der That seit Tabernaemontanus Zeiten bis auf den heutigen Tag die leitende Idee gewesen zu sein, eine Art von Tradition, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, ohne dass jemals eine ernstliche Prüfung und Rectification durch das Experiment für nöthig befunden wurde. Wo aber bleibt der Beweis für diese Behauptung? Was wissen wir überhaupt, oder genauer gesagt, was wissen die Balneotherapeuten von den physiologischen Wirkungen des Eisens auf den gesunden Menschen? Sie halten dieselben nicht einmal der Erwähnung werth! Das Studium der Arzneimittellehre ergiebt ein sehr dürftiges Resultat Husemann sagt S. 731: „In Hinsicht auf die entfernten Wirkungen des Eisens liegen vorzugsweise Beobachtungen an Kranken und einzelne Thierversuche vor, während Versuchsreihen an Gesunden völlig fehlen". Noch viel dürftiger sind die Resultate aus den toxicologischen Handbüchern. In diesen handelt es sich nur um Dosen, welche geradezu Vergiftung bedingen, und damit ist jeder Vergleich mit einem Mineralwasser, welches Eisen nur in homöopathischer Verdünnung enthält*), ausgeschlossen. Kurz, wir sind in Bezug auf die physiologische Prüfung des Eisens recht übel daran und müssen uns mit dem Wenigen begnügen, was uns durch Hahnemann in Bezug auf das Ferrum acet. und carbonicum, ausserdem durch die Wundärzte Franz Alb und Lepold Laa (Possart) in Bezug auf Ferr., jodat. durch Dr. Müller in Brattleboro (Possart) u. s. w. geboten

Umstande zusammenhängen möge, dass die Composition nicht nur Eisen, sondern auch Kali, also ein zweites Constituens der rothen Blutkörperchen enthalte.

*) Das stärkste Eisenwasser enthält Eisen nur in homöopathischer Verdünnung.

ist. Ich sehe dabei gänzlich ab von den früheren Prüfungen, weil deren Gültigheit heutzutage gewiss in Frage gestellt würde.

Der vielgeschmähte Hahnemann hatte übrigens ganz gesunde Ideen über Eisen und Eisenwasser und kann ich mir nicht versagen, hier einige Citate aus seiner „Reinen Arzneimittellehre“ einzuschalten, aus einem Buche, welches unter unseren Commilitonen nur einer verschwindenden Minderzahl bekannt sein dürfte. Es heisst S. 142 Bd. II:

„Es ist blosse Charlatanerie, wenn man die Eisenauflösungen Stahltropfen, und die eisenhaltigen Mineralwasser Stahlwasser, Stahlbäder nennt. Durch diese Wörter soll eine absolute hohe Stärkungskraft derselben als unzweifelhaft dargestellt werden; denn Stählen ist der metaphorische Ausdruck für Stärken, Eisen ist aber ja nur dann zu Stahl geworden, wenn seine besondere Federkraft und Härte erscheint. In Auflösung durch Säure ist der Stahl verschwunden, die Auflösung enthält dann bloss Eisensubstrat und das aus eisenhaltigen Wässern gesammelte Oxyd liefert geschmolzen, nichts, als gewöhnliches Eisen.“

Und weiter S. 144, Bd. II:

„Das blosse Stärkenwollen in der Medicin ist ein gewaltiger Missgriff. Warum ist denn der Kranke so schwach? Offenbar wohl weil er krank ist. Die Schwäche ist bloss Folge und einzelnes Symptom seiner Krankheit. Welcher Vernünftige könnte wohl einen Kranken stärken wollen, ohne ihm zuvor seine Krankheit hinweggenommen zu haben? Ist aber seine Krankheit gehoben, so hat er jederzeit schon während des Verschwindens der Krankheit seine Kräfte wiederbekommen, von selbst, durch die Energie des von seinem Uebel befreiten Organismus. Es giebt kein bei noch fortdauernder Krankheit stärkendes Mittel, es kann keines geben.“

Das sind sehr wahre Worte; sie haben auch heute noch nach 62 Jahren volle Geltung und möchte ich dieselben allen Pharmacologen als Motto für das Kapitel „Roborantia“ und insbesondere allen zukünftigen Schriftstellern über Eisenquellen und speciell über Schwalbach zur Beherzigung empfehlen.

Für die Praeponderanz des Eisens im Stahlbrunnen in physiologischer Beziehung ergeben sich demnach aus der bisherigen Literatur keinerlei Anhaltspunkte, es kann auch keine geben, weil es eben noch Niemandem eingefallen ist, den Versuch zu machen, welche Gesundheitsstörungen durch den fortgesetzten Gebrauch des

Stahlbrunnens bei einem übrigens ganz gesunden Menschen hervorgerufen werden.

Nun bliebe immer noch die Möglichkeit, dass die therapeutischen Resultate zu Gunsten einer solchen vorzugsweisen Wirkung des kohlensauren Eisenoxyduls sprechen würden. Aber auch dafür ist der Beweis mit nichten erbracht. Als Tabernaemontanus Schwalbach entdeckt hatte, nachdem es durch den Besuch von fürstlichen Persönlichkeiten Weltruhm erlangt hatte, wanderten wohl alle Kranken, welche es leisten konnten, gleichviel, an welchen Gebrechen sie litten, nach Schwalbach. Die Erfahrung lehrte allmälig, dass nicht jedes Leiden dort Heilung finde, sondern nur eine gewisse Gruppe von Krankheiten, deren hervorstechendes Merkmal eben die Anämie war, die Blutleere, die Schwäche der Constitution und wie eben die Ausdrücke lauteten, welcher man sich zu jener Zeit bediente, in welcher man weder von einer pathologischen Anatomie noch von einer rationellen Therapie eine Ahnung hatte, und ohne deren Gebrauch man sich auch heute noch nicht bei aller besseren Erkenntniss mit seinen Collegen verständigen kann. Trotz aller unserer Fortschritte sind diese Indicationen für Schwalbacher Stahlbrunnen noch immer dieselben geblieben und die Chlorose, die Anämie in jeder Form, gleichgiltig, ob traumatischer Natur oder anderer Herkunft, gleichgiltig, in welcher Form und welcher Localisation sie auftreten, bilden noch bis auf diesen Tag das vorzüglichste Heilobject für Schwalbach. Und das im Grossen Ganzen gewiss mit Recht. Aber der Satz, dass an allem dem nur das Eisenoxydul schuld sei und dass dies der Hauptbestandtheil des Schwalbacher Wassers sei, — den Satz bestreite ich, der Satz ist nicht wahr.

Meiner Ansicht nach hat das Eisen im Schwalbacher Wasser einen ganz specifischen circumscripten Wirkungskreis, es wird alle diejenigen Fälle heilen, welche innerhalb desselben liegen und alle anderen Krankheitszustände unberührt lassen. Nota bene, ich spreche hier nur vom Eisen im Schwalbacher Wasser und nicht von dem letzteren im Allgemeinen. Ich stehe mit dieser Ansicht nicht allein. Unter vielen Andern, welche dieselbe theilen, kann ich mich auf eine Autorität ersten Ranges berufen, auf Seitz, welcher sich darüber zwar nicht mit denselben Worten, aber doch in demselben Sinne ausgesprochen hat. Seitz hält bei allen Krankheiten, deren Folgezustände eine Anämie und grosse Prostration der Kräfte mit

sich bringen, grosse Dinge auf die Martialia und besonders auf den Gebrauch der eisenhaltigen Mineralwasser. Speciell die Chlorose macht in Bezug auf die letzteren eine Ausnahme, indem er „diejenigen Eisenpraeparate zur Heilung vorzieht, von welchen man grosse Dosen verabreichen kann.“ Von besonderem Werthe indessen sind die Worte, mit welchen er die Therapie der Chlorose einleitet. Da heisst es Seite 848 seines Lehrbuches:

„Die Indicatio morbi fordert vor Allem die Darreichung von Eisenpräparaten. Wenn irgend ein Medicament den Namen eines Specificums verdient, so ist das Eisen ein Specificum gegen die Chlorose. Je sicherer die Diagnose ist, um so sicherer ist die Aussicht auf Erfolg, bleibt der Erfolg hinter den Erwartungen zurück, so muss das immer den Verdacht erwecken, dass eine symptomatische von einem noch nicht erkannten oder noch nicht erkennbaren Uebel abhängende Anämie und keine wirkliche Chlorose vorliege.“ — Ein inhaltsreicher Satz, welcher zu einer ganzen Reihe von Betrachtungen Veranlassung giebt.

Da begegnen wir vor Allem dem Ausdruck „Specificum“. Mir ist aus dem umfangreichen Werke von Seitz-Niemeyer keine Stelle bekannt, in welcher der Ausdruck „Specificum“ definirt würde; Husemann, eine bedeutende Autorität auf dem Gebiete der Arzneimittellehre, drückt sich über die Specifität der Arzneimittel folgendermassen aus:

„Der Ausdruck ‚specifisch‘ deutet jetzt, wenn er hier und da noch gebraucht wird, nur an, dass die Art der Wirkung eines oder mehrerer Heilmittel noch nicht genau bekannt und dass somit eine durch künftige Forschungen auszufüllende Lücke vorhanden ist. Es dürfte zweckmässiger sein, dies geradezu zu constatiren, als durch ein schön lautendes Wort zu verdecken.“ Arzneimittellehre Bd. I. p. 2.

Die Ausdrucksweise von Seitz klingt wenig ermuthigend für die Specifica, diejenige von Husemann aber spricht ihnen geradezu jede Existenzberechtigung ab. Es ist das um so unbegreiflicher, als sich gerade bei Husemann ungemein zahlreiche Beweise für die Specifität der Arzneimittel vorfinden. Ich kann auf einen Beweis dieser meiner Behauptung hier ebensowenig eingehen, als auf das Geschichtliche des Ausdrucks „specifisch“ und die

Wandlungen, welche der Begriff der Specifität im Laufe der Zeiten erfahren hat. Wenn Herr Husemann anstatt eine subjective Meinung zu äussern, sich hätte objectiv aussprechen wollen, so konnte er nur sagen, dass eine einheitliche und allgemein adoptirte Auffassung des Begriffs der Specifität bis jetzt nicht erreicht worden sei. Das würde der Wahrheit entsprochen haben, denn thatsächlich begegnen wir bis auf den heutigen Tag noch immer zweien sich gegenüberstehenden Ansichten, von welchen die eine sich theilweise sehr praegnant ausspricht in dem vorhin citirten Satze von Seitz, dass das Eisen ein Specificum gegen die Chlorose sei.

Unter der Flagge der Chlorose sind bis in die neueste Zeit alle denkbaren Arten von Blutleere und Anämie gesegelt und es ist ein dankenswerthes Beginnen, den Begriff der Chlorose so einzuengen und zu präcisiren, wie das in dem Lehrbuche von Seitz-Niemeyer geschieht. Ich gebe bereitwillig zu, dass wir es hier nicht mehr wie früher mit einem blossen Krankheitsnamen, sondern mit einem bestimmten pathologischen Process zu thun haben, mit einem specifischen pathologischen Process gerade so, wie etwa beim Wechselfieber und der Syphilis. Diejenigen Specifiker, von welchen ich eben spreche, setzen dem specifischen Krankheitsprocess ihre specifischen Heilmittel entgegen, das Eisen der Chlorose, das Chinin dem Wechselfieber, den Mercur der Syphilis.

Es ist dies der engere Begriff der Specifität, welcher sich merkwürdigerweise in den weitesten Kreisen Geltung verschafft hat, trotzdem die allgemeine Annahme dahin geht, dass es eigentlich nur wenige Specifica, ja wohl kaum irgend eines gebe. Dem gegenüber steht der weitere Begriff der Specifität, welcher im Gegensatze zu jenem nur in einem verhältnissmässig engen Kreise Geltung gefunden hat und welcher jedem Mittel ohne Ausnahme eine specifische Wirkung zuschreibt, nach welchem also jedes Arzneimittel ein Specificum ist, ein Specificum, allerdings nicht insofern es gegen einen bestimmten Krankheitsnamen oder einen bestimmten Krankheitsprocess ins Treffen geführt wird, welcher unter diesem oder jenem Namen figurirt, sondern als Specificum gegen eine genau abgegrenzte und in jedem einzelnen Fall individuell verschiedene Symptomengruppe.

Jeder Praktiker wird mir zugeben müssen, und selbst Seitz gesteht es zu, dass trotz aller Uebereinstimmung im ganzen Symptomencomplex der Chlorose dennoch individuelle Verschiedenheiten auftreten,

welche sogar sich bis zu einem Gegensatz steigern können, z. B. Amenorrhoe und Menstr. nimia. (S. Seitz. — II. S. 846.) Es giebt nun ganz bestimmt Fälle, welche pathologisch-anatomisch als echte Oligocythaemie auftreten und dennoch durch Eisen nicht geheilt werden, ebenso wie es Fälle von unzweifelhaft echter Intermittens giebt, welche dem Chinin widerstehen. In dem einen Fall war das Eisen kein Specificum gegen jene individuelle Form der Chlorose, im andern Fall das Chinin kein Specificum gegen diese individuelle Form von Intermittens.

Der vorhin erwähnte Satz von Seitz trägt beiden Anschauungen Rechnung. Der erste Theil desselben dem engeren Begriff der Specifität, insofern er das Eisen der Chlorose entgegensetzt, der zweite Theil dem weitern Begriff derselben, indem er die Diagnose der Chlorose im individuellen Fall ex juvantibus stellt und von der günstigen oder ungünstigen Wirkung des Eisens abhängig macht. Hier haben wir die ganz bestimmten Beziehungen zwischen Arzneimittel und individuellem Krankheitsprocess, die Specifität im weiteren Sinn des Wortes.

Diese Diagnose ex juvantibus et nocentibus hat eine sehr verschiedene Beurtheilung bei unseren Pathologen gefunden. Die Meisten halten sie für mehr oder weniger unwissenschaftlich und, von einem gewissen Standpunkt aus betrachtet, ist das auch der Fall. Der nach Gründen handelnde Therapeut verlangt gewiss nicht mit Unrecht von der Diagnostik, dass sie ihm die Direktive für die anzuwendenden Heilmittel abgeben solle und sieht in einer Diagnose ex juvantibus ein planloses Herumtappen, ein Probiren ins Blaue hinein.

Indessen hat jede Ansicht ihre Kehrseite. Man kann die Richtigkeit des eben vorgetragenen Argumentes principiell recht wohl zugestehen und dennoch aus praktischen Gründen sowohl, als auf Grundlage theoretischer Anschauung dieser Art zü diagnosticiren das Wort reden. Ein Vergleich wird dies am besten illustriren. Eine der aller exactesten Wissenschaften geht uns ja in dieser Beziehung mit dem besten Beispiel und den schönsten Erfolgen voran. Ein Chemiker, welchem ein ihm völlig unbekannter Körper vorgelegt wird, prüft zuerst dessen physikalische Eigenschaften, seine Farbe, seinen Aggregatzustand, seinen Geruch, seine Löslichkeit, macht wohl auch einige Löthrohrproben und ist in Folge dessen wohl im Stande, ungefähr zu wissen, woraus derselbe besteht. Das

entspricht so ungefähr unserer Anamnese, der Aufnahme des Stat. praes. und der physikalischen Diagnostik. Aber nur in den seltensten Fällen wird es ihm gelingen, schon daraus mit aller Bestimmtheit zu wissen, welche Bestandtheile, welche Elemente in ihm enthalten sind. Dies zu erreichen muss er denselben und zwar planmässig dem Einfluss einer ganzen Reihe von Reagentien aussetzen und erst das Resultat dieser Experimente setzt ihn in den Stand, mit grösster Bestimmtheit ein richtiges und unumstössliches Urtheil über die qualitative und quantitative Zusammensetzung dieses Körpers auszusprechen. Das sind die Proceduren, welche etwa unserer Diagnose ex juvantibus et nocentibus entsprechen würden. Man könnte den Vergleich noch weiter spinnen. Die auf diese Weise gewonnene Kenntniss macht erst die chemische Diagnose vollständig. Von nun an bedarf der Chemiker keiner weiteren Versuche mit diesem Körper, er weiss a priori und mit aller Bestimmtheit, wie er sich gegen dieses oder jenes Reagens verhalten wird, auch wenn er es noch gar nicht versucht hat, und welche Reagentien er anzuwenden hat, um in dem betreffenden Körper diese oder jene Veränderungen hervorzurufen, und, um in dem Rahmen des Vergleiches zu bleiben, würde auch die Diagnose des Arztes erst dann eine genügende sein, wenn er sein Heilobject zunächst planmässig auf sein Verhalten zu gewissen bestimmten und bekannten Heilagentien untersucht hätte. Dann könnte sich die definitive Heilung mit derselben Sicherheit a priori constatiren lassen, wie in der Chemie die Veränderung eines genau bekannten Körpers durch irgend eine beliebige Substanz. Die Diagnosis ex juvantibus läge damit bereits hinter uns und es könnten der Thätigkeit des zielbewussten Arztes keine Hindernisse mehr im Wege stehen. In jeder exacten Wissenschaft bildet ja das Einfache, Bekannte, Constante das Mass, an welchem das Zusammengesetzte, Unbekannte, Veränderliche gemessen wird. In der Medicin ist der menschliche kranke Leib diese äusserst complicirte, unbekannte und in jedem Moment veränderliche Sphinx. Das Arzneimittel ist der ruhende Pol, es ist das Mass, an welchem der Mensch gemessen werden muss, der feste Punkt, und nicht das Umgekehrte ist der Fall.

Das ist die grosse Wahrheit, welche in dem zweiten Theile des Satzes von Seitz liegt. Uebrigens ist diese Wahrheit keine neue. Unser alter Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim hat sie schon in seiner drastischen Weise gelehrt, (erster Tractus des

Buches Paragranum): „Ein natürlicher, wahrhaftiger Arzt spricht: Das ist Morbus terbinthinus, das ist Morbus sileris montani, das ist Morbus helleborinus u. s. w. und nicht: das ist Bronchus, das ist Rheuma, das ist Coryza, das ist Catarrhus. Diese Namen kommen nicht aus dem Grunde der Arzenei. Allein die äusseren Dinge geben die Erkenntniss des Innern, sonst mag kein inneres Ding erkannt werden.“ u. s. w. Und so spricht auch Seitz: „Das ist Morbus Martis“ und nicht „das ist Chlorosis.“ So scheint es, als ob wir nach Jahrhunderten auf die Wege zurückkommen, welche schon damals ein Mann eingeschlagen hat, welchem wir bei all seinen unverständlichen Schrullen das Zeugniss eines tiefdenkenden Forschers nicht versagen dürfen, auf Wege, welche die medicinischen Hülfswissenschaften mit den besten Erfolgen gegangen sind, noch gehen und immer gehen werden und welche merkwürdigerweise nur von der Therapie links liegen gelassen wurden. Also Glückauf zur analytischen Methode in der Therapie.

Doch dies nur nebenbei. Ich knüpfe an den Satz auf S. 473 an, welcher den Ausgangspunkt für diese Abschweifung abgegeben hat, an dem Satz, dass das Eisen im Schwalbacher Wasser einen specifischen circumscripten Wirkungskreis hat, dass es alle diejenigen Fälle heilen wird, welche innerhalb desselben liegen und alle anderen Krankheitszustände unberührt lassen wird, wobei ich selbstverständlich nur von dem Eisen im Schwalbacher Wasser und nicht von dem letzteren im Allgemeinen spreche.

Da muss ich nun, ehe ich fortfahren kann, zunächst einen Irrthum berichtigen, welcher sich in allen balneologischen Schriften vorfindet. Irrthum ist vielleicht zu viel gesagt, denn es ist mir ganz undenkbar, dass die Angaben über die chemische Zusammensetzung der Wasser wirklich von den Verfassern oder den betreffenden Chemikern, welche die Analysen gemacht haben, als dem wahren Sachverhalt entsprechend aufgefasst werden können. Es dürfte überhaupt schwer werden, einen Ausdruck zu finden für das, was ich meine, einen Ausdruck, welcher das wissenschaftlich Unstatthafte der bisherigen Ausdrucksweise bezeichnet, ohne einen Vorwurf gegen dieselbe zu enthalten. Das Letztere ist durchaus nicht und um so weniger beabsichtigt, als jeder Chemiker, welcher jemals eine Mineralwasseranalyse gemacht hat, mir nur zustimmen wird, wenn ich die Art und Weise, in welcher die Resultate einer solchen Analyse zusammengefasst werden, auch nur als einen Nothbehelf be-

zeichne. Es ist eine façon de parler und nicht mehr. Wenn ich in einem Liter Flüssigkeit bei der Analyse z. B. 0,1 gr. Chlornatrium in 1000 gr. Wasser vorfinde und ausserdem Nichts weiter, so ist allerdings ganz klar, dass ich es hier mit einer 0,01 procentigen Lösung von Chlornatrium zu thun habe. Ich nehme die einfachste Complication an, etwa die, dass ich in 1000 gr. Wasser 0,5 gr. fester Bestandtheile vorfinde, welche sich bei genauer Analyse als aus Natrium, Kalium, Schwefelsäure und Salzsäure bestehend erweisen. Wer sagt mir nun, in welcher Weise und in welchem Verhältniss sich diese verschiedenen Säuren und Basen in dem Mineralwasser gruppirt vorfinden? Ist das schon unter so einfachen Verhältnissen schwer zu entscheiden, wie erst, wenn wir 6 bis 7 Basen und 5 bis 6 oder mehr Säuren in einem Mineralwasser vorfinden. Die chemische Analyse sagt uns nicht mehr, als dass in demselben diese und jene Basen, diese und jene Säuren in diesem und jenem Mengenverhältniss durch die analytische Methode nachgewiesen werden können resp. durch allerhand chemische Manipulationen daraus dargestellt werden können. Das muss in irgend einer Form ausgesprochen sein und die gewöhnliche Form, welche uns sagt, das Wasser enthält so und so viel kohlensaures Eisenoxydul, so und so viel schwefelsauren Kalk etc. ist eben eine conventielle, für deren Wahl die Chemiker wohl ihre wissenschaftlichen Gründe haben, ohne dass sie indessen uns über die bestimmtere Gruppirung aller dieser Bestandtheile etwas Näheres auszusagen im Stande sind. Ist nun schon die Chemie ausser Stande, uns zu sagen, ob wir es hier mit einem einfachen Gemisch aus den in ihrer Epikrise benannten Substanzen oder mit einem Stoffe sui generis zu thun haben, so kommt der Physiologe, welcher die Wirkung eines solchen Wassers — ich spreche hier nur vom internen Gebrauch, wie überhaupt in der ganzen Abhandlung — am gesunden, oder gar der Therapeut, welcher dieselbe am kranken Organismus erklären soll, erst recht in grosse Schwierigkeiten. Wie ungeheuer oft die Wirkungen eines Stoffes auf den gesunden Organismus durch die chemische Verbindung, in welcher er auftritt, modificirt werden, beweisen uns unzählige Beispiele. Man denke nur an das Quecksilber, an die fast absolute Unschädlichkeit des metallischen Quecksilbers, an die verhältnissmässige Unschuld des Mercurius dulcis, (Calomel) an die enorme Giftigkeit des Sublimates, welches sich von dem vorigen nur durch seinen Chlorgehalt unterscheidet und gar an den

Mercurius cyanatus. Diese so ausserordentlich verschiedene physiologische Wirksamkeit beschränkt sich nicht allein auf chemische Verbindungen, in welchen die einzelnen Elemente nicht mehr für sich zur Wirkung kommen, sondern auch auf Lösungen verschiedener Substanzen in demselben Medium, und wie unberechenbar mag dieselbe sein in einem aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzten Mineralwasser, in welchem wir nicht einmal die physiologische Wirkung des einzelnen Stoffes genau kennen, geschweige denn die Art und Weise, in welcher sich die einzelnen Stoffe in ihrer Wirkung unterstützen oder sich antidotarisch gegen einander verhalten.

Auch hier ist die Totalwirkung eine von den Specialwirkungen der einzelnen Stoffe qualitativ verschiedene, so lange dieselbe nicht in Bezug auf die Differenz oder die Indifferenz gegen den Organismus sehr weit auseinanderstehen, wie das z. B. in dem vorhin angeführten Beispiel von Chlornatrium und Strychnin. nitricum der Fall ist. Wie unser Auge die gleichzeitige Einwirkung gelber und blauer Strahlen des Spectrums weder als gelbe noch als blaue, sondern als eine von beiden qualitativ verschiedene grüne Farbe wahrnimmt, in welcher weder gelb noch blau mehr zur directen Wahrnehmung gelangt, so verhält sich auch der Organismus bei gleichzeitiger Einwirkung verschiedener Arzneireize.

Der Normalsichtige empfindet die gleichzeitige Einwirkung aller der Millionen Farben des Spectrums als weisses Licht, der Achromatope unterscheidet von der ganzen Farbenpracht des Spectrums nur hell und dunkel, der Blaugelbblinde nur Roth und Grün, der Rothgrünblinde nur blau und gelb, weil eben gewisse Nervenendigungen oder gewisse Nervenbahnen oder Ganglienzellen ihre specifische Energie eingebüsst haben oder mit andren Worten, weil kein Object vorhanden ist, welches auf die adäquaten äusseren Einflüsse zu reagiren im Stande wäre. So besteht nach meiner Ansicht eine unverkennbare Analogie zwischen der Einwirkung des weissen Lichtes auf das Sehorgan und der Einwirkung eines Mineralwassers auf den gesunden oder kranken Organismus. In beiden Fällen haben wir es mit einer Vielheit von Einzelwirkungen zu thun, in beiden Fällen ist der erste Effect ein qualitativ von jeder Einzelwirkung verschiedene Resultante, und ich kann meinem Collegen Magdeburg nur beistimmen, wenn er*) die Behauptung, dass in

*) Die Thermen zu Wiesbaden, Verlag von Limbarth 1871.

irgend einem Mineralwasser, welches wir zu Heilzwecken benutzen, ein einzelner chemischer Bestandtheil allein das Heilprincip vertrete, absolut verneint.*) Die Analogie zwischen beiden Vorgängen geht aber noch weiter. Wir finden im individuellen Fall die Erregungsfähigkeit der Retina für gewisse Strahlen des Spectrums vermindert oder ganz aufgehoben, diejenige für andere Strahlen normal oder gar erhöht, und im Organismus finden wir dasselbe Verhalten gegen äussere Einflüsse und Reagentien. Manche der Stoffe, welche in einem Mineralwasser auf ihn einwirken, berühren ihn kaum oder gar nicht, weil sie eben kein Objekt vorfinden, welches ihren molecularen Einwirkungen zugänglich ist, andere dagegen äussern selbst in den minimalsten Quantitäten deutlich zu constatirende Wirkungen und dieses dann und nur dann und dann aber auch immer, wenn sie auf krankhafte Processe stossen, zu welchen sie in specifischer Relation stehen. Etwas Neues habe ich mit diesem Satze nicht gesagt; er enthält nur eine Verallgemeinerung des Seitz'schen Satzes über die specifischen Relationen des Eisens zur Chlorose oder zu dem Satze „das ist Morbis Martis, und nicht: das ist Chlorosis"; aber diese Verallgemeinerung giebt Anlass zu einer Auffassung von der Wirksamkeit der Mineralwässer, welche, wenn auch nicht absolut neu, doch meines Wissens bisher noch nicht mit wünschenswerther Präcision ausgesprochen ist.

In den uns zu Gebote stehenden balneotherapeutischen Monographien hat man in sehr vielen Fällen entweder den gewichtlich präponderirenden Bestandtheil (z. B. das Chlornatrium) oder auch einen andern oft gegen den ersteren bedeutend zurückstehenden (z. B. das doppelt kohlensaure Eisenoxydul im Schwalbacher Stahlbrunnen) ganz willkürlicherweise als den Hauptbestandtheil, als das einzige Heilagens des betreffenden Wassers in Anspruch genommen und nur hie und da hat man gewissermassen nur so nebenbei auch

---

*) Es ist dies ausserdem ein Satz, welcher von gegnerischer Seite gar nicht bestritten wird. Siehe Helfft-Thilenius Seite 2: „Die Beobachtung, dass die Gesammtwirkung der Quelle nicht identisch ist mit der Summe der Einzelwirkung der Bestandtheile derselben, hat dahin geführt, auf Grund der physiologischen und therapeutischen Bedeutung der Hauptbestandtheile grössere Gruppen zu unterscheiden und so die Uebersicht über das massenhafte Material der Heilquellenlehre wesentlich zu erleichtern." In dieser Stelle ist nur eine Definition der „Hauptbestandtheile" zu vermissen.

anderen Bestandtheilen der betreffenden Wässer eine gewisse Wirkungssphäre angewiesen, das Letztere auch nur vom Standpunkte der allgemeinen pathologischen Schablone und nicht von demjenigen des naturwissenschaftlichen Experimentes.

Dem gegenüber geht meine Ueberzeugung dahin, dass

1) ein innerlich gebrauchtes Mineralwasser zunächst als eine Einheit, als ein Ganzes sui generis einwirkt,
2) dass es gänzlich unstatthaft ist, einen einzigen Bestandtheil eines Mineralwassers als Hauptbestandtheil resp. als alleiniges Heilagens in demselben zu bezeichnen,
3) dass jeder der in einem bestimmten Mineralwasser vorhandenen Bestandtheile, abgesehen von dem Gewichtsprocentsatz, welchen er in dem betreffenden Wasser vertritt, je nach Umständen und je nach Artung des individuellen Krankheitsfalles als der eigentlich oder vorzugsweise wirkende Hauptbestandtheil aufgefasst werden könne und müsse und
4) dass wir es darnach in allen Fällen, in welchen durch den internen Gebrauch eines Mineralwassers Heilung eintritt, mit einer Heilung nach dem Gesetz der specifischen Relation eines Mittels zu dem vorhandenen Krankheitsprocess zu thun haben.

Wenden wir diese Gesichtspunkte speciell auf den Schwalbacher Stahlbrunnen an, so ist es allerdings mit der absoluten Monarchie des doppeltkohlensauren Eisenoxyduls zu Ende und die Paradoxie, dass der Schwalbacher Stahlbrunnen überhaupt kein Eisenwasser sei, erscheint als eine sehr wohl fundirte.

Meine Schwalbacher Collegen sowohl, als auch die Bürgerschaft Schwalbachs im Allgemeinen werden freilich gegen dieses Dictum protestiren, ja sie werden vielleicht darin einen Versuch zu einer Schädigung des altbewährten Rufes von Schwalbach als eines Stahlbades ersten Ranges zu erblicken geneigt sein. Ich muss indessen jede darauf gerichtete Absicht zurückweisen und eine eingehende Ueberlegung wird wohl beide Theile zu der Ueberzeugung führen, dass diese meine Auffassung weit entfernt, die altbewährten Indicationen für Schwalbach einzuengen, im Gegentheil dieselben ganz beträchtlich erweitert. Dem doppelt kohlensauren Eisenoxydul bleibt seine Domäne für diejenigen Fälle, welche innerhalb des Bereiches des Eisens liegen und es entfällt dadurch auch nicht eine einzige der bisherigen Indicationen für den Gebrauch von Schwalbach. Dagegen wird die in dem Stahlbrunnen enthaltene doppelt kohlen-

saure Kalkerde, die doppelt kohlensaure Magnesia, die Kieselsäure u. s. w., welche bisher gewissermassen nur darin geduldet wurden und bei den Heilerfolgen des Schwalbacher Wassers keine Silbe mitzusprechen hatten, in ihr natürliches Recht eingesetzt und dadurch selbstverständlich die Heilsphäre des Stahlbrunnens sowie sämmtlicher Schwalbacher Quellen entsprechend vergrössert. Was also auf den ersten Blick als eine Schädigung Schwalbachs erscheinen könnte, erweist sich bei näherer Betrachtung als das directe Gegentheil.

Ich werde versuchen die erweiterten Indicationen für Schwalbach in einer anderen Arbeit zusammenzustellen, weil ich es an dieser Stelle für angemessener erachte zunächst Einiges zur Nomenclatur zu berichtigen. Es war die Classification der Mineralquellen, von welcher ich ausging und wohin ich nun zurückkehre. Die Schwierigkeiten, welche sich einer wissenschaftlichen Classification der Thermen entgegenstellen brauche ich wohl kaum mehr zu erwähnen. Indessen liegt das Bedürfniss für eine solche einmal vor und da müssen wir uns jedenfalls nach einer leitenden Maxime umsehen. Die chemische Zusammensetzung ist gewiss mit Recht allgemein als Eintheilungsprincip gewählt, leider aber nicht streng durchgeführt. Schon der Stahlbrunnen zeigte uns, dass ein Bestandtheil, welcher dem Gewichte nach erst in dritter Linie kommt, in einer ziemlich willkürlichen Weise als Hauptbestandtheil aufgefasst und danach die Quelle genannt wird. Weitere Durchsicht des Systems lässt uns sehr bald erkennen, dass dieser Fall ganz ungemein häufig sich wiederholt. Wenn man aber einmal der Chemie die Führerrolle ertheilt, so glaube ich, hat man auch die Pflicht, wenigstens consequent zu sein und jede Quelle nach demjenigen Bestandtheil zu benennen, welcher in derselben gewichtlich absolut präponderirt und glaube ich, dass die Bedenken, welche sich dagegen erheben lassen, leicht zu widerlegen sind. Bei diesem Vorgehen werden allerdings eine grosse Zahl von Thermen andere Taufnamen erhalten müssen, aber es scheint mir diese Calamität von keiner Bedeutung im Vergleich zu der Sicherheit und Zweifellosigkeit, mit welcher uns diese Maxime gestattet, jeder Quelle ihren bestimmten Platz im System anzuweisen. Machen wir zunächst einen Versuch und sehen einmal zu, wie er sich ausnimmt.

No.	Badeort.	Quelle.	Summe der festen Bestandtheile.	Hom. Dec. Verd.	Classificirt als:	Gehalt an Eisen:	Hom. Dec. Verd.	Vorwiegend. Bestandtheil:	Gehalt daran:	Hom. Dec. Verd.	Zu classificiren als:
I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII	IX.	X.	XI.	XII.
1	Schwalbach.	Stahlbrunnen.	0,5821	3.	Einfaches. Stahlwasser	0,0304	4.	Doppelt kohlensaurer Kalk.	0,214	3.	Kalkwasser, doppelt kohlensaur.
2	—	Weinbrunnen.	1,4731	3.	Einfacher Stahlwasses.	0,0555	4.	Doppelt kohlens. Magnesia.	0,5584	3.	Magnesiawasser, doppelt kohlens.
3	—	Paulinenbrunnen.	0,4932	4.	Einfaches Stahlwasser.	0,0648	4.	Doppelt kohlensaurer Kalk.	0,2068	3.	Kalkwasser, doppelt kohlensaur.
4	—	Rosenbrunnen.	0,6027	3.	Einfaches Stahlwasser.	0,0571	4.	Doppelt kohlensaurer Kalk.	0,2781	3.	Kalkwasser, doppelt kohlensaur.
5	—	Reservoirquelle.	0,7460	3.	Einfaches Stahlwasser.	0,0375	4.	Kohlensaurer Kalk.	0,3689	3.	Kalkwasser, kohlensaures.
6	—	Leitgrabenquelle.	0,7795	3.	Einfaches Stahlwasser.	0,0530	4.	Kohlensaurer Kalk.	0,3344	3.	Kalkwasser, kohlensaures.
7	—	Adelheidsquelle.	0,7104	3.	Einfaches Stahlwasser.	0,0405	4.	Doppelt kohlensaurer Kalk.	0,3428	3.	Kalkwasser, doppelt kohlensaur.

Die Tabelle enthält von jeder der untersuchten 7 Quellen Schwalbachs in Colonne 3 den Namen derselben, in C. 4 die Summe der festen Bestandtheile, in C. 5 die Ziffer derjenigen homöopa-

thischen Decimal-Verdünnung, welcher dieser Concentrationsgrad entspricht. C. 6 enthält die bisher übliche Bezeichnung im System, C. 7 den Gehalt des praesumirten Hauptbestandtheiles, C. 8 die der Colonne 5 entsprechende Ziffer. C. 9 enthält dann den absolut präponderirenden Bestandtheil, C. 10 den Gehalt davon und C. 11 wieder die der C. 5 entsprechende Ziffer. C. 12 endlich den neuen Taufnamen der Quelle.

Zu Colonne 5, 8, und 11 bemerke ich Folgendes:

Es entspricht ein Gehalt fester Bestandtheile von:

10,000 gr. in 1 Liter = 1000 gr. der	2ten	homoöpathischen Decimal-verdünnung.
1,000 „ „ „ „ „ „ „ „	3ten	
0,100 „ „ „ „ „ „ „ „	4ten	
0,010 „ „ „ „ „ „ „ „	5ten	
0,001 „ „ „ „ „ „ „ „	6ten	

u. s. w.

Bei einem Gehalt an festen Bestandtheilen, welcher zwischen 0,001 und 0,002 liegt, ergiebt sich ein Verhältniss von 1 zu einer zwischen 1 000 000 und 500 000 liegenden Zahl, bei einem Gehalt zwischen 0,002 und 0,01 ein Verhältniss von 1 zu einer zwischen 500 000 und 100 000 liegenden Zahl. Im ersteren Falle liegt der Quotient näher an $\frac{1}{1\,000\,000}$ als an $\frac{1}{100\,000}$ im letzteren Falle ist es umgekehrt. Es steht deshalb eine Quelle, welche weniger als 0,002 feste Bestandtheile hat, der sechsten homöopathischen Verdünnung, eine solche, welche mehr als 0,002 und weniger als 0,010 feste Bestandtheile hat, der fünften homöopathischen Verdünnung näher und wird auch als solche der Kürze wegen näherungsweise bezeichnet. Dasselbe gilt mutatis mutandis für die anderen homöopathischen Verdünnungen.

Eine nähere Betrachtung zeigt nun, dass in Bezug auf den Gehalt an festen Bestandtheilen überhaupt sämmtliche 7 Quellen mit Ausnahme des Paulinenbrunnens, welcher eine 4. homöopathische Verdünnung ist, einer 3. homöopathischen Verdünnung entsprechen, in Bezug auf den hervorragenden Bestandtheil entsprechen dieselben ausnahmslos einer 3., und in Bezug auf Eisengehalt ausnahmslos einer 4. homöopathischen Verdünnung.

Es ist das eine Thatsache, welche vorderhand registrirt zu werden verdient. Dieselbe beweist ziffermässig, dass jeder allopathische College, welcher irgend eine der Schwalbacher Quellen zum internen Gebrauch verordnet und damit Heilerfolge erzielt — und die Schwalbacher Collegen werden doch gewiss nicht die Heil-

erfolge in Abrede stellen wollen — wenigstens in Bezug auf die Dosis rein homöopathisch verfährt. (Die usuelle Dosis des Ferr. carbonic. saccharat ist mehrmals täglich 0,5—1,0 gr.).

Das merkwürdigste Resultat aber ergiebt die Colonne No. 9, aus welcher hervorgeht, dass mit Ausnahme des einzigen Weinbrunnens, welcher als vorwiegenden Bestandtheil doppeltkohlensaure Magnesia enthält und demgemäss als Magnesiaquelle zu bezeichnen wäre, sämmtliche Thermen Schwalbachs als vorwiegenden Bestandtheil kohlensauren und doppeltkohlensauren Kalk enthalten, also auch folgerichtig unter die Kalkwässer zu rubriciren sind. Nicht eine einzige der Schwalbacher Quellen führt unter diesem Gesichtspunkte den Namen Eisenwasser mit Recht. Ueberhaupt hätte von sämmtlichen deutschen Eisenquellen des Systems nur die Agnesquelle zu Lobenstein die noch dazu zweifelhafte Berechtigung zu diesem Titel, denn sie leidet an der Schwäche, eine fünfte homöopathische Verdünnung zu sein und die vorschriftsmässigen 0,6 Ctgr. per Liter nicht zu erreichen. Man sieht, die Verlegenheit, unsere Eisenquellen unterzubringen, ist eine grosse, und das mag wohl mit ein Hauptgrund gewesen sein, an jede Quelle, welche Anspruch auf diesen Titel erheben will, die Anforderung zu stellen, dass sie einen minimalen Eisengehalt von 6 Ctgr. auf das Liter nachzuweisen hat.*) Diese Forderung ist selbstverständlich eine gänzlich willkürliche, welche weder in physiologischen noch therapeutischen Thatsachen die geringste Begründung erhält. Indessen mag das angehen, wenn man dabei nur consequent verfährt, denn, wie gesagt, giebt es keine irgendwie bestimmbare Grenze, von welcher man sagen könnte: diesseits derselben hört die Eisenwirkung auf, jenseits derselben beginnt sie. Aber das System verfährt gerade mit Bezug auf dieses Postulat mit äusserster Willkür. Gut zwei Drittel aller Eisenquellen erreichen den vorschriftsmässigen Gehalt von 0,6 Ctgr. pro Liter bei weitem nicht, erscheinen aber nichtsdestoweniger als Eisenquellen im System. Von den bekannteren Quellen, welche auf diese Weise systematisch zu Stahlquellen gepresst werden, nenne ich nur sämmtliche Schwalbacher Quellen, mit Ausnahme des Stahl- und Paulinenbrunnens; ich nenne Spaa, Brückenau, Lobenstein, sämmtliche Quellen von Pyrmont und Rippoldsau, die Quellen von Petersthal und St. Moritz u. s. w. Unter diesen Umständen muss es jedenfalls besser erscheinen, gar

*) Th.-Helfft S. 52.

kein System zu haben, als ein solches, welches seinen Prämissen zu zwei Dritttheilen nicht entspricht. Kurz und gut, man mag sich drehen wie man will — man wird der Willkür nicht ledig, wenn man sich nicht entschliesst, die Mineralquellen nach demjenigen Bestandtheil zu benennen, welcher in denselben gewichtlich absolut praeponderirt. Ich behalte mir vor, diese Wahrheit später an anderen Categorien von Mineralwässern genauer nachzuweisen und wiederhole hier nur zum Schluss, dass die gewichtliche und therapeutische Präponderanz sich nicht im Geringsten decken, sich auch nicht decken können, und dass ich demnach eine Systematisirung der Thermalquellen vom therapeutischen Standpunkt aus für ein Ding der Unmöglichkeit halte.

Wiesbaden, 7 Febr. 84.

Die briefliche Praxis.

Von

E. Schlegel,

Arzt in Tübingen.

Es ist eine wunderbare Sache um die Homöopathie. Sie tritt für das ärztliche Bewusstsein so durchgreifend reformatorisch auf, dass alle wissenschaftlichen und praktischen Gesichtspunkte gegenseitig verschoben werden und in neuem unerwarteten Lichte erscheinen. Die Frage, ob ein durch die heutige Wissenschaft gebildeter Arzt einen fernen Kranken, ohne ihn gesehen zu haben und ohne von einem andern Vertreter ärztlicher Wissenschaft sachverständigen Bericht zu erhalten, ruhigen Gewissens und mit Aussicht auf wahrhaften Heilerfolg, in Behandlung übernehmen könne, diese Frage ist für den homöopathischen Arzt eine im Allgemeinen zu bejahende, selbst dann, wenn vorausgesetzt werden kann, dass der Kranke Aerzte negativer Richtung an Ort und Stelle zur persönlichen Verfügung hat.

Die Bedingungen, an welche die Richtigkeit meines Satzes geknüpft ist, sind folgende:

1) überwiegende therapeutische Leistungsfähigkeit der homöopathischen Methode. Ohne dieselbe würde die Berechtigung der Fernbehandlung aufhören.
2) ein Krankheitsverlauf, welcher voraussichtlich den mit der Fernbehandlung verbundenen Zeitaufwand ohne Gefahr für den Patienten gestattet. Es sind also besonders, doch nicht ausschliesslich, chronische Fälle, die sich auf derart indirekte Weise behandeln lassen.
3) ein Verkehr zwischen Kranken und Arzt, welcher letzterem die Möglichkeit eines praktischen Urtheils über den Krankheitszustand gewährt und damit die Wahl des homöopathischen Heilmittels ermöglicht.

Dieser Verkehr ist allermeist ein brieflicher. Er erfordert gewisse Bedingungen von Seiten des Patienten oder dessen Bericht-



erstatter; ebenso aber auch Bedingungen von Seiten der homöopathischen Heilmethode. Wir kommen darauf eingehend zurück. —

Die überwiegende therapeutische Leistungsfähigkeit der homöopathischen Methode ist für uns kein Gegenstand des Zweifels; sie wird sich auch aus einigen der mitzutheilenden Krankengeschichten ergeben.

Was die für briefliche Behandlung geeigneten Fälle betrifft, so sind sie zahlreich und mannichfaltig; die Entscheidung für homöopathische Fernbehandlung wird durch das Mass des Vertrauens herbeigeführt, welches der Kranke oder seine Angehörigen zur Hahnemann'schen Methode besitzen, durch die Erfahrungen, welche sie mit der Leistungsfähigkeit der Medicin andrer Richtung gemacht haben, durch die Schätzung des Gewinns an gesundheitlichem Werthe gegenüber den voraussichtlichen Nachtheilen an Zeitaufwand u. s. w. Andrerseits ist das Urtheil des homöopathischen Arztes über die wahrscheinliche Heilbarkeit und den Verlauf des Uebels massgebend.

Der dritte unserer aufgestellten Sätze schliesst die wichtigsten Eigenthümlichkeiten in der Beziehung zur homöopathischen Heilmethode ein. Wir betrachten denselben von Seiten dieser letzteren selbst und von Seiten der Krankheitsberichte.

Die Möglichkeit eines ärztlichen und für die Therapie direkt nutzbaren Urtheils über einen Krankheitszustand ist bei der Fernbehandlung nur denkbar, wenn sich die Richtschnur des ärztlichen Handelns in allgemein zugänglicher Naturbeobachtung findet. Wenn wir unsere Therapie erst auf der Basis einer wissenschaftlich umfangreichen Diagnose, die zunächst zu einer klassifikatorischen Krankheitsbezeichnung führt, aufbauen wollten, so dürften wir uns keiner Täuschung darüber hingeben, dass die Fernbehandlung nur in seltenen Fällen vor dem ärztlichen Gewissen zu rechtfertigen wäre. Wir sehen ja nicht mit den eigenen geübten Augen, wir können nicht tasten und die spontanen oder durch unsere Perkussion erzeugten Schallphänomene wahrnehmen. Was unserer therapeutischen Methode als Basis genügen muss, das sind einfach die Naturerscheinungen gestörten Lebens, wie sie dem Kranken selbst und seiner Umgebung wahrnehmbar sind. Aber für diese therapeutische Grundlage ist gerade die Homöopathie geschaffen. Ohne die Vermittelung fehlbarer Deutungsversuche, ohne die diagnostischen Abstractionen der Schule, fusst sie direkt auf den Lebensstörungen als solchen und gleichzeitig auf den kongruenten Naturerscheinungen der Arzneiprüfungen. Unsere Methode ist also bereit, das Resultat

einer einfachen biologischen Beobachtung sofort zu verwerthen; es kommt nur darauf an, dass dieses Ergebniss recht treu und vollständig übermittelt werde, dann vermögen wir aus der Natur der Lebensstörungen einen praktischen Schluss auf die Affinitäten ihrer Ursache zu machen, indem wir diese Affinitäten in einem bestimmten Arzneireiz wiedererkennen und den letzteren dem erkrankten Organismus einverleiben. Wir sehen dann den pathologischen Process häufig in rückläufige Bewegung gerathen und wenn wir Gelegenheit haben es zu konstatiren, so finden wir, dass sich auch jene konsecutiven Erscheinungen zurückbilden, welche mit ihren palpabeln und sonst sinnlich wahrnehmbaren Merkmalen ein Gegenstand der technisch ärztlichen Untersuchung und der anatomischen Diagnose waren.

Von der biologischen Beobachtung oder Selbstbeobachtung des Kranken verlangen wir indessen ziemlich viel. Unsere empirische Methode hat nur dann das Recht aus den Erscheinungen des gestörten Lebens auf die Affinität einer bestimmten Ursache zurückzuschliessen und nur dann die Aussicht, diese Ursache mit dem Arzneireiz zu treffen, wenn eine umfangreiche Congruenz der betreffenden Naturerscheinungen vorhanden ist. Um eine solche umfangreiche Congruenz besser konstatiren zu können, beschränkt sich der Blick des homöopathischen Arztes bei direkter Behandlung nicht auf die spontan geäusserten oder wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen, sondern er forscht selbstthätig weiter durch Fragen, welche sich auf die Genesis des Uebels und auf die Modalitäten seiner einzelnen Naturerscheinungen beziehen.

Bei der Fernbehandlung ist dies nur dann in beschränktem Masse möglich, wenn der mündliche Bericht eines Angehörigen vorliegt, ferner durch das Benützen sogenannter Fragebogen, welche indessen keine eigentlichen Fragen enthalten dürfen, sondern nur diejenigen Punkte aufgezählt enthalten sollen, deren Darstellung von Werth für das ärztliche Urtheil ist. Diese Punkte sind zwar zahllos und können nicht alle im individuellen Fall vorausgesehen werden, aber doch giebt es Kategorieen, welche der Patient unaufgefordert in der Regel nicht berücksichtigt, die aber für die homöopathische Therapie von grosser Wichtigkeit sind und deren Ausführung in der Krankheitsgeschichte durch die „Fragebogen“ gefördert oder ermöglicht wird. Hierher gehört z. B. „etwaiger Einfluss der Tageszeiten“, „genaue Angabe der Beschaffenheit etwaiger Schmerzen“. —

Ein Stück objektiver Untersuchung des krankhaften Vorganges wird auch bei der Fernbehandlung ermöglicht durch Mittheilung des Harnes. In der Auffindung von Eiweiss, Blut oder Zucker, lernen wir eine der wichtigsten Naturerscheinungen der Krankheit kennen. Ein Arzt, welcher mit seiner homöopathischen Methode die Lehren Rademacher's zu einen sucht, findet schon in der Reaction des frischen Harnes unter Umständen einen wichtigen therapeutischen Hinweis, wie ihn auch Harnsäureniederschläge und reichlichere Epithelbeimischungen an die vielgestaltigen Nierenkatarrhe und ihre vornehmsten Heilmittel, Cochenille, Goldruthe etc. erinnern. — So lässt sich auf diesem Wege doch auch ein persönlicher Anhaltspunkt von Werth nicht selten gewinnen. — Ein weiterer Weg, auf welchem die ärztliche Methode der Behandlung eines fernen Patienten entgegengehen kann, ist die Beachtung und Verwerthung der epidemischen Constitution. Wenn es gelingt, ein Mittel zu finden, welches im engeren Kreise des Wohnortes sich als ein derzeit umfassendes Heilmittel gegenüber den verschiedensten Krankheitsformen erweist, so kann man meist sicher annehmen, dass die herrschende Krankheit auch in weiterer Entfernung von diesem Mittel einen heilenden Einfluss erfahre und man kann geeignetenfalls wenigstens einen kurzdauernden Versuch mit dem Epidemicum bei der Fernbehandlung machen. Diese epidemisch umfassenden Heilmittel haben ja die Eigenthümlichkeit, sehr rasche Wendungen herbeizuführen.

So sind die Bedingungen für eine glückliche Behandlung ferner Kranken in der Homöopathie und den verwandten Ausgestaltungen der Arzneikunst gegeben; wenden wir uns nun zu den Bedingungen, welche uns erfahrungsgemäss von Seiten der Patienten selbst und ihren brieflichen oder indirekt mündlichen Darstellungen entgegengebracht werden.

Dass es eine besondere schätzbare Gabe sei, die Erscheinungen des gestörten Lebens, die Wahrnehmungen und Empfindungen des Krankseins verständig und verständlich kundzugeben, darin wird vielleicht jeder Arzt mit mir übereinstimmen. Diese natürliche Fähigkeit ist nicht abhängig vom Bildungsgrade des Patienten; man findet in allen Schichten und Stellungen der Bevölkerung Leute, die durch eine treffliche Darstellung ihrer Krankheitsumstände überraschen und in denselben Verhältnissen lebende Patienten, welche nur mit vieler Unterstützung ein annähernd brauchbares Bild ihrer Krankheitsgeschichte und des Status praesens geben können. Bestehen diese grossen Unterschiede schon für das mündliche Referat

der persönlichen Behandlung, so treten sie auch bei den schriftlichen Berichten hervor. Der Arzt erhält zuweilen vorzügliche, zuweilen kaum brauchbare Berichte; man würde sich aber täuschen, wenn man glauben wollte, dass sich die Verhältnisse bei der brieflichen Darstellung noch ungünstiger gestalteten. Im Gegentheil war ich nicht selten überrascht, die Schreiber trefflicher Briefe später als wortkarge, schwerfällige Sprecher kennen zu lernen und von solchen später ausgezeichnete schriftliche Darstellungen zu erhalten. Auch kam es öfter vor, dass Kranke, die persönlich in der Sprechstunde erschienen, in aller Form abgefasste Briefe aus der Tasche zogen und mir damit ein schätzbares Bild ihres Zustandes gaben, welches nur durch die persönlichen Eindrücke und durch die Beantwortung meiner Fragen noch zu vervollständigen war. Gewisse Patienten machen sich diese Art des Verkehrs zur festen Regel und ich muss gestehen, dass mir das sehr angenehm und zweckmässig scheint.*)

Hinsichtlich ihrer Fähigkeit, Krankenberichte zu verfassen, kann man die Patienten in verschiedene Klassen eintheilen. Wir können hier jedoch von den Qualitäten des Stils absehn, auch die Unterschiede des Bildungsgrades nicht als massgebend betrachten, ebensowenig die Eigenthümlichkeiten der Verstandes-Begabung als entscheidend für die Brauchbarkeit des schriftlichen Berichtes anerkennen. Wir werden vielmehr finden, dass die geistige Zucht, der Charakter und Wahrheitssinn des Patienten maassgebend für die Befähigung einer guten Darstellung sind, denn nur diese ethischen Bedingungen gewähren jene geistige Sammlung, Ordnung und Treue der Eindrücke, von welchen die Brauchbarkeit der Berichte abhängt. Von diesem Standpunkte aus unterscheiden wir 2 Klassen von brieflichen Krankheitsberichten, nämlich, sehr einfach, gute und schlechte. Die schlechten Krankheitsberichte sind leider häufiger als die guten und ich verschwende keine Zeit damit, sie eingehend zu beleuchten; nur ihre besondere Ausgestaltung im pseudorationalen Sinne hat wissenschaftliches, gewissermassen pathologisches Interesse, weil es die Verirrungen der pseudorationalen Medicin je nach dem Bildungsgrade der Patienten getreulich wiederspiegelt und auf eine tieferliegende Ursache zurückweist.

Wenn z B. ein Referendar schreibt:

*) Ohne Zweifel hängt es sehr vom Volkscharakter ab, ob die Leute, besonders Bauern, sich lieber und gewandter mündlich oder schriftlich ausdrücken. Hier in Württemberg wird man das Angeführte gewiss zutreffend finden.



„Auf Andrängen meiner Verwandten wende ich mich an Sie, um Ihren Rath in meinem länger dauernden leidenden Zustande zu erbitten. Ich leide nämlich seit 2 Jahren an Lungenemphysem und weiss wohl, dass nur ein südliches Klima Erleichterung bringen kann. Ich wäre umsomehr entschlossen, den Winter in Italien zuzubringen, als mir neulich Herr Dr. E., welcher ja ein berühmter Specialist für Nervenleidende ist, die traurige Eröffnung gemacht hat, dass ich auch Gehirnhyperämie habe und dass nur die Enthaltung von geistiger Arbeit eine Wiederherstellung bringen könnte. Wenn Sie aber meinen, auf Grund dieser ärztlichen Diagnosen etwas für mich thun zu können, so bin ich zu einem Versuche geneigt.“ u. s. w.

Wie unendlich traurig! Eine irre geleitete und herzlose ärztliche Kunst hat in dieses Gemüth schwarze Schatten geworfen, hat den Verstand des Unglücklichen gefangen genommen und alle natürliche Wahrnehmung unter einem Schutt künstlicher Begriffe vergraben. Ach, dieser Brief ist das trostlose Symbol der medicinischen Wissenschaft! Der arme Kranke hat kein Vertrauen zu mir, er schreibt auf Andrängen der Verwandten. Auch der Charakter des Patienten muss gelitten haben, denn ein schlichter Wahrheitssinn muss doch vor den Formeln der wissenschaftlichen Diagnosen zurückbeben, muss auf die Dauer bei eigenem Leidenszustand irre werden an ihrem Gehalt und das Vertrauen zu ihren ärztlichen Vertretern verlieren Aber nichts von dem zeigt sich im Briefe. Der Patient ist offenbar befriedigt von der Aussicht nach Italien zu gehen; dies scheint ihm der angenehmste Weg zur Genesung und nur ungern würde er ihn mit einem andern vertauschen

Ein Seitenstück ist folgender Brief eines Handwerkers:

„Mein Magen ist wieder gar nicht in Ordnung; ich spüre wohl dass er stark verschleimt ist, doch löst sich nichts. Der Schleim ist sehr zäh und will gar nicht weggehen. Ueber Appetit könnte ich nicht klagen. Die Verdauung ist aber nicht in Ordnung, doch habe ich täglich Oeffnung. Mein Uebel muss meistentheils im Blute sitzen; das spüre ich recht gut. Schicken Sie mir wieder etwas zum Schleimlösen und für die Verdauung.“

Auch hier statt Naturerscheinungen Deutungsversuche. Ganz wie in der wissenschaftlichen Medicin, nur in einer dem Volke angemessenen Sprache. Der Brief ist ganz unbrauchbar. Statt die Wahrnehmung des Kranken zu enthalten, enthält er nichtssagende Vermuthungen darüber und die Hartnäckigkeit, mit welcher

die Hypothese des zähen unlöslichen Schleims festgehalten wird, ist wissenschaftlicher Vorbilder würdig.

Von einer niedrigen Bildungsstufe, aber etwas mehr Verständniss, zeugt folgender Brief (ganz wörtlich):

„Ich diene Ihnen zur Nachricht, wie es bei dem Bruder geht. Mein Bruder bittet Sie noch um ein einziges Mittel und wenn er dann keine ganz gute Besserung darauf fühlt, dann kommt er das nächste mal selber hinunter zu Ihnen. Ich will Ihnen auch mittheilen, dass mein Bruder, seit er krank war, seinen Umstand für gar keinen andern hat, als für die Ruhrkrankheit; er erzählt mir auch jeden Tag, dass seinen Fühlungen nach ein klein wenig ob seiner Herzgrube eine Quelle bestehen könnte und ganz ausserhalb muss sie bestehen, und in diese Quelle könne es nicht mehr hineinschaffen. Mein Bruder meinte, wenn er recht habe, dass in dieser Gegend eine Quelle bestehe, so bittet er Sie, ihm auch einmal ein Mittel einzurichten, wo seine wirkende Richtung durch die Quelle hindurch nehmen thut."

Dieser Brief, von einem armen Weber, ist zwar sehr dürftig, aber er enthält doch in der Form einer bescheidenen Vermuthung eine Umschreibung der augenscheinlich subjectiv wesentlichen Hauptklage des Patienten, bestehend in einem Stockungsgefühl, welches über der Herzgrube, nicht sehr in der Tiefe, wahrgenommen wird. Das Begehren eines Mittels, welches „seine wirkende Richtung" durch die „Quelle" nimmt, ist an sich vernünftig und zeugt von einer einsichtigen Anerkennung der specifischen Heilkräfte.

Wenden wir uns aber zu erfreulicheren Bildern! Da ist z. B. der Brief eines armen 26jährigen Mädchens, welches seit vielen Jahren an fungöser Kniegelenkentzündung leidet und schon mehrmals chirurgisch behandelt worden ist mit Incisionen, Entfernung von cariösen Massen, gewaltsamer Streckung des Beins und festen Verbänden, deren einer einmal zu gefährlichem Druckbrand geführt hatte. Die verständige Patientin hat eine ganz besondre Fähigkeit genauer und vollständiger Darstellung.

„Als ich das Pulver genommen hatte, bekam ich ein Geschwürchen auf der Narbe, welche früher die Wunde war, die Herr Dr. R. in St. geschnitten hatte. Das Geschwür ging bald auf und wurde eine Wunde gerade wie der Schnitt seiner Zeit gemacht wurde. Eiter kam wenig; höchstens in 24 Stunden ein Fleckchen wie ein 20Pfennigstück, die Wunde fing aber bald wieder an zu heilen und ist blos noch offen wie eine dicke Stricknadel. Die Wunde ist

unten am Knie, ziemlich einwärts am Fuss (ich heisse die Stelle einwärts am Fuss, welche gegen den andern Fuss hin ist); die Wunde auswärts, wo man die Nerven und das Wadenbein so gut spürt, ist auch wie eine Stricknadel, aber aus dieser kommt immer ein Fleck wässriger Eiter, in 24 Stunden so gross als ein Markstück, es riecht wenig, oft etwas süsslich. Schmerzen habe ich aber immer. Der Schmerz ist drückend, oft auch pulsirendes Reissen, oft auch ein leichtes brennendes Gefühl, auch ist der Schmerz nicht immer auf einer Stelle, meistens vorn herüber und einwärts am Knie. Der Schmerz kommt gern wie mit einem Schauder durchs Knie, selbst wenn ich ganz ruhig bin. Die Schmerzen sind meist so still, nicht wüthend, aber empfindlich und durchdringend, auch habe ich zuweilen den Schmerz 6—8 cm. lang am Schienbein herunter und ist beim Gehen dann auf dieser Stelle wie wenn etwas brechen wollte und ein Schwächegefühl vorn herüber am Knie. An den letztbezeichneten Stellen thut es weh bei äusserem Druck.“ u. s. w.

Der Brief geht noch fort; doch ist aus dieser Probe eine treue und vollständige Schilderung sowohl der objectiven als subjectiven Naturerscheinungen zu erkennen. Wir dürfen uns mehr Vollständigkeit kaum wünschen und ich frage, ob ein solcher Bericht nicht fähig sei, die persönliche Besichtigung des kranken Gliedes fast ganz zu ersetzen.

Der nun folgende Brief stammt aus einem Pfarrhaus. Das 11jährige Töchterchen hatte einen Monat vorher mehrere kleine Lungen- oder Bronchialblutungen gehabt und befand sich in der Reconvalescenz:

„Bei Clara geht es recht gut, sie ist frisch und kräftig, das Essen schmeckt ihr, der Schlaf ist immer gut, die Oeffnung in Ordnung, öfters zeigt sich ein Wurm. Ihre Mandeln sind kleiner als früher, sodass man zwischen dem Zäpfchen und den Mandeln durchsehen kann. In den letzten 14 Tagen verschwanden die meisten ihrer Warzen, zuerst fühlte sie einen juckenden Reiz rings um die letzteren, darauf wurden diese niederer und lösten sich zuletzt ab. Diejenigen, die noch da sind, sind auch um die Hälfte niederer als sie waren. Den 4. April zeigte sich Morgens auf ihren Wangen und Kinn ein Ausschlag, es waren kleine dunkelrothe Punkte, die Morgens ein wenig erhöht waren, im Lauf des Tages aber nieder wurden. Jetzt ist der Ausschlag nur noch am Kinn sichtbar. Er brennt sie öfters, besonders beim Waschen. Nach dem Essen liegt sie eine Stunde; sonst ist ihre Lebensweise wie früher; weil sie

sich so wohl fühlt, wagten wir es, sie seit Anfang dieser Woche in die Schule zu schicken, in der sie täglich 3 Stunden zubringt. In den letzten 14 Tagen spürte sie manchmal einen Blutgeschmack, der aber nicht lange anhielt; Husten hat sie keinen."

An diesen musterhaften Bericht füge ich noch folgenden sehr interessanten an. Er ist von der Mutter eines Candidaten der Rechtswissenschaft geschrieben. Der Letztere hatte sich 14 Tage zuvor Umschläge von starker Arnicatinktur um ein verdehntes Fussgelenk gemacht und war dann in wechselnde, seltsame Krankheitszustände verfallen, die in einer eiterigen Entzündung des Mittelohrs mit starker Reizung des Gehirns und vorübergehenden Lähmungserscheinungen ihr schweres, aber doch glückliches Ende gefunden haben. Der Brief, vom 22. Jan. 1880 datirt, lautet:

„Der gestrige Tag verlief ordentlich. Die Schmerzen liessen immer mehr nach und der Kopf hatte Ruhe. Abends gegen 8 Uhr setzte sogar das „Schaffen" im Ohr, wie Karl das heisst, was er immer im Ohr spürt, ganz aus für 20 Minuten und es war ihm angenehm leicht und ruhig zu Muth bis 10 Uhr Nachts. Die Haut hatte keine Spur von Hitze mehr und er hielt viel auf Apis, das thue ihm so wohl. Von 10 Uhr an plagte ihn aber der Bauch*), es sei so etwas Hartes, Schweres darinnen, unten gegen den linken Schenkel zu. Er meinte, er müsse heute Nacht den Bauch verrenken, wenn er jetzt, nach 4 Tagen, keine Oeffnung bekomme. Er stand deshalb auch einmal auf, aber ohne Erfolg. Da gab ich ihm ein Klystir von lauem Wasser, um 11 Uhr wieder. Es wurde ihm immer unleidlicher und er ging noch einmal vergebens aus dem Bett und war so schwach, dass er sich nicht allein halten konnte. Ich suchte ihn zu beruhigen: es sei ja ganz gut, wenn das Wasser aufgesogen werde, dann gehe es morgen um so leichter. Er war aber immer vorsichtig und machte gar keine Anstrengung zum Herausdrängen. Es wurde ihm schwach und er verlangte Suppe, (Wein will er schon länger nimmer, weil er die Ohrenschmerzen steigert), schlief aber vorher noch ein und erwachte nach einer Viertelstunde, um ½12 Uhr, mit kläglichem Jammern und fuhr schnell ohne die sonst nöthige Hilfe in die Höhe; ich unterstützte ihn und spürte, wie seine Kinnladen fröstelten und gab ihm Suppe, die er willig nahm; nachher liess er

*) Das Gesperrte beziehe ich auf die Arnicavergiftung als Arnicasymptom, übrigens trägt die ganze Erkrankung dieses Gepräge.



sich auf die Kissen zurücklegen und sagte: als ich mit dem dummen Schweiss erwachte, wusste ich mir gar nicht zu helfen und was mir fehle, dann hast Du mir geholfen, dann hab ich erst wieder gewusst, dass mir's im Ohr weh thut und wer ich bin. Mit dem Helfen meinte er das, dass ich seine Hand erfasst, und meine andere auf seine Stirne gelegt hatte, was er oft und viel verlangt. Er jammerte aber weiter, fuhr schnell in die Höhe und griff mit den Händen in die Luft und nun schüttelte es ihn wieder leise in den Kinnladen, im Kopf und oben im Rücken und immer stärker. Als ich unwillkührlich sagte: Kind, was ist Dir? sagte er mit grossem Jammern: ich weiss nicht und sah mich mit stieren angsterfüllten Augen an. Die Stirnrunzeln zogen sich blödsinnig, tief herunter und der Mund war eine schmerzverzerrte Sterbensgrimasse; durch unwillkürliche Bewegungen der Hand gegen das Ohr merkte ich, dass er starke Schmerzen habe. Ich dachte an eine Eitervergiftung im Hirn, oder an das Arnicagift, das jetzt durch den Schüttelfrost anzeigt, dass es einen neuen Sturm gilt und zwar aufs Hirn. Nun gab ich ihm 20 Körner Scrofoloso trocken auf die Zunge auf die Gefahr hin, die schöne Apis-Wirkung zu vernichten, denn ich dachte, das sei das einzige Mittel, das Arnicagift noch rechtzeitig zu zerstören. Seit Sie bei Ihrem Hiersein die Frage aufgeworfen hatten, von was während des Anfalles vom 15. die Bauchschmerzen vergangen seien, musste ich oft denken, es seien am Ende doch die 20 Körner Scrof. gewesen, die er damals dagegen bekam, denn die Schmerzen wurden nach einiger Zeit doch weniger krampfhaft und liessen allmälig ganz nach, bis sie vom Morgen des 16. an ganz verschwunden waren. Da sich aber das Fieber und die andern Beschwerden noch steigerten bis zur ersten Gabe von Apis, so achtete ich damals nicht darauf. — Als nun Karl heute Nacht die Scrof. Körner im Munde hatte, noch ehe er etwas davon geschluckt haben konnte, war so plötzlich das ganze Gesicht verändert, dass ich ihn fest anschauen musste, um es glauben zu können: die Augen sahen mich verständig und klar an, der Schüttelfrost hörte sogleich auf und das ganze Gesicht war wieder natürlich! Karl liess sich nun niederlegen und erzählte mit grosser Betrübniss, als er erwacht sei, wieder mit dem dummen Schweiss, — er musste also zwischen dem ersten und zweiten Auffahren einen Augenblick geschlummert haben — sei er gewesen, wie 4 hilflose dünne, in ein Bündel zusammengebundene Männer, das Band habe nicht mehr halten wollen und jeder habe auf eine andere Seite hilflos wegfallen wollen. Seit diesem letzten

— im Ganzen dritten Schüttelfrost — ist der rechte Oberarm schmerzhaft gelähmt und der Ohreneiter, der noch gleich stark fliesst, nicht mehr rosa, sondern gelbgrau gefärbt, aber ohne veränderten Geruch. Karl war von da an durch nichts Besonderes mehr beunruhigt, bekam alle 3 Stunden sein Apis, öfters frische Ohrenbäuschchen und verlangte, wie gewöhnlich hie und da Wasser. Die Haut ist wieder etwas heisser, als es gestern gegen Abend in der leichten Zeit war und es ist ihm ziemlich elend und schwach zu Muth, so dass er öfters aufseufzt, doch hat er kein Gedankentreiben und kommt mir in den Gesichtszügen merkwürdigerweise weniger verfallen vor als gestern Vormittag.

Ich dachte heute Nacht daran, ihm zwischen die 3 stündigen Gaben von Apis jedesmal 4 Körnchen von Scrof. trocken zu geben gegen die Schwäche und um das Arnicagift energisch auszutreiben. Ich dachte, wie kann das Scrofoloso das Bienengift beeinträchtigen, die müssen ja zusammenpassen wie die Bienen zu den Wiesenblümchen. Das waren aber nur Nachtphantasien und ich werde es nicht thun ohne Ihre Billigung und bitte Sie daher um Ihre Aeusserung hierüber".

Fortsetzung vom 24. Januar:

„Dank für Ihren Brief; er war sehnlich erwartet und Ihr Rath hat uns für den Augenblick wieder Hilfe gebracht.

Karl wurde im Laufe des gestrigen Nachmittags (Freitag) wieder schwächer, auch die Züge verfielen wieder mehr, es kam häufig der torporöse Schlummer mit Schweiss und schmerzlich verwirrtem Erwachen; auch die Ohrenschmerzen nahmen zu und sein Mund zeigte wieder einmal deutlich, obwohl nicht so gross verzerrt wie in der Nacht, die innerlichen Schmerzen. Auch im Bauch war es ihm unleidlich, wofür er ein laues Klystier bekam; es blieb ihm aber unbehaglich und ich gab ihm Nachmittags 4 Uhr wieder eines, worin 20 Körnchen Scrof. aufgelöst waren, weil er sagte, er sei so schwach und 2 Sachen zumal sei zu viel für seine Kräfte; er meinte die Ohren und den Bauch. Hierauf vergingen die Bauchbeschwerden ohne dass Oeffnung gekommen wäre, die Ohrenschmerzen nahmen aber zu. Nun war Ihr Brief gekommen und als 1 Stunde seit dem Klystier verstrichen war, fingen wir mit Silicea 30 an, 2 Tropfen in 1 Esslöffel Wasser. Das war um $^1/_4$ nach 5 Uhr. Nach kurzen Minuten liessen die Schmerzen nach und nach einer Viertelstunde war es sogar für einige Augenblicke ganz still im Ohr und Karl bekam Lust zu einem grossen Teller Suppe. Um

½9 Uhr Abends bekam er die 2. Gabe Silicea, wieder 2 Tropfen in 1 Löffel Wasser, worauf der Schmerz einen kurzen Augenblick vermehrt wurde, aber sogleich wieder nachliess und Karl verlangte 1 Glas Wasser mit Grahambrot, dann Hägenmark, und dann noch einmal Wasser und Brot. Ueberhaupt war er so wohl und ruhig und unterhielt sich angelegentlich, wie es seinen Geschwistern gehe, sprach von der Schulzeit und Tübingen bis 10 Uhr. Dann war er still und rief mich erst um ¼ vor 12 Uhr zur 3 Gabe Silicea, einige Zeit nachher fühlte er einige leichte Stiche vom Ohr aus mitten durch den Kopf. Um ½3 Uhr rief er mich wieder zum Arzneigeben; von da an vermehrten sich die Schmerzen im Ohr und auch der Bauch war wieder beschwerlich und er bekam eine Viertelstunde nach dem Einnehmen wieder ein laues Klystier.

Von der ersten Gabe Sil. bis zur 4. um ½3 Uhr war Karl's ganzer Zustand verändert: Die Gesichtszüge und die Haut und deren Farbe kräftiger, kein Verlangen mehr, dass immer Jemand bei ihm sitze und die Hand gebe, nicht mehr die Unruhe und das Seufzen vor Schwäche und Beschwerlichkeit, sondern ein ganz netter Appetit und klare Sinnen, während er vorher immer geklagt hatte, er sei so dumm und sein Gesicht sah auch wirklich so aus. Der torporöse Schlummer mit Schweiss weg, aber auch kein Schlaf die ganze Nacht. Doch lag er ruhig und erneuerte selbst seine Ohrenbäuschchen, um mich nicht im Schlaf zu unterbrechen. Erst von der 4 Gabe an beschwerte er sich über die Schlaflosigkeit; darum fragte ich ihn um ½5 Uhr, ob es ihm nicht lieb wäre, wenn ich wieder an seinem Bett sässe, dass er vielleicht eher einschlafen könne; das nahm er sehr dankbar an und legte sich meine Hand auf die Stirne und er schlief richtig bald ein, erwachte aber um ¼ nach 5 Uhr in Schweiss gebadet unter meinen Händen, verwirrt und wimmernd und sich wie in Verzweiflung von einer Seite zur andern wendend und langte nach seinem Bauch mit schmerzverzogenem Gesicht. Als ich ihn immer und immer wieder zugedeckt und beruhigt hatte, schlummerte er weiter, ich entfernte mich aber, um nicht schädlich auf ihn einzuwirken. Er schlief nun weiter bis nach ½8 Uhr, wo er mit ganz mässig feuchter Haut und ziemlicher Ruhe und Besonnenheit erwachte. Auf Befragen, wie es mit den Ohrenschmerzen stehe, sagte er, vor der Hand spüre er nichts, er müsse sich erst finden und erzählte sehr angelegentlich, wie schrecklich das um ½7 Uhr gewesen sei und wollte von mir wissen, was denn eigentlich da geschehen sei; ich erwiederte: nichts, als dass

er wieder schwitzend und sehr unglücklich aufgewacht sei und ich mir gedacht habe, dass er sich erst werde wieder zusammenklauben müssen. Da sagte er, es sei noch viel ärger gewesen, als mit den 4 dünnen Männern; denn diesmal seien 4 Nachen im Wasser geschwommen mit der Spitze gegen einander gekehrt, aber es sei eine Lücke gewesen, denn der 4. Nachen habe gefehlt! Das sei etwas schreckliches gewesen! Ein Nachen sei roth angestrichen gewesen, einer grün und der andere schwarz und der vierte gar nicht da! Ich sagte, der vierte sei sein Bauch gewesen und für den werden wir wohl heute noch mehr sorgen müssen. Nun gab er mir Auskunft über seine Ohren; der Schmerz sei noch nicht ganz vorbei, aber gar nicht heftig.

Wir wollen wo möglich mit der Silicea aussetzen, bis wir vielleicht heute Abend einen Brief oder Telegramm von Ihnen erhalten, weil die letzte Gabe den Schmerz gesteigert hat, der aber jetzt wieder sehr gemässigt ist. Karl schlummert schon wieder. Wenn es aber wieder schlimmer würde, ehe wir Nachricht von Ihnen haben, würden wir doch wieder zur Silicea greifen, deren Wirkungen man so genau und so bald beobachten kann und die ihn so gestärkt hat. Denn nach ½8 Uhr wachte er gestärkt und freundlich auf, nur beschäftigte ihn die Nachengeschichte sehr, weil er den Ausgang mit dem 4. Nachen gar zu gern gewusst hätte. Er lachte dann selbst darüber und war ganz ruhig in seinem Bett".

Fortsetzung vom 25. Januar:

„Ihr Telegramm haben wir gestern Abend und ihren Brief heute nach Tisch erhalten und danken dafür. Karl hat seit der 4. Gabe von Silicea keine weitere mehr bekommen. Karl hatte gestern einen sehr guten Tag, ausser dem Ohrenzwang, der immer noch stärker war als vor der 4. Silicea-Gabe. Nachmittags wurde er immer ruhiger und behaglicher und sang und redete allerlei. Er sagte, während der Schüttelfröste am 15. sei es gewesen, wie wenn alle seine Nerven anders herum gedreht würden und seitdem sei es ihm viel wohler. Um 5 Uhr Nachmittags liess der Ohrenzwang nach und er sang sich in den Schlaf, aus dem er nach einer Stunde ohne Ohrenschmerzen mit Schweiss erwachte und auch eine halbe Stunde schmerzfrei blieb. Da gestern der 7. Tag ohne Oeffnung und es Karl sehr wichtig war, bekam er bis Abends nach 6 Uhr 7 Klystiere von lauem Wasser; gegen Abend that es ihm immer ein wenig weh, wenn die Spritze eingeführt wurde — sie war jedesmal mit Fett geschmiert — und er behauptete, er spüre gar

nichts von Wasser, während es gewiss war, dass alles Wasser bei ihm blieb. Dieser Umstand erinnerte mich an den Tod unseres zweiten Kindes, eines Mädchens von 5 Monaten. Sie starb an fliegender Rose und zuletzt hinzugetretener Gelbsucht. Am letzten Tag thaten ihr die Klystiere weh und der Arzt sagte nachher, der Unterleib sei schon gelähmt gewesen. Die Lähmung an Karl's rechtem Oberarm war nach den ersten Gaben von Silicea gehoben — war jetzt etwas Aehnliches in einem Theil der Gedärme? — Karl blieb wohlgemuth bis Abends 9 Uhr. Da klagte er über Bauchweh, vermehrten Ohrenzwang, Kopfweh in der rechten Kopfhälfte und ebenda wieder das Steifigkeitsgefühl. Um den Stuhlgang zu erleichtern, bekam Karl um ½10 Uhr Abends ein Klystier von Reisschleim; das war das 8. an diesem Tag und wie gewöhnlich folgte eine Beruhigung darauf, dann nahmen die Beschwerden mehr zu. Deshalb bekam er um 10 Uhr einen kleinen nassen Bauchumschlag, um anregend auf diesen und ableitend auf den Kopf zu wirken, worauf ein kurzes leichtes Frostschütteln folgte mit verstärkten Schmerzen in Kopf und Bauch. Ich legte mein Gesicht auf seine Stirne, fasste seine Hände und augenblicklich schlummerte er ein. Nach 15 Minuten erwachte er verwirrt und jammernd. Die Bauchschmerzen waren krampfhaft zusammenziehend. Karl warf sich umher, bis er sich an mich anklammerte und über mir hin nach Papas Hand packte. Das beruhigte ihn für eine Weile. Dann kam Frostschütteln, die Ohrenschmerzen seien anders, mehr drinnen im Kopf und Stiche oben herüber in der rechten Seite des Kopfes, auch einzelne heftige Stiche im Bauch, einmal besonders heftig im After. Endlich, als sich das Frostschütteln steigerte und Karl alles andere über den Kopfschmerzen vergass und ihn mit beiden Händen umklammerte, gab ich ihm 20 Körnchen Scrofoloso, worauf sich die Schmerzen mehr in den Bauch zogen, das Gewimmer aufhörte und die schmerzverzogenen Gesichtszüge ihre männliche Festigkeit wieder erhielten, wie in gesunden Tagen. Ueberhaupt war von da an das Betragen klar bewusst, obgleich sich die Unruhe immer mehr steigerte, so dass er sich zuletzt kaum mehr zu helfen wusste und aufstehen wollte. Das redete ich ihm aus und machte ihm statt dessen 2 grosse Umschläge von rother Electricität auf die rechte Kopfhälfte und auf den Bauch; den nassen Bauchumschlag hatte er einige Zeit vorher als unerträglich abgeschafft.

Diesmal endlich that ihm die Electricität sogleich ausserordentlich wohl. Die Schmerzen im Kopf wurden milder, der Ohrenfluss

aber viel stärker; eines von den Ohrenbäuschchen hatte einen kleinen klaren Blutstreifen, sonst waren sie graugelb oder rosagelb wie immer. Im Bauch wurde es Karl immer leichter, indem viele Blähungen abgingen, die Unruhe legte sich immer mehr und er nahm den Umschlag vom Kopfe weg. Karl schaffte nach und nach beide Federkissen ab, auf die er die letzten 4 Tage viel gehalten hatte, nahm die Electricität vom Bauch weg und zuletzt warf er seine Zipfelmütze, die er seit 4 Tagen immer pünktlich auf dem rechten Ohr sitzen gehabt hatte, mit Kraft an die Wand und schimpfte recht heiter über seinen faulen Bauch, der ihn alten Mann so zu peinigen wage. Dann warf er sich gegen die Wand und schlief ein, von Morgens 3 Uhr bis 9 Uhr. Nur zwischein erwachte er auf kurze Zeit wegen Besorgung des stark eiternden Ohres. Heute den 25. ist der Ohrenfluss so ziemlich wie vorher und Karl erwachte heute mit kaum bemerkbarem Kopf- und Ohrenweh; er sieht überhaupt nicht mehr verfallen aus und zu aller Erstaunen war beim Erwachen die Lichtscheu verschwunden.

Nach der Mittagssuppe trank er mit grossem Behagen langsam ein Glas Bier und schlief dann ein. Nach ½ Stunde erwachte er mit vermehrtem Kopf- und Ohrenweh und schlief wieder bis 5 Uhr. Er ist nun stiller als heute Vormittag, wo er aus dem Stegreif die artigsten Verse über seine Schwester machte, doch sagt er, es sei ihm in den Nerven immer noch viel wohler als früher und man spürt ihm das Ausruhen von seiner jahrelangen Ueberreizung auf wohlthuende Weise an. Nun ist's der 8. Tag, dass er keine Oeffnung hat, aber heute kümmert's ihn nicht; nur einige Mal sagte er, sein Bauch sei doch ein recht heidnischer Götze und alter verstockter Sünder. Karl bekam heute kein Klystier; es war gestern vielleicht doch übermacht.

Ihren Rath wegen etwaigen Verschlimmerungen werde ich befolgen und Bier wird Karl nicht mehr trinken, so lange das Ohr noch eitert. Bis 9 Uhr Abend nahm das Ohrenweh etwas zu. Aber jetzt, um ¼ vor 10 Uhr ist die Verschlimmerung durchs Biertrinken wieder vergangen und Karl spürt nicht mehr, als heute früh, nachdem es ihn eine Weile im Ohr gekitzelt hatte".

Zur Sache bemerke ich, dass die beunruhigenden Erscheinungen bald vollständig verschwanden und dass der junge Mann nur verhältnissmässig kurze Zeit einen Ohrfluss zurückbehielt, dann ganz genas. Den wiederholten Traum von 3 und 4 zusammengebundenen oder auseinanderfallenden Gegenständen oder Männern, welche ein

unbeschreiblich peinliches Gefühl verursachten, bin ich geneigt auf Reizung der Bogengänge oder ihrer Ampullen, welche ja bekanntlich die Gleichgewichtsempfindung für die 3 Raumdimensionen vermitteln, zu beziehen. — So interessant diese Krankengeschichte, so vortrefflich ist ihre Abfassung; ein anderer Sohn der Schreiberin studirt jetzt Medicin; möchte sein Interesse für unsere Heilmethode ein dauerndes und fruchtbares sein! —

Wie in dem zuletzt vorgeführten Falle kann die briefliche Praxis öfters wenigstens an einen vorher persönlich gewonnenen Eindruck anknüpfen. Man sieht den Kranken einmal oder von Zeit zu Zeit persönlich; die andern Berathungen finden aber brieflich statt. Natürlich kann diese Uebergangsform der Behandlungsarten dem Kranken nur zum Vortheil gereichen.

Wir haben bisher mehr die formale Seite der Fernbehandlung betrachtet; beim Abschluss dieser Betrachtung will ich die Aufmerksamkeit noch auf zwei Punkte lenken: Man verordnet nämlich, besonders in chronischen Krankheiten, nicht selten zweckmässig 2—3 Arzneimittel zugleich, in Zwischenräumen zu nehmen. Ein Beispiel dieser Verordnungsweise bietet uns Hahnemann selbst, indem er von Bönnighausen, welcher an Beschwerden nach überstandenem Ileus litt, Conium, später Lycopodium zu nehmen rieth. Die schleichende Natur einer Krankheit, die Eigenthümlichkeit und die Wirkungsdauer der Heilmittel, sowie die Entfernung vom Kranken sind dabei maassgebend. Endlich möchte ich noch auf einen Umstand hinweisen, welcher der brieflichen Behandlungsart unter Umständen sogar einen gewissen Vorrang vor der persönlichen Cur verschaffen kann. Wenn nämlich der Patient — vielleicht weit hergereist — zu einer Stunde kommt, wo der Arzt nicht im erwünschten frischen Besitz seiner Kräfte sich befindet, wo er vielleicht übermüdet und abgespannt ist, so kann es geschehen, dass eine solche Berathung im Werthe bedeutend zurücksteht gegen die eingehende briefliche Schilderung des Uebels. Wie ein Dokument kann der Arzt den schriftlichen Bericht verwahren und in einer gelegenen Stunde durchdenken. Ich bin überzeugt, dass das Vortheile bringt, welche jene überwiegen können, die aus der persönlichen, aber unter dem Einfluss der Uebermüdung gehemmten, direkten Berathung hervorgehen.

Die Ueberschätzung der persönlichen Eindrücke und Untersuchungskünste, welche unseren Gegnern eigen ist, wollen wir uns nicht zu Schulden kommen lassen. Das Hervorkehren der „Künste“

des Arztes und das Betonen der Untersuchungsergebnisse kann so übertrieben werden, dass es direkt an Schwindel grenzt. Ein älterer Mann schrieb mir neulich, dass er seit lange an Verdauungsbeschwerden leide und vergeblich ärztlich behandelt worden sei. Die Erfolglosigkeit der ärztlichen Bemühungen habe ihn veranlasst, vor einigen Monaten den Arzt zu wechseln, aber ebenfalls ohne dass der Zweck erreicht sei. Der erstere Arzt habe — wie Patienten scheine — die Krankheit nicht recht erkannt; der letzte Arzt habe gleich erklärt, eine genaue Untersuchung vornehmen zu müssen und sei dann froh gewesen, das Leiden gefunden zu haben. Er habe ihm nämlich nach der Untersuchung eröffnet, dass er an chronischem Magen- und Darm-Katarrh leide. Dagegen sollte der Kranke nun Carlsbadersalz gebrauchen. Er habe dies voll Zuversicht gethan; die gehoffte Besserung sei aber ausgeblieben. Der Kranke ist ein ehrlicher alter Färbermeister und er hat durch jene Untersuchung und anscheinend darauf gegründete Diagnose jedenfalls mehr Achtung vor dem ärztlichen Wissen, als vor der Heilkunst bekommen. Nun ist aber doch die Diagnose „Magen-Darm-Katarrh“ eine rein klinische, d. h. sie wird aus den gestörten Lebenserscheinungen, nicht aber aus dem Untersuchungsbefund erschlossen. Der Untersuchungsbefund ist dabei nur von negativer Bedeutung und die Jahrelang bestehenden Störungen im Appetit und Stuhlentleerung bei dem alten Färber haben jedenfalls zur Diagnose genügt vor der Untersuchung, deren sonstige Zweckmässigkeit ich aber nicht anfechten will. Einen Arzt, welcher es verschmäht, dem genügend manifestirten pathologischen Process noch die tönende Schelle einer so öden Diagnose, wie die des Magen-Darmkatarrhs anzuhängen, kann ich mir nur loben. Ich lasse nun schliesslich noch die Krankengeschichte von einem rein brieflich behandelten Fall folgen und wähle als interessanteste die einer tuberkulösen Meningitis.

Wenn ich gleich Eingangs diesen diagnostischen Begriff aufstelle, will ich nicht in Widerspruch mit mir selbst gerathen. Ich habe den Fall nicht auf Grund der Diagnose, sondern auf Grund bestimmter Naturerscheinungen behandelt und die Diagnose ist nicht zuerst von mir gestellt worden, sondern von dem Arzt an Ort und Stelle. Ausserdem ist diese Diagnose eine anatomische und viel bedeutungsvollere als jene des Magen-Darmkatarrhs.

Man wird sich erinnern, dass Herr College Grubemann in St. Gallen vor einigen Jahren in der Allg. Hom. Zeitung die Frage nach geheilten Fällen von tuberkulöser Meningitis aufwarf.

C. W. Wolf spricht im 1. Heft seiner „homöopathische Erfahrungen“ über die Heilbarkeit des Typhus durch Apis und sagt S. 21 dieser Schrift:

„Als Hindernisse dieser Heilung ergaben sich mir bisher nur allein die Concurrenz der Tuberkulose in der Brust, oder in dem Bauche, oder in beiden zugleich . . .“ „dieser Feind liess sich oft beruhigen durch die Zwischenwirkung einer angemessen hohen Potenz des Schwefels, eine Gabe davon zwischen dem Bienengifte verabreicht und bis zur weitern Wiederholung des letztern so lange pausirt, als dies der eben stattfindende Verlauf des Typhus dem ärztlichen Blicke noch verstattet.“

Diese Stelle hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass möglicherweise auch bei andern Krankheitszuständen, wo der tuberkulöse Process im Hintergrunde droht, oder schon vorhanden ist, der Schwefel ein Heilmittel sein könnte und ich habe diese Vermuthung in mehreren Fällen entschieden bestätigt gefunden. Insbesondere sah ich mehrere Fälle von Hydrocephalus acutus, welche alle Zeichen der tuberkulösen Affection trugen, glücklich heilen nach Intervention des Schwefels und in zwei Fällen, wo die Heilung nicht zu Stande kam, trat wenigstens eine prompte Reaction, eine vorübergehende, sehr auffallende Besserung ein. Zwei Kinder sind mir indessen seither auch an der schweren Erkrankung gestorben, trotz des Schwefels und ohne dass eine merkbare Veränderung dem Einnehmen folgte.

Unter den genesenen Kindern ist aber der kleine R. B., dessen briefliche Behandlung jetzt geschildert werden soll, ein merkwürdiges Beispiel.

Frau B. schreibt unterm 14. Januar 1882.

„Am letzten Dienstag erkrankte mein 1¾ Jahr altes Söhnchen — nachdem dasselbe sieben Tage vorher an den Masern erkrankt war, welche jedoch den normalen Verlauf nahmen — heftig an Gehirnreizungen, mit sehr starkem Fieber; der herbeigerufene Arzt erklärte es für schleichende Hirnhautentzündung, verordnete eine Chininlösung zur Hebung des Fiebers, das Kind erbrach jedoch die Arznei sofort und ging ich, nachdem das Fieber und die Unruhe des Kindes die höchste Höhe erreichte, zu Belladonna 3. über, auch reichte ich dem Kind zwei Gaben Aconit, die Gehirnerscheinungen verminderten sich, das Fieber stieg jedoch bis gestern Mittag beständig, so dass der Arzt gestern auch eine Erkrankung der Lunge, auf welcher ein schwerer Katarrh lag, befürchtete und in

dem Fieber einen Grund zur Befürchtung von Tuberkeln im Hirn und Lunge erblickte. Nachdem sich das Fieber heute auf Aconit ziemlich verloren hat, äussert sich der Arzt ziemlich befriedigend, glaubt jedoch aus verschiedenen Erscheinungen zu schliessen, dass sich im Gehirn oberhalb des Nackens, dessen Drüsen aufgelaufen und schmerzhaft sind, eine Ausschwitzung bilde, und hat gegen dieselbe Verordnung gegeben. — Das Kind von klein auf überaus gross und kräftig, war bis jetzt nie krank, mit Ausnahme von Kehlkopfkatarrhen in der Zeit der Zahnentwicklung, ein Augzahn fehlt noch, die übrigen kamen leicht, vier Backenzähne sind auch da, eine besondere Hirnreizung war an dem Kinde nie zu finden, es hat sich nur überaus schnell entwickelt.

Da ich in Sorge bin, ob das Kind allopathische Mittel zur Aufsaugung gerne nimmt, ich aber überzeugt bin, dass der Prozess im Gehirn keineswegs ganz gut ist, und unser sehr geschickter Arzt den Stand der Krankheit richtig erfasst, bitte ich Euer Wohlgeboren höflichst, mir umgehend Verordnung für die Aufsaugung geben zu wollen, der Puls ist kräftig, setzt ab und zu aus; eine Kälte, die sich gewöhnlich beim Schlafen über das ganze Kind verbreitet und heute Nacht beinahe eine Stunde anhielt, lässt auf Lähmung einzelner Nerven schliessen, Zuckungen oder Krämpfe sind keine mehr vorhanden.“

Hierauf sandte ich Sulfur in 30. Centesimale, Streukügelchen auf 3 Mal in Wasserlösung zu nehmen.

Fortsetzung des Berichts 24. Januar:

„Nach Empfang Ihres Briefes gab ich unserm schwer kranken Rudolf den gesandten Sulfur nach Vorschrift.

Gestern vor acht Tagen traten Lähmungen der linken Gesichtshälfte ein, das Auge reagirte nur langsam, nach einigen Stunden war es wieder verschwunden. Donnerstag kam vermehrter trockener Husten, Freitag den ganzen Tag Schlummersucht mit hohem Fieber, wogegen ich ein Chininklystier gab und auch das Fieber wegblieb, ohne bis jetzt wiederzukehren. Samstag zogen wir noch einen alten sehr erprobten Arzt bei, welcher mit unsrem Hausarzt jedoch vollständig einig war, auch keine andren Mittel verordnete, an demselben Tag ging das eine Arzneichen früh zu Ende und da wir weit in die Apotheke haben, bekam das Kind den Tag durch nichts, die Mienen der Herren Aerzte waren nicht hoffnungsvoll, und gab ich, da mir die erwünschte Pause vorausging, Abends ¹/₂5, ¹/₂9 und Morgens ¹/₂1 Uhr den Sulfur, das Kind bekam schon nach der

zweiten Gabe viel Husten, kurz und trocken, grosse Unruhe, Mittags verlangte es nach vierzehn Tagen zum ersten Mal Suppe, ich gab ihm einen halben Teller leichte Fleischbrühsuppe, die es mit grossem Vergnügen theilweise selbst ausass. Nachmittags um drei Uhr kam ein furchtbarer Anfall, das Kind schlug mit Händen und Füssen, grillte und wir mussten alle aus dem Zimmer, der Anfall dauerte eine gute Viertelstunde, wir gaben eine Abwaschung mit Senfwasser, worauf das Kind wieder schlummerte, doch kehrte bis gestern früh der Anfall 10—12 Mal wieder, nur in immer grösseren Pausen; gestern früh um vier Uhr schlief das Kind nach öfterem Gähnen ein und schlief bis neun Uhr. Nachdem es ganz ruhig ohne Weinen erwacht war, wollte es in das anstossende Wohnzimmer, es sass da auf dem Arm seiner Kindsfrau bis ein Uhr Mittags, man musste seinen Bruder holen und das Kind ass Wecken, wollte Fleisch essen, unser Arzt kam gerade und war hoch erstaunt, an eine Besserung glaubte er jedoch noch nicht, unter hundert Kindern Eins in diesem Fall. Die Kräfte sind bei dem Kinde noch sehr gut, nachdem es von 2—½5 Uhr wieder geschlafen, musste man ihn wieder ins Wohnzimmer bringen, wo er mit zu Nacht essen wollte. Als der Aelteste allein ass, verklagte er ihn, er trank dann beinahe eine Tasse Milch selbst aus und schläft nun seit neun Uhr ruhig und ohne Zuckung, nur sehr bleich. Stuhl ging seit der Krankheit nie ohne Klystier ab, und seit Sonntag auch kein Urin ohne Klystier, er schien bei den Krampfanfällen besonders Schmerzen im Unterleib zu haben.

Bis Samstag hatte das Kind auch in fieberfreien Pausen einen Puls von 95—100 Schlägen; am Sonntag ging derselbe auf 70 herunter, so war es auch gestern. Die Lymphdrüse der rechten Seite des Halses ist gestern sehr geschwollen, Husten ist noch da, doch löst er sich.“

Es wird abgewartet.

Bericht vom 1. Februar:

„Die Besserung bei Rudolf hat bis jetzt angehalten, Stuhl sehr hart doch ohne Klystier, grünliche Farbe verloren, heute Nacht war der Schlaf einige Stunden das Bild eines schweren Traums, doch erwachte das Kind ruhig; gestern Nacht erwachte das Kind mit einem Schrei, es sind bis jetzt keine Erscheinungen da, die mich beunruhigen, nur ist seit gestern Abend ein Katarrh im Anzug, er hustet öfter und kurz, muss niesen, reibt sich Nase und Augen,

ich glaube, dass es ein Kehlkopfkatarrh ist und bitte Sie höflichst, mir die Mittel gegen denselben senden zu wollen.

Das Kind hat stets Neigung zu Kehlkopfkatarrh gehabt.“

Hierauf Aconit und Apis dreistündlich im Wechsel.

Bericht vom 5. Februar:

„Die ersten Anzeichen des Katarrhs verloren sich wieder, in der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag grillte Rudolf vier Mal laut auf und schlief sehr unruhig. Donnerstag Mittag schlief er wie gewöhnlich drei Stunden gut, von Donnerstag auf Freitag schrie er einige Mal wieder auf, doch nicht so sehr, beim Schreien bohrt er mit dem Kopf, und das Gesicht wird während des Schreiens roth, am Samstag Mittag grillte er während des Schlafes einmal, auch der Athemzug war stärker wie gewöhnlich und aussetzend. Da am Samstag Morgen etwas mehr Husten, öfteres Niesen, geröthete Auglider, Reiben der Nase da waren, gab ich gestern Mittag 2 Körnchen Pulsatilla, gegen zehn Uhr stellte sich Fieber ein mit trockener Hand und gab ich heute Aconit und Apis in Wasser im Wechsel dreistündlich, die Gabe reicht auch morgen noch.

Im Ganzen hat mir heute das Aussehen besser gefallen, wie die letzten drei Tage, wo das Kind abwechselnd einen rothen Backen und ein rothes Ohr mit augenscheinlichem Missbefinden hatte, Freitag wollte das Kind jede halbe Stunde etwas essen (was ihm nicht gewährt wurde) heute hat nun der Appetit nachgelassen, es hat wenig Rahmsuppe, einige Löffel Apfelcompot und dann seine gewöhnliche Portionen Milch getrunken. Brechreiz nicht mehr vorhanden, dagegen ab und zu Aufstossen, die Zunge ist ziemlich rein; das Fieber ist sehr mässig, heute Abend beinahe ganz weg, der Puls ist seit zwei Tagen schneller und spitz, es mögen 90 Pulsschläge sein, doch wechselt der Puls, heute Abend waren es vielleicht 75. Das Kind ist seit drei Tagen unstreitig wieder aufgeregter wie vorher, auch lassen die Mienen darauf schliessen, dass es sich nicht wohl fühlt, ein Rückfall glaube ich jedoch nicht, dass es ist.

Stuhl sehr hart, gewöhnlich zweimal täglich mit grosser Anstrengung von Seite des Kindes, es scheint mir auch, als ob nicht die gehörige Menge fortgeschafft, sondern im Darm liegen bleibt. Bauch voll. Was soll ich nun dem Kinde geben, wenn nach Aconit und Apis die Aufregung (bloss zeitweise) fortbesteht und der Appetit weniger wird? Das Kind hat Abscheu vor Wasser, weshalb ich die Körnchen lieber trocken geben würde. Heute hat das Kind oft niesen müssen, doch ist die Nase kaum feucht; in den letzten

drei Tagen waren sehr starke Schweisse hauptsächlich im Schlaf da, doch fühlen sich Hände und Füsse trocken an."

Die unterm 5. Februar geschilderten Erscheinungen veranlassten mich für den Fall ihres Fortbestehens bis zu Eintreffen meiner Nachricht eine Gabe Belladonna, 30 C. zu interponiren, welcher erforderlichenfalls noch eine folgen sollte.

Bericht vom 12. Februar:

„Rudolf haben die zwei Gaben Belladonna sehr gute Dienste gethan, und schreitet die Genesung wenn auch langsam, doch stetig vorwärts. Die Haut wird etwas feuchter, manchmal fühlt sich Gesicht, Ohren und Hände kalt an, auch zeigen sich ab und zu geröthete Auglider, ein rothes Ohr.

Das Einzige, was ich mir besser wünschen möchte, ist die Thätigkeit des Darms, es kommen des Tages oft 3 – 4 mal Stühle, aber stets harte, das Kind bekommt Milch, Rahmsuppe, gekochtes Obst, selten ein Butterbrödchen, diese Sachen nimmt es auch gerne, dagegen Eier, Fleischbrühsuppe liebt es nicht. Die Zunge ist hinten auf beiden Seiten mit dickem, gelblichem Belag behaftet, Rudolf hat wieder zugenommen, lauft allein wieder durchs Zimmer und ist nicht mürrisch. Auf der Blase scheint zeitweise auch Krampf zu liegen, da er manchmal sehr wenig, dann viel Urin mit vorausgehendem Weinen lässt, doch ist der Zustand auch vorübergehend.

Die fortdauernde Stuhlverstopfung bewog mich nunmehr 2 Streukügelchen Lycopodium zu geben. Unterm 6. März erhielt ich Nachricht von einer Besserung in der genannten Hinsicht und von einer leichten Andeutung der Hirnsymptome, welche sich im Laufe der nächsten Monate noch öfter wiederholte. Cham. gegen abendliche Furchtanfälle, Ignatia gegen unruhigen Schlaf mit allg. Aufregung thaten gute Dienste; der Knabe erhielt im Verlaufe eines Halbjahrs noch Hepar, Silicea und Sepia. Akute Erscheinungen traten nicht mehr auf; die Genesung ist jetzt seit einem Jahre vollständig. — Wenn man mir sagen wollte, dass die Diagnose des Hausarztes in diesem Falle von Bedeutung für meine Therapie gewesen sei, so könnte ich das nicht zugeben. Die Erscheinungen an sich waren so prägnant, dass ich ohne jede technische Bezeichnung des Processes auf Grund seiner guten Darstellung dasselbe praktische und wissenschaftliche Urtheil gefällt hätte.

Weitere beachtenswerthe Erfolge der brieflichen Behandlung finden sich in meinem Aufsatze über Erfahrungen in der Augenpraxis, welchen der 106. Band der Allg. hom. Zeitung enthält. In

einem sehr merkwürdigen Fall war es chronische Choroiditis, welche nach erfolgloser Behandlung durch Prof. Horner homöopathisch gründlich geheilt wurde; der andre Fall betraf eine Conjunktivitis scrofolosa, welche vor der homöopathischen Heilung in der hiesigen Augenklinik ohne Erfolg behandelt worden war.

Eine grössere Anzahl chronischer Exantheme, chron. Fussgeschwüre, ferner chron. und akute Krankheitserscheinungen nach der Vaccination habe ich ebenfalls mit vielen raschen und glücklichen Heilerfolgen brieflich behandelt. Nach den angeführten Proben der Correspondenz halte ich es für überflüssig ferner ins Einzelne zu gehen und glaube durch dies Wenige bewiesen zu haben, dass der homöopathische Arzt ruhigen Gewissens auf Grund seiner naturgemässen Heilmethode und auf Grund einer schlichten aber eingehenden Darstellung viele Krankheitsfälle auf dem Wege der Fernbehandlung übernehmen und glücklich führen könne, wenn er sich auch selbstverständlich sagen wird, dass der persönliche Eindruck und die direkte Untersuchung und Behandlung den Vorzug verdienen. Ist einmal unsere Heilmethode zur allgemein verbreiteten geworden, so hört sicherlich die indirekte Behandlungsmethode von selbst auf und insofern ist sie nur ein Nothbehelf.

Anmerkung der Redaktion.

Zu dem vorstehenden Artikel des Herrn Collegen Schlegel können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, dass den Krankengeschichten doch wohl ein zu grosser Raum zugemessen zu sein scheint. Wir mochten aber willkürlich keine Kürzungen vornehmen, welche die Absicht des Verfassers, den Beweis für die Berechtigung der homöopathischen Fernbehandlung zu führen, vielleicht beeinträchtigt hätten. —

Was ferner die Anklänge an die mystische Mattei'sche Therapie betrifft, so wollen wir den Collegen Schlegel nicht dafür verantwortlich machen, sondern nehmen an, dass die betreffende Medikation ohne sein Zuthun und gegen seinen Willen gebraucht worden ist.

Ein offenes, ehrliches Geständniss.

Mittheilung

von

Dr. C. Gerster,

prakt. und städtisch-homöopathischem Armen-Arzte in Regensburg.

Seit Beginn vorigen Jahres erscheint in Wien in monatlichen Heften unter Mitwirkung von 22 ärztlichen Autoritäten und Specialisten ein „Centralblatt für die gesammte Therapie", herausgegeben von Dr. Heitler, Dozenten an der Wiener Universität.

Ueben wir auch seit 37 Jahren nicht mehr die Heilkunde nach den Lehren und Erfahrungen der Allopathie, wie 9 Jahre lang vorher, so nehmen wir doch stets grosses Interesse an den Fortschritten und Errungenschaften der Medicin und Chirurgie, überhaupt aller jener Hilfswissenschaften, welche die Therapie — das Heilen der Krankheiten — befördern und sichern, und benutzen in der homöopathischen Therapie alles, was zur Aufhellung der Krankheitsprozesse, ihrer Ursachen, ihrer Entstehung, Verbreitung, Verlauf und Ende dient, und erkennen gern die Verdienste an, welche durch die Hilfswissenschaften der Therapie (Heilkunst) in Anatomie, Physiologie, Pathologie und vielfach in neuester Zeit in Chemie und Mikroskopie geleistet wurden. — Leider war hierbei die Concurrenz nur einzelnen homöop. Aerzten möglich, weil denselben die Institute und Mittel meistens hierzu fehlen und staatlich versagt werden. Während aber diese allgemeinen Fortschritte und Aufklärungen über die Krankheitsprozesse der homöopath. Therapie positiv nutzen durch Vergleich der Krankheits- mit den Heilmittel-Symptomen (similia similibus), waren diese Fortschritte für die Allopathen nur von mehr negativem Nutzen. Sie nahmen ihnen den Glauben und das Vertrauen für die Jahrhunderte lang gepriesenen Mittel und ohne wissenschaftliche Basis für die Wahl der Heilmittel, sind sie zur Nihilopathie (Nichts zu verabreichen) oder gewöhnlicher Empirie gekommen, welcher sie aus eigenem

Schamgefühle doch ein rationalistisches Spinnengewebe als Mantel umhängen, wie sogleich zu ersehen.

In der Einleitung des ersten Heftes des erwähnten Wiener Centralblattes für die gesammte Therapie (von einer homöopath. Therapie scheinen sämmtliche Herren keine Kenntniss zu haben) heisst es: Werfen wir einen Rückblick auf die Leistungen unserer Zeit in Bezug auf das Erkennen und das Wesen der Krankheiten, so haben wir ein Gefühl der Befriedigung, und mit froher Zuversicht schauen wir in die Zukunft, dass es ihr gelingen wird, auf der so erfolgreich betretenen Bahn, das tiefe Dunkel (hört, hört!) in welches noch so viele (hört!) Gebiete der Pathologie (Krankheiten) gehüllt sind, aufzuhellen, — betrachten wir jedoch unsere (allopathischen) Errungenschaften auf therapeutischem Gebiete (Krankheitsheilungen), so erfasst uns Zagen und Bangen (hört, hört!) ob wir je das Endziel aller medicinischen Forschungen: die Verhütung und Heilung der Krankheiten erreichen werden, ob wir für unser Handeln, befreit von roher Empirie, eine auf streng wissenschaftlichen Principien ruhende Grundlage gewinnen können. (Wenn Hr. Dr. Heitler und Cons. die homöopath. Heilmethode studirt und versucht hätten, so würden sie gewiss auch die grossen Heilerfolge dieser auf wissenschaftlicher Grundlage (similia similibus) beruhenden Heilmethode erkannt haben und mit froherer Zuversicht in die therapeutische Zukunft schauen.) Herr Dr. Heitler sagt nun weiter: Die Bemühungen der letzteren Zeit auf dem Gebiete der Therapie (des Heilens), um mit den übrigen Doctrinen gleichen Schritt zu halten, waren bedeutende — die Erfolge jedoch relativ gering, aber diese geringen Errungenschaften ermuthigen zur weiteren Arbeit, bestärken in der Hoffnung, dass die Grundlage unseres (allopathischen) Handelns eine immer festere und sicherere wird. (Nach meiner Ansicht unsicher bleiben wird, weil ihm eine sichere feste Basis in der wissenschaftlichen Auffindung und Anwendung der Heilmittel fehlt) Herr Docent Dr. Heitler, der doch auf der wissenschaftlichen Höhe aller Hilfswissenschaften der heutigen Medicin steht, spricht, weil er weiss, à la Sokrates, dass z. Z. er und seine Collegen in der Therapie — dem eigentlichen Heilberufe des prakt. Arztes — nichts, oder sehr wenig wissen, die Hoffnung aus, dass die Grundlage des therapeutischen (allopathischen) Handelns in der Zukunft eine festere, sichere wird, während bereits seit 80 Jahren durch Hahnemann diese sicherere wissenschaftliche therapeutische Grundlage geschaffen, und seitdem durch Tausende

von homöopathischen Aerzten und Laien in allen Weltgegenden erprobt wurde. Bei unseren hochgelehrten und betitelten Herren Collegen gilt aber noch immer Goethe's Spruch: Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn, was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern, was Ihr nicht fasst, das fehlt Euch ganz und gar, was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr sei nicht wahr etc.

In der Einleitung des erwähnten Centralblattes heisst es nun weiter: Diesem langsamen Fortschritte (in der Heilkunst) gegenüber, ist jedoch das zwingende Bedürfniss des Tages (hört!) in den verschiedensten Krankheiten Rettung und Heilung zu bringen, ein mächtiges, und stellt Anforderungen an den Arzt, welchen er vorläufig nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen nicht gerecht werden kann. — (Und, füge ich bei, nicht gerecht werden wird, bis er die wissenschaftliche, auf Wahrheit eines Naturgesetzes beruhende homöopath. Therapie erkennt und übt.)

Nun kommt der Knalleffekt der Einleitung und der heisst: Hier (d. h. in der jetzigen allopathischen Therapie) muss noch die Empirie aushelfen (hört, hört!) und eine rationelle, auf reicher Erfahrung gegründete, mit strenger Kritik geübte Empirie bildet vorläufig (ja wohl, ihr Herren und auch bei Euch noch nachläufig) zum grössten Theil*) die Basis unseres therapeutischen (allopath.) Schaffens!!! O! Johannes Riegler, o, Ihr geheimen Ober- und Unter-Medicinalräthe, was könnt Ihr zu diesem offenen ehrlichen Geständniss in Eurer neuesten Literatur sagen, dass trotz all Euren hochtrabenden Phrasen vom wissenschaftlichen Fortschritt in Eurer Medicin, in dem eigentlichen Berufe des Arztes — dem Heilen der Krankheiten — Ihr noch auf gleicher Stufe steht mit Schäfern, Abdeckern und jungen und alten Weibern, denn auch diese curiren nach auf reicher Erfahrung gegründeter Empirie, sogar oft besser wie Ihr, und aus dieser volksthümlichen Therapie und Empirie sind ja seit Jahrhunderten die meisten Arzneimittel (Paracelsus) in Europa und Amerika (China, Ipecac, Seneg., Ignatia, Nux vom. etc.) erst zur Kenntniss der Aerzte gekommen. Mit dem gewohnten allopathischen Hochmuth, womit nicht nur alte, sondern noch eigener ärztlicher Erfahrung bare, erst frisch auf einer Universität gebackene Aerzte, auf jene Collegen herabzuschauen pflegen, welche erfolgreicher als sie, nach homöop. Heilgrundsätzen behandeln, ist es also nichts.

*) Ja wohl, Chinin, Morphium, Salicylsäure etc. (bereits schon wieder obsolet) und das neueste Modemittel Schweizer Pillen.



Die Erfahrungen, welche die Medicin studirende Jugend von ihren Lehrern mit in die ärztliche Praxis bekommen, sind ja uns auch allen bekannt, und sind wir homöopath. Aerzte nicht alle so zu sagen allopathisch gebildet worden, haben wir nicht die Proben unseres allopath. Wissens in Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe, gleich allen Aerzten ablegen müssen in theoretischen und praktischen Prüfungen, wodurch wir wie alle andern Aerzte erst staatlich befähigt wurden, zur selbständigen Ausübung der gesammten Heilkunde? Wenn wir später bessere Heilerfolge durch eine andere Heilmethode, als uns und noch jetzt auf den ärztlichen Bildungsanstalten gelehrt werden, kennen gelernt und nach Ueberwindung innerer und äusserer Kämpfe mit Mühe ein neues therapeutisches Studium angefangen, trotz aller uns dadurch zugezogenen Widerwärtigkeiten und Verunglimpfungen, sind wir Homöopathen denn dadurch unwissender und minder befähigt geworden in Ausübung des ärztlichen Berufes, dass wir ein doppelt und mehrfaches therapeutisches Wissen haben als jene, die nur empirisch den alten allopathischen Schimmel zu kutschiren verstehen?!

Jahrtausende lang hat man eben nur durch Empirie darauf loskurirt und ist auf die Krankheiten losgestürmt mit einer Masse von Mitteln, ohne dieselben in ihren physiologischen und pathologischen Wirkungen zu kennen und zu prüfen, bis Samuel Hahnemann, ein in jeder Beziehung wissenschaftlich gebildeter und kenntnissreicher Arzt zu Anfang dieses Jahrhunderts dagegen eiferte, dass die Aerzte planlos mit einer Masse von Mitteln auf den Kranken einstürmen, ohne nur die eigentliche Wirkung eines einzigen Mittels auf den gesunden thierischen und menschlichen Körper, mit Ausnahme gewisser Gifte, zu kennen. Hahnemann versuchte zuerst die Prüfung der gewöhnlichen Heilmittel in ihren Wirkungen auf verschiedene gesunde Personen, männlich und weiblich, alt und jung. Hahnemann bildete zu diesem Behufe Prüfungsvereine, von denen die Symptome, welche die verschiedenen Mittel, auch in verschiedenen Dosen bei den verschiedenen Prüfern bewirkten, genau aufgezeichnet und in eine bestimmte Ordnung nach den verschiedenen Körpertheilen, Organen und Systemen (Gefässe, Nerven, Knochen, Muskeln, seröse, Schleim-Häute etc. etc.) und den verschiedenen Ausscheidungen, sowie Verschlimmerungen und Besserungen, Temperamenten etc. gebracht wurden, und so entstand mit der Zeit die reine Arzneimittellehre, dies werthvollste Vermächtniss Hahnemann's.

Diese Arzneimittelprüfungen wurden und werden noch immer

von homöopath. Aerzten fortgesetzt und haben sich in neuerer Zeit besonders die amerikanischen Homöopathen, die in einer Zahl von 5000 in Nordamerika allein, praktiziren, hervorgethan.

Diese Arzneimittelprüfung ergab nun Hahnemann die Aufstellung des therapeutischen Grundsatzes: (welchen Hahnemann auch aus vielen Heilungsgeschichten früherer Zeit als Homöopathia involuntaria — unfreiwillige homöop. Heilungen — bewies) was ein Mittel in grösserer Dosis bei einem Gesunden bewirkt, das heilt es in kleinerer Dosis bei einem Kranken — also: heile Aehnliches mit Aehnlichem — Similia similibus — Homöopathie — als Gegensatz zu der damaligen Art des Heilens — der Allopathie — ein anderes Organ zur Ableitung leidend machen — Contraria contrariis. — So einfach nun der homöopath. Heilgrundsatz lautet, ist jedoch die Auffindung und Anwendung des richtigen homöopath. Heilmittels (gewöhnliche Krankheiten ausgenommen) in chronisch länger bestehenden Krankheiten oft sehr schwierig, und erfordert Studium und Vergleich, weil viele Mittel in ihren Prüfungen gleiche oder doch höchst ähnliche Symptome hervorbringen und hier die Empirie wohl unterstützt, aber nicht allein maassgebend ist. Der richtige homöopath. Heilkünstler muss auch wissenschaftlich gebildet sein, dass er in richtiger Diagnose das primär und secundär Erkrankte zu unterscheiden versteht, und diesem, wie der ganzen Individualität des Kranken mit Allem, was ihm schadet und nützt, entsprechend, das der Krankheit und dem Individuum in ihren Symptomen ähnlichste Heilmittel aufzufinden weiss. Ist das homöopath. richtige Heilmittel auch gefunden, so macht doch noch öfters die der Krankheit und dem Kranken entsprechende Dosis, ob hoch oder wenig verdünnt (dynamisirt — molecularisirt) eine reichhaltige Erfahrung nöthig. Der homöopath. Arzt ist häufig veranlasst in der Arzneimittellehre zu studiren und zu vergleichen, zwar nicht in den gewöhnlichen Krankheiten, das hat man, wie unsere vielen prakticirenden Laien beweisen, bald los, aber in chronischen Krankheiten ist dieses oft sehr schwierig.

Die jetzt auf den Universitäten gebildeten Aerzte erhalten eine viel bessere Aufklärung über die Krankheitsprozesse und deren Erkenntniss (Diagnose) als früher, aber damit allein ist dem Kranken nicht geholfen. Der Kranke will nicht ein Objekt der Naturforschung für den Arzt sein, der ihn knetet, beklopft, mit Meter, Plessimeter und Thermometer traktirt, sondern der Kranke will vom Arzte geheilt werden, deshalb ruft er ihn. Da ereignet es sich öfters, wie vielfach in homöopath. Blättern zu lesen, dass mit der Homöo-

pathie vertraute Laien ohne alle ärztliche Vorbildung und Diagnose, welche sich aber an die vorhandenen krankhaften Symptome halten und danach (similia similibus) ein homöopath. Mittel geben, die schönsten Heilerfolge erzielen, welche den berufensten allopath. Professoren und Diagnostikern, die nur nach einer und öfters unklaren Diagnose curiren, nicht gelungen sind. Dieses bessert sich auch nicht, wenn man dem medicinischem Studium, wozu jetzt 8 Semester vorgeschrieben sind, noch 1 oder 2 Semester, wie jetzt besonders von bayerischen ärztlichen Vereinen vorgeschlagen, ja noch 3 und 4 Semester zusetzt. Deshalb können die mit 10 Semestern, wenn sie von der Universität in die Praxis kommen, doch nicht besser curiren, als die mit 8 Semestern. Weder die mit 8 noch mit 10 Semestern absolvirten Aerzte bringen Kenntniss der reinen Arzneimittellehre in die Praxis und ans Krankenbett mit, und da ihnen dadurch eine rationelle therapeutische Basis fehlt, so bilden sich die mit 8 wie 10 Semestern absolvirten Aerzte erst nach und nach zu Empirikern am Krankenbette aus, wie die unstudirten Empiriker auch — nur mit dem Unterschiede, dass diese Pfuscher titulirt werden, aber oft mehr leisten als die gedokterten Pfuscher — ich erinnere nur an Priessnitz und Schrott.

Wie nun Hahnemann im Beginn dieses Jahrhunderts der Reformator der Medicin, besonders in der Therapie — in der Heilmittellehre — und deren homöopath. Anwendung zur Heilung der Krankheiten war, so war dieses in Mitte der vierziger Jahre vorzüglich der Professor Dr. Scoda in Wien, bezüglich der Pathologie — der Krankheitslehre —, besonders angeregt durch die Resultate der pathologisch-anatomischen Untersuchungen der Leichen von Rokitanzky und Anderen.

Ich war so glücklich, damals selbst in Wien als einer der eifrigsten Schüler Scoda's diesen Umschwung in der Allopathie und Umsturz der seit tausenden von Jahren in der Allopathie geübten, ja gesetzlich anerkannten Arzneivielmischerei mit erlebt zu haben. Ein Umschwung, der aber zuletzt zur Nihilopathie führte, indem man allen Glauben und alles Vertrauen auf die seit tausenden von Jahren angewendeten Heilmittel verlor, und ausser Chinin und Morphium, als beruhigendes Mittel, nichts mehr kannte, weshalb auch nach und nach die Kenntniss und Wirkung der Heilmittel in der Allopathie ganz vernachlässigt wurde und noch ist.

Professor Dr. Scoda, der besonders die Krankheitserkennung (Diagnose) der Brustorgane (Lunge, Herz, Rippenfell) und be-

nachbarter Theile durch physikalische Untersuchung (Plessimeter und Hörrohr) zu seinem Spezialstudium gemacht, hatte sich hierin grossen Ruf verschafft, und haben viele Aerzte darin Unterricht bei ihm gesucht. Zu diesen Aerzten gehörte ich 1840 auch, der 1836 in München absolvirte, von 1838—40 Assistenzarzt im Münchner allgem. Krankenhause war und dann mit einem kgl. bayerischen Reisestipendium zur weiteren Ausbildung auf ein Jahr nach Wien gesendet wurde. Während dieses Jahres besuchte ich die Privatcurse von Rokitanzky, Scoda etc. und sämmtliche Kliniken und Abtheilungen des grossen Wiener Spitals. Die Behandlung war damals in Wien, in München und andern Orten die gleiche, überall die sogenannte antigastrische, antiphlogistische Heilmethode, und Brechen, Laxiren und auflösende Mittel, sowie Aderlassen, Schröpfen war an der Tagesordnung, und mit dem grossen Haufen marschierte ich auch beruhigt und bequem — viel bequemer und angenehmer als von der Zeit an, wo ich später zur homöopath Ueberzeugung kam und mit dem öffentlichen Bekenntnisse für dieselbe alle möglichen Verfolgungen, Belästigungen und üble Nachreden, sowohl in wissenschaftlicher, als gesellschaftlicher Beziehung von meinen seitherigen Collegen und deren pharmazeutischem und chirurgischem und hebammlichem Anhange zu bestehen hatte und noch habe.

Nach meiner Rückkehr von Wien 1841 wurde ich Hof- und Leibarzt eines kleinen deutschen Fürsten und kam mit demselben 1845 wieder nach Wien. Da ich hier ganz freie Zeit hatte, so benutzte ich dieselbe zur Wiederholung der Privatissima von Scoda, Rokitanzky, Hebra, Sigmund und Heller, in dessen chemisch-pathologischem Laboratorium für das grosse Spital ich ein halbes Jahr arbeitete und über Osteomalacie, und über den Werth und Bedeutung des Harns bei Erkennung und Heilung der Krankheiten und eine kurze Chemie für Aerzte schrieb.

In diesem Studienjahre 1845/46 als ich wieder nach Wien kam, hatte, besonders angeregt durch Scoda und Rokitanzky, die medicinische Umkehr und der Anfang der Nihilopathie schon begonnen. Dr. Scoda, mit Beihilfe von Rokitanzky, hatte es den Collegen begreiflich zu machen gewusst, dass man noch keine richtige Kenntniss von einem natürlichen Krankheitsverlauf habe, dass die Aerzte von jeher auf die Kranken und Krankheiten mit allen möglichen Mitteln losstürmen, und wenn eine Heilung erfolgt, man diese dem oder den vorher angewandten Mitteln — post hoc ergo propter hoc — zuschrieb, und nicht dem natürlichen Krankheitsverlaufe — der

Naturheilkraft. Dr. Scoda erhielt nun im Wiener grossen Spitale eine männliche und weibliche Abtheilung mit freier Auswahl von Kranken zu seiner Prüfung: wie verlaufen die verschiedenen, besonders acute Krankheiten, wenn man gar keine Arzneien dagegen anwendet, die Krankheitsursache möglichst entfernt und die Kranken nur diätetisch behandelt?

Als Scheinarznei — ut habeat aliquid aegrotus — bekamen die Kranken etwas mit einem Syrup (Saft) oder indifferentem Extract, z. B. von Süssholz oder Graswurzeln gefärbtes Wasser — alle 2—3 Stunden 1 Esslöffel voll. — Die Kranken anscheinend ohne jegliche und zwar überall gewohnte angebliche Arznei zu lassen, hätte sicher deren Unzufriedenheit und Beschwerde erregt. Dr. Scoda und sein damaliger Assistent (1846) — ich glaube er hiess Loebel und wurde später Primärarzt, Leibarzt des Kaisers — führten nun sehr gewissenhaft genaue Beobachtungen und Aufzeichnungen über den Verlauf und Ausgang der mit gefärbtem Wasser behandelten Krankheiten. Dadurch kam nun Scoda und seine Mitarbeiter und Nachfolger zur Kenntniss des natürlichen, durch arzneiliche Eingriffe ungestörten Verlaufes verschiedener Krankheiten, welche Kenntniss durch die pathologische Anatomie noch wesentlich unterstützt und bestätigt wurde.

Da ich mit den damaligen ärztlichen Notabilitäten durch Besuch ihrer Privatissima und Abtheilungen schon von 1840 her bekannt, selbst befreundet war und 1845/46 den Besuch wiederholte, so erhielt ich von Professor Dr. Scoda die Erlaubniss, seine Visiten, die gewöhnlich Nachmittags von 4—6 Uhr stattfanden, auf seiner Versuchs-Abtheilung im Spitale mitmachen zu dürfen, mich dadurch nicht nur in der Feinheit der Diagnose zu vervollkommnen, sondern viele Krankheiten in ihrem natürlichen, durch Arzeneien nicht gestörten Verlaufe, Ueber- und Ausgängen genau kennen zu lernen, welche Kenntniss sicher für jeden Arzt, er mag welcher Heilmethode immer huldigen, und seine Kranken von grösstem Vortheile ist. Das Resultat der Beobachtungen von Dr. Scoda und andern gleich ihm forschenden Collegen war nun, dass die Heilungen und das Sterbeverhältniss entschieden günstig für die blos diätetische Behandlung gegenüber der seitherigen arzneilich-allopathischen (grossen, vielgemischten Arzneigaben) war, und dass deshalb die arzneiliche Behandlung der Krankheiten immer mehr verlassen wurde, und auch an andern Orten, besonders in Prag Nachahmung fand, so dass 1850 bereits Dr. Hamernik, Professor der Klinik in Prag in seiner Schrift:

„Die Cholera epidemica" erklärt. Seite 281: Wo also im Verlaufe irgend einer tödtlich gewordenen Krankheit Blutentziehungen, Erbrechen und Abführen erregende Mittel, Merkur, Salze und ähnliche Mittel in Anwendung gekommen sind, da wird es jedesmal zweifelhaft, ob die Krankheit an und für sich, also in Folge ihrer ursprünglich gegebenen Veränderungen allein, oder durch die Mitwirkung der erwähnten Behandlungsweise den tödtlichen Ausgang genommen habe. Wir scheuen uns deshalb nicht, schreibt Prof. Hamernik, öffentlich zu erklären, dass wir durchaus keine Blutentleerungen vornehmen, ausleerende Mittel nicht anwenden, und dass unsere einfache Behandlungsweise nicht minder glückliche, ja glücklichere Resultate erzielt als irgend eine andere (allopathische).

Gleichzeitig mit Dr. Scoda machte Dr. Dietl, Primärarzt im Krankenhaus auf der Wieden in Wien seine Versuche in Behandlung der Entzündungskrankheiten, und besonders der Lungenentzündung mit und ohne Aderlass, und erschien 1849 sein Werk: Der Aderlass in der Lungenentzündung. Dr. Dietl giebt darin seine Versuche der Behandlung der Lungenentzündung mit und ohne Aderlass bekannt und sagt, dass der Aderlass meistens schuld sei, wenn Kranke an der Lungenentzündung sterben. Dr. Dietl führt in diesem Buche an, dass er innerhalb 3 Jahren an der Lungenentzündung 85 Kranke mit Aderlass behandelt habe, davon starben 17 und genasen 68, 106 Kranke ohne Aderlass aber mit (damals allopathisch schulgerechten) grossen Dosen Brechweinstein, davon wurden geheilt 84 und starben 22, 189 Kranke ohne Aderlass mit einfacher blos diätetischer Behandlung, davon starben nur 14 und genasen 175. Prof. Hamernik sagte auch in seiner Schrift Seite 288: Durch Aderlass wird die entzündete Stelle nicht kleiner, Nachschübe werden dadurch nicht gehindert und die Entzündung läuft dabei, das ist über allen Zweifel erhaben, bis zur Abschliessung der Hepatisation (zweites Stadium der Lungenentzündung). Viel schlechter noch steht es nach Prof. Hamernik mit dem damals noch allgemein geübten und in allen (allopathischen) Lehrbüchern vorgeschriebenen Aderlass bei Blutüberfüllung und Entzündung des Gehirns, sowie beim Schlagfluss. Der Mechanismus des Blutlaufs im Gehirn, in der festen Schädelhöhle sei ein ganz anderer, als in allen andern nachgiebigen, dem Luftdruck ausgesetzten Körpertheilen, und sagt Hamernik, dass in Cholera-Leichen und in solchen, die an Verblutung starben, sich Blut-Ueberfülle im Gehirne finde, während alle andern Körpertheile blutleer seien.

Die Forschungen eines Rokitanzky, Scoda, Dietl, Hamernik etc. waren nun die ersten Glockentöne des Grabgeläutes der seit vielen Jahrhunderten geübten Allopathie und der stets wechselnden Heilsysteme, wodurch so viele Kranke geopfert wurden. Diese Forschungsresultate dienten aber auch sehr zur Befestigung und Ausbreitung der homöopath. Heilmethode, welche schon länger vorher ohne Blutentziehungen durch Anregung und Unterstützung der Naturheilkraft (vis medicatrix naturae), durch ihre kleinen moleculären, zu der jedesmaligen erkrankten Individualität in physiologischer Beziehung stehenden Arzneidosen die Nihilopathie weit übertraf, während der ganze Heilapparat der Gegner der Homöopathie fast nur auf Morphium und Chinin zusammenschrumpfte und durch das Uebermass derselben vielfach Schaden, selbst Irrsinnige geschaffen wurden. Wo ist da die gerühmte rationelle Empirie, während die Verständigen unter den Allopathen den Spruch von Goethe im Faust zur Wahrheit machten: Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen, man studirt die grosse und die kleine Welt, um es gehen zu lassen, wie es Gott gefällt

Während ich nun 1845/46 in Wien noch ganz im Fahrwasser der Nihilopathie und der gepriesenen Methodus exspectativa (Naturheilung) segelte, lernte ich damals unter meinen Mitarbeitern im chemisch-pathologischen Laboratorium des allgem. Krankenhauses in Wien unter Dr. Heller einen Collegen kennen, welcher der homöopath. Heilkunde kundig und ihr überzeugungsvollst ergeben, früher Assistenzarzt des damals noch in München lebenden fürstl. Wallersteinschen Hofraths Dr. Reubel war. Mit diesem kam ich nun wegen der Homöopathie sehr häufig in Disput und bekämpfte sie mit den üblichen Phrasen. Auf alle meine Gegenreden hatte aber mein College den steten Einwand: erst prüfen und versuchen und dann selbständig urtheilen. Dieser stete Einwand fand doch allmählig Eingang bei mir, und mit diesem Collegen und noch zwei anderen allopath. Collegen, die auch im chemisch-pathologischen Laboratorium Studien machten, und die auch die Heilungsresultate einer homöopath. Behandlung am Krankenbette prüfen wollten, marschirten wir nun vier Mann hoch mehrere Monate lang täglich, nach den Sectionen etc. unter Rokitanzky, vom grossen Spitale nach der Vorstadt Gumpendorf, wo sich das Mutterspital der barmherzigen Schwestern in Oesterreich befindet und worin dieselben zugleich ein schönes homöopath. Spital besitzen, für das sie einen eignen Ordinarius (damals Dr. Fleischmann) und Assistenten hielten und zahlten.

Da wir vier doch schon erfahrene Aerzte waren und auf der Höhe der damaligen wissenschaftlichen Medicin standen, so controllirten wir genau jede Diagnose und beobachteten den Krankheitsverlauf. Wir sahen die Anwendung verschiedener, uns vorher unbekannter Mittel in kleinsten, chemisch nicht mehr nachweisbaren Dosen, und trotz allen unseren Vorurtheilen mussten wir doch allmälig erkennen und zugeben, dass viele und oft sehr überraschende Erfolge nicht reine Natur-, sondern entschiedene Kunstheilungen waren.

Wir befreundeten uns durch länger fortgesetze tägliche Prüfunge und Vergleiche der Heilerfolge im allopath. und homöopath. Krankenhause immer mehr mit der homöopath. Heilmethode, liessen uns durch unsere bereits theoretisch, wie praktisch in der Homöopathie erfahrenen Collegen ein Privatissimum geben und studirten besonders das 1846 erschienene therapeutische Taschenbuch von Bönnighausen, sowie auch Hahnemann's chronische Krankheiten und dessen reine Arzneimittellehre, und wurden so alle drei aus Saulusen zu Paulusen der Homöopathie. Ich selbst verliess meine Stellung eines fürstl. Leibarztes, in der ich 1845 nach Wien gekommen, sowie meine fränkische Heimath und liess mich nach Ueberwindung vieler Hindernisse in Regensburg nieder, wo ich mich im October 1846 als homöopathischer Arzt annoncirte. München, Nürnberg, Augsburg, Hof und Naila ausgenommen, hatte man damals von der Homöopathie wenig Wissenschaft. Ich benutzte meine anfangs hier mehr freie Zeit, um mir eine vollständige homöopath. Apotheke mit ihren Verdünnungen (Dynamisationen) und Verreibungen selbst zuzubereiten und schrieb die medicinischen Briefe aus Wien in das Journal von Griesinger und Wunderlich (der mit mir 1840 in Wien das Privatissimum bei Rokitanzky und Scoda hörte und als Professor der Klinik in Leipzig bereits gestorben) in Tübingen, worin ich sowohl die Verdienste der damaligen ärztlichen Notabilitäten Wiens, wie die Aufklärungen und Fortschritte in der Medicin als auch das Heilverfahren auf den grösseren medicinischen und chirurgischen Abtheilungen mittheilte, aber in dem letzten Briefe mich offen als Anhänger der Homöopathie erklärte, dem man nicht den Vorwurf der Unbekanntschaft mit den neuesten Errungenschaften einer mehr gesicherten Diagnose und der Nihilopathie machen könne. Das Bewusstsein dieser Kenntnisse und vorausgegangener achtjähriger Erfahrung in allopath. Praxis gewährten mir nun einen festen Boden und Anhalt in dem grossen Kampfe, der bald, als ich öffentlich als homöopath. Arzt hier auftrat, gegen mich und die Homöopathie von

allen hiesigen Aerzten, Apothekern, Chirurgen, Badern, Hebeammen und all deren Anhang und Verwandtschaft offen und privatim geführt wurde. Ich schrieb eine kleine Broschüre, was ist Homöopathie, allen Freunden und Feinden derselben gewidmet, und kämpfte nun in öffentlichen Blättern für die Homöopathie. Wie überall, so begaben sich anfangs auch nur die sonst ungeheilten oder aufgegebenen Patienten in meine Behandlung, aber die Heilerfolge, die ich mit den anfangs so verspotteten kleinen Arzneidosen und homöopath. Zuckerstreukügelchen und anscheinend unarzneilichen Tropfen errang, vermehrte allmählig die Zahl der Anhänger der Homöopathie so, dass später noch 2 homöopath. Aerzte sich hier niederliessen.

Wenn ich zurückdenke, welche viele und schwere Kämpfe in der Oeffentlichkeit, wie im privaten gesellschaftlichen und socialen Leben ich wegen und für die Homöopathie — allein gegen die ganze allopathische Klientel — zu bestehen und zu überwinden hatte und noch fortwährend — denn uns fehlt der ärztliche homöopath. Nachwuchs — schlagfertig auf der Mensur stehen muss, so ist es nicht zu verwundern, dass so wenig Aerzte, und besonders in Bayern, die homöopath. Heilmethode zum Gegenstand ihres Studiums nach Absolvirung ihres allopath. Universitätstudiums machen; Sie laufen lieber unangefochten, unverfolgt und mit der Zeit doch eine staatliche Stellung erhoffend, mit dem grossen Haufen, als dass sie der Wissenschaft und der leidenden Menschheit zu Lieb durch Erforschung und Erkenntniss der Wahrheit der homöopath. Heillehre ein Martyrium auf sich nehmen, das bis jetzt für jeden Anhänger mit Ausübung der homöopath. Heilmethode verbunden ist, wegen der gefährdeten materiellen Interessen der Gegner und ihres Anhanges.

In den Collegien und in den Kliniken reissen die mit den homöopath. Heilerfolgen selbst unbekannten Professoren oftmals über die Homöopathie schlechte, wohlfeile Witze, die um so grösseren Beifall finden, weil das Auditorium hierin gleich unwissend und unerfahren ist. Die Homöopathie wird bei uns nicht gelehrt und nicht daraus examinirt, und warum sollte der Mediciner sich mit dem Studium einer Heilmethode beschäftigen, in der keine Kenntniss staatlich verlangt wird und schon eine Sympathie-Aeusserung für dieselbe den Candidaten bei den Professoren und Examinatoren anrüchig macht?! Selbst nach vollendeten Universitätsstudien mit den besten Prüfungsnoten, verscherzen sich jüngere wie ältere Aerzte, die durch späteres Privatstudium und Versuche mit der Homöopathie vertraut, durch deren Anwendung jede staatliche An-

stellung und Unterstützung. Hierdurch wird aber der sonst so angefochtenen und verbotenen Laienpraxis in die Hände gearbeitet, weil die Vorzüge der homöopath. Heilmethode im Vergleich mit andern, immer mehr Anerkennung und Verbreitung im Publikum finden, durch Selbstprüfung und selbstempfundene Heilerfolge, und nicht durch blossen Glauben und Einbildung, wie so gerne unerfahrene Gegner zur Bemäntelung ihrer Unwissenheit darin, sich und andern einreden wollen. In Preussen und Oesterreich, wo für approbirte homöopath. Aerzte eine bestimmte homöopath. Dispensirfreiheit besteht, sind die homöopath. Aerzte doch noch besser daran, als bei uns, wo verdünnter Weingeist — Spiritus simplex — wenn ihn ein homöopath. Arzt abgiebt als verbotene Arzneimischung und die von den Conditoren fabrizirten Zuckerstreukügelchen als verbotene Pillen auf Grund allopathischen Gutachtens gerichtlich bestraft werden. Unter diesen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, wenn es in Bayern mit über 5 Millionen Einwohnern 2600 allopathische und nur 35 erklärte homöopathische Aerzte giebt. Trotz alledem gehört, abgesehen von den grossen Fortschritten in der Chirurgie und den mechanischen Heilanzeigen und physikalischen Heilanregungen und Unterstützung der Naturheilkraft durch Heilgymnastik, Hydropathie, Magnetismus, klimatische Curen, Bäder etc. die Zukunft als Heilkunst der Homöopathie, weil die Auswahl und Anwendung ihrer Heilmittel nicht auf blosser Empirie, sondern auf einem Naturgesetze — similia similibus — beruht, also eine vernünftige wissenschaftliche Basis hat und behält und nicht wechselt, wie seit Jahrtausenden die verschiedenen sich oft gerade widersprechenden Heilsysteme, wie solches die Geschichte der Medicin unumstösslich bestätigt.

Ueber die Löslichkeit der Metalle in Wasser und Alkohol.

Von

Dr. Kehraus in Pasewalk.

In den letzten Jahren hat wohl kein Buch ein grösseres Aufsehen in homöopathischen Kreisen hervorgerufen, als Dr. Buchmann's „Beobachtungen und Untersuchungen zum Nachweis der Löslichkeit von Metallen etc. in den Verdünnungen aus homöopath. Verreibungen." Und der blosse Titel ist allerdings schon im Stande, auch in weiteren Kreisen das höchste Interesse wachzurufen, denn die Wissenschaft leugnet bis jetzt die Löslichkeit der Metalle in Wasser und Alkohol gänzlich.

Zwar weiss Jeder, dass z. B. Kaliummetall in Wasser löslich ist, aber ebenso bekannt ist, dass mit der Lösung eine gleichzeitige gegenseitige Umsetzung einhergeht Das Kalium oxydirt sich auf Kosten des Wassers und befindet sich als Oxydhydrat oder Kaliumhydroxyd im Wasser gelöst. Enthielt das Wasser noch nebenbei Kohlensäure, wie alles an der Luft gestandene Wasser, so enthält die Lösung noch eine derselben entsprechende Menge kohlensaures Kali, Potasche. Es wird Niemand behaupten wollen, Potaschelösung sei eine Lösung von metallischem Kalium in Wasser.

Die Chemie wählt das Verhalten der verschiedenen Metalle zum Wasser geradezu zu einem charakteristischen Untersuchungsmoment für die Eintheilung derselben in Gruppen. Sie lehrt (es sei erlaubt, dies in Kürze hier zu erwähnen):

Die Metalle der Alkalien (also Kalium, Natrium, Rubidium, Cäsium, Lithium) zersetzen das Wasser schon bei gewöhnlicher Temperatur und bilden Hydroxyde, die sich sehr leicht im Wasser lösen; die kohlensauren Verbindungen sind in Wasses löslich.

Die Metalle der alkalichen Erden (also Calcium, Barium, Strontium, Magnesium) zersetzen das Wasser, die drei ersteren schon bei gewöhnlicher Temperatur, und bilden in Wasser lösliche Hydroxyde; die kohlensauren Verbindungen sind in Wasser unlöslich.

Die Metalle der eigentlichen Erden (Aluminium oder Thonerdemetall und Beryll; einige seltene sind noch wenig in Metallform gekannt) zersetzen das Wasser bei gewöhnlicher Temperatur nicht, Aluminium erst bei mehr als Rothgluth; die Oxyde sind unlöslich in Wasser.

Die unedlen Schwermetalle zersetzen das Wasser für sich allein nicht bei gewöhnlicher Temperatur oder äusserst schwierig. Zink erst bei erhöhter Temperatur (indessen bei Gegenwart von Säuren und selbst von Alkalien, die das entstandene Oxyd lösen, schon bei gewöhnlicher). Nickel und Kobalt zersetzen das Wasser erst bei Rothgluthhitze, Eisen unter Wasserstoffentwicklung ebenfalls beim Glühen.

Aeusserst schwierig wird das Wasser durch Antimon, Blei, Wismuth, Kupfer zersetzt.

Wirkt aber neben dem Wasser zugleich die Luft mit ein, also feuchte Luft, so gehen die vorhererwähnten Prozesse bei gewöhnlicher Temperatur vor sich. Arsenik wird zu arseniger Säure, Blei oxydirt sich, Kadmium, Zink, Eisen, Mangan werden Oxydhydrate, Wismuth läuft an. Tritt nebst Wasser und Sauerstoff noch reichliche Kohlensäure zum Eisen, so geht es allerdings in Lösung, aber nicht als metallisches Eisen, sondern als doppelt kohlensaures Eisenoxydul. Auch ist es Thatsache, dass Blei von Wasser gelöst wird, was mehrfach Gegenstand genauer Untersuchungen geworden ist; das entstandene Bleioxyd, wie oben bemerkt, verbindet sich mit Wasser zu einer löslichen Verbindung, in der das letztere die Rolle eine Säure übernimmt. Gegenwart fremder Salze, namentlich des schwefelsauren Kalks, verhindern den Prozess; es sind deshalb Bleiröhren zu Quellwasserleitungen gestattet.

Kurz, die Chemie kennt keinen Fall von Lösung eines Metalles als solchen in Wasser, stets liegt in der Lösung eine lösliche Verbindung vor. Bei den Metallen, die sich bei der Berührung mit Wasser schon verändern, ist diese Annahme von selbst ausgeschlossen. Eine geringe Löslichkeit des Quecksilbers in kochendem Wasser war ehedem allgemein angenommen, wiederholte spätere Versuche bestätigten dieselbe nicht. Die Chemiker Wiggers, Anthron, Paton und Favrot, Girardin haben darüber gearbeitet. Mechanisch beigemengte kleinste Quecksilberkügelchen waren die Ursache des Irrthums. Wenigstens findet die Chemie, und wir können nach Entdeckung der Spectralanalyse noch hinzufügen, auch die Physik

mit ihren Mitteln keine Spur von irgend einem Metalle, welches als solches in Wasser gelöst sei.

Gestatten wir uns einen Augenblick bei der Grenze und Schärfe dieser Mittel zu verweilen; die Homöopathie hat sich ja stets für die Reactionsgrenze interessirt, bis zu welcher die Arzneimittel in den Verdünnungen zu entdecken sind.

Das allgemeine Reagens auf Metalle (mit Ausschluss der Metalle der Alkalien und der alkalischen Erden, deren Schwefelverbindungen in Wasser löslich sind) ist bekanntlich Schwefelwasserstoffwasser. In einer Lösung von Blei 1 : 2 000 000 000 ist die Färbung noch wahrzunehmen. Aehnliches bei den andern Metallen.

Noch weiter gehen die anderen, jedem einzelnen Metall eignen Reactionen. Z. B. die Arsenermittelung durch Höllenstein bis auf 1 : 3 000 000 000; noch viel weiter die Arsenprobe durch den Marsh'schen Apparat. Die Reactionsgrenze ist keineswegs eine plötzlich hier eintretende, absolute, sondern eine relativ vom Beobachter, von seinem Auge, von der Dauer der Beobachtung u. s. w. abhängende. Niederschläge, die aus sehr dünnen Lösungen gefällt werden, brauchen lange Zeit zu ihrer Bildung und noch längere zu ihrem Sichtbarwerden. Man kann nicht behaupten, dass die bis dahin gültigen bekannten chemischen Gesetze hier die Grenze ihrer Gültigkeit erreicht haben, sondern es fehlt uns an Mitteln der Erkennung. Die Stoffe entziehen sich wegen ihrer Winzigkeit unserer ferneren Beobachtung.

Seit v. Kirchhoff und Bunsen, im Jahre 1859, die Spectralanalyse entdeckten, ist die Ermittelungsgrenze abermals mit Hülfe der Physik bedeutend erweitert worden. Eine Reihe neuer Metalle, Caesium, Rubidium, Thallium, Indium, Gallium, Scandium, wurden nicht nur durch diese Methode erst entdeckt, sondern bekannte Metalle wurden in kleinen Mengen allgemein verbreitet gefunden, in denen sie zuvor nicht zu finden waren, wie z. B. das Lithium in allen Quell- und allen Flusswässern.

$\frac{1}{3\text{ milliontel}}$ Milligramm Natron oder anderes Metall wird durch die Spectralanalyse noch nachgewiesen. Um von der Präcision dieser Analyse einen Begriff zu geben, erinnern wir daran, dass für alle die 450 Linien des Eisenspectrums die entsprechenden dunkeln Linien im Sonnenspectrum wiedergefunden wurden. Auch hier ist die Reactionsgrenze keine Grenze der Gültigkeit der physikalischen Gesetze, sondern unserer Empfindungsfähigkeit.

Gleichwohl hat auch die Spectralanalyse noch nicht die Löslichkeit irgend eines Metalles in Wasser oder Alkohol auffinden können.

Die Chemie, die gesammte Naturwissenschaft müsste Buchmann beglückwünschen zu einer Entdeckung von so weittragender Bedeutung, die bisher allen Chemikern und Physikern entgangen ist. Und mit um so grösserem Interesse gehen wir an die Ausführungen der Schrift, zumal diese sich als eine gekrönte Preisschrift des homöopathischen Centralvereins Deutschlands präsentirt.

Die Veranlassung zu Untersuchungen der Art auf homöopathischem Boden, wo man sie nicht erwartet, finden wir auf S. 31 angegeben. Die Schrift verweist mehrfach auf Aufsätze in der „Allg. homöopath. Zeitung“ und hier finden wir eine grosse Anzahl derselben, die sich auf den Gegenstand beziehen und gleichsam eine Entstehungsgeschichte dieser uns vorliegenden ausserordentlichen Schrift liefern.

In No. 4 und 5, Bd. 98 bringt die Zeitung eine literarische Besprechung von Dr. Wesselhöft's „Mikroskopische Untersuchungen verriebener Metalle und andrer harter unlöslicher Substanzen“ durch Dr. Lorbacher. Wesselhöft fand die Vertheilung der Stoffe in den Verreibungen bei weitem nicht so gross, als er vorausgesetzt und meint: „Hielt man es für möglich, bei einem solchen Grade von Feinheit, Metalle u. s. w., wie bisher hypothetisch vorausgesetzt, durch Wasser und Alkohol aufzulösen, so muss obiger Erfahrung gemäss diese Hypothese aufgegeben werden, da gar kein sehr bedeutender Grad von Feinheit durch die bisherige Methode der Verreibung erreicht werden kann“ etc.

Verfasser zieht daraus die Schlüsse, dass Verdünnungen und sogenannte Dynamisationen aus Verreibungen nicht hergestellt werden können, dass die Hypothese, resp. der Glaube an die Uebertragung der Kraft von der Materie auf einen andern indifferenten Stoff bezüglich verriebener Metalle und andrer unlöslicher Substanzen nicht haltbar sei.

Lorbacher tritt diesen Schlüssen insofern bei, als er daraufhin eine Purification der homöopath Arzneimittellehre für nothwendig hält und eine gewaltige Revolution in derselben voraussieht.

Wenn wirklich die Meinung allgemein war, dass sonst unlösliche Körper, zerrieben von der 3. Verreibung ab in Wasser und Alkohol

löslich seien, so war die Anregung der Frage keineswegs überflüssig. Die Frage der Löslichkeit kann durchaus nicht die Frage der Wirksamkeit entscheiden, wie es hier geschehen ist. Die Physik weiss nur, dass schwerlösliche Körper durch Verreibung, indem sie dem Lösungsmittel mehr Oberfläche bieten, schneller gelöst werden, als es sonst geschehen wäre, dass die unlöslichen aber auch trotz der feinsten mechanischen Zertheilung nicht löslich werden.

Wenn über die Wirksamkeit kein Zweifel waltet, so kann die Entscheidung über die Löslichkeit, wie sie auch ausfalle, nur Schlüsse auf die Wirkungsweise erlauben. Das Licht, der Schall, die Wärme etc. wirken bedeutend auf den Körper, sie lassen sich auf andre Stoffe übertragen, ohne dass eine Stoffigkeit oder gar eine Löslichkeit des Stoftes nachgewiesen oder auch nur angenommen wird.

Die Homöopathen haben stets gern ihre hohen Verdünnungen mit den Dynamiden verglichen. Goullon sen. verbreitete sich z. B. in der Allg. homöopath Zeitung Bd 55, S. 148 u. ff. über die wahrscheinliche Art, wie die homöopath. Arzneien in den hohen Verdünnungen wirken könnten, wobei von der Löslichkeit des Stoffes keine Rede ist. Ebenso daselbst Bd. 52, S. 188 u. ff. Im Bd. 103, S. 38 wurden Schmerzen behandelt durch Vibration einer Stimmgabel und Aehnliches an noch andern Stellen. Die Dynamide werden vielmehr als empfundene Bewegung des Stoffes angenommen.

Genug, die mangelnde Löslichkeit der Stoffe braucht keine Revolution der Arzneimittellehre zu veranlassen, und wir können mit Ruhe und Nüchternheit an die Prüfung der Löslichkeit treten; es handelt sich nicht darum, die Homöopathie anzugreifen, nicht sie zu vertheidigen. Die Heftigkeit der Angriffe zwischen Buchmann und Wesselhöft haben der Sache nicht genutzt.

Bald erschienen in der Allg. homöopath. Zeitung Aeusserungen über die Wesselhöft'sche Schrift in mehreren Aufsätzen So von Kunkel (Bd. 98, No. 10, 11, 12) mit dem Motto von Tyndall: Wir haben allen Grund anzunehmen, dass das, was die Nerven zum Gehirn überführen, Bewegung ist. Es heisst hier u. A. (S 74): Der Satz „wo ein Arzneistoff wirksam sein soll, muss er stofflich noch vorhanden sein“ hat zur Konsequenz den Satz: „Viel hilft viel“, „je mehr desto besser“, „und wir fahren mit vollen Segeln ins allopathische Lager über“.

Schlegel äussert sich in seinem Aufsatze (Bd. 98, No. 12) u. A. (S 93): „optische Befunde können zwar für den Wirkungs-

modus bedeutungsvoll werden, nicht aber für die Wirkungsthatsache."

Haupt, der bekannte Mikroskopiker, begiebt sich an Nachprüfungen (Bd. 98, No. 19 u. 20), verhehlt sich aber nicht, „dass das Mikroskop nicht alle Fragen zu lösen im Stande ist, die die Natur an das unbewaffnete Auge stellt" und „dass es bei ihm felsenfest stehe, dass nicht das Mikroskop die letzte Instanz für die Eruirung des Werthes oder Unwerthes unserer Verreibungen bilden kann." Er bricht die Untersuchungen bald ab, da er erfahren, dass im „American Institute of Hom." solche bereits angestellt wurden.

In No. 10 und 11 tritt Buchmann mit Heftigkeit gegen W. auf, „dass er den Muth gehabt, aus seinen Untersuchungen den Schluss zu ziehen, dass die aus der 3. Verreibung einiger Metalle etc. bereiteten Verdünnungen keine Stofftheile der Metalle etc. enthalten, also unwirksam seien, dass er den Muth gehabt, tausendfältige Erfahrungen über die Heilwirkung von Verdünnungen dieser Stoffe in Abrede zu stellen" etc. — Die Ausführungen beziehen sich meist auf W.'s Untersuchungsart und versprechen eigene Untersuchungen zu gelegener Zeit.

Ueber die Löslichkeit heisst es S. 65: „Lösliche Goldtheilchen haben in den Verdünnungen den Aggregatzustand der Flüssigkeit angenommen, indem sie in eine Molecularverbindung mit derselben getreten sind, durch welche sie für die stärksten Vergrösserungen unsichtbar geworden sind." — Das ist aber zunächst eine Hypothese, der wir in der Schrift noch öfter begegnen, ohne Beweis der Löslichkeit. Folgenden Beweis der Löslichkeit der Kohle bringt der Verf. auf derselben Seite: „Mit welchem Scharfsinn Hahnemann gerade drei Verdünnungen vorgeschrieben hat, ist mir bei der dritten Decimalverreibung der Holzkohle recht klar geworden. Nachdem ich bei derselben eine halbe Stunde gearbeitet hatte, enwickelte sich plötzlich aus der Reibschale ein starker Geruch, wie ihn ein Becken mit glühenden Holzkohlen verbreitet, ein Zeichen, dass sich durch die feine Zertheilung schon Kohlentheilchen in Gas umgewandelt hatten, ein sicherer Beweis für die Löslichkeit in Wasser und Alkohol."

Diesen (ersten) Beweis kann B. wohl nicht ernst gemeint haben. Meint er, er habe dampfförmigen Kohlenstoff erzeugt, so hätte er eine der grössten Entdeckungen gemacht, denn bis jetzt kennt Niemand einen solchen, noch weiss Jemand wie er riechen würde; und wenn er wirklich entstanden wäre durch die einfache Ver-

reibung, so wäre dies doch kein Beweis für seine Löslichkeit in Wasser und Alkohol.

B. weiss doch gewiss, dass Holzkohle kein einfacher Körper ist, sondern vielmehr ein Complex aus sehr vielen und verschiedenartigen Stoffen, die bei der unvollständigen Verbrennung (Verkohlung) des Holzes entstehen Die riechenden, brenzlichen Stoffe, die wir aus einem Becken mit glühenden Kohlen wahrnehmen, sind eben absolut kein Kohlenstoff, sondern Verbindungen von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff in den verschiedensten Verhältnissen. Die Holzkohle enthält ausserdem alle mineralischen Stoffe des Holzes, auch die in Wasser löslichen; aus der Holzkohle wird man stets lösliche mineralische und vegetabilische Stoffe ausziehen können, auch ohne vorherige Verreibung; sie eignet sich daher wohl am wenigsten, das Löslichwerden sonst unlöslicher Stoffe durch die Verreibung nachweisen zu wollen.

Wenn B. Hahnemann's Scharfsinn gerade hier hervorhebt, so scheint es, dass er mehr Hahnemann's Ruhm für seine Ansicht zu Hülfe ruft, als dass er Hahnemann's Ruhm erhöht. Hahnemann würde gegen solchen Beweis protestirt haben. Der Geruch ist ja vielmehr ein Zeichen der Zerstörung der Kohle. — —

Mit dem Beginn des 99. Bandes beginnen auch die versprochenen eignen mikroskopischen Untersuchungen des Verfassers unsrer Schrift. Wir sprechen auch im Weiteren nur von den Löslichkeitsbeweisen und was damit zusammenhängt.

S. 18 heisst es: „Zur Begründung der Löslichkeit des Goldes führe ich noch an, dass ein stark geriebenes Geldstück einen widrigen Geruch hat, was nur dadurch zu erklären ist, dass Goldtheilchen in die Nase gelangen, dass ich ferner durch die Verstäubung des Goldes beim Verreiben von dem Tage an einen, hauptsächlich Nachts, belästigenden Stockschnupfen habe, an dem ich noch nie gelitten habe, mit Schmerz im rechten Nasenloche bei Berührung. Jedenfalls hat mein Nasenschleim das Gold gelöst, da ohne pathogenetische Molecularverbindung eine Erkrankung nicht möglich ist.“

Der Verf. bringt hier einen physiologischen Beweis, er schliesst aus der Wirkung auf die Löslichkeit; es handelt sich aber darum, die Löslichkeit nachzuweisen, um dann die Wirksamkeit auf Grund der bewiesenen Löslichkeit zu folgern. Der Verf. wird zugeben, dass die zur Erkrankung von ihm angenommene „pathogenetische Molecularverbindung“, die er in einem vorangeschickten Aufsatze:

„Ueber die Molecularattraction und Molecularrepulsion“ (Allg. hom. Zeitung Bd. 98, No. 9) näher ausgeführt, zunächst nur Hypothese ist. Der Stockschnupfen konnte möglicherweise von einer Erkältung herrühren. Wirklich scheint diese Annahme sehr möglich, da der Verf. in der Vorrede (Bd. 99, S. 1) schreibt: „Meistens habe ich nur die frühen Morgenstunden vor Sonnenaufgang an benutzen können, wobei mir ausserdem noch die Untersuchung durch Thränen der Augen in Folge einer rheumatischen Lähmung des N. facialis erschwert wurde.“

Diese Bemerkung ist bei der Aufnahme der einzelnen Aufsätze in die spätere Preisschrift weggefallen. Dagegen ist die Lähmung des N. fac. bei den Prüfungssymptomen von Goldwasser (S. 83) aufgeführt. (!!)

Auf derselben S. 18 bringt B. noch einen zweiten Beweis der Löslichkeit des Goldes, den er in der sogen. Molecularbewegung der Goldtheilchen sieht: „Diese Bewegungen, die nur durch die Molecularbewegung zu erklären sind, in welche das Glycerin durch Lösung von Goldtheilchen versetzt war, konnten durch keinerlei anderweitigen mechanischen Einfluss hervorgerufen sein.“

Eine so exorbitante Annahme erfordert doch einen Beweis, und wir müssen dieselbe so lange als eine solche ansehen, bis dieser Beweis beigebracht ist.

In demselben Satze sagt der Verf.: Glänzende „Goldtheilchen können wir aber auch für unsere Verdünnungen nicht brauchen, da sie sich nicht in Weingeist und Wasser lösen“. Wir werden später sehen, dass er gerade aus der physiologischen Einwirkung von Wasser, das kurze Zeit auf glänzend gescheuerten Goldstücken gestanden, den „Ausschlag gebenden“ Beweis der Löslichkeit herleitet. (!!)

Die oben erwähnte sogenannte Molecularbewegung sieht B. so sicher als Beweis der Löslichkeit der sich bewegenden Stoffe an, dass er daraus verschiedene Schlüsse, sogar ein Gesetz ableitet. So zeigte Bd. 90, S. 37 Kohlenpulver in Wasser eine lebhafte Molecularbewegung, in Glycerin nicht. „Es geht daraus hervor, . . . dass wohl Gold, aber nicht Kohle in Glycerin löslich ist“. So S. 50: „die dauernde Molecularbewegung von Kohlentheilchen ohne Vermischung mit andern Stoffen in Wasser spricht für die Lösung der unsichtbaren Kohlentheilchen in Wasser“. Ebenso S. 59 beim Kupfer: „die Molecularbewegung war lebhafter, als beim Gold und bei der Kohle . . was leicht erklärlich ist, da Kupfer in

Wasser oxydulirt". — Da scheint es ja, als ob die Bewegung mehr von einer chemischen Veränderung durch die Luft, als von der Lösung des Metalles entstände! Verf. bemerkt hier auch, „dass die Bewegung der mittelgrossen Körnchen so lange anhielt, bis das Wasser verdunstet war". Da muss denn doch der Verdacht aufsteigen, dass die kleinen Theilchen in Bewegung gerathen durch die Bewegung innerhalb der verdampfenden Flüssigkeit; wenn die Objecte vorher erwärmt wurden, wie es zur Lösung des Milchzuckers geschah, so scheint die Bewegung um so einfacher auf diesem Grunde zu beruhen.

S. 69 ein weiterer Schluss beim Blei: „die kürzere Dauer der Molecularbewegung erklärt sich durch schnellere Sättigung der Bleilösung als der Kupferlösung aus Verreibungen". — Aber es ist noch kein Beweis der Löslichkeit beigebracht S. 76 beim Quecksilber fand B. das Gesetz: „dass die Häufigkeit und Schnelligkeit der Bewegung in gleichem Verhältnisse zu der Menge der im Gesichtsfelde befindlichen Kügelchen stand". Das wäre auffallend! man sollte glauben, wenn die Bewegung von der Lösung des Metalles in Wasser entstände, sollte sie um so lebhafter sein, je grösser die Lösungscapacität sei. Die Lösungscapacität nimmt aber natürlich in dem Masse ab, als die Sättigung des Wassers zunimmt. Je grösser die Menge der vorhandenen Metalltheilchen, desto eher müsste die Sättigung erreicht sein, desto schwächer sollte die Bewegung werden und desto kürzer dauern.

Ob hier eine Lösung von Metallen oder eine Täuschung des Herrn Verf. vorliegt, müssen wir weiter abwarten, bis jetzt ist kein Beweis erbracht, denn wenn er auch S. 76 bei der ersten Verreibung des Quecksilbers unter dem Mikroskop den breiten Ring zu einem schmalen sich umbilden zu sehen glaubt und bei der zweiten Verreibung besonders bemerkt, dass bei dieser „keine Kügelchen in der Auflösung aufzufinden waren", die er also bei der ersten annimmt, so hat doch bis jetzt noch Niemand das Quecksilber vor seinen Augen sich in Wasser lösen sehen und es scheint der Verf. selbst diesen Beweisen keine grosse Kraft beizulegen, da er in den Rückblicken bei den einzelnen Stoffen sich begnügt zu sagen z. B. bei der Kohle: „Die Molekularbewegung spricht für die Auflösungsfähigkeit"; beim Blei: „Der Auflösbarkeit in Wasser widerspricht keine Beobachtung"; beim Quecksilber: „Es steht nichts der Annahme entgegen, dass die kleinsten Theile auflösungsfähig in Wasser werden, wofür auch die Molecularbewegung spricht";

beim Eisen: „Es hat sich kein Umstand ergeben, der einer theilweisen Löslichkeit desselben in der 3. Verreibung in Wasser widerspricht“.

Den Schluss der Aufsätze über die homöopathischen Verreibungen in der Allg. hom. Zeitung bildet derjenige in No. 12 (S. 91 bis 93) über Silicea. Der Verf. setzte zu der aus Wasserglas hergestellten trocknen Kieselsäure nach dem Verreiben und Mischen mit Wasser noch ein „Tröpfchen Alkohol“ und erhielt sofort, wie er sagt, eine klare Lösung.

Hier ist zu bemerken, dass Wasserglas eine dicke Flüssigkeit, eine Lösung von kieselsaurem Natron ist, die erhalten wird durch Schmelzen von 45 Th. gepulv. Quarz, also kryst Kieselsäure, und 23 Th. kalcinirter Soda; Kaliwasserglas ebenso aus 45 Th. Quarz und 30 Th Potasche. Mittelst Salz- oder Schwefelsäure wird das lösliche Kieselsäurehydrat als Gallerte ausgeschieden. Wasserfreie Kieselsäure löst sich nicht in Wasser. Wie war B.'s Kieselsäure dargestellt?

Jedenfalls ist die Bereitung nicht diejenige von Hahnemann's Silicea, wie die Kieselsäure B.'s auch ausgeschieden sein mag. Hahnemann nahm 1 Th. zerkleinerten Bergkrystall oder gereinigten weissen Sand (also kryst. Kieselsäure), schmolz ihn mit 4 Th. kalcinirter Soda, goss das krystallhelle Glas auf eine Marmorplatte und übergoss es in einem gläsernen Geschirr mit der 4fachen Menge destillirten Wassers. Nach dem Stehen giesst er die Flüssigkeit hell ab; sie sei Natron. — Allerdings hatte er mehr Soda genommen als zur Bildung nöthig war und behielt viel Natron in der abgegossenen Flüssigkeit. Er fährt fort: zum Entlaugen der Kieselerde müssen die Wasser mit etwas Weingeist gemischt werden.

Hier zeigt sich uns die Chemie zu Hahnemann's Zeit. Man hatte noch kein Mittel, Natron zu entdecken, selbst die gelbe Natronflamme kannte man nicht. Hahnemann hatte viel Natron mit der Flüssigkeit entfernt und glaubte durch Auswaschen alles zu entfernen und die Kieselsäure zu entlaugen. Er behielt aber nicht reine Kieselsäure, sondern lösliches, wenn auch schwer lösliches, kieselsaures Natron als „Silicea“ zurück.

Für die Anwendung in der Heilkunde thut der Name nichts zur Sache, nur darf nicht auf andre Weise bereitete wirkliche „Kieselerde“ substituirt werden.

Alle heftigen Streitworte zwischen B. und W., die wir hier nicht wiedergeben wollen, finden wohl ihre Erklärung dadurch, dass

Beide verschiedene Stoffe zur Untersuchung hatten. Alles, was in unserer Schrift über Diatomeen, Tripel und die sonst in der Natur vorkommende Kieselsäure gesagt ist, passt nicht hierher, denn die Silicea Hahnemann's ist keine Kieselsäure. B. hatte das Unglück, gerade bei der Löslichkeit seiner Kieselsäure statt Hahnemann's Silicea wieder (S. 48) den Scharfsinn desselben zu bewundern, wozu doch sonst so mancher anderweitiger triftiger Grund vorläge.

Ueber die bisherigen Beweise sagt der Verf. (S. 92) nochmals: „Wenn aus den bisherigen Untersuchungen immer nur der Nachweis möglich war, dass kein Umstand einer theilweisen Lösung der Metalle etc. der 3. Verreibung in der 4. Verdünnung widerspreche, so war durch meinen Versuch (mit der Kieselsäure) mir jetzt der Weg gezeigt . ." etc. Also bei den Metallen war der Beweis als bis jetzt nicht erbracht und damit Alles, über den veränderten Aggregatzustand des Goldes und die Molecularbewegung der Metalle Behauptete als unerwiesene Annahme zugegeben, während von unserer Seite dasselbe von der Löslichkeit der Kohle (als solcher) geschehen ist. Silicea ist auch ohne Verreibung löslich, fein zertheilt allerdings schneller.

Noch war den Lesern der Allg. hom. Zeitung die obige Auffindung des Weges und die gefundene Löslichkeit der Kieselsäure durch B. nicht zu Gesichte gekommen, die No. 12 erschien am 16. September, als derselbe in seinem Vortrage am 10. August 1879 im homöopathischen Centralvereine zu Hannover mit neuen Entdeckungen über diesen Gegenstand hervortrat.

Ich übergehe seine „Entdeckung des oolithischen Gefüges der Stoffe", „dass Gold aus lauter mikroskopischen, durchsichtigen, dem Diamant ähnlich das Licht brechenden Körnchen gefügt sei", weil diese Behauptung sowie eine Reihe anderer in denselben Aufsätzen in keiner Beziehung zur Löslichkeit steht.

Zwei andre hier vorgetragene „Entdeckungen" aber, die mit dem Nachweis der Löslichkeit in unmittelbarem Zusammenhange stehen, müssen uns des weiteren beschäftigen. B. sagte (ibid. Bd. 99, S. 97): „Es ist mir heut, m. H., weniger darum zu thun, Ihnen eine Uebersicht über meine mikroskopischen Untersuchungen der von Wesselhöft untersuchten Verreibungen zu geben, die Ihnen ja schon theilweise aus der Allg. hom. Zeitung bekannt sind, als Ihnen die Mittheilung zu machen, dass ich die **wirkliche** Löslichkeit der fein verriebenen Stoffe in Wasser und Alkohol, wie sie in der 4. Verdünnung erfolgt, entdeckt habe, wofür ich Ihnen

heute den Beweis bringen will. — Meine Lösungsversuche habe ich noch nicht auf alle Metalle ausdehnen können, nach meinen bisherigen Untersuchungen unterliegt aber die Löslichkeit sämmtlicher Metalle keinem Zweifel mehr". — Weiter sagt B.: „Allerdings vermögen Wasser und Alkohol nur höchst geringe Quantitäten davon, nur einige zehntausendstel bis millionstel aufzulösen" . . — Dies ist eine ganz willkürliche Schätzung ohne allen Anhalt, und der Verf. hat diese Angabe in die spätere Preisschrift nicht aufgenommen. In solchem Falle hätte die rohste chemische Untersuchung die Löslichkeit der Metalle in Wasser längst nachgewiesen gehabt.

Die andere „Entdeckung" lautete (ibid. S. 98):

„Noch eine für die Homöopathie hochwichtige Entdeckung von mir kann ich Ihnen heute mittheilen: . ." (hier bringt B. zwei Beweise von der Unempfindlichkeit von hergestellten homöop. Metalllösungen gegen bekannte ausgezeichnete Reagentien). Ammoniak zeigte kein Kupfer, Galläpfeltinktur kein Eisen, und doch erbot sich der Vortragende mit Hülfe seines Mikroskopes die Ausscheidung dieser Stoffe aus den Lösungen vor Augen zu legen und zeigte Präparate mit direct ausgeschiedenen Stoffen vor.

Das waren allerdings ausserordentliche Entdeckungen!

Ehe wir zur Prüfung derselben schreiten, lesen wir, welchen Eindruck sie auf die Versammlung hervorbrachten.

Der Bericht (Bd. 99, S. 67) über die Centralvereinsversammlung bringt den Inhalt des Vortrages und sagt mit Recht über die Entdeckung von der Unempfindlichkeit der homöop. Verdünnungen von der 6. Decimale an gegen chemische Reagentien: „Diese Entdeckung, welche, wenn sie sich bestätigen sollte, einen Theil der bis jetzt geltenden chemischen Gesetze auf den Kopf stellt, erregte selbstverständlich das Erstaunen der Anwesenden, und gab zu einer lebhaften Debatte und vielfachen Anfragen an den Vortragenden Veranlassung. Das Resultat derselben war die allgemeine Ansicht, dass es bei der grossen Wichtigkeit der Sache doch dringend geboten erscheine, erst durch genaue Nachversuche von verschiedenen Seiten diese Thatsache genau zu constatiren, ehe man damit an die Oeffentlichkeit trete. Apotheker Dr. Schwabe und Marggraf sagten bereitwilligst ihre Beihülfe zu".

„Wir werden später die Resultate der Nachversuche bringen".

Das Protokoll (Bd. 99, S. 74 u. 75) berichtet: „Bähr bemerkte,

dass es der Löslichkeit dieser Stoffe zur Entfaltung ihrer Wirksamkeit nicht bedürfe" und führte Fälle von Wirkung an, ohne dass eine Lösung dabei in Frage gekommen.

„Buchm. wollte dies nicht bestreiten, sondern nur bewiesen haben, dass obengenannte Stoffe in der That zur Lösbarkeit gebracht werden können". Hier vergisst derselbe aber, dass er den Nachweis der Löslichkeit unternommen hat, um aus derselben die von Prof. Wesselhöft behauptete Unwirksamkeit von gewissen Stoffen, z. B. Kohle, zu widerlegen, dass er umgekehrt die Löslichkeit von Gold (Bd. 99, S. 18) lediglich aus einer an sich selbst beobachteten Einwirkung folgert, ferner dass er später in seiner Preisschrift (S. 81) den physiologischen Beweis als Ausschlag gebend für die Löslichkeit des Goldes erklärt.

„Weber betonte, dass die Residuen (aus den Lösungen) zur Sicherstellung ihrer Identität mit den verriebenen Metallen etc. noch chemisch untersucht werden müssten".

„Goeze beantragt zur Probe, dass Apotheker Otte (welcher anwesend) genau nach Buchmann's Vorschrift ein Präparat von den von B. schon untersuchten Stoffen anfertige und dasselbe ohne Angabe des Stoffes an B. einsende zur Recognoscirung".

Nicht ohne freudige Genugthuung müssen wir die durchaus korrecte Haltung des Vereines so ausserordentlichen Behauptungen gegenüber constatiren. Leider suchen wir vergeblich nach irgendwelchen Resultaten von Nachversuchen, wie sie der Centralverein als Vorbedingung ihrer Annahme hingestellt hatte.

Vielmehr finden wir neue Aufsätze von B.: (Bd. 100, No. 11, No. 12, No. 13, Hochpotenzen als strahlende Materie) mit neuen unerwiesenen Behauptungen, die in der späteren Preisschrift wieder erscheinen, und dies ist es, was sie hier zur vorläufigen Erwähnung bringt. Lorbacher spricht bereits (Bd. 100, S. 130) von Buchmanns Beweis über Hahnemann's Hochpotenzen und Hering (Bd. 100, S. 127) von Buchmann's Entdeckung von der Lösbarkeit als von erwiesenen Thatsachen.

Ein andrer Aufsatz von Buchmann (Bd. 100, No. 22, Pathogenet. Wirkung einer Hochpotenz) enthält gleichfalls unerwiesene Behauptungen, die der späteren Preisschrift einverleibt sind. Mit dem Motto: „Hahnemann hat wieder einmal Recht" scheint es, als wolle der Verf. jeden Widersprecher von vornherein als Feind Hahnemann's hinstellen. Wir haben gesehen, für welche Irrthümer

seinerseits er bereits Hahnemann's Namen in die Schranken gerufen hat.

Die Entdeckung der sog. strahlenden Materie erfüllte die Gemüther eine Zeit lang, wie dies ganz natürlich ist, und die Spalten der Allg. hom. Zeitung. Verschiedene Verf. fassten sie zur Vertheidigung eigner Ansichten verschieden auf. Wie B. die seinige gab, so auch Wesselhöft (Bd. 100, N. 25 u. 26) die seinige, d. h. eine gegentheilige.

Ein Wort von Villers' in seinen Aufsätzen „Ueber den gegenwärtigen Stand einiger der Lehre Hahnemann's angehörenden Probleme" kam sehr zur rechten Zeit. Er sprach (Bd. 101, S. 57) die Ansicht aus, „der er sich nicht verschliessen könne, man müsse die Crookes'sche Angelegenheit erst noch reifen lassen, bevor man es unternimmt, die daraus hervorgehenden neuen Erkenntnisse (besonders die irrthümlich abgeleiteten Ref.) in das Hahnemann'sche Lehr-Gebäude einzufügen".

Dieses Wort ist Allen ans Herz zu legen, die die Wahrheiten in der Hahnemann'schen Lehre hoch gehalten wissen wollen. Auch B. tritt in einer Abhandlung über Prof. Jäger's Neuralanalyse für „Nachversuche mit den nöthigen Massregeln gegen Täuschungen" auf, und so kann es ihm nur erwünscht sein, wenn auch seine Entdeckungen einer Prüfung unterworfen werden.

Die No. 9 u. 10 des Bds. 101 der Allg. hom. Zeitung enthalten den Bericht über die folgende Jahresversammlung des hom. Centralvereins v. 1880, ohne dass im Laufe des ganzen Jahres von der im vorangegangenen Jahre besprochenen Nachprüfung etwas verlautet ist. — —

Lorbacher stellte den Antrag, „der Centralverein möge eine Preisausgabe ausschreiben zu dem Zwecke, dieselbe dem im September nächsten Jahres in London tagenden internationalen Congresse zum Zeichen der Theilnahme und des Interesses an den Arbeiten desselben zu überreichen". Es wurde dagegen geltend gemacht, dass der Termin für Einlieferung von dergleichen Arbeiten zu nahe sei, um noch eine gediegene, der deutschen Homöopathie würdige Arbeit fertigzustellen.

„Walz machte den Vorschlag, dazu eine schon vorhandene Arbeit zu benutzen, und dazu erschienen ihm am geeignetsten die Buchmann'schen Untersuchungen über die Verreibungen. Buchmann möge aufgefordert werden, dieselben noch einmal zu überarbeiten und wo es ihm nothwendig erscheine, zu vervoll-

ständigen, und nachdem es noch einmal einem **Preisrichter-collegium** zur Beurtheilung vorgelegen, solle es auf Kosten des Centralvereins gedruckt und nach London geschickt werden . ." etc.

„Der Walz'sche Antrag fand die allgemeine Zustimmung und es wurde demgemäss beschlossen".

Es ist zu constatiren, dass abermals der Verein durchaus correct gehandelt hat, indem er auf Einsetzung eines Preisrichter-collegiums und auf Nachprüfung durch dasselbe bestand

Leider hatte sich der Druck der Wesselhöft'schen Entgegnungen gegen Buchmanns Untersuchungen sehr lange verschoben, wie die Redaction (Bd. 101, S. 67) anmerkt. So hatten die Mitglieder keine Kenntniss der Existenz derselben und mussten die „Entdeckungen" bis dahin für unangefochten halten, als der Beschluss gefasst wurde, der sonst wohl noch vorsichtiger gefasst wäre.

Allein, es erscheint abermals der Jahrestag der Centralvereins-Sitzung (von 1881, Allg. hom. Zeitung Bd. 103, No. 7 und No. 10 bis 12), ohne dass Etwas über die Personen des Preisrichtercollegiums oder über die seit zwei Jahren verheissene Nachprüfung der im Centralverein vorgetragenen Entdeckungen bekannt gegeben wäre, dagegen erfahren wir aus dem „Berichte über den internationalen homöopath. Congress zu London" (Bd. 103, S. 69), „dass Buchmann's vom Hom. Centralverein Deutschlands dem Congress überreichte Arbeit Wesselhöft's Position für unhaltbar gezeigt habe", dass der Centralverein Deutschlands somit für die Ausführungen der Schrift mit seiner Autorität eingetreten ist, was von Wichtigkeit erscheint, da ihnen eine principielle Bedeutung beigelegt werden muss.

Bald darauf (Bd. 103, S. 87) erscheint die Anzeige vom Erscheinen der Schrift unter den „Literarischen Anzeigen" von Lorbacher, in der uns eröffnet wird, dass die Arbeit von der „ad hoc ernannten Commission" des Preises für würdig befunden wurde und dass der Verf. „den Beweis für die Löslichkeit von Metallen und andern harten Körpern erbracht habe, wie sich jeder Unparteiische durch Lectüre des Werkchens*) selbst überzeugen kann. Die Zweifel im eignen Lager seien jetzt

*) L. hätte sollen vorsichtiger geworden sein, denn nach dem Lesen der Wesselhöft'schen Schrift, die doch das Gegentheil zu beweisen suchte, zweifelte derselbe nicht an der „Richtigkeit der Experimente", sah sogar eine „gewaltige Revolution in der hom. A. M. L." hervorgehen . . (Bd. 98, S. 38), und war voll „Bewunderung über den bewiesenen Scharfsinn" Wesselhöft's.



nicht mehr berechtigt, und ein alter Gegenstand des Streites und Anstosses aus der Welt geschafft". Selbstverständlich sind dann die Worte des Lobes auf den Verf. dieser Leistung angemessen.

Es fragt sich aber, ob der Unparteiische zugleich auch einigermassen ein Sachverständiger ist, den die Lectüre nichts weniger als überzeugt, den sie vielmehr zu Versuchen veranlasst, um zu erfahren, wie der Verf. zu so ungeheuren Irrthümern gelangen konnte.

Die Schrift liegt vor, sie giebt zunächst wörtlich die Aufsätze aus der Allg. hom. Zeitung, die wir bereits kennen, so weit sie angebliche Beweise für die Löslichkeit enthielten mit den Entdeckungen über die „wirkliche Lösung der Stoffe" und über die Unempfindlichkeit der chemischen Reactionen gegenüber homöopathischen Verdünnungen. (Das Uebrige in der Schrift enthält dasjenige, was der Verf. zur Vervollständigung für nöthig gehalten, in Uebereinstimmung mit dem Walz'schen Vorschlage.)

Die letztere „Entdeckung" soll uns zunächst beschäftigen, da sie schnell erledigt ist; sie beruht auf einfacher — Unkenntniss der Chemie.

B. ist der Meinung, Ammoniak sei ein Reagens, das auf alle Fälle Kupfer in einer Flüssigkeit nachweisen müsse, und da ist er im Irrthum. Ammoniak löst nur vorhandenes Kupferoxyd mit der bekannten blauen Farbe; wo kein Oxyd ist, tritt auch die Färbung nicht ein. B. möge z. B. in ein kleines vollgefülltes und verstopftes (um die Luft abzuhalten) Fläschchen voll Salmiakgeist kleine Streifen vorher blankgeputztes Kupferblech, wie es jeder Reagentienkasten enthält, wohl gar noch geschnitten, hineinthun. Es wird sich bald so viel metallisches Kupfer lösen, dass der Salmiakgeist eine kupferröthliche, selbst bräunliche Farbe annimmt, blau wird er nicht. Wird dann der Kork entfernt, so fällt wegen des Entweichens von Ammoniak metallisches Kupfer in Flocken aus der Lösung nieder. Lässt man das Fläschchen längere Zeit offen stehen, so oxydirt sich das Kupfer in der Lösung und die blaue Farbe tritt ein. Auch Kupferoxydul löst sich bei ebensolchem Luftabschluss farblos in Salmiakgeist; die Lösung wird aber bei Luftzutritt durch Oxydbildung blau. Kupferoxyd löst sich sofort blau.

Der Chemiker, wenn er zu einer Kupfersalzlösung Ammoniak

setzt, bildet erst jedesmal durch Zusetzung desselben Kupferoxydhydrat, das sich in überflüssigem Ammoniak mit der charakteristischen blauen Farbe löst.

Hier liegt aber noch ein anderer Grund vor, weshalb die blaue Färbung bei der von der Kupferpraecipitat-Verreibung abfiltrirten Flüssigkeit nicht eintrat, welche doch, wie nachträglich ein Chemiker (S. 80) nachgewiesen, Kupfer enthielt, während sie sehr energisch bei der nicht filtrirten Flüssigkeit mit der sichtbaren Kupferverreibung hervortrat.

Jeder, der anfängt, sich mit der Analyse zu beschäftigen, weiss, dass die Gegenwart organischer Stoffe die chemischen Reactionen beeinträchtigt. Untersucht man auf Metalle und es sind organische Stoffe gleichzeitig zugegen, so sind diese vorher zu zerstören und zwar durch Glühen, wenn die zu untersuchenden Metallsubstanzen nicht flüchtig sind, wodurch sie sich der dann folgenden Untersuchung entziehen würden. Sind sie aber flüchtig, d. h. vermuthet man durch die Vorprobe Arsenik, Antimon, Zink u. s. w., so wird die organische Substanz durch Erwärmen mit chlorsaurem Kali und Salzsäure d. i. durch allmälig sich entwickelndes Chlor oder durch Chlorsäure*) zerstört.

So macht es jeder Chemiker und so machte es auch Daub, der Chemiker einer Kupferhütte, dem, wie B. auch S. 80 seiner Schrift erzählt, Dr. Weber die Flaschen mit der Kupfer- und der Eisen-Lösung aus den homöopathischen Verreibungen der Metalle zur Untersuchung aus der Centralvereinssitzung überbracht hatte.

Wenn Herr Daub aber geäussert, „dass die Löslichkeit von Metallen in Wasser für die Chemie keine vollständig bestrittene Thatsache mehr sei, sondern dass man in zerstreuten Artikeln chemischer Fachschriften schon die Behauptung der Löslichkeit offen ausgesprochen habe“, so ersuchen wir ihn, uns solche Artikel anzugeben. In Fachschriften ist von Löslichkeit des Eisens, des Bleies, des Caliums etc. nur in dem Sinne die Rede, wie wir ihn zu Anfang dieser Zeilen berührt.

Das Metall bildet durch Hinzutritt anderer Elemente eine in Wasser lösliche Verbindung. Wenn ein einziger Fall von Löslichkeit des reinen Metalls in reinem Wasser nachgewiesen würde, so

*) Das Verfahren mit Chlorsäure wurde zuerst von Dr. Paul Jeserich jüngst beschrieben. Rep. d. anal. Chem. II. 370.



würde das einer Umwälzung in den Anschauungen der gesammten Chemie gleichkommen.

Von der Menge der gegenwärtigen organischen Substanz hängt es ab, ob die Reaction mehr oder weniger oder gar nicht eintritt. Es liegt in unserem Falle keine Ausnahme von einer gewöhnlichen chemischen Untersuchung vor, die uns veranlassen müsste, in der homöopathischen Verreibung eine besondere specifisch-homöopathische Veränderung der Materie, ewa einen besonderen Aggregatzustand oder dergl. anzunehmen. Auch ist der homöopathische Milchzucker, der hier die Beeinträchtigung der Reaction bedingt, nicht die einzige derartige Substanz, der Rohrzucker thut es auch, das Gummi, das Dextrin, der Leim etc. etc. ebenso. Auch die Verreibung, das eigentliche Reiben, ist nicht die Schuld; der unverriebene Stoff, wie auch die Lösungen der Kupfersalze verhalten sich in gleicher Weise.

Was die Kupferreaction verhinderte, der Milchzucker, das verhinderte auch die Eisenreaction. Herr Daub zerstörte denselben ebenfalls durch Glühen und erhielt durch zwei bekannte Reagentien die regelrechten Reactionen.

B. hatte in der Freude über seine „Entdeckung" jedenfalls versäumt, vor der Veröffentlichung in der Centralvereinssitzung einen Fachmann zu Rathe zu ziehen. Nun er aber später gesehen, dass die Chemie die vermeintlich nicht zu ermittelnden Stoffe leicht aufgefunden und er sich also geirrt hatte, ist es unglaublich, dass er in seiner Preisschrift dennoch auf seiner Entdeckung beharrte.

Die andere angebliche Entdeckung ist die wichtigste und der eigentliche Kern der Schrift, die, der wirklichen Lösung der Metalle etc. in Wasser und Alkohol.

Wir haben eben erst gesehen, der Chemiker hat Kupfer und hat Eisen in den filtrirten Flüssigkeiten aus homöopathischen Verreibungen wirklich gefunden; wie kamen sie hinein? Wie kam das Kupfer, das Eisen hinein, da die Chemie doch lehrt, dass beide Metalle in trockner Luft, wie es bei der Verreibung mit Milchzucker der Fall ist, sich nicht verändern, also nach dem Wissen der Chemie unlöslich sind in Wasser und Alkohol? Oder sollte das gefundene Kupfer von dem zur Füllung verwandten Kupfervitriol herrühren, das haften blieb, wie solches vorkommen könnte? Oder sollten bei der Verreibung der Metalle mit dem Zucker lösliche Saccharate sich bilden, wie es z. B. ein lösliches Eisensaccharat,

Eisenoxyd enthaltend, giebt, obwohl die Chemie solche nicht kennt? Oder sollten noch andre Möglichkeiten vorliegen, die hier aufzuzählen zu weit führen würde? Es blieb mir nichts übrig, als die Verreibung zu fertigen und weiter zu untersuchen.

Ich verrieb Kupferpraecipitat, von dem ich mich vorher an einer Probe durch Auskochen und Zusatz von Ammoniak zum Filtrat überzeugt, dass keine Blaufärbung eintrat, also kein verunreinigender, haften gebliebener Kupfervitriol darin vorhanden war, zwei Stunden lang. Nachdem ich eine Quantität zur weiteren Prüfung zurückbehalten, verrieb ich abermals unter allmäligem Milchzuckerzusatz zwei Stunden. Von dem auf diese Weise vier Stunden zerriebenen Kupfer bereitete ich eine Lösung von 1:100 in Wasser und eine von 1:100 in Wasser und Alkohol, wie letztere vorschriftsmässig homöopathisch ist; und zwar die erstere in blossem Wasser aus dem Grunde, weil Alkohol von dieser Stärke, mit Luft und lufthaltigem Wasser geschüttelt, gewiss in kleiner Menge in Essig verwandelt werden konnte und dieser grade mit den fein vertheilten, leicht in Säuren löslichen Metallen (Kupfer und Eisen), lösliche Verbindungen eingeht. Ein in der Chemie bewanderter Untersucher hätte deshalb besser Gold oder ein andres edles Metall statt, wie Verf. gethan, Kupfer und Eisen gewählt.

Als ich die Lösung zu filtriren versuchte, lief sie ganz und gar nicht klar durch; mehrfach ineinander gelegtes Filtrirpapier, erneutes Aufgiessen des Durchgelaufenen halfen nicht zur völligen Klarheit.

Wenn ich nun Ammoniak zum nicht vollkommen klaren Filtrat zusetzte, bekam ich dagegen eine klare, nicht blau gefärbte Lösung; also: die feinen Kupfertheilchen, die durchs Filtrum gegangen waren, lösten sich im Ammoniak und dennoch war die von B. erwartete Reaction nicht eingetreten und konnte nicht eintreten, wie weiter vorn besprochen wurde. Stand die Flüssigkeit an der Luft, so begann sie sich blau zu färben, ein wenig Milchzuckerzusatz nahm die Färbung fort. Im verschlossenen bis zum Kork gefüllten Glase trat die Blaufärbung nicht ein. — Alles so, wie sich auch nichthomöopathisch verriebenes Kupfer verhält.

Um das suspendirte von etwa wirklich gelöstem Kupfer, wie es der Verf. als vorhanden behauptet, zu trennen, und darauf kam es eben an, blieb nichts übrig, als die Flüssigkeit absetzen zu lassen.

Wer viel mit filtrirten Flüssigkeiten zu thun hat, weiss, dass alle Tincturen etc., wenn sie nach dem Filtriren noch so klar aus-

sehen, dennoch absetzen — Stoffe, die nicht von nachträglicher Zersetzung herrühren, sondern in Folge Durchlaufens durch die Poren des Filtrirpapiers in das Filtrat gelangten.

Wem ein Durchlaufen durch mehrfach übereinander gefaltetes Filtrirpapier unwahrscheinlich vorkommt, den erinnern wir daran, dass sich selbst ein Forscher wie Toussaint bei seinen Untersuchungen mit Anthraxpilzen zu ganz falschen Schlüssen hatte hinreissen lassen dadurch, dass ihm Pilze durch mehrere Lagen Papier hindurchfiltrirten, wie Pasteur nachwies.

Und dass die verriebenen Metalle zum Theil zu einer viel geringeren Grösse gelangen, als sie diese Schizomyceten besitzen, dass sie zum Theil bis zu selbst bei 1200facher Vergrösserung und bestem Lichte verschwindenden Trübungen zerkleinert werden, hat der Verf. hinreichend gezeigt. Dass Theile dabei selbst bei dieser Vergrösserung unsichtbar klein werden, ist durchaus zu glauben. Oder sollten wir hier plötzlich die Grenze der Zertheilung annehmen, wo nur die optischen Mittel durch ihre Unvollkommenheit uns eine Grenze setzen, da wir doch die immer weiter gehende Zerkleinerung wahrnehmen, soweit diese zufälligen Mittel reichen? Durch Aneinanderlagern der unsichtbaren Theilchen werden sie freilich wieder sichtbar.

Ganz etwas Anderes ist es mit der Behauptung, dass die fein zerriebenen Stoffe, sobald sie anfangen für uns unsichtbar klein zu werden, in Lösung übergegangen seien, überhaupt löslich werden. Zu solcher Schlussfolgerung liegt gar kein Grund vor.

Diese Auffassung vertritt B. in seiner Schrift, führte sie an, als er noch keine eignen Versuche begonnen hatte, wie zu Anfang des Streites gegen Dr. Wesselhöft, und sprach sie nach den Versuchen in seinem Vortrage in der Centralvereinssitzung (Allg. hom. Zeitung Bd. 99, S. 97, hier S. 75) aus: „Körnchen, die wieder einer progressiven Verkleinerung wegen ihrer Kleinheit unsichtbarer Theilchen unterliegen, durch welche hauptsächlich die Löslichkeit bedingt wird.“ Ebenso an andern Stellen.

Wir wissen, dass die Zerkleinerung wohl die Schnelligkeit der Lösung beeinflusst, wo eine solche überhaupt vorhanden ist, dass sie aber die Löslichkeit bedingt bei sonst unlöslichen Körpern, ist eine ganz abnorme Auffassung, für die wir dem Verf. den Beweis zu führen überlassen.

Es muss ebenso die Auffassung verwirrt werden, wenn man die „Härte“ der Körper in Gegensatz zur Löslichkeit setzt (Vergl.

den Titel der Wesselhöft'schen und der Buchmann'schen Schrift.) Das passende Lösungsmittel löst Körper von grosser Härte, das unpassende löst nicht die weichsten, löst flüssige nicht.

B. ging so weit (S. 5 und S. 18) einen wahrgenommenen Geruch beim Reiben für einen Beweis der Löslichkeit in Wasser anzunehmen, obgleich er im ersteren Falle nicht gasförmigen Kohlenstoff, sondern brenzliche Stoffe aus der Kohle, im zweiten nicht gasförmiges Gold, sondern den Geruch vom organischen Putzzeug oder schweissigen Fingern etc. vor sich hatte.

Wie sehr Schlüsse aus einem wahrgenommenen Geruch irre führen können, hier ein Beispiel: Ein Beobachter hatte gefunden: Phosphorstangen, zu halber Höhe mit Wasser übergossen, verbreiten einen eigenthümlichen Geruch — Phosphorgeruch. Denselben Geruch nahm man zuweilen nach Gewitterschlägen wahr. Hier lag ein Wunder vor: — Electricität von solcher Stärke war wohl gar im Stande, Elemente umzubilden, Phosphor in der Luft zu erzeugen, wo keiner vorhanden war! — In Wahrheit ist der sogenannte Phosphorgeruch Ozongeruch und der Geruch nach Gewitterschlägen auch Ozongeruch und es war wieder kein Wunder!

Und hätte der Verf. es wirklich mit den gasförmigen Stoffen zu thun gehabt, giebt es denn nicht in Wasser unlösliche Gase? Hier liegen zwei willkürliche Annahmen zugleich vor, um nur Löslichkeitsbeweise herbeizubringen. Und doch giebt B. im Centralverein (Bd. 69, S. 74) zu, dass die Löslichkeit zur Wirksamkeit nicht nothwendig sei.

So fein zertheilter Stoff, wie er aus andauernden Verreibungen hervorgeht, kann sehr wohl eine wesentlich energischere Wirkung auf den Körper üben, als der grobe, wenn man nur z. B. bedenkt, dass er so gut durch die inneren Häute des Körpers direct in die Blutbahn gelangen kann, wie es nachweislich gewisse Schizomyceten thun. Würden durch physiologische Versuche mikroskopische Goldtheilchen im Blute von Versuchsthieren nach dem Eingeben von Goldverreibungen nachgewiesen, so würden diese Ergebnisse interessant sein, aber sie würden für die Erklärung der Wirkung namentlich von Hochpotenzen ebenso wenig Anhalt geben, als es selbst die nachgewiesene Löslichkeit könnte.

Doch gehen wir zurück zu unserer Kupferflüssigkeit, die absetzen sollte. Ich hatte sie, um die Luft abzuhalten, in eine ganz davon gefüllte verstopfte Flasche gefüllt, andernfalls hätte sich ja wohl vermittelst des Alkohols etwas gelöstes essigsaures Kupfer

bilden können, das dann der Chemiker gefunden hätte, wenn auch kein metallisches Kupfer in Lösung war.

Nach 4 Tagen hatte sich Viel abgesetzt, auch an den Wänden des Glases, so dass man nicht sehen konnte, ob die Flüssigkeit klar sei. Abgiessen konnte ich nicht ohne die Flüssigkeit zu bewegen und aufzurühren, so hob ich denn Probemengen mittelst eines sogen. Tropfglases ab, die ganz klar aussahen in der Abdampfschale und die ich abzudampfen mich anschickte. Bald aber zeigten sich schlammartig Kupfertheile am Boden. Die Flüssigkeit musste also länger absetzen.

Nach 8, nach 14, nach 20 Tagen, nach 40 und mehr versuchte ich wieder, bis endlich gar kein Kupfer sich mehr absetzte und auch nach Eindampfen und Glühen durch chemische Reagentien keines mehr gefunden wurde.

Wie lange oft fein zertheilte suspendirte Stoffe absetzen müssen, werden wir weiter unten an einem Beispiel ersehen und auch wie lange sie B. hatte absetzen lassen.

Wie mit der Kupferverreibung machte ich es mit Eisen und mit Gold, hatte aber das gleiche Resultat: wenn sich die von dem anhaltenden Reiben äusserst zerkleinerten Theile abgesetzt hatten, war nichts Metallisches in den Flüssigkeiten nach dem Eindampfen und Glühen des Milchzuckerrückstandes zu finden.

Auf diese Weise, wenn er nicht gehörig absetzen lässt, musste es B. möglich sein, Alles zu lösen, was es auch sei, Metalle, Kohle etc. Sie alle wurden wiedergefunden, wie sie verrieben waren. Den Diamant in Wasser zu lösen, hätte den Verf. nicht geschreckt, wenn er Mittel hatte, ihn so fein zu zerreiben. Oder glaubt der Verf. seine „Lösungen“ anders entstanden, so wollen wir ihm Recht geben, wenn er die Lösung statt aus der Goldverreibung, wo er das Gold in Menge und „ohne Mikroskop sichtbar“ (S. 77) ausscheidet, dasselbe auch nur in kleinster Menge aus seiner Lösung von den Goldkronen (S. 82), sei es durch die Chemie, die Physik (Spektralanalyse oder das Mikroskop) nachweist. Aber er wird beim gehörigen Absetzenlassen der von ihm „gelösten“ Verreibungen selbst finden, dass er sich geirrt.

Wir werden alsbald noch ein anderes Mittel kennen lernen, suspendirte Stoffe von etwa gelösten schneller zu trennen.

Dies die Entdeckungen des Dr. B., soweit sie im Centralverein zur Sprache und ausser in unserer Schrift auch in der Allg. hom. Zeitung zum Abdruck kamen.

Nun die zur Bekräftigung des Behaupteten nachträglich in die Preisschrift aufgenommenen Beweise:

Seine Schrift bringt auf S. 79 als Beweis der Erkennung der aus filtrirten homöopathischen Lösungen ausgeschiedenen Stoffe die Mittheilung, dass in Verfolg der in der Centralvereins-Sitzung getroffenen Verabredung Herr Apotheker Otte, dem Verf. drei Gläschen mit drei dem Letzteren unbekannten homöopathischen „Lösungen“ zugeschickt, von denen er die mit Silicea und Carbo vegetab. richtig erkannt, die mit Aurum aber für Cupr. gehalten habe, für welchen letzteren Umstand er Entschuldigungsgründe anführt.

Wir wollen die Verkennung von Aurum durchaus nicht als Gegenbeweis benutzen. Wenn nicht durch das Mikroskop allein, so wären Aurum und Cupr. auf chemischem Wege unter dem Mikroskop leicht zu unterscheiden gewesen. Ein Tröpfchen Salpetersäure hätte das fein zerriebene, durch das Filtrum gelaufene Kupfer gelöst, das Gold nicht.

B. entdeckte zwar die Ohnmacht der Chemie homöopathischen Verdünnungen gegenüber, früher hat sich indessen die Homöopathie dafür interessirt, zu erfahren, bis zu welcher Höhe der Verdünnung die Chemie die Stoffe nachzuweisen im Stande sei.

Der Verf. versichert, dass Herr Otte die Lösungen achtmal filtrirt habe. Es kommt aber vielmehr darauf an, wie wir aus Vorgehendem gesehen haben, wie viele Stunden er die Stoffe zerrieben, und wie lange, dieser Zerstäubung entsprechend, er sie hatte absetzen lassen. Ich hatte nach vierstündigem kräftigem Reiben, darauf nach viermaligem Filtriren noch kaum eine Besserung in der Klärung erreicht, trotz besten Filtrirpapiers, und gab dann das Filtriren gänzlich auf.

Auf S. 50—54 ist als „Nachtrag“ die Untersuchung eines mittelst Phosphors gefällten Aurum praecipit. aufgenommen. Gold wird aus sehr verdünnter Lösung (1 Gran in 1 Pinte Wasser d. i. 1:8500) durch Mischen mit einer dünnen Phosphorlösung (1:960 Aether) niedergeschlagen. Die purpurrothe Mischung ist die sogen. Faraday'sche Flüssigkeit.

Niederschläge sind stets um so feiner, je verdünnter die Lösungen waren, aus denen sie fielen und sie erfordern, je feiner, desto längere Zeit zum Absetzen. Der Chemiker hilft sich bei seinen Arbeiten in den meisten Fällen dadurch, dass er die Niederschläge im Kochen fällt; dann fallen sie dichter und lassen sich leicht filtriren.

Herr Apotheker Witte in Cleveland, der Verfertiger des in Amerika wohl statt des gewöhnlich mittelst Eisenvitriols gefällten Goldes gebrauchten Präparates, giebt die Vorschrift und berichtet darin u. A. in „The Hom. Times“ von 1880 und B. giebt die Worte S. 50 wieder: „Das Gold wird so fein reducirt, dass es Monate lang schweben bleibt und durch Filtrirpapier geht.“ Nun, in diesen Worten, die der Verf. bei Herausgabe seiner Schrift niederschrieb, hätte er ahnen können, dass und auf welchem Irrthum seine zwei Jahre früher gemachte Entdeckung von der Löslichkeit der sonst unlöslichen Stoffe beruhe. Er erfuhr, wenn er es nicht wusste, dass Stoffe ungelöst Monate lang (Herr Witte sagt 4 Monate), suspendirt bleiben können und dass sie, so fein, durch Filtrirpapier gehen. Wäre die Goldlösung noch verdünnter gewesen, so wäre das Goldpräcipitat noch feiner ausgefallen, und hätte noch längere Zeit als vier Monate zum Ausfallen gebraucht.

Als B. seine „Entdeckungen“ im Centralverein vortrug, war er sicher noch befangen von der Ueberraschung. Aber nach einem Jahre musste er durch die Ermittelung des Chemikers erfahren, dass seine Entdeckung von der Unzulänglichkeit der Reagentien gegenüber homöopathischer Verreibungen ein Irrthum sei und er blieb dennoch bei seiner Behauptung.

Beim Niederschreiben obigen Satzes musste er sich fragen, ob nicht in seinen sogen. Lösungen auch nur suspendirte Stoffe vorlägen. In der Faraday'schen Flüssigkeit resp. im Bodensatz derselben sind die Theilchen nicht kleiner als $^1/_{4000}$ mm. (S. 51) gefunden worden. B. fand siè in seinen Verreibungen bis zu $^1/_{5000}$ mm. bis zu unmessbaren Trübungen und nimmt noch unsichtbar kleine Theilchen an. Wie lange hätten diese viel feineren Theilchen absetzen müssen? Und wie lange hatten sie abgesetzt aus der doch dickeren milchzuckerhaltigen Flüssigkeit? Am 12. Juli hatte der Verf. die Silicea-Untersuchungen beendet und bei diesen am 11. den Weg gefunden, lösliche Präparate herzustellen. Am 10. Aug. lagen die Lösungen fertig vor. In einem späteren Aufsatze (Allg. hom. Zeitung Bd. 104 S. 138) erfahren wir gar, dass B. sich mit einigen Tagen begnügt hatte.

Musste er nicht Versuche machen, indem er die Lösungen der Verreibungen wenigstens vier Monate lang sich absetzen liess? Hätte er es gethan, so wäre er zu den Resultaten gelangt, zu denen wir weiter vorn gelangt sind, dass die Stoffe, die sich in seinen sogen. Lösungen durch das Mikroskop wie durch die Chemie fanden,

nur suspendirte waren, die sich bei gehöriger Ruhe sämmtlich absetzten.

B. lässt Herrn Apotheker Witte (S. 50) fortfahren und giebt nun ein sehr gutes Mittel an, Niederschläge schnell abzuschneiden, indem dieser das voluminöse Thonerdehydrat innerhalb der Flüssigkeit durch Amoniak fällt, welches das suspendirte Gold mit niederreisst. Als Thonerdesalz nahm Herr Witte Aluminchlorid, hätte aber auch das schwefelsaure oder das schwefelsaure Doppelsalz, Alaun, wählen können.

Salzsäure löste dann Thonerdehydrat leicht und liess das Gold zurück. Leider war in der amer. Zeitung statt Alumin-, Albuminchlorid gedruckt und so druckt es auch B. an zwei Stellen ab und setzt in Anmerkung hinzu, dass ihm Albuminchlorid unbekannt sei!

Er kennt also den Zweck des Thonerdesalzes, dessen Anwendung zu gleichen Zwecken in der Technik nicht neu ist, nicht und das ist schade! Er hätte seine Verreibungen, soweit sich die Stoffe durch das Salz und Amoniak nicht verändern, dann nicht so lange brauchen absetzen zu lassen, um dennoch sich von seinem Irrthum überzeugen zu können. Er hätte durch dieses Hilfsmittel auch sehen können, dass wirklich gelöste Stoffe derart, wenn sie vorhanden sind, durch die frisch gefällte Thonerde unverändert in Lösung bleiben. Kurz, er hätte darin ein Trennungsmittel von gelösten und suspendirten Stoffen gehabt.

Dass die Faraday'sche Flüssigkeit das Gold nur suspendirt und nicht in Lösung enthalte, konnte der Verf. leicht daraus schliessen, dass sie beim Filtriren nicht mit gleicher Farbe durchgeht, sondern das Filtrat statt purpurroth blasser und amethystfarbig erscheint, weil immerhin einige gröbere Theile zurückbleiben. Dem Chemiker ist diese Farbe des fein suspendirten Goldes nicht neu; auch der sogen. Goldpurpur, welcher beim Mischen einer Goldlösung mit einer Zinnchlorürlösung entsteht, hat in der Flüssigkeit die gleiche Farbe. Auch er geht durch Filtrirpapier ebenso mit blasserer, amethystartiger Farbe. Wenn er sich abgesetzt hat, ist die Flüssigkeit farblos und goldfrei. (Er ist aber nicht reines Gold, sondern enthält Zinnsäure beigemischt.)

Der homöopathische Arzt, wenn er etwa zu einer Goldlösung Alkohol setzt, erhält mit der Zeit ebenfalls reducirtes Gold in der Flüssigkeit, die dann die amethystartige Farbe bis zum Absetzen zeigt und Jahrelang das fein vertheilte Gold in Suspension enthält.

Nicht nur Gold, sondern viele metallische Niederschläge, ehe

sie sich erst in geraumer Zeit abgesetzt haben, lassen die Flüssigkeiten, in denen sie suspendirt sind, unserm Auge klar durchsichtig erscheinen.

Aber statt dass B. die Winke des Herrn Witte zur Prüfung seiner sog. Lösungen benutzte, sucht er (S. 53) nach neuen Gründen für die Löslichkeit aus den Resultaten der mikroskopischen Untersuchungen des Prof. Smith in Cleveland herzuleiten, der vielmehr zu dem Schluss gekommen war, (S. 51) „dass durch seine Untersuchungen die Frage der Löslichkeit der Goldverreibungen noch nicht entschieden sei".

Der Verf sagt ad 1: „Wären diese (unmessbar kleinen Theilchen) schon vor dem Verreiben im Präparat gewesen, sie wären mittelst Wasser und Alkohol entfernt worden". — Die Löslichkeit in Wasser und Alkohol soll doch aber erst bewiesen werden.

ad 2: „Man ist berechtigt, die färbenden Theilchen im Zustande der Lösung anzunehmen, da die Flüssigkeit in daumstarker Flasche durchsichtig erscheint und mit den vorzüglichsten optischen Instrumenten keine Theilchen zu entdecken sind". — Diesen Grund konnte gerade B. am wenigsten als Beweis anführen, da er ja selbst sichtbare Metalltheile für durchsichtig erklärt.

ad 3: „Die Theilchen, wenn ungelöst, würden, mit Wasser geschüttelt, eine getrübte Flüssigkeit ergeben." — Wenn dies sich hier anders ergiebt, so zeigt es nur, dass der Verf. sich einer irrigen Vorstellung über die Sichtbarkeit kleinster Körper hingegeben hat.

ad 4: „Dass die amethystfarbige Flüssigkeit sich nach mehreren Monaten wieder entfärbt, ist nur ein Zeichen, dass das Wasser bei längerer Ruhe eine so stark gesättigte Lösung nicht aufrecht erhalten kann."

Hier erklärt der Verf. alle constanten Lösungsverhältnisse, alle Löslichkeitstabellen, (auch Hahnemann stellte solche auf) für null und nichtig. Ist er sich dessen wohl bewusst? Bis jetzt weiss man: gesättigte Lösungen, welche nicht der Zersetzung unterworfen sind, werden unbegrenzte Jahre in gleicher Concentration erhalten. Wenn der Verf. es anders fand, oder, um die Löslichkeit zu beweisen, es nöthig hielt, anders anzunehmen, so stellt er damit eine neue Entdeckung auf, um die alte zu retten. Bis jetzt ist diese Entdeckung ohne Beispiel.

„Von der 6. Dec. Verreibung aus wird es erst möglich, die Lösung aufrecht zu erhalten, wo dann auch kein Niederschlag mehr

erfolgt.“ — Vielmehr ist hier die Stoffmenge so verschwindend gering geworden, dass sie sich der flüchtigen Beobachtung entzieht. Bei dauernder Beobachtung wird auch der Verf. das Gold abgesetzt finden.

ad 5 (S. 54). „Durch Zusatz einer concentrirten Kochsalzlösung zu der amethystfarbigen Flüssigkeit wird die Entfärbung beschleunigt, . . . weil das Kochsalz dem Golde das zur Aufrechterhaltung der Lösung nöthige Wasser entzieht, ebenso wie das Kochsalz die Seife aus ihrer Lösung ausscheidet.“

Wie viel Irrthümer sind hier dem Verf. begegnet!

Gesättigte Lösungen entziehen einander das Wasser nicht, jede hat hinreichend Flüssigkeit, um den Stoff gelöst zu halten. Im Gegentheil, vermöge der Durchdringung können wir nach dem Mischen gesättigter Flüssigkeiten neue Mengen desselben zur Lösung bringen. Hätte der Verf sogar trockene Salze, wie man sie zur Entziehung von Wasser anwendet, z. B. Chlorcalcium, kohlensaures Kali, essigsaures Kali, versucht, so hätte er selbst dann noch gefunden, dass sie sich mit Begierde lösen, das Wasser an sich reissen, ohne deshalb das (suspendirte) Gold schneller zum Absetzen zu bringen. Concentrirte Kochsalzlösung hat gar keinen Einfluss, es sei denn, dass sie heiss gesättigt war, wo dann die Hitze das Zusammenballen der Goldtheilchen und damit das schnellere Niedersinken bewirkt, wie es blosses Erhitzen auch thut und wie es die Apotheker Böricke und Tafel anwenden zum Zwecke der schnelleren Ausscheidung.

Die von dem Verf. in Parallele gestellte Ausscheidung der Seife durch Kochsalz geschieht nicht durch Wasserentziehung, sondern weil Seife in Lösungen von Alkalisalzen, die mineralische Säuren enthalten, nicht löslich ist. Seife scheidet sich durch stark wasserentziehende Salze, essigsaures, kohlensaures Kali, wenn sie selbst trocken zugesetzt werden, nicht aus.

ad 7: „Das Witte'sche Präcipitat ist wichtig darin, dass bei der Verreibung nachweislich so feine, unmessbar kleine Theilchen abgerieben werden, dass sofort Lösung in Wasser und Alkohol erfolgt.“ Den Beweis der „Lösung“ der Verreibung suchten wir eben vergebens; auch aus der Lösung der Verreibung reisst die voluminöse Thonerde beim Fallen das suspendirte Gold mit nieder.

Nach diesem verzweifelten Suchen nach Löslichkeitsbeweisen bringt der Verf. (S. 54) eine Reihe von Anmerkungen, in denen er

folgert, dass das Witte'sche Präcipitat kein reines Gold sei, überlässt aber die Frage einem competenteren Chemiker. Wir würden zu längeren chemischen Auseinandersetzungen hier keine Leser finden. Das durch Phosphor gefällte Gold ist rein, wenn die gleichzeitig entstandenen Säuren des Phosphors und die Salzsäure gehörig ausgewaschen sind, wie sich das von selbst versteht. Der Verf. verweist u. A. auf das verschiedene Aussehen und die verschiedene Form des Witte'schen, durch Thonerdehydrat, und des durch einfaches Kochen der Faraday'schen Flüssigkeit hergestellten Böricke'schen Präcipitates und sagt: „Wenn durch die Erhitzung nicht eine Reduction aus einer chemischen Verbindung erfolgte, so könnten die Körnchen bei der Siedhitze des Wassers nicht zusammenschmelzen."

Also ein Schmelzen des Goldes unter Wasser nimmt der Verf. hier ohne Weiteres an, während dem Chemiker, der den Schmelzpunkt des Goldes bei über 1000° kennt, beim Lesen geradezu die Haare zu Berge stehen.

Alle im Kochen gefällten Niederschläge haben ein dichteres Gefüge, auch die unschmelzbaren. Will der Verf. hier bei allen ein Schmelzen unter Wasser annehmen, so hätte er abermals eine „Entdeckung" ohne Gleichen gemacht.

Die „Entdeckungen" häufen sich in dieser Schrift so sehr, dass wir bei dieser Gelegenheit eine Thatsache einzufügen nicht unterdrücken können, die sich auf eine andere „Entdeckung" des Verf. in der Schrift bezieht, nämlich: die Thatsache, dass auf den Lyoner Tressen die Goldschicht $\frac{1}{500\,000}$ mm. Dicke beträgt, ohne dass man das darunter liegende Metall durchsehen kann. Das Gold ist also hundert Mal dünner, als B.'s „durchsichtige" Goldtheilchen, und dennoch kann man nicht durchsehen! Auf welcher Seite liegt der Irrthum?

S. 55—75 erwidert der Verf. auf die Einwürfe des Prof. Wesselhöft in No. 9—15 Bd. 101 der Allg. homöopath. Zeitung gegen des Verfassers Untersuchungen in dieser Zeitung (Bd. 99, No. 1—12).

Die im Centralverein vorgetragenen Entdeckungen waren also nicht einbegriffen in den Einwürfen, die sich vielmehr auf die mikroskopischen Untersuchungen bezogen.

B. zeigt W.'s irrige Behauptungen über die Grenze der Zertheilung durch Verreiben. Wir halten uns nur an die Ausführungen des Verf., soweit sie die Löslichkeit der Stoffe angehen.

S. 59 giebt er zu „er habe die Molecularbewegung nicht

als ausreichenden Beweis für die Löslichkeit hinstellen wollen." Das ist uns lieb zu hören. Dann war es wohl etwas voreilig, sogar ein Gesetz über dieselbe aufzustellen (S. 43); wir müssten sonst auch bemerken, dass manche Beobachtungen ganz gegen diesen Beweis sprechen.

S. 68 in der Anmerkung sagt der Verf.: „dass selbst unverriebene Molecüle Stofftheile ablösen, geht schon daraus hervor, dass sie auf Geruch, Geschmack und wie neuerdings auch von den Pathologen eingeräumt wird, bei Contact mit der äusseren Haut durch diese hindurch auf die sensibelen Nerven einwirken."

Hier zeigt sich deutlich, wie nach des Verf. Meinung (und derjenigen der Pathologen) eine Wirkung nicht denkbar ist ohne Ablösung, ohne Lösung von Stoffen. Es handelte sich aber um einen positiven Nachweis der Löslichkeit, wie ihn die Schrift verheisst, denn seine Meinung und diejenige der Pathologen könnte den Verfasser täuschen. Er wollte die Wirksamkeit aus der Löslichkeit, zunächst diese selbst erweisen; nun beweist er die Löslichkeit aus der Wirksamkeit, obgleich er selbst im Centralverein zugegeben hat, dass die Löslichkeit zur Wirksamkeit nicht nothwendig sei. Die ganze Besprechung der beregten chemischen und physikalischen Fragen in homöopathischen Kreisen hat doch nur den Zweck, um zur Beantwortung der Frage der Wirkungsart zu kommen.

Der Verf. fährt S. 68 Anm. fort: „Ich habe an andrer Stelle den Beweis geliefert, dass dies (Einwirken) sogar duch Emanation von Molecülen par distance geschieht... Das sind lauter Thatsachen, durch welche die Anwälte der Wissenschaft auf die Löslichkeit der Metalle und die Wirksamkeit der Infinitesimalgaben hingeführt werden müssten, wenn sie richtig gewürdigt würden."

Hier ist der Ideenzusammenhang nicht zu verstehen. Solange es Anwälte der Wissenschaft giebt, kennen sie auch die Löslichkeit vieler Arzneimittel, des Arseniks und andrer Gifte, sind aber nicht auf Infinitesimalgaben hingeführt worden. Im Gegentheil, sie folgern: je mehr Gift, desto mehr Wirkung. Und warum soll gerade die Löslichkeit der Metalle in Wasser „denn in Säuren ist sie ja bekannt, für die Infinitesimalgaben sprechen? Hat der Verf. gerade darum die Löslichkeit der Metalle in Wasser finden zu müssen geglaubt, weil er die Wirksamkeit der Inifinitesimalgaben

sah? Und glaubt der Verf. durch seine Beweise der Löslichkeit die Infinitesimalgaben oder die Homöopathie zu stützen?

Wir müssen wohl nach der „andern Stelle" uns umsehen, um den Beweis der Emanation par distance richtig zu würdigen.

In seinem Aufsatze über „Hochpotenzen als strahlende Materie" (Bd. 100, No. 11) verweist der Verf. auf seine vor 16 Jahren gemachte Beobachtung (im Bd. 15 der hom. Vierteljahresschrift von 1864 und wir können hinzufügen auch in der Allg. hom. Zeitung von 1864, Bd. 69, No. 1) über die Wirkung des Quecksilbers durch das Glas hindurch auf den Körper: das verstopfte Glas mit Quecksilber, in der Hand gehalten, erzeugte Symptome dieses Metalles. Nach des Verfassers Meinung konnte die Wirkung nur durch Ablösung des Quecksilbers und Gelangen der Stofftheile durch das Glas hindurch geschehen, er nahm hierbei das Quecksilber in einem neuen, noch unbekannten Aggregatzustande, dem „emanirten", an.

Im obigen Aufsatze von 1880 (S. 82) citirt der Verf. Stellen des Aufsatzes von 1864, wie: „Zunächst ist das Räthsel der Heilwirkung der hohen homöopathischen Verdünnungen gelöst" und „durch obigen Versuch wird die Physik durch eine Entdeckung einer bisher unbekannten Eigenschaft der Materie bereichert". Also wie jetzt in der Chemie, hatte der Verf. schon damals in der Physik eine so ausserordentliche Entdeckung gemacht!

Im Aufsatze von 1880 findet er (S. 90) „seine vor 16 Jahren angenommenen besonderen physikalischen Eigenschaften der Materie im emanirten Zustande durch einen berühmten Physiker (Crookes) bestätigt." S. 91: „Das Quecksilber gelangt in den gasförmigen Zustand bei 360—370°, in den „strahlenden" bei gewöhnlicher Temperatur." „Die Kohle gelangt in diesen Zustand erst bei der 3. Verreibung."*) S. 98: „Das Wunder der Heilwirkung unserer Hochpotenzen, weil keine Materie in den drei bekannten Aggregatzuständen darin enthalten sein kann."

Zunächst ist das Factum der physiologischen Wirkung des Quecksilbers mit seinen Symptomen durch das Glas hindurch, wie der Verf. selbst S. 90 angiebt, nicht durch Wiederholung des Experimentes

*) Wir verweisen auf das bei dem Beweise der Löslichkeit der Kohle Gesagte. Damals war sie nur in den gasförmigen Zustand übergegangen, jetzt auch ohne Weiteres in den „strahlenden".



von Anderen bestätigt worden in 16 Jahren. Dann ist gar nicht ausgemacht (vielmehr gerade zu beweisen, was der Verf. aber, wie oben, als selbstverständlich ansieht), dass hier Quecksilber in irgend einer Form durch das Glas hindurch gehen müsse. Um dies möglich erscheinen zu lassen, nimmt er ohne Weiteres einen neuen bisher unbekannten Aggregatzustand desselben an, nimmt ferner an, dass dieser mit dem „strahlenden", den Crookes 16 Jahre später entdeckt, übereinstimme, dass ferner Hochpotenzen sich in einem besonderen Aggregatzustande befinden, der mit dem „strahlenden" und dem „emanirten" der nämliche sei.

Nachweisen lässt sich aber, dass der hypothetisch angenommene Zustand des „emanirten" Quecksilbers und der gleichfalls hypothetische der Hochpotenzen gewiss nicht der Zustand der „strahlenden Materie" sein könne.

Die leitende Idee des Verfassers über Aggregatzustände finden wir wohl in einem Satze auf S. 81 der Preisschrift ausgesprochen: „so ist man zu der Annahme gezwungen, dass die Stofftheile in diesen Lösungen sich in solchem Aggregatzustande befinden, d. h. so weit auseinander gerückt sind," etc. Der Verf. sieht also in der Entfernung der Stofftheile von einander den alleinigen Unterschied der Aggregatzustände und das ist wiederum ein Irrthum, der hier um so schwerer wiegt, wo so ungeheure Folgerungen darauf gebaut sind.

Wir können Gase, z. B. Kohlensäure durch Druck über das Volumen der flüssigen Kohlensäure hinaus zusammendrücken, also die Stofftheile der gasförmigen Kohlensäure sich näher bringen als sie es in der flüssigen Kohlensäure sind, ohne dass die letztere darum gebildet würde, wenn nicht auch eine gewisse Wärme (Kälte) gleichzeitig wirkt. Wenn die Wärme resp. Kälte nur stoffannähernd resp. stoffentfernend wirkte, könnte es keine latente Wärme geben. Welche Rolle sie spielt, wissen wir nicht.

Ferner weiss Jeder, dass Wasser von 4° am dichtesten ist und doch ist es nicht fest. Das feste Wasser, Eis, enthält die Stofftheile entfernter von einander, als in diesem Wasser; Eis nimmt ein grösseres Volumen ein, ist specifisch leichter, schwimmt auf demselben.

Aber gar anzunehmen, durch das Verreiben fester Körper würden die kleinsten Stofftheile, die hypothetischen sogen. Atome, soweit auseinandergerückt, als man sie sich in der Flüssigkeit vorstellt und gleichsam durch Milchzucker deplacirt, das ist denn doch

eine gar zu mechanische Vorstellung, die, wie wir gesehen haben, durch kein Beispiel gerechtfertigt ist.

Der Verf. wurde in der Annahme eines besonderen Aggregatzustandes bei den homöopathischen Verreibungen vielleicht bestärkt durch die Meinung von der Löslichkeit sonst unlöslicher Körper und der Impotenz der chemischen Reagentien diesen gegenüber. Aber beide „Entdeckungen", die zu dieser Meinung führen konnten, waren irrthümlich.

Auch bei dem Verdünnungszustande der „strahlenden Materie" wirken die chemischen Kräfte fort. Crookes verdünnte nach dem Auspumpen mittelst der Luftpumpe noch weiter, indem er Kohlensäure durch Kali, Sauerstoff durch Kohle und dann Kali absorbirte etc. Wie konnte B. nun den „strahlenden Zustand" mit dem der Hochpotenzen vergleichen, da er doch schon in niederen Verdünnungen das Aufhören der chemischen Affinität annahm? Und ist das Verhalten zu chemischen Reagentien überhaupt ein Unterscheidungszeichen der physikalischen Zustände der Materie?

Was an der „strahlenden Materie" objective Thatsache ist, das ist, dass Gase bei einem sehr verminderten Atmosphärendruck (von 1 milliontel Druck an und von der 20 milliontel ist der niedrigste, der Crookes gelang,) die bekannten Eigenschaften besitzen. Ob die leuchtenden kleinen Stofftheile jene Atome sind, die die Hypothese als chemisch und mechanisch nicht weiter theilbar annimmt, das ist eine andere Frage. Jedenfalls wäre der Standpunkt ein befangener, überall da die Grenze der Schöpfung, sowohl in der Grösse als in der Kleinheit anzunehmen, wo Teleskop, Mikroskop etc. Nichts mehr unseren Augen zeigen. Frühere Jahrhunderte hätten mit demselben Recht, wie wir, die leuchtenden Punkte der „strahlenden Materie", die scheinbar kleinen leuchtenden Sonnen im Weltraum für jene untheilbaren Atome halten können.

Sobald der minimale Druck auf die Gase aufhört, hören auch alle besonderen Erscheinungen auf. Wo ist nun die Aehnlichkeit mit Hochpotenzen und gar mit Quecksilber im „emanirten" Zustande, der noch gar nicht nachgewiesen ist. Und wäre die Beobachtung der Erzeugung der Quecksilbersymptome bei sensibeln Personen durch das Glas hindurch bestätigt und wäre dann ein besonderer Aggregatzustand des Stoffes (Quecksilbers) als Ursache nachgewiesen, so wäre er gewiss nicht der „strahlende", der nur bei jenem minimalen Drucke bestehen kann. — Hatte der Centralverein die Absicht, solche Hypothesen preiszukrönen? —

Wir möchten v. Villers' Worte hier in Erinnerung bringen (Allg. hom. Zeitung Bd. 101, S. 78): „Man ist zu schnell bei der Hand gewesen, jene Entdeckung (v. Crookes) zu Gunsten einer naturgesetzlichen Erklärung des Kunst-Heil-Prozesses auszubeuten. Die Crookes'sche Entdeckung ist nicht minder erklärungsbedürftig . . . Wer Alles erklären will, wird Nichts erklären. Die Homöopathie kann warten". — Oh, hätte B. gewartet und nicht die Homöopathie Deutschlands für seine Irrthümer verantwortlich gemacht! —

Die Wirkung des Quecksilbers durch das Glas hindurch hat ein sehr bekannter Forscher, der Freih. v. Reichenbach bei seinen „Sensitiven" (nicht „Sensibeln") beobachtet (vergl. seine odisch-magnetischen Briefe 1852). Auch er spricht von „Emanation".

Wir lesen bei Reichenbach S. 127: „Das Quecksilber ist eins von jenen Metallen, die am meisten lauwidrig auf sensitive Menschen reagiren: Ein solcher empfindet es als ob ein lauer ekler Hauch ihn anginge, . . . es ergreift ihn Magenweh, Uebelkeit, Kopfschmerz, selbst Erbrechen". Und S. 122: Schwefel, Jod, Kohle, Graphit etc. (also ebenso flüchtige, wie nichtflüchtige Körper) auf ein Brettchen gelegt, offen oder in Gläsern eingeschmolzen und die hohle Hand darüber gehalten, afficirten kühl oder lau, angenehm oder widrig. Und S. 94: „Körper, wie Quecksilber mit seinem äusserst schwachen Verdunstungsvermögen, treiben durch die Flaschenöffnung einen leuchtenden Rauch aus". — Die Arzneisymptome beobachtete er nicht. —

Wenn B. diese Stellen gelesen, und gewiss hat er Reichenbach gelesen, so musste er bei seiner oft ausgesprochenen Meinung von der Nothwendigkeit eines Stoffes bei der Einwirkung in dieser seiner Meinung von der Stoffnatur seines „emanirten" Quecksilbers noch bestärkt werden. Nicht so Reichenbach, welcher bekanntlich ein neues Dynamid, das er Od nannte, als Ursache annahm und mit den andern Dynamiden in Parallele stellte. Seine Sensitiven nahmen das Od als Licht wahr beim Lösen von Salzen (S. 92), bei der chemischen Zerlegung, bei der Verdunstung, bei Hervorbringung des Schalles, der Wärme, der Electricität, beim Lebensprozess. — Metalle entwickeln Odlicht (S. 119) und der Lösungsprozess entwickelt Odlicht, so waren wohl gar die Metalle in der Lösung begriffen? — Reichenbach sah im Od ein Dynamid, das sich durch Contact übertragen liess und das eine dynamische Umstimmung hervorrief (S. 140).

Steht diese Erklärung der Einwirkung nicht der Hahnemann's näher, als die moleculare von B., der Hahnemann zum Erfinder seiner „Molecular-Therapie“ stempeln will (Allg. hom. Ztg. Bd. 98, S. 68)? Nichts kann begriffverwirrender sein, als die Bedeutung in der B. das Wort Molecüle braucht, bald für die hypothetisch kleinsten, fast unendlich kleinsten Theile, bald für die relativ ungeheuren Blöcke, die er unter dem Mikroskop sieht Und da meint er (S. 82), die Heilungen mit Hochpotenzen würden von den Anwälten der Wissenschaft angezweifelt, „weil sich die chemische Hypothese über die Grösse der Molecüle nicht damit zu vertragen scheint.“

Solche relativ ungeheuren Blöcke, die freilich noch in Menge durch die Poren des Filtrirpapiers gehen, hat noch kein Naturforscher Molecüle genannt, auch nicht physikalische, im Gegensatz zu chemischen. Die Naturforschung spricht nur von chemisch und mechanisch untheilbaren kleinsten hypothetischen Stoffen.

Fortfahrend in der Erwiderung gegen Prof. W. behauptet B. auf S. 72 die Löslichkeit des Glases. Hierin liegt insofern ein Irrthum, als Glas kein bestimmter chemischer Körper ist und es lösliche und unlösliche Glasarten geben kann. Jedes Land, jede Fabrik fertigt für die allgemeine Anwendung oder für specielle technische und wissenschaftliche Zwecke verschiedene Arten. Gläser sind kieselsaure Metallverbindungen; das kieselsaure Kali und Natron sind in Wasser löslich, die Verbindungen mit den übrigen Metallen sind in Wasser unlöslich. Da das gewöhnliche Glas aus einem Gemenge von Silicaten besteht, meist neben Kali und Natron noch Kalk und wohl auch kleine Mengen färbender Metalle enthaltend, so hängt die Menge der löslichen Theile von der Menge von Kali- und Natronsilicat darin ab. Die Löslichkeit ist an und für sich nicht leicht, wird aber noch sehr erschwert durch die Einschmelzung derselben in die unlöslichen Silicate. Bei einem Gemenge derart, von dem ein Theil löslich, andere Theile unlöslich sind, kann man nicht sagen, dass es, worunter doch Jeder dasselbe als Ganzes versteht, löslich sei. Es lassen sich aber auch in Wasser ganz unlösliche Gläser herstellen.

Auf S. 73 schreibt der Verf. in einer Anmerkung: „Es ist allgemein anerkannte Thatsache, dass reines Wasser etwas Blei auflöst“ etc. — Das ist wieder ein Irrthum, den wir schon weiter vorn besprochen haben. Reines Wasser, welches keinen freien Sauerstoff gelöst enthält, löst kein Blei. Die entstandene Lösung

enthält nicht Bleimetall, sondern Bleioxyhydrat.*) Es scheint, dass dieser Fall der Löslichkeit von Metall in Wasser zu denen gehört, wovon der Chemiker Daub (S. 80) gesprochen und dadurch wahrscheinlich den Verf. in seinen Irrthümern bestärkt hat. B. setzt hier in Anmerkung: „Man sieht hieraus, dass die Wissenschaft wieder einmal in einem langjährigen Irrthum gewesen ist". S. 83 heisst es, dass die „Lösung von Blei schon bekannt" dieselbe auch „bei den übrigen Metallen ausser Frage sei". Das konnte der Verf. nur schreiben, wenn ihm der specielle Grund, warum gerade das Blei, nämlich weil ausnahmsweise Bleioxyhydrat etwas in Wasser löslich ist, nicht bekannt war.

Vor Schluss der Schrift bringt der Verf. noch einen physiologischen Beweis: Physiologische Prüfungen eines Aufgusses von Wasser auf Goldstücke als „Beweis für die Löslichkeit der Metalle in Wasser, wo jeder Einwand ausgeschlossen ist". Er geht aber wieder von der Voraussetzung aus, dass eine Einwirkung auf den Körper (angenommen, sie wäre in diesem Falle bestätigt, was aber bis jetzt nicht der Fall ist) nur vom gelösten Stoff ausgehen kann. Das aber sollte eben bewiesen werden, dass Stofftheile vom Gold in jenem Wasser sich befinden. Uebrigens war bei B. hier nicht einmal der sonst als so nothwendig hingestellte Alkohol erforderlich zur Lösung. Wenn in der That von dem Goldwasser die Gold-Arzneisymptome (nicht nur kühl resp. lauwidrig, wie sie Reichenbach vom Quecksilber und vielen andern Stoffen fand) hervorgerufen würden, so wäre der Fall höchst interessant und lehrreich für die Erklärung der Arzneiwirkungsweise, wenn auch im umgekehrten Sinne, als der Verf. beweisen will.

Er fährt auf S. 82 fort: „Man könnte einwenden, dass mir bei der Untersuchung der Flüssigkeiten (aus den Verreibungen nämlich) vor der Verdampfung kleine, ungelöste Theilchen entgangen sein könnten . . ., weshalb auch der chemische Beweis nicht entscheidend sein würde." — Nun, damit sind wir ganz einverstanden. Den Beweis der Lösung aus der Molecularbewegung fand der Verf. schon S. 59 für nicht ausreichend, d. h. doch für keinen wirklichen Beweis, denn ein einziger wirklicher Beweis ist ausreichend. Den Beweis der physiologischen Wirksamkeit erklärte derselbe in der Centralvereinssitzung

*) Reines Wasser löst Blei als Bleihydrat [$Pb(OH)_2$], welches erhitzt in $PbO + H_2O$ übergeht. s. Pinner, Anorg. Chemie pag. 256. Red.

(Allg. hom. Zeitung Bd. 99, S. 74) nicht für einen Beweis der Löslichkeit, während er ihn jetzt freilich in Ermangelung eines anderen (der damals sichere chemische Beweis, ist es jetzt nur bedingungsweise) zu einem „Ausschlag gebenden“ macht (S. 82), da bei dieser Goldlösung aus Goldstücken „die Suspension von kleinen Metalltheilen vollständig ausgeschlossen ist.“ (S. 81)

Was sagte er aber am Anfang der Untersuchungen (Allg. hom. Zeitung Bd. 98, S. 85, hier S. 5): „Glänzende Goldtheilchen können wir aber auch für unsere Verdünnungen nicht brauchen, da sie sich nicht in Weingeist und Wasser lösen.“ Also nicht lösen, (damals wollte der Verf. die Löslichkeit aus dem fein zerriebenen Gold beweisen) und hier? Spielt der Verf. mit uns oder mit sich?

Nun aber sind in Wahrheit ungelöste Stofftheilchen dem mit dem Mikroskop bewaffneten Auge des Verfassers entgangen? Das wäre die Frage, auf die sich Alles concentrirt. — Verf. hatte im Goldpräcipitat bei 1200facher Vergrösserung Theilchen, klein „bis an die Grenze der Sichtbarkeit gelangt“ gefunden (S. 13), er hatte dasselbe noch 3 Stunden lang verrieben, so dass die Verreibung eine andre Farbe selbst angenommen hatte, was er mit Recht an verschiedenen Stellen der Schrift für einen Beweis noch weiterer Zertheilung ansieht. Mussten da nicht Theilchen von einer Feinheit entstehen, dass sie bei obiger Vergrösserung in ihrer Einzelheit nicht mehr sichtbar waren? Und spricht nicht der Verf. selbst (S. 75) von der „progressiven Verkleinerung, der wegen ihrer Kleinheit unsichtbaren Theilchen“? Bei weiterer Vergrösserung und besserem Lichte, die doch nur von äusseren Verhältnissen abhängen, würden auch hier noch Theilchen zu erkennen sein.

Wenn aber so fein zertheilter Stoff aus solcher, keine einzelnen sichtbaren Theile bei 1200facher Vergrösserung erkennenlassender Flüssigkeit sich absetzt, in seiner Aneinanderlagerung sichtbar, wie es geschehen ist, was sagt nun B.? Er findet (S. 53, ad. 4), dass der Stoff sich aus übersättigter „Lösung“ ausgeschieden habe.

Wodurch ist sie übersättigt geworden? Eine Lösung nimmt nie mehr Stoff auf, als bis sie gesättigt ist. Uebersättigt wird sie, wenn nach der Sättigung die Lösungscapacität vermindert wird, etwa durch Abkühlung. Ist davon hier etwas erfolgt?

Welcher Beweis der Löslichkeit der Metalle in Wasser und Alkohol bleibt nun noch übrig, da der Verf. selbst, und wir stimmen

ihm ganz bei, sie alle als keine wirklichen hingestellt hat? — Keiner!

B. schliesst in der Ueberzeugung, mit der „Lösung der Frage“ der Homöopathie genutzt zu haben. Auch wir schliessen in der Ueberzeugung, mit der Besprechung der Frage der Homöopathie genutzt zu haben, wenn auch in entgegengesetzter Richtung; nur glauben wir nicht die Frage gelöst zu haben. Unmöglich wäre die Löslichkeit von Metalltheilen in Wasser ja nicht, aber es wären keine Theile, die durch die heutigen Hülfsmittel der Chemie und Physik nachweisbar sind. Nachgewiesen sind solche Theile bis jetzt nicht. B.'s „Nachweise“ sind Irrthümer.

Statistik.

In Band X, No. 4 der „New-York Medical Times“ finden wir eine sehr interessante statistische Zusammenstellung, welche wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten Wir geben in Folgendem die genaue Uebersetzung.

Die relativen Erfolge bei allopathischer und homöopathischer Behandlung der Kinderkrankheiten

von Dr. A. B. Norton, New-York.

In dem „American Journal of Obstetrics“, April 1882, pag. 506 finden wir folgenden Bericht über die Kinderabtheilung des Julius-Hospitals zu Würzburg für die Jahre 1872—1882 von Dr. O. Seifert:

A. Infektions-Krankheiten.

No.	Krankheit.	Männlich.	Weiblich.	Zusammen.	Geheilt.	Gebessert.	Nicht gebessert.	Todt.	Durchschnitts-Alter.
1.	Morbilli	18	11	29	26	—	—	3	9 Jahr 9 Mon.
2.	Rubeola	2	—	2	2	—	—	—	4 „ 6 „
3.	Scarlatina	3	16	19	18	—	—	1	4 „ 3 „
4.	Varioloid	5	3	8	8	—	—	—	6 „
5.	Varicellae	4	1	5	5	—	—	—	2 „ 5 „
6.	Typhus abdominalis	18	11	29	26	—	—	3	5 „ 9 „
7.	Diphtheritis	8	12	20	10	—	—	10	4 „
8.	Cholera	7	9	16	6	—	—	10	7 „ 2 „
9.	Meningit. cerebrospinal. epidemica	1	1	2	1	—	—	1	13 „ —

B. Krankheiten der Athmungs-Organe.

No.	Krankheit.	Männlich.	Weiblich.	Zusammen.	Geheilt.	Gebessert.	Nicht gebessert.	Todt.	Durchschnitts-Alter.
1.	Spasmus glottidis	1	—	1	—	—	—	1	7 Wochen.
2.	Papillomata laryngis . . .	1	—	1	—	1	—	—	$4^1/_2$ Jahr.
3.	Paralysis M. M. cricoaryten. post.	1	—	1	1	—	—	—	4 „
4.	Pertussis	3	3	6	4	1	—	1	6 „
5.	Bronchitis	7	6	13	8	1	—	4	$2^3/_4$ „
6.	Pneumonie	13	15	28	17	1	—	10	5 „
7.	Phthisis pulmon.	26	17	43	—	7	17	29	6 „
8.	Atelectasis pulmon. . . .	1	—	1	—	—	—	1	$1^1/_4$ „
9.	Sarcoma pulmon.	—	1	1	—	—	—	1	12 „
10.	Pleuritis	7	3	10	5	1	—	4	$5^1/_8$ „
11.	Pneumothorax	1	—	1		—	—	1	4 „ *)

Als ich dies las, stiess mir die Frage auf, wie sich die homöopathische Behandlung der Kinderkrankheiten im Vergleiche hierzu verhalte?

Aus der Zeit, da ich behandelnder Arzt am Kinderhospital zu „Five Points House of Industry, New-York City“ war, standen mir die Berichte zur Verfügung, und das Resultat der Nachforschung war folgendes:

Infektions-Krankheiten 1872–1880.

No.	Krankheit.	Anzahl der Fälle.	Geheilt.	Gebessert.	Nicht gebessert.	Todt.
1.	Morbilli	253	250	—	—	3
2.	Rubeola	11	11	—	—	—
3.	Scarlatina	54	53	—	—	1
4.	Varicellae.	65	65	—	—	—
5.	Diphtheritis	32	31	—	—	1
6.	Cholera	17	17	—	—	—
7.	Meningitis cerebrospinal. epid.	8	5	—	—	3

*) **Anmerkung der Red.** Die Zahl der für den Zeitraum von 10 Jahren in einem so grossen Krankenhause behandelten Krankheitsfälle scheint uns ganz auffallend gering.

Krankheiten der Athmungs-Organe 1872—1880.

№	Krankheit.	Anzahl der Fälle.	Geheilt.	Gebessert.	Nicht gebessert.	Todt.
1	Spasmus glottidis	2	2	—	—	—
2	Pertussis	74	74	—	—	—
3	Bronchitis	122	114	6	—	2
4	Pneumonie	78	75	3	—	—
5	Phthisis pulmonalis	41	—	8	5	28
6	Pleuritis	20	19	1	—	—
7	Laryngo-tracheitis	2	2	—	—	—
8	Croup	33	27	—	—	6
9	Haemoptysis	4	4	—	—	—
10	Asthma	8	8	—	—	—
11	Pleurodynia	14	14	—	—	—

Sterblichkeit bei beiden Behandlungsmethoden.

№	Krankheiten.	Allopathie.	Homöopathie.
1	Morbilli	10,344 %	1,185 %
2	Scarlatina	5,264 %	1,851 %
3	Diphtheritis	50 %	3,125 %
4	Cholera	62,5 %	0 %
5	Meningitis c.-sp. ep.	50 %	37,5 %
6	Spasmus glottidis	100 %	0 %
7	Pertussis	16,666 %	0 %
8	Bronchitis	30,769 %	1,639 %
9	Pneumonie	35,714 %	0 %
10	Phthisis pulmonal.	67,441 %	68,292 %
11	Pleuritis	40 %	0 %
12	Croup	—	18,181 %

Ein Commentar ist unnöthig, die Statistik spricht für sich selbst. Es sind ausserdem noch einige andere Thatsachen in den Berichten der Anstalt aufbewahrt, die wohl einer besonderen Erwähnung werth sind. In den letzten 13 Jahren sind in diesem Hospital 69 Fälle von Typhoidfieber (typhoid fever) behandelt, von denen bloss vier einen bösen Ausgang nahmen. Die Autoritäten der alten Schule geben die Sterblichkeit bei Typhoidfieber in den jüngsten Publikationen auf 15—20 % an.

Während der Jahre 1870 und 71 wurden 21 Fälle von Typhus (typhus fever) behandelt und geheilt. Die Sterblichkeit bei dieser Krankheit ward bei Kindern zu 5—8,6% angegeben.

Gangraena oris ist eine weitere, sehr bösartige Krankheit, von der während der letzten 21 Jahre 39 Fälle zur Behandlung kamen mit nur zwei Todesfällen. In einem dieser Fälle bestand Gangraena oris mit Keuchhusten und Pneumonie, doch war die Gangraena schon in Behandlung, als der Tod durch Pneumonie eintrat. Dieser Erfolg ist um so bemerkenswerther, als die günstigste jemals veröffentlichte Statistik über Gangraena oris eine Sterblichkeit von mindestens 75 % aufweist.

Im weiteren hebt Verfasser die günstige Wirkung der Belladonna in der 30. Verd. hervor, nicht nur bei Behandlung der Scarlatina, sondern auch als Prophylacticum.

Während der verflossenen 21 Jahre wurden in dem Hospital 18,554 Fälle behandelt mit 138 Todesfällen gleich einer Sterblichkeit von 0,743 %. 10,247 wurden in derselben Zeit geimpft. Diesem vollkommenen Impfsystem ist das gänzliche Fernbleiben von Variola zu danken; während dieser Zeit ist bloss ein Fall von Pocken vorgekommen, im Sommer 1881, und dieser Fall hatte sich die Ansteckung zweifellos vor Eintritt in die Anstalt zugezogen, da das Kind wenige Tage nach seiner Aufnahme erkrankte.

Eine Variola-Epidemie herrschte während dieses Zeitraums ein paar mal in der City und besonders in unserem so sehr dicht bevölkerten Theile. Bei dieser grossen Zahl von Impfungen sind blos drei Fälle von bemerkenswerther Erkrankung in Folge der Vaccination beobachtet.

Der vollkommene Schutz unserer Anstalt — die in Folge ihrer Lage ungemein exponirt ist — muss als höchst bedeutungsvoll und beweiskräftig angesehen werden für den Nutzen und die Schutzkraft der Vaccination.

Die Behandlung in der Anstalt wurde streng nach dem Simile-Gesetz geleitet und nur Einzelmittel, gewöhnlich in der 30. Potenz, gereicht. Einige der behandelnden Ärzte haben indess niedere Verdünnungen und Mittel im Wechsel gebraucht, aber mit viel weniger Erfolg, wie ich aus folgender Statistik sehe, die aus „Homöopathic Journal of Obstetrics“ Februar 1881, Seite 356 entnommen ist: Im „Five Points House of Industry“ wurden während dreier Jahre 3572 Kranke mit niederen Verdünnungen und Mitteln im Wechsel behandelt mit 44 Todesfällen. In acht andern Jahren wurden 7523 Kranke mit hohen Verdünnungen und Einzelmitteln behandelt mit blos 37 Todesfällen. Man sieht daraus, dass die Sterblichkeit bei der niederen und alternirenden Behandlung mehr denn doppelt so gross war,

als bei hohen Verdünnungen und Einzelmitteln, d. h. von je 10 Todten in den 3 Jahren hätten mehr denn fünf gerettet werden können bei Behandlung mit hohen Verdünnungen und Einzelmitteln. Die Differenz ist zu gross und die Beobachtung erstreckt sich über zu grosse Zeiträume, um darin eine Zufälligkeit zu ersehen. (Die Schlussfolgerung in dieser Allgemeinheit scheint nun doch sehr gewagt, da man nicht weiss, welche Umstände die höhere Sterblichkeit etwa sonst noch beeinflusst haben z. B. viele Fälle von Tuberkulose etc. Der Ref.)

Es muss ferner noch die Art der Bewohner dieser Anstalt in Betracht gezogen werden. Es befanden sich in der Anstalt ständig 250—300 Kinder aller Nationalitäten, recht eigentlich der Abschaum von New-York, zusammengelesen aus den Kellern und Dachstuben der überfüllten und schmutzigen Miethskasernen der Nachbarschaft. Alle Formen heriditärer und konstitutioneller Krankheiten sind da zu finden und es ist wahrlich eine Seltenheit, unter der Schaar ein gesundes Kind anzutreffen. Skrophulöse Erkrankungen namentlich kann man hier in ihren schlimmsten Formen sehen.

Dr. Sulzer.

Personalien.

Dr. Stiegele ist von Ravensberg nach Stuttgart übergesiedelt.

Dr. Tschörtner ist von Freienwalde nach Naumburg a. S. übergesiedelt.

Dr. Weber ist von Duisburg nach Cöln übergesiedelt.

Dr. Stemmer in Stuttgart hat seine Praxis niedergelegt, um sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Dr. Wintersohle hat sich in Posen niedergelassen.

Dr. Sauer in Lippspringe hat nach Absolvirung des Dispensirexamens sich zur Homöopathie bekannt.

Dr. Hesse siedelt von Aschaffenburg nach Hamburg über.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft.
Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07671 3265

